Steen Bille's
Bericht
über die
Reise der Corvette Galathea
um die Welt
in den Jahren 1845, 46 und 47.

Aus dem Dänischen übersetzt, und theilweise bearbeitet

von

W. v. Rosen,

R. v. Db.,

Mitarbeiter am Original.

Erster Band.

Mit 7 Lithographien und einer Karte.

Kopenhagen. **Leipzig.**

C. A. Reitzel. C. B. Lorck.

Bianco Luno's Buchdruckerei.

1852.

Vorwort der deutschen Ausgabe.

Das Werk, was ich hiemit auf deutschen Boden umgepflanzt habe, ist das Ergebniß der, von dem erhabenen Beschützer der Wissenschafte und Künste, dem hochseligen Vater unseres jetzigen Königs, in's Leben gerufenen Expedition, die — anfangs nur dazu bestimmt, durch eine Untersuchung der Nicobaren die Frage definitiv zu lösen, ob das seit Jahren lediglich formell behauptete dänische Hoheitsrecht über diese Inselgruppe entweder effectuirt oder vollständig aufgegeben werden solle — bald mit anderweitigen Zwecken verwebt, sich zu einer wissenschaftlichen und commerciellen Erdumsegelung entwickelte. Es ist das historisch-nautische Ergebniß dieser mehrjährigen Expedition, deren naturwissenschaftliche Beobachtungen, Entdeckungen, Sammlungen und Zeichnungen ihrer Veröffentlichung und Benutzung leider annoch vergebens harren, während das commercielle Resultat der Reise, dem Plan des verstorbenen Königs zuwider, als ein selbstständiges Werk im Auslande erschien (W. H. Nopitsch: Kaufmännische Berichte etc. Hamburg 1849).

Die Expedition der Galathea kostete dem Staatsschatz eine Summe von nicht weniger als 300,000 Rbd.*); Glück und Friede herrschten aber dazumal noch in unserem Vaterlande, man fühlte sich stolz auf das Unternehmen und achtete die Geldopfer nur gering. Unser geist- und kenntnißreicher König — der von den auf-

*) Eigentlich 302,226 Rbd. 24 ß. Außerdem kosteten aber die an den nicobarischen Inseln stationirten Kriegsschiffe (das Dampfschiff „Ganges" und der Schooner „Nancovry") 80,461 Rbd. 48 ß, und die einstweilige Occupation, sammt den von der Galathea unabhängigen Untersuchungen, der Inseln 80,349 Rbd.

geregten politischen Parteien, hier wie dort, leider so oft verkannte Christian der Achte — nahm sich desselben auch mit seiner ganzen Wärme an, widmete ihm sein ungetheiltes Interesse und suchte es auf alle Art und Weise dem ersprießlichsten Resultat entgegenzuführen. Er beabsichtigte daher auch, nach der Rückkehr der Galathea, die Ernennung eines gemeinschaftlichen Redactions-Ausschusses, welcher der Bearbeitung der verschiedenen Wissenschaftszweige eine endliche Form geben und sie in ein Ganzes zusammenstellen könne. Allein der Tod überraschte ihn, und das verhängnißvolle Jahr 1848 uns Alle, ehe dieser Plan zur Ausführung kam, — und der Chef der Galathea-Expedition, der Commandeurcapitain Steen Bille, benutzte nun die folgenden Winter, während die Ruhe auf dem Kriegsschauplatz ihm die Muße dazu ließ, um, unabhängig von dem jetzt unsicheren Fortgang des übrigen Werks, die ihm anvertraute historisch-beschreibende Abtheilung des Werks bald möglichst zu Ende zu führen. Schon der König Christian der Achte hatte ihm hierzu, auf seinen desfallsigen Wunsch, den Unterzeichneten als steten Mitarbeiter beigeordnet; mehrere Aufsätze (namentlich Java betreffend) verdankt der Verfasser außerdem dem Pastor Hansen, die Karten dem Capitainlieutnant Rothe und die lithographirten Zeichnungen dem Maler Plum.

Daß die übrigen wissenschaftlichen Resultate der Reise, wenn auch vielleicht theilweise bearbeitet, ihrer Veröffentlichung immer noch nicht näher gerückt sind, liegt sowohl in den politischen Verhältnissen, als in der zufälligen Zerstreuung der hierbei erforderlichen Kräfte. Der Professor Behn hatte die Corvette schon in Cobija verlassen, um den Weg durch das Innere von Südamerika zu legen; aus seiner Feder wird uns hoffentlich bald eine Beschreibung dieser höchst interessanten Reise zu Theil werden. Herr Reinhardt verließ das Schiff in Rio de Janeiro, um die vom Dr. Lund untersuchten, an Fossilien reichen Höhlen in Lagoa Santa (Provinz Minas Geraes) kennen zu lernen; er kehrte im Frühling 1848 von dort zurück, hat sich aber später zum zweiten Mal dahin begeben. Der Geologe, Dr. Rink, trat im Frühling 1848

eine, erst nun vor wenigen Wochen beendete, wissenschaftliche Reise nach Grönland an; Herr Kamphövener war gleich nach seiner Rückkehr in's Vaterland gestorben, und Herr Didrichsen widmete während des Krieges bald dem Heer, bald der Flotte seine ärztlichen Dienste.

Auch die mitgebrachten Naturalien (außer mehreren werthvollen Geschenken von Wissenschaftsmännern in Calcutta, Batavia, Lima und Buenos Ayres: 93 Collis, nämlich 62 mit zoologischen, 26 mit botanischen und 5 mit geologischen Sachen) sind, was ihrer Bearbeitung natürlich ebenfalls hinderlich sein mußte, noch immer nicht an die respectiven Sammlungen in Copenhagen und Kiel vertheilt worden; die unseligen politischen Verwickelungen haben es leider bisher unmöglich gemacht. Nur die ethnographischen Einkäufe (21 mitgebrachte Kisten, außer Bestellungen aus Tranquebar und Batavia) sind längst in ihrem Museum aufgestellt und somit der Oeffentlichkeit übergeben.

Der Verfasser des vorliegenden Werks sucht dem Leser die 15,000 Meilen lange Reise in einem anspruchlosen, wahrheitsliebenden und doch lebendigen Bild vorzuführen; sollten übrigens die für unser theures Vaterland so unheilschwangeren, ja selbst die Existenz desselben bedrohenden Ereignisse, unter denen es niedergeschrieben, und der lange Zeitraum der, seitdem wir zum Theil das Beschriebene erlebt, verflossen war, auf die Frische und Fülle der Schilderungen manchmal ungünstig eingewirkt haben, so darf dies kaum Jemanden Wunder nehmen. Mit dem größten Interesse ist man dennoch — selbst in dieser, in Politik so ganz aufgehenden Zeit — dem Erscheinen des Werks hier in Dänemark entgegengekommen, und wie dies, so dürfte wohl auch der Name Steen Bille, der inner- wie außerhalb der Gränzen seines Vaterlandes einen guten Klang hat, der wohlwollenden Aufnahme des Buchs im Auslande ein kräftiger Fürsprecher sein.

Es steht mir nur noch übrig, in wenigen Worten meiner deutschen Bearbeitung desselben Erwähnung zu thun, namentlich darauf aufmerksam zu machen, daß ich es — ich darf wohl sagen,

ohne es irgend zu verstümmeln — auf $^2/_3$ seines ursprünglichen Umfangs beschränkt habe. Die Originalausgabe ist nämlich, was sich bei einem solchen officiellen Werk nicht vermeiden ließ, mit amtlichen Mittheilungen, Instructionen, Rapporten, Handelstractaten u. s. w. beladen, die höchstens ganz kurz resümirt dem großen Publicum ein Interesse abgewinnen können; die Seereisen sind mit einer Ausführlichkeit beschrieben, die den Laien mehr ermüden als belehren wird; und von den dem Original beigefügten Anhängen: den Positionstabellen, den meteorologischen und physischen Beobachtungen, den nicobarischen und Negritos-Wörterbüchern, läßt es sich wohl annehmen, daß sie, was ihren wissenschaftlichen Werth natürlich keineswegs schmälert, von der Mehrzahl der Leser eher als ein Ballast, denn als ein Vorzug des, seiner ganzen Form nach populären, Buchs angesehen werden würden. Von den fünf Karten sind ferner die drei Specialkarten, und von den zwanzig Lithographien die sechs, hinsichtlich des Süjets weniger interessanten, ausgelassen worden, um auch hierdurch den Preis zu erleichtern.

Und damit gehe das Buch denn in die Welt hinaus und suche sein Schicksal! Der zweite und letzte Band — die Beschreibung unseres Aufenthalts in China, auf den Südsee-Inseln und in Südamerika — ist noch unter der Presse, wird aber diesem ersten alsbald folgen.

Copenhagen im December 1851.

W. v. Rosen.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

I. **Ausrüstung des Schiffs. — Aufenthalt auf der Rhede. — Abreise. — Instructionen und officielle Mittheilungen.** (19. Mai — 24. Juni 1845.) . . . . 1.

(S. 1—8.) Ernennungen der Officiere. — Die Galathea: Eigenschaften des Schiffs; vorgenommene Veränderungen, namentlich in der Aptirung. — Bemannung. — Verproviantirung. — Handels- und industriekundiges Mitglied der Expedition. — Das Commando wird gesetzt; Besuch der Majestäten. — Wahl der Wissenschaftsmänner und Anschaffung wissenschaftlicher Requisite. — Rhede von Kopenhagen. — Abschieds-Audienz. — Anker gelichtet.

(S. 8—13.) Allgemeine königliche Instruction. — Specielle wissenschaftliche Instruction. — Bedenken der Gesellschaft der Wissenschaften: Physik, Geologie, Botanik, Zoologie; Beilagen. — Hydrographisch-physisch-magnetische Instruction. — Bericht über Mackey's Untersuchung der nicobarischen Inseln.

II. **Reise nach Madeira.** (24. Juni — 21. Juli.) . . . . . 14.

(S. 14—19.) Helsingør. — Letztes Lebewohl. — Kattegat und Nordsee. — Canal.

(S. 19—23.) Plymouth: „Breakwater". — Saluten. — Englisches Geschwader. — Royal yacht-club. — Werft. — Devonport, Stonehouse und Plymouth; Seehospital und andere öffentliche Gebäude; „union-street". — Eingefangene Seeräuber.

(S. 23—26.) Unter Segel gegangen. — Canal. — Spanische See. — Windstille unter Madeira.

III. **Aufenthalt auf Madeira.** (21. Juli — 27. Juli.) . . . 27.

(S. 27—45.) Saluten und Besuche an Bord. — Schiffsarbeiten; Einnehmen von Madeirawein und Wasser. — Anfang der wissenschaftlichen Untersuchungen. — Historisches von der Insel. — Auswanderungen. — Klima. — Funchals Klöster; Katholicismus. — Lage, Befestigung, Größe der Stadt. — Landung. — Promenaden. — Häuser, Straßenpflaster. — Pferde, Pferdeführer. — Die Bergstraße. — Carvalhero's Garten, Cra-

Seite

macha. — Ritt über die Insel nach St. Anna. — Erfrischung und Zerstreuung der Mannschaft. — Der letzte Tag. — Anker gelichtet.

IV. **Reise nach Ostindien.** (28. Juli — 12 October.) . . . . 46.

(S. 46—63.) Der N. O.-Passat; die Temperatur des Wassers auf der Tiefe. — Wind und Witterung, Segler, Strömungen im stillen Gürtel; Durchschneiden des Aequators, das Hänseln. — Der S. O.-Passat; „Cäsar Godofroy"; Martin Vaz und Trinidad; Gesundheitszustand der Mannschaft; Barometer und Sympiesometer. — Tristan d'Acunha. — Kälte, Sturmvögel, Capstürme; Temperaturmessungen der Luft und des Wassers. — Geburtstag des Königs; Loos des Matrosen. — Naturgeschichtliche Vorlesungen. — Alle vier Jahreszeiten. — Strömungen. — S O.-Passat. — Westliche Winde und östliche Strömung. — Mann über Bord. — Aequator. — Brodration. — Temperatur des Wassers auf der Tiefe. — Coromandelküste: Chronometer, Pagode, „Catimarans", der erste Hindu, die dänischen Beamten in ihrem „Selling".

V. **Die Coromandelküste: Tranquebar, Pondichery, Madras** (12. Oct. — 5. Novbr.) . . . . 64.

(S. 64—80.) Tranquebar: Freude Land wiederzusehen. — Erster Landgang. — Aehnlichkeit mit Pompeji. — Die „schwarze" Stadt: Häuser, Bewohner, Huka, Musik. — Geschäfte. — Das Gebiet von Tranquebar. — Excursion nach Tillali: Ochsenfuhrwerk, „Pion", Palankin; der Weg; Tillali's „Bungalo" und Garten; Pagode; das Beschenken des Fremden; Bajaderen; Porejar. — Hinduische Procession. — Ball beim Gouverneur. — Indische Nacht. — Ethnographische Einkäufe. — Sipois. — Besuch an Bord. — Die Gesinnung der Bevölkerung; das Christenthum und Unterrichtswesen; die früheren dänisch-ostindischen Handels-Compagnien.

(S. 80—83.) Pondichery: die Rhede; der Gouverneur; die Stadt; Hausirer; Segeltuch-Fabrik.

(S. 83—98.) Madras: Ansicht der Stadt. — Schiffe und Böte auf der Rhede. — Die „weiße" Stadt unbewohnt. — Spaziergang durch Madras: „United-Service-Hotel", Weg nach St. Thomas hinaus, Bazars, Barbier, die „schwarze" Stadt am frühen Morgen. — Die Festung St. George. — Eismagazin. — Landsitze der Europäer, Promenade. — Langeweile des Tages: „Quai hai", „Punka"; Morgentour, erstes Frühstück, Geschäfte und Visiten, „Tiffin", wandernde Ladendiener, abendliche Beleuchtung, später Mittag, zu Bett. — Nicht die frühere Gastfreiheit: „Teatotalisten", Verminderung der Vermögen und Gagen, Pietismus. — Schiffsbrod. — Besuch an Bord. — Anker gelichtet.

(S. 98—104.) Fahrt nach Calcutta: Hooghly, Bugsir-Dampfboot, Lootse, Sagur, Sunderbunds, Kedjeri, „Diamond-Harbour", Fahrzeuge, „Gardenreach", botanischer Garten, „Bishops-College", „city of palaces", Dampfboot „Ganges", Fort William.

VI. **Aufenthalt in Calcutta.** (5. Novbr. — 24. Decbr.) . . 105.

(S. 105—111.) „Ganges": Brauchbarkeit, Instandsetzung. — Schiffs-

Seite

arbeiten. — Cholera und andere Krankheiten. — Vorbereitungen zur nicobarischen Expedition: chinesische Arbeitsleute, „Christine", „Patriot", verschiedene Requisite.

(S. 111—123.) Calcutta's Lage. — Fort William: Arsenalgebäude, Wasser, Stadt. — Gouvernements-Pallast, Ochterlony's Monument. — „Tanksquare": „writers buildings", „schwarze Höhle". — Bassins, Wasserträger. — „Townhall". — Der Kai und seine Prachtgebäude, Menschengedränge. — Münze: die Maschine. — „The Course". — „Chowringhee". — „Gardenreach". — Bazars. — Die „schwarze" Stadt: Hütten und Babuwohnungen, Aasvögel, Verbrennung der Leichen, Lingamstempel. — Weg nach Barrackpore.

(S. 123—132.) Barrackpore: Lage, Menagerie, Elephantenställe, Park. — Serampore: Dänische Hoheit, Sehenswürdiges, Baptist-Missionäre, Marshmann. — Cassipore, Dundum. — Der botanische Garten, Dr. Wallich. — Kiddapore, ostindische Marine, Dampfpaketschiffe. — Ostindienfahrer, „Boar".

(S. 133—153.) Der Hindu. — Indische Cultur und Religion, Kastenwesen. — Die ungeheuere Dienerschaft der Europäer — Der Hindu ein Sclave von seinen Kastenvorurtheilen. — Erniederung der Frauen in Indien. — Aberglaube und Fanatismus, „Thugs". — Ceremonien des Brama-Gottesdienstes; Leichen in den Fluß geworfen. — Das brittische Gouvernement der Bramalehre gegenüber. — Die englische Hochkirche. — Vergleich zwischen protestantischen und katholischen Missionären. — Asyle und Armenschulen: „central school", european female orphan asyle", „la Martinière", „united scotch church school". — Hochschulen: „Hindoo-College", („Patschala", „school society's branch school"), „Madrussa", „Medical-College". — Die Ausbildung ohne practischen Nutzen für die Eingeborenen.

(S. 153—168.) „The cold season". — Geselligkeit: Visiten zur „Tiffin"-Zeit, Biertrinken der Damen, späte Mittagsmahlzeit (Luxus und Langeweile der Tafel, Anrichtungen, Mitbringen seines Dieners, Fortgehen der Damen, Toasts), Abendcirkel. — Der Engländer fühlt sich nie in Indien zu Hause. — Oeffentliche Belustigungen: Klubbs, Townhall-Bälle („Monarch"), St. Andrews Fest. — Der Generalgouverneur abwesend. — Feste bei Brojonauth Dhur und bei einem anderen reichen Babu. — Sohn und Enkel des Tippo Saib; Minister des Königs von Birma.

(S. 168—170.) „Ganges„ und „Christine" gehen nach ihrem Bestimmungsort ab. — Dr. Philippi. — Herr Ropitsch. — Abschiedsfeste an Bord. — Anker gelichtet.

VII. **Abreise von Calcutta. — Barren-Eiland. — Aufenthalt an den nicobarischen Inseln. — Reise nach Pulo Penang.** (24. Decbr. 1845 — 7. März 1846.) . . . . 171.

(S. 171—180.) Treiben mit dem Strom. — Bugsirdampfer: Ranga-

Seite

falla, Spitboy. — Veränderliche Brisen; N. O.-Wind. — Neujahrsabend. — Die Andamanen. — Barren-Eiland: Landgang; Hebungskrater; Besteigung des Aschenkegels und sonstige Excursionen; Andenken an unser Hiersein. — Klein-Andaman. — Vor Anker unter Carnicobar.

(S. 180—183.) Nicobarische Expedition des „Espiègle"; frühere Seeräubereien.

(S. 183—194.) Carnicobar: Saoui (Canos, arabische Brigg, wissenschaftliche Arbeiten, Furcht und Mißtrauen der Eingeborenen, Schiffsbuch, Besuche an Bord, Hütten, Cocus, Friedhof, Wasser und Feuerung, größeres Vertrauen der Eingeborenen; Landung nordwestlich von Saoui, Cocusnüsse, Tabak; Grotte nordöstlich von Saoui). — Oestliche Umschiffung der Insel: Moose, Lapate (Hafenbuch, Baake), Steinriff. — Vor Anker in der südwestlichen Bucht (Gewitter, Landgang, Kummios, Versuche in die Insel einzubringen, James Booth, stinkender Sumpf).

(S. 194—198.) Batty Malve. — Chowry: Insulaner; größere Cultur; Frauen; irdene Töpfe; Hatrock; Einwohnerzahl. — Oestliche Umschiffung Trincutti's.

(S. 198—212.) Nancovry-Hafen: Einfahrt. — „Ganges" (Penang). — „Christine" (Klein-Nicobar). — Excursionen: Zelt, Landgangstruppen, Chinesen. — Aufnahme des Hafens und des Fahrwassers zwischen Kamorta und Trincutti. — Inaka: Seeräubereien? — Bajuha. — Dörfer auf Nancovry: Injoang, Eldogoang, Malacca und Enuang (der Neger João, Etablissement der mährischen Brüder, Goldsmith). — Mongkatahügel auf Kamorta: Geschäftigkeit; die wenigen Reste des Rosenschen Etablissements. — Aufsuchen des „Patriot". — Nicobarisches Frauenzimmer. — „Present". — Herr Kjellerup verirrt sich; „London". — Ausflucht nach der Ulalabucht und nach Katschull. — Seeräubereien. — Englands Ansicht von dem dänischen Hoheitsrecht über die Inseln. — Besitznahme des für die Anlage der ersten Colonie sich nicht eignenden Nancovry-Hafens; Ernennung nicobarischer Beamten, Feierlichkeit.

(S. 212—216.) Bompocka. — Terressa: Eoie (Capt. Francisco); Bompocka-Canal; Henam („Gold-Mohur" Häuptling aus Laksee, „Padres", die Todten, Character der Teressaer); Geographie und allgemeine Beschaffenheit der Insel.

(S. 216—219.) Kakäna, die Nordspitze von Kamorta: Prof. Behns Excursion. — Tillangschong. — Nancovry Hafen: „Londons" innerer Kampf und Krankheit (Malune). — Sombrero-Canal: Meroe, Track, Treis.

(S. 219—228.) Vorzug der südlichen Inseln vor den nördlichen. — Klein-Nicobar. — Pulo Milú-Hafen: künftige Colonisation(!) — Arbeiten. — George Piken und Sabulla. — Ankunft des „Patriot" (v. Teilingen, Etatsrath Hansen). — Ansiedelungs-Pläne. — Gebirgige Landzunge. — Trepangs. — Bewohnung und Vegetation der Küste. — Bassin. — Excursion den Fluß hinauf. — „Ganges" nach Pulo Condul geschickt. — Excursion nach Treis. — Pulo Milú in Besitz genommen; chinesische Besatzung.

Seite

(S. 228—238.) Nördliche und westliche Umschiffung von Klein-Nicobar. — St. Georgs-Canal. — „Ganges-Hafen" auf Sambelong (Groß-Nicobar): Untiefe, stinkende Lagune, Thanks Etablissement. — Cabra. — Ostküste von Sambelong: viele Buchten, wiederholtes Ankern. — Südbucht: Landung, Excursion den „Galatheafluß" hinauf (Tanz der Eingeborenen, Nacht im Zelt, Flußufer, Hindernisse, Ansiedelung der „Orangutangs", Ungewitter, Bivouac). — Die allgemeine Colonisations-Frage.

(S. 238—243.) Pläne hinsichtlich der „Christine" und des „Ganges". — Abschied, Anker gelichtet. — Fahrt nach Pulo Penang: Wind und Strom, Grund, Land, Vergleich zwischen Penang und den Nicobaren, das nicobarische Fieber (Privatlogis und „Navyhouse").

VIII. **Amtliche Berichte über die nicobarischen Inseln** . . . 244.

(S. 244—47.) Bedenken des Capt. Steen Bille und Etatsr. Hansen.

(S. 247—51.) Geologischer Bericht.

(S. 251—58.) Zoologischer Bericht.

(S. 258—70.) Botanischer Bericht.

(S. 270—88.) Ethnographischer Bericht.

(S. 288—94.) Handelsbericht.

(S. 294—302.) Klimatologischer und medicinischer Bericht.

IX. **Penang. — Fahrt durch die Malaccastraße. — Sincapore. — Fahrt durch die Rhio- und Bancastraße nach Batavia.** (7. März — 22. April.) . . . . 303.

(S. 303—323.) Ursprung der Colonie auf Penang. — Anbau, Handel, Einnahmen der Insel. — Klima, Erdboden. — „Georgetown", „Fort Cornwallis", „Navyhouse", Privathaus für unsere Kranken. — Chinesisches Quartier. — Chinesischer Thalientempel, Schauspiel. — Dramatische Litteratur der indo-chinesischen Völkerstämme. — Verschiedenartige Bevölkerung der Insel, geringe Anzahl der Frauenzimmer. — Umgegend: Sclaven; Landschaft; Wohnungen der Malaien, Chinesen und Hindus. — Ausflüge zu Wagen und zu Pferde: gesunde und ungesunde Hügel, Wasserfall (Wasserleitung), Aussicht von der Höhe, das Hierwohnen. — „Province Wellesley". — Dampfschiffe zwischen Europa und China (Kamphövener und Dr. Philippi), Dampfschiffslinien. — Gastfreie Aufnahme. — Religiösität der Engländer. — Musikcorps der Galathea. — Genesung unserer Kranken.

(S. 323—328.) Fahrt durch die Malaccastraße: Witterung, Strömungen, Ansichten von Land &c.; Parcelarberg; Malacca, malaiische Seeräubereien; Carimans-Inseln; Einfahrt nach Sincapore; lebhafter Verkehr auf der Rhede.

(S. 328—351.) Sincapore: Insel und Stadt. — Die Malaien in

Seite

der Malaccastraße. — Sir Stamford Raffles: Aufblühen Sincapores. — Englisch-holländischer Tractat von 1824. — Das malaiische Quartier. — Hospitäler. — Erdboden, Gesundheitszustand, Klima. — Bughistamm. — Character und geistiger Standpunkt der Malaien. — Chinesische Einwanderer: unruhige Köpfe, „Congsis". — Spielhäuser und Opiumskneipen. — Hersenden fremder Verbrecher. — Die hiesigen Europäer: ihr Streben und Trachten, ihr geselliges Leben; Herr Nichols. — Die Schiffe auf der Rhede: chinesische Junken, cochinchinesische Kriegsschiffe. — Sir St. Raffles Schule. — Chinesische Kirche. — Ausbeute der Naturforscher.

(S. 351—359.) Administration der brittisch-ostindischen Besitzungen.

(S. 359—364.) Reise nach Batavia: „Braganza" und „Mary Wood"; Monsunwechsel; Rhiostraße; Krankheit am Bord; die Stadt Rhio; Aequator; Bancastraße (Müntok, Zinngruben, wiederholtes Ankerlichten und Ankerwerfen); Lucipara; die „tausend Inseln" (Nord- und Süd-Watscher); Einfahrt auf die Rhede von Batavia, holländische Kriegsschiffe; der S. O.-Monsun.

X. Aufenthalt auf Java. (22. April — 12 Mai.) . . . . . 365.

(S. 365—379.) Alt-Batavia. — Der große Canal, Hebung der Küste, Molo. — „De Boom", Miethwagen. — Neu-Batavia. — Oeffentliche Gebäude: „Stadthuys", Bureau-Pallast, Hospital in Weltevreden. — Klubbs: Concordia und die Harmonie. — Ethnographisches Museum. — Privat-Wohnungen. — Einwohnerzahl. — Verfahren des Gouvernements gegen die Eingeborenen. — Kleidung der Malaien. — Malaiische Sprache und Character. — Das Aeußere, der Character und die Sprache der Javanen; die Kawi-Sprache. — Herr Launy. — Die holländisch-batavianische Lebensweise: Morgenkaffee (Manila-Cerute), Frühstück, Geschäfte, Siesta (Thee), Spazierenfahren; Vergleich zwischen den Gebräuchen der Holländer und Engländer; Promenade (Waterlooplatz); der Mittag mit dem englischen verglichen; das gesellige Abendleben; die Rangsucht der Holländer.

(S. 379—411.) Besuch auf Buytenzoorg: Batavia's Ausdehnung. — „Mester Cornelis". — Landstraße durch ganz Java hindurch. — Das schnelle Fahren. — Javanische Lastträger und Büffelkarren. — Der Weg nach Buytenzoorg: Anbau des Landes, Theefabrik, Bewässerungssystem. — Das Schloß, der Park, die Menagerie. — Der Generalgouverneur v. Rochuysen. — Das Dorf Buytenzoorg (Chinesen und Javanen). — Alterthümer: Batotoëlis und mehrere Steinbilder (ehemals hier das Reich Padjaran). — Lombokſche Gesandten, javanischer Regent. — Vergleich der hiesigen mit den europäischen „Salons". — Spazierritt am frühen Morgen (Bambus). — Täglicher Regen. — Ball (die Gesandten und der Regent.) — Wohnung des Regenten. — Ausflug in die Gebirge: Landschaften, Reisbau; Brücken (Sammlungsörter der Wanderer); störrische Pferde und Büffel; Herr v. Kraap; Gränzscheide von Preanger: Ehrenesforte; Reisbau; „Tje-Banas": früher Morgen; Kaffeepflanzung,

Seite

der Regierung gehörend; allmähliges Verschwinden der Cultur; „Tje-Börum": Bungalo, der See „Telagangnembang", Wasserfall; veränderte Vegetation; kochender Wasserfall; der sogenante Rhinocerosstall: die javanische Nachtigall, Bungalo, Frühstück, Feuer angezündet; steiler Bergpfad; der 9600 Fuß hohe Gipfel des Panjorango: Kälte, Gedé, Wolken, der Abend, der nächste Morgen; das Besteigen des Gedé aufgegeben, der Rückweg angetreten; General Clarens; Administration der holländischen Besitzungen; Concert und Tanz der Eingeborenen (Vorliebe für den indischen Cultus); der Gipfel des „Megamendong"; der See „Telaga Wörna"; Herr Toussaint; die Javanen von der Reisernte heimkehrend. — Besuch auf dem Gute Champia: Ehrenpforten, Eskorten ꝛc.; javanische Sänfte; Schwalbennester-Grotte; Wasserfall: Pavillon, Marionettentheater, Frühstück; Rückkehr. — Abschied von Buytenzoorg.

(S. 412—424.) Java's Naturbeschaffenheit, Gesundheit, Klima. — Stammväter der Javanen (Dajaks-Aegypter?), historische Denkmäler. — Araber, Holländer, Franzosen und Engländer. — Chinesen: wie sie sich geltend gemacht; Blutbad 1740; Steuern; dem Einwandern derselben Schranken gesetzt. — Die holländische Administration, ihre Beamten. — — Baron v. Hövell. — Holländische Geistlichkeit; Religionsschlaffheit der Eingeborenen, „Pa-Santris"; Furcht des Gouvernements vor dem Christenthum; Predigen in der javanischen Sprache; kleine christliche Gemeinde auf „Depok". — Hochschule in Delft. — Einnahmen der Regierung. — Maatschappey, Freihandel, Geldmangel.

(S. 424—426.) Truppenrüstungen, Land- und Bürgerwehr. — Naturalien nach Hause geschickt; Einkauf für das ethnographische Museum. — Abschiedsaudienz. — Anker gelichtet; der Admiral v. d. Bosch an Bord.

XI. **Fahrt durch die Gaspar-Straße nach den Philippinen. — Manila. — Ueberfahrt nach China.** (12 Mai — 20 Juni.) 427.

(S. 427—434.) Meine Instructionen (Bali, Samarang). — S. O.-Spitze von Banka. — Pulo Leat. — Gaspar-Insel. — Tambolan- und Natunhas-Gruppen. — Gefahren der China-See. — Unsteter Monsun. — Todesfall. — Schießprobe. — Hitze. — Calavita in Sicht. — Einfahrt in die Manilabucht: Corregidor, Kanonenboot, S. Nicolas; Anker geworfen. — Meine Instructionen.

(S. 434—461.) Alt-Manila: Festung, „Cuadras", Straßen, Markt, düsterer Eindruck der Stadt. — Die „Calzada"; die Alameda". — Brücke über den Passigfluß. — Binondo: Canäle und Kais, Häuser (Jalousien); Haus des Herrn Sturgis (Furt). — Handel; Fremde (1820); Mangel an Scheidemünze. — Mönchsorden. — Cathedrale. — Augustinerkloster. — Spazierfahrt: Kirchenfeste, tagalischer Friedhof, Leichenbegängnisse. — Katholische Religion und spanische Sprache; Miliz; Vergleich der Philippinen mit englischen und holländischen Colonien. — „Negritos del Monte": Dr. Meinicke; Mittheilungen des Ynigo Azaola. — Chinesen: Historisches. — Tagalen: Aeußeres, Tracht, Tabaksrauchen; Character und Volksleben; Hahnenkampf. — Cerutenfabrik. — Schönheit der Insel. — Ausflug nach

Cavite. — Ananas- und Bananenzeuge. — Früchte, Stroharbeiten. — S. W.-Monsun. — Spanische Autoritäten. — Todesfall. — Anker gelichtet.
(S. 461—464.) Flaue Winde. — Bö. — Einfahrt auf den Cantonfluß: „Skjærgaard", unregelmäßige Strömungen, Piraten. — „Gap-Rock" und „Hay-pong"; Ladronen; Rhede von Macao. — Farben der See und Inseln. — Fischer-Junken.

Lithographische Blätter des ersten Bandes:

		Seite
1.	Die Kutsche eines Babu. Calcutta	118.
2.	Der Hafen von Nancovry	198.
3.	George Piken in seinem Boot. Pulo Milú	222.
4.	Urwald auf den Nicobaren	226.
5.	Chinesisches Volkstheater. Pulo Penang	308.
6.	Javanisches Mädchen und Kind. Java	372.
7.	Bajadere. Java	404.

I.

Ausrüstung des Schiffs. — Aufenthalt auf der Rhede. — Abreise. — Instructionen und officielle Mittheilungen.

(19. Mai — 24. Juni 1845.)

Am 19ten Mai 1845 erhielt ich meine Ordre, als Chef der Corvette Galathea, deren Bestimmung eine Expedition nach Ostindien, China, und später durch die Südsee nach der West- und Ostküste Südamerikas und von dort nach Hause, — also eine Erdumsegelung. An demselben Tage wurden folgende Herren als subalterne Officiere befehligt: die Cptlieutn. Aschlund und Flensborg, der Prlieutn. H. P. Rothe, die Scdlieutn. Bruun, Hedemann, Colsmann und Roepstorff, die Cadetten-Unterofficiere Ravn und Rothe. Im Laufe der nächsten Wochen wurden ferner folgende Herrn ernannt Matthiessen als Oberschiffsarzt, Rosen als zweiter, Didrichsen als dritter Arzt, Blankensteiner als Proviant-Rechnungsführer und Hansen als Schiffsprediger. — Es wird sich mir im Folgenden die Gelegenheit darbieten, die Tüchtigkeit dieser mir durch ein langes Zusammenleben so lieben Mitarbeiter des Näheren zu erwähnen; Thatsachen und Resultate werden überdies besser, als alle Worte davon zeugen.

Die Galathea lag am „Elephanten" auf Nyholm, gänzlich abgetakelt, der Ballast gelegt*). Dieses Schiff lief 1832 auf Gammel-

*) Dieses völlige Abtakeln und Auflegen der dänischen Kriegsschiffe, bis sie für eine Expedition aufs Neue ausgerüstet werden, ist ein von keiner der größeren europäischen Marinen befolgter Gebrauch, und scheint mir, der angeblichen Geldersparung ungeachtet, durchaus verwerflich.

holm vom Stapel, und erhielt, nachdem es 1833, 1837 und 1839, immer nur 3—4monatliche Reisen gemacht, im Jahre 1843 eine Hauptreparation, bei der man, weil es als zu rank befunden, von Masten, Stengen und Raaen ein Stück abschnitt und es mit einem 9 Zoll hohen falschen Kiel versah. — Die Galathea war ohne Zweifel das für eine solche Expedition geeignetste Schiff der dänischen Flotte. Sie hat das Ansehen und die Größe einer Fregatte von 36 Kanonen und vermag, obgleich sie ihrer schwachen Armirung halber an 200—220 Mann genug hat, die Besatzung einer solchen Fregatte, c. 300 Mann, auf ihren geräumigen Decken zu logiren. Wenn man daher auch zugiebt, daß unsere neuen, größeren Fregatten die Flagge in ungekannten Gewässern und Häfen würdiger vertreten hätten, so ist es doch, selbst wenn alle öconomischen Beziehungen außer Acht gelassen werden, unwiderleglich, daß die weniger tief stechende Galathea einlaufen konnte, wo jene Fregatten hätten außenvor bleiben müssen: nach Calcutta, den Woosungfluß hinauf, in den Hafen von Honolulu, nach Buenos Ayres, — und man findet deshalb auch, daß andere Nationen, die Expeditionen um die Welt schickten, häufig dazu kleinere, nie aber größere, Schiffe benutzten, als die Galathea.

Die Corvette zur Unternehmung einer solchen Expedition in den Stand zu setzen, erfordert indeß weit mehr, als die bloße Equipirung, Armirung und Proviantirung derselben. Die Kule zumachen, die Seitengitter in erhöhte Rahmen legen, und das Regenwasser vom Hinunterlaufen auf die Batterie abhalten, ferner sehr viele und zwar bedeutende Veränderungen in der Aptirung vornehmen, schon alles dieses war eine recht ansehnliche Arbeit; das Letztere um so mehr, da es der Befehl Seiner Majestät war, Kammern für 4 (später 5) Naturforscher, einen Maler und einen Zeichner, ferner für einen Prediger und einen Unterarzt, über das Reglement hinaus, einzurichten; auch einen Raum, wo diese Herren arbeiten könnten, einen zweiten für den zoologischen Präparateur und einen dritten für die außer dem Lastraum aufzubewahrenden, zu den Sammlungen der Naturforscher erforderlichen Requisite, einrichten zu lassen. — Wie diese Aufgabe gelöst wurde, hier im Einzelnen zu entwickeln, würde ebenso weitläuftig, wie uninteressant sein; nur möge es angedeutet werden, daß ein hübsch und zweck-

mäßig ausgestatteter Ruff hinten auf der Schanze und 6 Kammern für die Herrn Naturforscher hinten auf der Batterie errichtet wurden, daß ich die Messe um ein Balkenfach, auf Kosten des Banjerdecks erweiterte, ein eigenes Cabinet für Aufbewahrung der Chronometer, Karten, Instrumente und Bücher (die Schiffsbibliothek enthielt nicht nur die uns privatim gehörenden wissenschaftlichen Werke, sondern war auch sonst reich versehen, indem es uns zugestanden worden, aus der großen Königl. Bibliothek, der Königl. Handbibliothek und der Seeofficier-Bibliothek auf Gammelholm, was wir wünschten, zu leihen, so wie auch dem Seekarten-Archive mehrere Reisebeschreibungen u. dgl. zu entnehmen) ersparte, und vorn auf den Banjern ein mit Luft und Licht von oben versehenes, für 6 Betten bestimmtes und mit einer Apotheke vereinigtes Lazareth installirte, das sich jedoch in der Folge nicht als zweckmäßig erwies. Meinen Wunsch, nicht Mehrere zusammen wohnen zu lassen, sah ich mich dahingegen, des 21 Personen großen Messepersonals halber, gezwungen, vorläufig unerfüllt zu lassen; die beiden Unterärzte, der Maler und Zeichner, und die beiden Cadetten-Unterofficiere mußten paarweise Kammern mit einander theilen.

Die angeordnete Kriegsbemannung der Corvette war 221 Mann, prima Plan; mit Naturforschern und Künstlern machte dies 231 Mann. Von mehreren Seiten dazu aufgefordert, stand ich einen Augenblick in Begriff, auf das Kriegs-Supplement zu verzichten, war aber später sehr zufrieden, dies nicht gethan zu haben, theils weil schon die große Bedienung für eine so zahlreiche Officiers-Messe und der eventuelle Abgang auf einer so langen Reise eine größere Anzahl erforderten, theils weil ich mich hierdurch im Stande sah, den Wachedienst der Leute auf der See in hohem Grade zu erleichtern und in Calcutta für die Armirung des Dampfschiffes Ganges eine dänische Besatzung abzugeben. — Anstatt sechs der Soldaten wurde es mir erlaubt, einige hannöversche Musikanten an Bord zu nehmen, die sich für Matrosen-Kost und Gage die Reise mitzumachen erboten; sie führten sich untadelhaft auf und vervollkommnten ihr Spiel im Laufe der Reise mehr und mehr.

Die Corvette wurde so stark wie möglich verproviantirt: geräuchertes und gesalzenes Fleisch und Speck hatten wir für über ein Jahr; Bier, Brod und Wasser höchstens für 16 Wochen, und

auch das nur, wenn man Ration setzte, wozu ich mich, rücksichtlich des letzten Artikels, nur durch die absolute Nothwendigkeit zwingen lasse. Das Rationsfaß war, damit langsam getrunken und Nichts verloren würde, mit Saugeröhren oder Hebern versehen. Alle Schiffsprovisionen waren von der ausgesuchtesten Art, besonders hervorzuheben sind die uns von der Grafschaft Christiansſæde auf Lolland gelieferten getrockneten Vegetabilien, die eine außerordentlich wohlschmeckende, antiscorbutische Nahrung abgaben, und unter denen namentlich der Grünkohl, nachdem er mit den auf Madeira in großer Menge für die Mannschaft eingekauften Zwiebeln vermengt ward, als ein Leckerbissen genossen werden konnte. Kaffee war zum Frühstück, ein- bis zweimal die Woche, und französischer Brannte-wein zum Grog — sobald das Bier zu Ende ging — mitgegeben worden. Zur Verpflegung der Kranken waren wir mit hermetisch eingekochten Suppen und Gemüsen, so wie auch mit einem nicht unbedeutenden Quantum Selterswasser versehen. Um endlich auch an solchen Plätzen, wo Tauschmittel an Geldes Statt treten, Erfrischungen erhandeln zu können, verlangte und erhielt ich durch das Königl. General-Zollkammer- und Commerce-Collegium 40 Soldaten-Gewehre, 100 Pulverhörner und einige Kisten voll verschiedener Eisenwaaren, Nürnbergerkram u. dgl. m.

Durch die öffentlichen Blätter erfuhr ich, daß der Copenhagener Industrie-Verein sich an Seine Majestät mit dem Ersuchen gewendet hatte, einen handels- und industriekundigen Mann mitzuschicken, der die Import- und Exportartikel der verschiedenen Häfen, die couranten Waarenpreise, die gesetzlichen Waaren- und Schiffs-Abgaben und übrigen mit Handelstransactionen verbundenen Kosten und Gebühren auf fremden Plätzen untersuchte und, um den Erzeugnissen dänischer Industrie auf diesen Märkten in Zukunft Abgang zu verschaffen, zugleich mit vorzuzeigenden Proben versehen wäre. Wenn ich mich überhaupt der Embarquirung eines solchen Mannes widersetzte, so lag dies allein in absolutem Mangel an Platz ihn zu logiren; gegen die Aussendung von Probewaaren mußte ich aber auch noch aus einem andern Grunde protestiren, weil sie mir nämlich mit der Würde und dem Beruf des Kriegsschiffes im Allgemeinen, wie mit dem Zwecke dieser Expedition insbesondere, unvereinbar schien. Das Resultat dieser Verhandlungen

war, daß wir Copenhagen, ohne einen Handelskundigen mitzuhaben, verließen, daß aber Herr Nopitsch aus Altona in Calcutta als solcher zu uns stieß und die übrige Reise bis Rio Janeiro mitmachte, von wo er mit Erlaubniß der Generalzollkammer seinen Weg über Nordamerika fortsetzte. Das Mitnehmen von Probewaaren fiel durchaus weg. — Um dem dänischen Handel auf unserer Expedition möglichst nützlich sein zu können, verlangte und erhielt ich endlich auch durch die General-Zollkammer eine Liste aller Schiffe (und ihrer Kennungsignale), die von unseren verschiedenen Handelshäusern im Königreiche Dänemark und den Herzogthümern nach den indischen oder Südsee-Gewässern ausgeschickt waren.

Indessen ging die Equipirung ihren Gang, und am 14ten Juni konnte ich mich zum Auslegen fertig melden, am 16ten erhielt ich dazu die Ordre. Um 8 Uhr Morgens wurde an diesem Tage, unter einem dreifachen Hoch für König und Vaterland, das Commando gesetzt; an demselben Vormittage beehrten Ihre Majestäten die Corvette mit ihrem Besuch. Unser unvergeßlicher König, dessen tiefgefühlten Verlust Dänemark noch beweint, untersuchte jede Einzelheit mit dem ihm eigenen Scharfblick und ließ sich Alles aufs Genaueste erklären. Nachdem Er im Weggehen mit einem dreifachen Hurra von der auf den Raaen paradirenden Mannschaft begrüßt worden, brachte Er mit seiner kraftvollen Stimme den Wunsch aus, daß Glück und Segen die Galathea auf ihrer langen, gefahrdrohenden Reise begleiten möchte. Nachmittags 1 Uhr legte die Corvette aus „Nytlob" hinaus und ankerte zwischen der Lünette und der Castell-Spitze.

Es war der Wunsch der Regierung, die Expedition in wissenschaftlicher Beziehung so erfolgreich wie möglich zu machen. Die Untersuchungen der nicobarischen Inseln erforderten die Mitwirkung eines Geologen, Botanikers und Zoologen; mannigfache Einsammlungen naturhistorischer Gegenstände waren überdies auf dieser Reise als gewiß vorauszusehen. Die Wahl der zu ernennenden Naturforscher wurde daher der Gegenstand genauer Prüfung, und die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften nicht nur hiermit, sondern auch mit der Ausarbeitung der ihnen mitzutheilenden Instructionen, beauftragt. Eine Summa von 2200 Rbth. wurde zum Einkauf von Instrumenten und Materialien angewiesen: Instrumente zum Untersuchen der Intensität und Inclination der Magnetnadel, ein Da-

guerreotyp-Apparat, Maschinen und Thermometer zum Temperatur-Messen des Wassers auf großen Tiefen, verschiedene andere Thermometer und Barometer, ebenfalls eine bedeutende Masse von Gläsern, Blechplatten, Papier, Nadeln, Malerapparaten u. s. w. wurde angeschafft. — Der Herr Professor Dr. M. Behn aus Kiel wurde, sobald der erste Entschluß zu der Expedition gefaßt, von Seiner Majestät dazu ernannt, dieselbe als Zoologe mitzumachen. Nach dem Vorschlage der Gesellschaft der Wissenschaften wurden Herr Reinhardt als Zoologe, Herr Kamphövener als Botaniker und Dr. Rink als Geologe erwählt. Herr Kjellerup wurde ferner als Entomologe ernannt. Demnächst wurden die beiden mit dem Schiffe commandirten Unterärzte Rosen und Didrichsen beordert, insofern ihr Dienst es gestattete, der Erstere als Zoologe, der Letztere als Botaniker an den wissenschaftlichen Arbeiten, Sammlungen und Untersuchungen theilzunehmen. Als Maler der Expedition wurde Herr Plum, als naturhistorischer Zeichner Herr Thornam angestellt. — Endlich wurde mir noch der Befehl, für das ethnographische Museum in Copenhagen Sammlungen zu machen, zu welchem Zweck 4000 Rbth. angewiesen und mir die erforderlichen Aufklärungen vom Director des Museums, dem Herrn Etatsrath Thomsen, mitgetheilt wurden. Ich übertrug diesen Gegenstand speciel dem Herrn Pastor Hansen.

Wer davon einen Begriff hat, in welchem Grade ein Schiff bepackt ist, das, für eine so lange Reise bestimmt, mit allem Proviant und Reservegut, welches es in sich zu fassen vermag, versehen worden, der versteht die Schwierigkeit, mit der es für den Nächstcommandirenden verbunden war, die Masse von Sachen, welche unvermeidliche Gefährten eines so zahlreichen extraordinären Personals sind, die große Portion von Officiers-Proviant*), endlich die auf mehrere Jahre berechnete Menge von Kleidungsstücken — Mundirungen für die Leute des festen Stocks und allerlei andre Kleider, von einem Kopenhagener Krämer, zum Verkauf an die Mann-

*) Früher hatte jedes Mitglied der Messe die Schiffskost eines Mannes in natura. Während dies, wie gewiß sehr richtig, abgeschafft, ist indeß der für den Proviant der Messe bestimmte Raum in der Aptirung der älteren Schiffe nicht vergrößert worden. Nach jener früheren Bestimmung würde hier am Bord 1/10 des Schiffs-Lastraums mit Messe-Proviant angefüllt werden sein.

schaft, mitgegeben — zu hausen. Es graut mir noch, wenn ich an alle Foustagen, Kisten und Kasten denke, die anfangs das Banjerdeck anfüllten, die es uns aber doch gelang, schon vor unserer Abreise einigermaßen wegzupacken, so daß wir auch unten im Schiff den freien Luftstrom wiedergewannen, welcher der Gesundheit ebenso nothwendig ist, wie frische und gesunde Provisionen.

Von dem 16ten bis zum 24sten Juni brachte die Corvette vor Anker auf der Rhede von Copenhagen zu; wir waren in diesen Tagen mit dem Einschiffen der letzten Bedürfnisse, wie mit der Organisation und dem Einexerciren der Mannschaft beschäftigt. Am 18ten Juni, 6 Uhr Morgens, kam Seine Majestät der König von Preußen, unsern König zu besuchen, an; er war auf seinem eigenen Dampfschiffe „Königinn Elisabeth" und wurde von den zwei dänischen Kriegsdampfern „Aegir" und „Geiser" begleitet. Als er die Corvette passirte, wurde er mit 27 Schüssen salutirt. Die Leute waren auf den Raaen aufgestellt. Der uns von den Majestäten am 24sten zugedachte Besuch wurde wegen Mangels an Zeit aufgegeben. — Außer der Galathea lag auf der Rhede die Brigg „Ornen", Captlieutn. Krenchell, vorläufig nach Tanger und der Guinea-Küste, dann nach Westindien bestimmt. Am 20sten Abends kehrte auch die Cadettencorvette „Flora", Capitain C. Paludan, von ihrem ersten Ausflug in die Nordsee zurück. — Am 21sten Juni meldete ich mich segelfertig; denselben Tag erhielt ich meine weiterhin mitgetheilten Instructionen und Segelordre für den 23sten. Den 21sten um Mitternacht verließ der König von Preußen unsere Hauptstadt; von den Raastengen der drei Kriegsschiffe wurde mit Brillantfeuer illuminirt, und mit 27 Schüssen von jedem derselben salutirt. Die auf der Rhede liegende preußische Corvette, „die Amazone", Captlieut. Dirckinck, führte dasselbe Manoeuvre aus. Es machte sich das Ganze in der mondhellen Sommernacht sehr schön.

Am 23sten Vormittags gab Seine Majestät der König mir die Abschieds-Audienz. Ich ergriff diese Gelegenheit, um darauf aufmerksam zu machen, wie ich bisher nicht im Stande gewesen sei, mich mit den mir erst vor zwei Tagen zugekommenen Instructionen hinreichend bekannt zu machen; wie ich mich auf der bevorstehenden Reise öfters genöthigt sehen werde, ohne, ja wohl gar gegen Ordres, zu handeln; wie Manches, das mir zur Pflicht ge-

macht, außer dem Bereich meines Wissens liege und ich mich daher nicht selten auf die Ansicht und Arbeiten meiner Mitreisenden werde stützen müssen. Die Antwort des Königs sprach die Zuversicht aus, daß Alle wie Einer, und Einer wie Alle darnach streben würden, daß der Erfolg der Expedition ein möglichst günstiger würde, und wünschte unserm Unternehmen in den gnädigsten Ausdrücken Glück und Segen. — Dienstag den 24sten Juni um 10 Uhr Vormittags lichtete ich darauf mit WNW.-Wind die Anker, salutirte Copenhagens Festung mit 9 Schüssen und steuerte gen Norden.

Die Instructionen und officiellen Mittheilungen sind zu weitläufig, um in extenso veröffentlicht zu werden, es möge daher genügen ihre Hauptpunkte hier anzuführen:

1. Die an mich gerichtetete allgemeine Königliche Instruction enthält außer der Reiseroute, die, insofern davon abgewichen, später näher besprochen werden wird, den Befehl, wo möglich bei der Ueberlieferung der dänisch-ostindischen Etablissements an die brittische Compagnie zugegen zu sein; — die nicobarischen Inseln während der trocknen Jahreszeit in Verbindung mit einem zu diesem Zweck in Calcutta gerüsteten Tender allseitig wissenschaftlich zu untersuchen; einer dänischen Colonie, wenn dort eine solche existire, behülflich zu sein; selbst, wenn es zweckmäßig befunden werde, eine Colonisirung ins Werk zu setzen; administrative Auctoritäten, nach Berathung mit dem Gouverneur Hansen, zu installiren, und zum Verfolgen dieses Zweckes über eine Summe von 60,000 Rupien zu verfügen; — dänische Consuln in den dazu geeigneten Häfen (jedoch in den indischen und chinesischen erst, nachdem mit dem Gouverneur Hansen darüber conferirt) zu ernennen; — die Auswechselung der Ratifications-Acte des mit der Republik Uruguay abgeschlossenen Handelstractats zu beschleunigen, — und endlich der argentinischen Republik die Abschließung eines ähnlichen, auf Reciprocität gegründeten, Tractats als erwünscht darzustellen.

2. Die specielle wissenschaftliche Instruction trägt mir ganz besonders die Leitung der physischen und meteorologischen Beobachtungen auf und hebt die Korallenbildungen überhaupt, die interessante Flora der Galopagos-Inseln, die Berücksichtigung cli-

matischer, naturhistorischer und physischer Verhältnisse beim gelegentlichen Entdecken neuer Inseln, die angebliche Existenz einer grauhaarigen und zweier schwarzen Menschenracen in der Südsee, den Einfluß der Cultur und des Christenthums auf die Sandwichs-, Gesellschafts- und Marquesas-Inseln, endlich das Einsammeln ethnographischer Gegenstände (Götzenbilder, Waffen, See-, Jagd-, Fisch- und Hausgeräth, Kleider, Kleinodien, in civilisirten Ländern, namentlich China und Südamerika, zugleich industrielle Erzeugnisse und Werkzeuge) als lauter Zwecke der Expedition hervor.

3. Das in dieser letzteren Instruction eingeschlossene Bedenken der Gesellschaft der Wissenschaften bezieht sich hauptsächlich auf Folgendes:

In Betreff der Physik der Erde messe man die Temperatur in verschiedenen Höhen über der Wasserfläche; man untersuche die an den Gränzen der Passate wehenden Tornados, besonders die sie begleitenden atmosphärischen Phänomene; man betrachte die großen Meerströmungen, namentlich den warmen Strom, der von den Agulhas-Bänken nördlich längs der Westküste Africas streicht, und den kalten, der auf der Parallele von Chiloe vom Südmeere aus sich östlich gegen die amerikanische Küste wendet, und sich dann in einen nördlichen kalten, und südlichen warmen Strom theilt; man nehme allenthalben Proben des Meer-Wassers mit; man setze sich an den verschiedenen Stellen in den Besitz gedruckter oder geschriebener climatologischer Notizen; man bestimme an jedem Platz die magnetische Declination, Inclination und Intensität.

In Betreff der Geologie richte man besonders seine Aufmerksamkeit auf die Niveauverhältnisse, d. h. Hebungen (ob fossile Organismen der jetzigen Erde? ob frühere Meeresufer? ob Bollwerke, Hafenanlagen u. s. w. zu finden? — vermittelst derer die Hebung anzugeben sei) und Senkungen (weit schwerer zu beobachten; an submarinen Wäldern oder Torfmooren und aus traditionellen Nachrichten besonders zu erkennen). Demnächst untersuche man gründlich die hiemit zusammenhängende Bildung der Koralleninseln: ob vulcanischer Tuff in Verbindung mit den Korallen gefunden werde; wie mächtig die Korallenbildung sei, wo eine Hebung dieser Formation stattfindet, und auf welcher Unterlage sie ruhe; ob in ihrer Nähe kalkreiche Quellen sich finden oder früher gefunden

haben mögen; ob das Meer überhaupt ringsum auffallend kalkreich, und ob das Wasser in der Lagune der Atolen anders, als in dem umgebenden Meere, zusammengesetzt sei. (Darauf folgt ein Namenverzeichniß von Atolen, „barrierreefs" und „fringing reefs".) Man sammle möglichst viele Gesteine und Versteinerungen und gebe an, ob sie lose oder in Schichten gefunden sind, und welche Steigung, Richtung und Größe diese Schichten hatten. Man achte auf die geographische Vertheilung des Gerölles, das in dem heißesten Theile der Erde zu fehlen scheint, und auf das wahrscheinlich hiemit eng verbundene Phänomen der Frictionstreifen. Man gebe bei der geognostischen Untersuchung der Nicobaren vorzüglich auf Zinnstein, edle Metalle und Steinkohlen Acht.

In Betreff der Botanik wird namentlich auf die durch ihre Anzahl und Größe die Physiognomie der Länder ausdrückenden Pflanzenformen, bei den Nicobaren aber auf eine vollständige Flora gerechnet. Es ist interessant, die Flora kleiner vom Continent entfernter Inseln, und ihre Abhängigkeit von geognostischen, geographischen und culturhistorischen Einflüssen, kennen zu lernen. Man wünscht zu wissen, ob die angeblich europäischen Pflanzenformen in China mit den unsrigen identisch oder nur analog sind, und ob der chinesische Tabak, Indigo und Baumwolle sich von den amerikanischen Arten unterscheiden. Verschiedene tropische Formen dringen auf der südlichen Halbkugel weiter, als auf der nördlichen, in die gemäßigte Zone hinein; diese auffallende Erscheinung wäre näher zu beleuchten. Die Flora des Feuerlandes soll sich, sogar in Bezug auf Arten, der europäischen merkwürdig annähern; wenn dies sich bestätigt, wünscht man zu erfahren, ob diese Aehnlichkeit ursprünglichen oder zugeführten Pflanzen zu verdanken sei. Die geographische Vertheilung, die climatischen Verhältnisse, die Geschichte und Statistik der Culturpflanzen verdient sowohl durch eigene Beobachtungen, wie durch Benutzung desfallsiger schriftlicher Nachrichten, untersucht zu werden. Die zahlreichen ostindischen, austral-asiatischen und chinesischen Arten und Abarten der Aurantiaceen wünscht man beobachtet und mit Früchten eingesammelt, um zu erfahren, ob die amerikanischen Arten von jenen verschieden, und somit ursprünglich, oder mit ihnen identisch und also wahrscheinlich eingeführt sind. Die Vegetation der Galopagos-Inseln, deren Clima viel kälter, als das

des gegenüber liegenden Festlandes sein soll, ist mit der Vegetation Guayaquils zu vergleichen. Die riesenhaften Tangarten in den Meeren der südlichen Halbkugel, die Tiefe derselben, wie die Meervegetation überhaupt, die Tangpflanzen in der äußeren Brandung, wie in der inneren Lagune der Koralleninseln, verdienen Aufmerksamkeit; ebenso die schwammartigen, phanerogamen Parasiten (ihre äußeren Formen wie innere Structur und physiologischen Verhältnisse) an Wurzeln und Stämmen (Schizantheen rc). Die Torfbildung der südlichen Halbkugel (Feuerland, Falklandsinseln) ist von Interesse; die Untersuchung der nicobarischen und übrigen austral-asiatischen Calamus-Arten und sämmtlichen Palmenformen verspricht reiche Ausbeute. Die wildwachsende chilenische und peruanische Kartoffel möge untersucht und Knollen derselben mitgenommen werden, um die Heimath und Abstammung der cultivirten Kartoffel ausfindig zu machen. Wo möglich sende man lebendige Exemplare des auf den Falklands-Inseln wachsenden Tussar-Grases (Testuca flabellata), das vermeintlich eine wichtige oeconomische Pflanze in Europa werden könnte, nach Hause. Man sammle ellenlange Exemplare von allerlei merkwürdigen exotischen Baumstämmen, vorzüglich von baumartigen Schlingpflanzen, Farren, Cycadeen, Palmen und andern Monocotyledonen, und bringe für die botanischen Gärten möglichst viele Saamensorten und lebendige Pflanzen mit.

Die zoologische Comité fordert besonders zu Beobachtungen der Lebensweise und Lebensphänomene, in specie der Entwickelungsgeschichte und geographischen Ausbreitung, der oceanischen Thierformen auf. In Bezug auf die verschiedenartige Physiognomie der Fauna nach den verschiedenen Tiefen des Oceans, wird besonders auf Forbes derartige neueste Untersuchungen im mittelländischen Meere aufmerksam gemacht. Zur Beobachtung der Pteropoden wird sich reiche Gelegenheit finden, es werde vorzüglich auf ihre Respirations- und Verpflanzungs-Werkzeuge und Entwickelungsgeschichte, so auch auf die von d'Orbigny und Mehreren beobachtete Thatsache, daß diese, wie etliche andre Meerthiere, nur zu gewissen Zeiten des Tages die Wasseroberfläche suchen sollten, gemerkt. Der Inhalt der Verdauungsorgane der niederen Meerthiere und die Zahlreichheit der Infusionsthiere um Korallenriffe, Austernbänke rc. herum werde untersucht, um die Vermuthung zur Gewißheit

zu bringen, daß Infusionsthiere die Hauptnahrung jener ausmachen. Die Wallfische, namentlich ihre Geschichte, und die Frage, ob, und unter welchen Verhältnissen, sie Wasser ausspritzen; die Lebensweise und der etwa in der Form der Schale ausgedrückte Geschlechts-Unterschied des Nautilus (eine für den Geologen wichtige Frage); die in der Südsee vorkommende Spinula Peronii und der colossale Dintenfisch (Onicholheutis); das Phänomen der, einer Menge von niederen Meerthieren zu verdankenden, Phosphorescenz; der Generationswechsel der Salpen, das Vorkommen vereinzelter Formen mit verketteten, der Unterschied zwischen den durch ihren milchweißen Saamen schon im Wasser kenntlichen Männchen und den mit Fruchtketten versehenen Weibchen, endlich die etwaige Gleichzeitigkeit älterer und jüngerer Formen derselben Art, während man bisher den Salpen, wie auch den Medusen und Beroiden, eine gewisse jährliche Entwickelung beizulegen geneigt war, — Alles dies sind wichtige Gegenstände der Untersuchung. Auch wünscht man, wenn die Umstände es gestatten, eine möglichst große Sammlung der niederen Thiere aus dem das Feuerland umgebenden Meere als Ergänzung und Vergleich mit den, in den dänischen Museen befindlichen, reichen Sammlungen aus dem Meere zwischen Grönland und Nordamerika.

Als Beilagen dieses Bedenkens der Gesellschaft der Wissenschaften folgen endlich noch eine ausführliche Anweisung zum Einsammeln und Versenden der Pflanzen, Bemerkungen des Prof. Eschricht über die Wallfische, und einige allgemeine Betrachtungen über die Südsee, namentlich deren drei verschiedene Negerracen.

4. Die hydrographisch-physisch-magnetische Instruction spricht sich vorerst über die astronomisch-nautischen Beobachtungen aus. Sie verlangt hier eine regelmäßige, genaue Aufnahme der Küsten im Verein mit wiederholten Observationen der Breite und Länge (hauptsächlich vermittelst der dem Schiffe mitgegebenen Chronometer, jedoch verificirt durch Observationen von Monddistancen und Sternbedeckungen); Ablegen von Umrissen im Vorbeisegeln der Küsten nach Breite- und Länge-Observationen, Peilungen, Winkelmessen und Loggen; eine Tabelle über die Breite und Länge jeden Orts nach einem der secundären

Meridiane (es werden deren 11 angeführt), eine andere Tabelle über den Zeitunterschied zwischen den verschiedenen Plätzen, nach jeder Uhr für sich berechnet; barometrische und trigonometrische Höhenberechnungen, Ansichten aller merkwürdigen Küsten, Anwenden des Senkbleis; Beobachtungen (vermittelst des dazu mitgegebenen Fluthmessers) des Grades und Zeitmoments der Ebbe und Fluth an den verschiedenen Orten; Tabellen hierüber, wie über die Strömungen; Bemerkungen über die Localitäten (Passate, Monsune), Richtung und Kraft der Winde, wie über die gleichzeitig beobachteten Strömungen und meteorologischen Verhältnisse. — Die Observationen der magnetischen Abweichung, Inclination und Intensität werden möglichst oft an Bord (wo die etwaige Localdeviation des Compasses doch erst genau geprüft werde), wie am Lande wiederholt, so auch am Lande die magnetische Ebbe und Fluth untersucht und jede, sich im Lauf dieser Beobachtungen zeigende, Erscheinung genau aufgezeichnet. — Rücksichtlich der meteorologischen Beobachtungen müssen die mitgegebenen Register vollständig ausgefüllt, die Thermometer und Barometer sowohl vor, als nach der Reise, mit hiesigen Normalinstrumenten verglichen, und der veränderliche Gang der Sympiesometer gegen die Barometer für jedes insbesondere im Lauf der Reise genau beobachtet werden. Endlich muß auch der beschauenden Meteorologie (Wolkenbildungen, Polarlicht, Sternschnuppen u. s. w.) alle Aufmerksamkeit geschenkt werden.

5. Das letzte Schreiben enthält eine Auseinandersetzung der, wenige Monate vor der Abreise der Galathea, von Mackey (dänischem Consul in Calcutta), in Uebereinstimmung mit der dänischen Regierung, unternommenen Untersuchung der nicobarischen Inseln (um — etwa auf Sambelong — ein Steinkohlen-Depot und ein commercielles, wie ackerbauendes Etablissement anzulegen) vermittelst des vom Engländer Lewis befehligten und von zwei Dänen, Busch und Löwert, begleiteten Schooners „l'Espiégle". Ein Näheres hierüber wird im Folgenden mitgetheilt werden.

II.

Reise nach Madeira.

(24. Juni — 21. Juli.)

Dienstag den 24sten Juni, 12½ Uhr Vormittags, waren wir auf der Höhe von Helsingör; hier wurde geankert, da der Lootse erklärte, Wind und Strom seien so hart entgegen, daß jeder Versuch des Herauslavirens unnütz sein werde. Am nächsten Morgen 4 Uhr, Wind SW., Bramsegel-Kühlte, lichteten wir die Anker in Gesellschaft einer großen Menge anderer Schiffe, die mit uns den Sund ausliefen. Die preußische Corvette, „die Amazone", die, als wir hier anlangten, auf der Rhede lag, war schon des Nachts weiter gegangen. Bei'm Ankerlichten hörten wir einen Salut bei Kopenhagen, und als wir später nach dem Kullen hinaufkamen einen zweiten bei Kronborg; wir bezweifelten es also nicht, daß die Brigg „Ornen" in unserem Kielwasser sei. Um 4½ Uhr passirten wir Kronborg, salutirten und ließen die Musik dem alten ehrwürdigen Schlosse einige Töne des Abschiedes zusenden. Es war ein wundervoller Morgen, die eben aufgegangene Sonne beleuchtete die schöne dänische Küste; das herrliche Kronborg, in den Rauch seiner Kanonen, womit es unsern Abschiedsgruß beantwortet hatte, zum Theil noch eingehüllt, gab uns im Echo von seinen Mauern die letzten Töne der Lieblingslieder des dänischen Seemanns. Nun fielen die Untersegel, die Leesegel schwollen unter den hinausgezogenen Stengen an, und rasch durchschnitt die Galathea die See an der Spitze jener ganzen Flotte, die diese erste, längst ersehnte Gelegenheit benutzte, um aus dem Sunde herauszukommen.

Um 5½ Uhr verließ der Lootse das Schiff; er nahm meinen Rapport und unsere Abschiedsbriefe mit sich. Es ist ein eigener, ernster Augenblick, wenn der letzte Lootse des Vaterlandes vom Bord geht, und man, wie der Seemann sich ausdrückt, das einzige Warp loswirft, das Einen noch an die Heimath bindet. Schon hat er die manchen Briefe, welche er besorgen soll, eingesammelt. Nun ist es Zeit: die Untersegel werden aufgegeben, das große Marssegel backgeworfen und das Bötchen, das hinter dem Schiffe schleppte, nach dem Lee-Fallreeb hingezogen. „Lebt wohl Capitain und glückliche Reise!" spricht der Lootse, und damit erhalte ich einen ehrlichen Handschlag zum Abschiede, so treu, so wohlgemeint, wie ein Seemann ihn nur geben kann. „Die Briefe sollen gewiß besorgt werden", mit diesen Worten geht er nach dem Lee-Fallreeb hin; hier begegnet ihm eine kleine Schaar; sie haben ihm noch einige Briefe mitzugeben. Es sind diejenigen, die den Ihrigen das letzte Wort gerne so spät wie möglich sagen möchten, diejenigen, denen die Stunde des Abschiedes am schwersten fiel, — fast wären sie zu spät gekommen, doch erreichen sie ihn gerade noch im Fallreeb, — und blicke ich über den Lee-Schiffsbord, so bin ich überzeugt, ich werde noch manche harthäutige Faust ein Zettelchen mit Ausschrift „Nyboder"*) aus den Kanonenpforten hinausreichen sehen. Alles sind Worte des Abschiedes an die Heimath! Nun ist er fertig, er setzt ab und winkt uns das letzte Lebewohl mit seinem blanken Hut; darauf fallen die Untersegel, man giebt dem Schiffe wieder Fahrt, und bald sehen wir das kleine Boot, das unsern letzten Gruß, unsere letzte Verbindung mit Vaterland und Heimath mitnahm, zwischen den rollenden Wogen verschwinden.

Am Vormittag wurde der Abschnitt des Kriegsartikelbriefes „über Sitte und Ordnung im Schiffe" der Besatzung vorgelesen, und dieser der Eid auf die Flagge abgenommen. Abends 8 Uhr passirten wir Skagen, damit war aber auch der gute Wind vorüber; es wehte nun ein gelinder Südwest mit abwechselnder Windstille, wodurch unser Cours gegen die norwegische Küste hinaufgezwungen wurde. — Den ganzen 26sten sanfte Brise und trübe Luft; Nachts

---

*) „Nyboder" ist ein eignes Stadtviertel in Copenhagen, das ausschließlich von dem sogenannten „festen Stock" der dänischen Kriegsflotte bewohnt wird.

2 Uhr bekamen wir das neue Feuer auf Aeußer-Toruingen, in der Einfahrt nach Arendal, zu Gesicht. — Den 27sten blies es frisch aus W. und WNW., ich forcirte Segel, während ich, — theils um den hier immer längs der Küste nach dem Lindesnäs zu laufenden Strom zu benutzen, theils auch um zu erfahren, wie mein Schiff sich bei frischem Winde und unruhiger See geberden würde, — unter der norwegischen Küste lavirte. In der letzten Beziehung ward ich sehr befriedigt, denn ich fand schon hier, was sich mir später im vollsten Maaß bestätigte, daß die Galathea ein gutes Seeschiff war, das seine Segel vortrefflich trug. Dahingegen entdeckte ich, daß das Oberschiff ziemlich leck sei und das Calfatern, wozu sich auf der See so wenig Gelegenheit findet, bedeutend nöthig habe; von der vollkommenen Dichtheit des Schiffsbodens war ich indeß, obgleich eine ziemliche Menge Wasser zu den Pumpen lief, ganz überzeugt. — Den 28sten Morgens drehte sich der Wind ganz nach NW., und wir konnten nun nach dem Canale zu steuern. Während das Schiff am Leck litt, hatten Etliche von unserer, an das Reisen zur See noch nicht gewohnten, Mannschaft, vorzüglich aber die Herren Naturforscher, mit der Seekrankheit zu kämpfen. Wer dieses Unwohlsein kennt, wird sie bedauern, um so höher mußte aber das Mitleid steigen, wenn man den Zustand ihrer Kammern sah, die, in der Wärme luftig, jetzt, wegen des schlechten Zumachens der Kanonenpforten, so undicht waren, daß das Wasser förmlich hineinströmte. Ich muß den Herren das Zeugniß geben, daß sie dieses Uebel Alle mit einer außerordentlichen Geduld trugen; um so mehr lag es mir am Herzen, ihm so weit möglich schon jetzt abzuhelfen, namentlich aber bei unserer Ankunft auf Madeira eine ernste Veränderung vorzunehmen. Den Geburtstag Ihrer Maj. der Königinn wollte ich mit einem kleinen Diner feiern; es regnete und wehte jedoch in dem Grade, daß zwei meiner Gäste sich wegen Seekrankheit unpäßlich meldeten, und wir Anderen die größte Mühe hatten, uns und unser Essen festzuhalten. Wir leerten indeß ein Glas auf das Wohlsein unserer Königinn, mit dem Wunsch, daß sie sich auf ihrem hübschen „Sorgenfrei" eines besseren Wetters erfreuen möge.

Den nächsten Tag wehte es einen Sturm aus WNW. und NW., der mich dazu zwang, bei nördlichem Cours vor Sturmstagegeln beizulegen. Des Mittags wurde ich durch den scheußlichen

Ruf: „Ein Mann über Bord"! aufs Verdeck gerufen. Zwei Mann waren beim Beschlagen des Focksegels hinuntergefallen: der Eine, halbbefahrener Carl Jessen aus Schleswig — ein flinker Junge, von dem man schon bemerkt hatte, daß er immer in der Vorhand war — schlug im Fallen den Kopf gegen die Fockrüsten und trieb blutend nach hinten, dicht an der für ihn herabgelassenen Rettungsboie vorüber; da es ihm aber an Kraft, sie zu ergreifen, gebrach, sank er augenblicklich, und ein Boot in diesem Wetter auf's Wasser setzen wäre dasselbe gewesen, als noch 6–8 andere Menschen dem gewissen Tode zu weihen. Der Zweite blieb eine Zeit lang in der Peertleine hängen, fiel darauf in's Wasser, ergriff die Takelage des Schlepperbaums und wurde hier von unserem braven Bootsmann Jörgen Petersen geborgen, der auf den Schlepperbaum hinaussprang, und dem es gelang, trotz des starken Schwankens des Schiffes, ihm ein Tau umzubinden, an dem er wieder heraufgezogen wurde. So war denn die kleine Colonie, welche die Galathea in ihre Arme schloß, schon um Einen verringert worden; leider sollte es dabei nicht bleiben.

Nachmittags, am 30sten Juni, wurde für eine nach Osten steuernde dänische Kriegsbrigg Flagge gezeigt; wir hielten sie für „Drnen" und machten nun unsere Berechnung „für und gegen", wer zuerst den Canal einlaufen würde. — Am 1sten Juli Abends wehte es wiederum einen Sturm, diesmal aus SW. mit Regen und schweren Windstößen. Die Corvette wurde vor Sturmstagsegeln und dichtgerefftem großen Marssegel beigelegt und lag wie eine Möwe auf der See, ohne einen Tropfen Wasser überzunehmen. Solchermaßen arbeiteten wir uns mit anhaltend widrigem Winde, von abwechselndem Sturm, Windstille, Nebel und Regen begleitet, durch die höchst uninteressante Nordsee hindurch. Den 3ten Juli hatten wir Grund auf Doggersbank, und den 4ten Morgens erhielten wir einen Yarmouther Lootsen, der uns in den Canal hineinbringen sollte.

Es ward in diesen Tagen entdeckt, daß sich ein Wahnsinniger unter der Mannschaft befand. Da der Arzt erklärte, daß dieser arme Mensch, an Bord wenigstens, unheilbar sei, benutzte ich eine von Bordeaux zurückkehrende dänische Jagt, um ihn mit dieser nach Hause zu schicken.

Den 5ten Juli bekamen wir endlich schönes Wetter, jedoch stets südwestlichen schwachen Wind mit Stille. An einem solchen Tage, nachdem Sturm und Ungewitter überstanden, giebt es an Bord des Kriegsschiffes ein allgemeines Waschen, Scheuern und Trocknen. Die Kanonen werden eingezogen, Pforten und Luken geöffnet, Segel und Kleider zum Trocknen ausgehängt: Alles ist in Thätigkeit, die Matrosen, welche die Nothwendigkeit dieser Arbeiten für ihr, wie für des Schiffes Wohlsein fühlen, nehmen sich der Sache recht con amore an; sie waten, gleich Wasservögeln, unverdrossen bis an die Aenkel im Wasser, schrubben und spülen, feideln und schaufeln. Ein solcher Tag ist aber auch eine wahre Wohlthat für das Schiff, denn Regen und Feuchtigkeit sind unsere ärgsten Feinde.

Sonntag den 6ten Juli kamen wir endlich zugleich mit einer großen Menge Segler in den Canal hinein. Innerhalb Dover setzten wir den Lootsen mitsammt Briefen und Depeschen an's Land und steuerten dann nach Westen auf Dungenes zu, mit östlichem Winde und hübschem Wetter. Am Vormittage ward zum ersten Mal im Schiff Gottesdienst gehalten. Unser würdiger Schiffsprediger, Herr Pastor Hansen, wußte durch seine Antrittspredigt uns Alle in hohem Grade zu gewinnen und die Gemüther zur Selbstbetrachtung und zum Gottvertrauen zu stimmen. Manche Thräne wurde mit dem Rücken der braunen Hand abgewischt, im Gedanken an die Heimath, die wir verließen, und an den Abgrund von Zeit und Begebenheiten, die uns davon trennten, wie in der Hoffnung eines freudigen Wiedersehens nach wohl vollbrachter That. — Indem wir die Küste entlang gingen und uns Folkstone näherten, konnten wir mit Fernröhren der, längs dem Strande unter dem Klint, laufenden großen „südöstlichen Eisenbahn" folgen, die sich von hier durch ganz England bis nach Lancaster hinauf erstreckt, und an dieser Stelle durch einen Tunnel hindurchläuft, während man nicht weit von hier einen großen hervorspringenden Felsen mit 18000 ℔ Pulver hat unterminiren und sprengen müssen. Mittags 2 Uhr passirten wir das historisch bekannte Hastings, wir entfernten uns darauf etwas von der Küste, und sahen erst wieder Land, als wir ein Paar Stunden später an dem, an seinen 7 Hügeln leicht kenntlichen, Beachyhead ziemlich nahe vorübersegelten. Schon am Abend desselben Tages erstarb der östliche Wind; nach einem Ge-

witter mit mehreren Windstößen erhielten wir eine Stille, die bis zum Abend des nächsten Tages anhielt und dann von frischem südwestlichen Winde, Nebel und Regen abgelöst wurde. Wir lavirten bis zum 9ten Mittags dagegen an und befanden uns nun auf der Höhe von Plymouth, da aber das Wetter fortwährend stürmisch und regnigt aussah, und der Strom uns in den nächsten 6 Stunden nach Osten treiben sollte, entschloß ich mich dazu, nach Plymouth einzulaufen und nahm einen Lootsen von einem nahe liegenden Cutter an Bord. Abends 7 Uhr ankerten wir unter Strömen von Regen innerhalb des prächtigen Breakwaters in 7 Faden Tiefe; die norwegische Cadettencorvette „Ornen", Capitain Grön, lag dem Lande etwas näher. Das „Breakwater", dessen Anlage eine Million L. Sterl. gekostet, ist sicher eines der stolzesten und nützlichsten Denkmale des neueren Englands; es ist bekanntlich ein Damm oder Seeschirm queer über die Bai von Plymouth, nur mit Zurücklassen einer östlichen und westlichen Einfahrt, ist von Kalkstein aufgeführt, 5000 Fuß lang, über 20 Fuß hoch und noch ganz oben 300 Fuß breit, so daß die obere Fläche desselben, zu der eine hohe Treppe hinaufführt, bei nicht gar zu unruhiger See einen recht angenehmen Spaziergang bildet. Am westlichen Ende des Breakwaters liegt ein Leuchtthurm.

Am folgenden Morgen, 8 Uhr, begrüßten wir die Festung mit 21 Schüssen und die Flagge des englischen Admirals mit 17 Schüssen, die mit gleicher Anzahl erwiedert wurden. Kurz darauf empfing ich den Besuch des dänischen Viceconsuls Mr. Fox und des Flaggencapitains Sir Henri Leeks. Der Letztere, welcher kam, mich im Namen des commandirenden Admirals zu becomplimentiren und mir die Assistance des Hafens anzubieten, erzählte mir, daß Sir John West, der kürzlich hier angekommen, zur Zeit ohne sein Flaggenschiff sei, da dieses, „the Queen", beordert worden, in Portsmouth zum Geschwader von 8 großen Linienschiffen zu stoßen, die, alle von verschiedenen Zeichnungen, gegen einander geprüft werden sollten. Der Endzweck dieses Geschwaders, welches vorherige Parlamentsdebatten, in denen die Seetüchtigkeit und übrigen Capacitäten dieser verschiedenen Schiffe auf's heftigste angegriffen waren, hervorgerufen hatte, mußte in einem See- und Kriegshafen, wie Plymouth, das höchste Interesse erregen und war daher auch

der Gegenstand großer Discussion. Der Besuch der englischen Königinn auf dem Geschwader und die daraus folgenden Festlichkeiten erhöhten noch das Interesse an der Sache.

Ich ging darauf in des Herrn Fox niedlichem Cutter „grandture“, auf den er mit Recht stolz war, ans Land. Er war ein actives Mitglied des „royal yacht-club“. Dieser Verein, der seinen Hauptsitz in Portsmouth und Filialabtheilungen in den wichtigsten Häfen Englands hat, zählt 320 Mitglieder und hatte, als man mich als reisendes Mitglied in das höchst elegante Local des Klubs einführte, seinen Listen zufolge, 76 Fahrzeuge, darunter eine dem Earl of Yarborough gehörende Brigg, die übrigen Schoner, Cutter und Jachten. Der Verein steht unter dem unmittelbaren Schutz der Königinn von England, hat seine eigene autorisirte Flagge, ist von Hafenabgaben befreit, und hat in England mehrere nicht unwesentliche Privilegien, so wie auch seine Fahrzeuge in den meisten europäischen Ländern gleich Kriegsschiffen behandelt werden (sie bezahlen z. B. keinen Oeresunds-Zoll). Diese Fahrzeuge, deren wir schon etliche in unseren Gewässern gesehen haben, und mit denen die Herren Mitglieder des Clubs, sammt ihren seereisebegierigen Freunden, das mittelländische Meer und die Ostsee, den Canal und die Nordsee besegeln, gehören zu den niedlichsten und bestsegelnden Schifflein, die man sehen kann und geben ein herrliches Zeugniß von der Lust, dem Geschmack und Sinn für das Seewesen, die der ganzen brittischen Nation angeboren sind und von ihr sorgfältig gehegt werden.

„The grand ture“ fuhr, meine Gigg nach sich schleppend, wie ein Pfeil in Plymouths westlichsten Hafen Devonport hinein, wo der Admiral und die übrigen Militär-Behörden wohnen, und wo die Werfte der Marine sammt dem Depot der Flotte liegen. Nach ein Paar Pflichtvisiten besuchte ich einen alten Bekannten, den Contreadmiral Ross, denselben, der Napoleon nach St. Helena brachte. Er commandirte die englische Station in der Südsee, als ich hier 1841 mit der Fregatte Bellona anlangte; seine Frau führte damals ein höchst angenehmes Haus in Valparaiso; ich wurde jetzt wie ein alter Freund empfangen.

Ein Spatziergang durch Plymouths Kriegswerfte, in Gesellschaft einiger meiner Officiere, war mir sehr interessant, insofern er mir einen Begriff der Ausdehnung, der Lage und der hier in stäte

Arbeit gesetzten Kräfte gab; um aber daraus ein hier bemerkenswerthes Resultat zu ziehen, dazu war eine zweistündige Wanderung zu unzulänglich. Ich nenne daher nur als den mich am meisten interessirenden Gegenstand, das Dampfschiff „Avenger" von 650 Pferde Kraft, 20 Fuß länger als das größte englische Linienschiff, im Januar dieses Jahres auf den Stapel gelegt, und dazu bestimmt, schon am 5ten August abzulaufen und noch in diesem Herbste geprüft zu werden.

Noch denselben Vor- und Nachmittag machte ich verschiedene Promenaden in der, eigentlich aus dreien — Devonport, Stonehouse und Plymouth — bestehenden, ziemlich ausgedehnten Stadt. Die meisten Straßen sind, weil auf hartem Felsengrunde liegend, nur macadamisirt, auch sind sie nicht sehr breit, was man doch hier weniger empfindet, da jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt und daher keine 5—6 Stockwerke hohe Gebäude hier, wie anderswo, das Auge erdrücken und die Brust zusammenschnüren. Die Häuser sind von aus den Klippen herausgehauenem Kalkstein und Granit aufgeführt; sie tragen das Gepräge der Reinlichkeit und des Comforts, ja sind so gut gehalten, daß man, indem man Stonehouse und das etwa noch elegantere, durch freiliegende, hohe Felder von jenem getrennte Devonport durchwandert, eine ganz neuaufgebaute Stadt vor sich zu haben glaubt. In Stonehouse liegt, auf einer von der Seeluft frisch bestrichenen, ansehnlichen Höhe, das große militairisch verwaltete Seehospital; es war für 1200 Kranke eingerichtet, hatte aber deren nur 80, die Krankensäle waren luftig und im höchsten Grade sauber, die eigentlichen Hospitalsgebäude, — längs deren Innenseite sich ein breiter Bogengang zum Benutzen für Reconvalescenten zog, — und die zerstreut gelegenen Wohnungen für die administrativen Beamten umfaßten, auf dem 24 acres großen Grunde, einen prächtigen frischen Rasen und mehrere freundliche Blumengärten. Das Hospital hatte eine äußerst elegante Apotheke, eine ziemlich große Büchersammlung und endlich ein kleines pathologisch-anatomisches und naturhistorisches Museum, das sehr sorgfältig aufgestellt war, im Uebrigen aber nur als eine Befriedigung der sich bei den Engländern in so manchen Richtungen äußernden Neigung für „curiosities" betrachtet werden mochte. Auf dem auf der Wasserseite herabsteigenden Abhange lag ein

allerliebstes kleines Receptionshaus und unterhalb desselben eine prächtige, hohe, in Granit ausgehauene Landungstreppe. — Das eigentliche Plymouth, die östliche und älteste Stadt, hat theilweise enge Gassen und unansehnliche, verfallene Häuser, der Handelsverkehr ist aber besonders hier sehr groß, und die ungeheueren, über Giebel und Façaden gemalten Inschriften zeugen von der bedeutenden Concurrenz, bei der Jeder derjenige zu sein wünscht, der zuerst die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich lenkt. Auch hier fehlt es nicht an großen und stattlichen Gebäuden. Dahin rechne ich z. B. das „Royal hotel", das diesen Abend leider geschlossene Theater und das dicht daran stoßende Atheneum, ein Gebäude, das außer einem naturhistorischen Museum und einer Buchdruckerei, zugleich mehrere Hörsäle in sich schließt, wo den ganzen Winter hindurch Vorlesungen gehalten werden. Plymouth, die eigentliche Handelsstadt, hat ihren besonderen Hafen, wo eine große Menge Schiffe, nach ihrem Gutdünken, ankern oder an den Quais vertäuen können. Die Aussicht vom Festungsglacis „the garrison", über die Rhede und ihre Umgebungen hinaus ist imposant; hier spazirte Plymouths beau monde, diesen Abend ein kaltes Vergnügen. An der westlichen Küste der Rhede, — Devonport und dem Theile von Stonehouse, wo die Proviantmagazine der Flotte gleich Pallästen emporragen, gegenüber — liegt das Lustschloß und der Park des Lord Edgecombe, die sehr schön sein sollen, die zu sehen mir die Zeit aber leider nicht gestattete. Durch alle drei Städte hindurch zieht sich eine lange, sehr breite und hübsch gebaute Straße, „union street", ihr Grund ist dem Meere entnommen und aufgefüllt. Einige arme Fischer hatten hier in vorigen Zeiten ihr elendes Fischerdörfchen, und wo jetzt herrliche von Gas glänzend erleuchtete Läden den Käufer an den mit Waaren reich versehenen Tisch heranlocken, da lag seiner Zeit Sir Francis Drake mit seiner ganzen Flotte vor Anker.

Wenige Tage vor meiner Ankunft in Plymouth waren etliche Arrestanten hier eingebracht worden, die sich des Sclavenhandels, des Mordes und der Seeräuberei schuldig gemacht hatten. Ihr Schiff war von einer englischen, auf der Guinea-Küste stationirenden Kriegsbrigg genommen und als Prise mit einem Officier, einem Cadetten und einer Anzahl von Leuten besetzt worden.

Einige Tage später begegnen sie einem anderen Sclavenhändler, den der Lieutenant mit der Hälfte seiner Mannschaft in Besitz nimmt, während er den Cadetten mit der andern Hälfte auf jenem Schiffe zurückläßt; als hier die Gefangenen die Verringerung der englischen Besatzung merken, benutzen sie einen unbewachten Augenblick, werfen den Cadetten über Bord, ermorden die Uebrigen, bemächtigen sich des Schiffs und segeln nun wieder eine Zeitlang auf Seeraub umher, haben aber das Mißgeschick, einem andern englischen Kreuzer in die Hände zu fallen, welcher der Wahrheit alsbald auf die Spur kommt. Sie wurden dermalen in Plymouth verhört, es waren Leute aus allen Nationen und dem Ansehen nach wahre „desesperados".

Nachdem ich einen recht angenehmen Abend im Familienkreise des Mr. Fox zugebracht, ging ich unter frischem SW.-Wind und heftigem Regen auf's Schiff hinaus. Hier hatte man den Tag dazu benutzt, Wasser einzunehmen und den Vordertheil des Batteriedecks zu calfatern. Morgens früh den 11ten Juli blies es frisch hinein aus NNW. Ich eilte daher meine Correspondenz sowohl, als Rechnungen und Wechsel, fertig zu machen, und ging darauf um 8 Uhr Vormittags von dieser unserer letzten europäischen Station unter Segel. Wir liefen östlich des Breakwaters, legten dicht im Süden desselben bei und nahmen zwei Reffe in den Marssegeln ein, da alle Aussicht da war, daß es außenvor hart wehte. Wir lagen hier, obgleich in offener See, mit dem nördlichen Winde ebenso ruhig, wie wir den vorigen Tag mit dem südlichen weiter nach innen gelegen hatten. Sobald der Consul das Schiff verließ, richteten wir unseren Cours auf Lizard zu und passirten dieses Vorgebirge Nachmittags 4 Uhr. Allein noch an demselben Abend schlug der Wind nach Westen um, und wir mußten nun wieder an die alte langweilige Arbeit, ans Anbrassen und Anholen der Buleinen. Dieses dauerte indeß nicht länger, als bis zum nächsten Morgen, da der Wind wieder nördlich ging, und wir danach steuerten, das Cap Finisterre in einiger Entfernung zu umschiffen. Wenn ich bisher durch die spanische See gegangen, hatte ich hier jedesmal ein Ungewitter, meist einen Sturm aus NW. angetroffen; davon wurden wir doch diesmal befreit; im Gegentheil war es während unserer ganzen Fahrt über die Biscaya-Bucht das schönste Wetter.

Abends, den 14ten Juli, nahm ich das Cap Finisterre als so weit passirt an, daß ich vor dem Winde laufen und auf Madeira zu steuern dürfte; es blies frisch hinein, die Leesegel wurden auf beiden Seiten aufgespannt, die Oberbramsegel gehisst, und rasch durchschnitt nun die Galathea das vom Monde schön beleuchtete, schäumende Meer. Dieser Anblick war unseren gelehrten, der See noch ungewohnten Freunden etwas Neues; sie kamen, der Eine nach dem Andern, aus dem Ruff heraus und sahen mit bewundernder Freude das herrliche Segelwerk an; bald stellte sich aber die unvermeidliche Folge des platten Segelns in offener See und bei einigermaßen frischem Winde, die Schwankung ein, die uns, als wir später in der Nacht bis auf 11 Meilen machten, ziemlich unbarmherzig umherschmiß. Die nicht festgebundenen Stühle, Kisten u. s. w. liefen nun hin und zurück, die Kanonen tauchten in und wieder aus dem Wasser heraus, und die armen Naturforscher wurden in ihren scheußlichen Kammern vollkommen überschwemmt. — In diesen Tagen begann die Wärme sich allmählich einzufinden, das Thermometer, das wir in der Nordsee nie bis auf 13° hatten steigen sehen, ging nun auf 16, 17 und 18° hinauf, und einige Blumen, die ich von Copenhagen mitgenommen, und die ein kränkliches Ansehen erhalten hatten, erhoben von Neuem ihre Blätter und Knospen. Jenachdem wir südlicher kamen, nahm auch der Wind an Kraft ab, am 17ten war es ziemlich schwache Brise und ruhige See. Der Prof. Behn vertrieb seinen Nachmittag außerhalb des Schiffs, ganz unten am Wassergang, mit einem Strick um den Leib, Wasserstiefeln bis an die Knie hinauf und einem Fangenetz in der Hand. Es gelang ihm Verschiedenes zu fangen, ein Stoff zu ferneren Untersuchungen und Betrachtungen.

Auch jetzt erst sahen wir uns im Stande, uns der militären Organisation der Besatzung kräftiger anzunehmen. Exerciren mit Kanonen und Handgewehren, Vor- und Nachmittags, gehörte zur Ordnung des Tages, auch wurde eine Compagnie von 67 Mann, unter dem Befehl des Capt.-Lieut. Flensborg, als Landgangstruppen zusammen einexercirt. Ein nicht geringer Theil des auf der Corvette befindlichen „festen Stocks“ bestand aus Artillerie- und Matros-Lehrlingen, die zu Hause einen sehr soliden und wohlberechneten Schulunterricht genießen. Ich sah es daher als meine

Pflicht gegen diese jungen Menschen an, daß sie wenigstens das Erlernte nicht vergäßen, und errichtete in der Absicht eine Schule unter der Verwaltung des Capt.-Lieut. Flensborg. Der Pastor Hansen gab hier Stunden im dänischen Lesen, Vaterlandsgeschichte, Geographie und Bibelgeschichte; der Oberkanonier Heller im Schreiben und Rechnen; der Bootsmann Petersen und Bootsmannsmath Brill in Matros-Arbeiten; der Obersteuermann Treschow im Steuern, Loggen und Gebrauch des Compasses; der Constabel Snydstrup*) im Werfen des Senkbleis. In Verbindung mit dieser Schule gab es noch eine andere für diejenigen der Besatzung, die das Steuermanns-Examen gemacht hatten, oder zu machen Willens waren, und die daher vom Lieut. Roepstorff (später Lieut. Ravn) in Schiffsrechnung, in Observationen und deren Berechnung 2c. unterrichtet wurden. Diese Schule konnte selbstfolglich nicht mit festen Stunden arbeiten, Wind und Witterung sowohl als andere Schiffsarbeit mußten darauf Einfluß haben; indeß ging sie, besonders in See, auf der ganzen Reise ziemlich regelmäßig ihren Gang, und ich darf mir damit schmeicheln, daß ihre Eleven gute Fortschritte machten.

Nachmittags den 18ten Juli bekamen wir Porto Santo, und noch an demselben Abend Madeira und Desertas zu Gesicht. In der schönsten, mondhellen Nacht liefen wir westlich von Porto Santo und dicht östlich der St. Laurents-Spitze. Morgens den 19ten fielen wir in Windstille, und dieses auf der Südseite von Madeira fast unvermeidliche Uebel mußten wir zwei Tage und Nächte hindurch ertragen, nachdem wir schon am ersten Vormittage das nur 1½ Meilen entfernte Funchal hinter dem stark hervorspringenden „Brazenhead" sich unserm Blick, wie das schönste Panorama, allmählich hatten aufrollen sehen. Vergebens legten wir das Schiff bald nördlich, bald südlich um, jenachdem ein kleiner Luftzug von der einen oder andern Seite kam; still war und still blieb es. Sonntag den 20sten Nachmittags erhielten wir Wind aus Westen, und wir segelten nun nach der Rhede von Funchal zu; es ward aber Nacht und wiederum Windstille, ehe wir dahin gelangten.

---

*) Dieser brave Mann fand, im Aprill 1848 bei Fehmern, als er seinem Chef aus landesverrätherischer Gefangenschaft erretten wollte, den Tod.

und obgleich schon so nahe, daß wir die einzelnen Lichter in der Stadt unterscheiden konnten, mußten wir nochmals umkehren. Ein ziemlich harter Strom trieb uns anhaltend nach Südost. Montag Morgen den 21sten doublirte eine amerikanische Corvette die St. Laurents-Spitze und steuerte auf Funchal zu. Wir lagen noch in Windstille. Endlich um 9 Uhr Vormittags erhielten wir ordentliche Brise aus Westen, und vermittelst dieser lagen wir schon um 10 Uhr auf dem gewöhnlichen Ankerplatz unter Loo Rock, etwas westlich der Stadt, vor Anker; wir peilten hier: die St. Cruz-Spitze in N. 76° W., die Loo-Rock Flaggenstange in N. 26° W., den Thurm auf dem Strande in N. 30° O., und lagen außerordentiich gut in 26 Faden Tiefe. Nach der Aussage des Hafencapitains sollte etwas westlicher der Platz noch besser sein. Als wir eben geankert hatten, erstarb der Wind; der Amerikaner, der in unserem Kielwasser war, mußte nun an's Bugsiren. Ich schickte ihm unsere Travailleschaluppe, wofür er sehr dankbar war, da er Eile hatte, wieder wegzukommen. Es war „the York-town" von 20 Kanonen; das Schiff war ein alter Bekannter von mir, ich hatte es 1841 in Valparaiso und Callao getroffen, nun gehörte es der Guinea-Station an, wo die Amerikaner kreuzen, um die Schiffe ihrer Nation vom Sclavenhandel abzuhalten, besonders aber um die Visitation derselben durch englische Kreuzer zu verhindern.

III.

Aufenthalt auf Madeira.

(21. Juli — 27. Juli.)

Kurz nachdem wir zu Anker gekommen, legten der Hafencapitain und Sanitätsarzt uns ihre Besuche ab, der Erstere um mich im Namen des Gouverneurs zu becomplimentiren, der Letztere um sich zu vergewissern, das wir keine Seuchen, namentlich keine Pocken, an Bord hätten, worauf er uns Practica ertheilte. Ich ließ die Festung mit 17 Schüssen begrüßen, die augenblicklich Schuß für Schuß erwiedert wurden. Kurz darauf kam der dänische Consul, Herr Selby, an Bord und wurde mit 9 Schüssen salutirt; ich stellte ihm die Herren Naturforscher vor und legte ihm an's Herz, ihnen bei ihren bevorstehenden Excursionen mit Rath und That beizustehen, was er versprach und ehrlich hielt.

Es war mir während unseres hiesigen Aufenthalts besonders daran gelegen, die Calfaterung außerhalb und innerhalb des Schiffes nachsehen und die Batterie, besonders die auf derselben gelegenen Kammern, so gut dichten zu lassen, wie möglich; zu dem Ende erhielten wir außer unseren eigenen Zimmerleuten 4 Calfaterer vom Lande. Die vier Kanonen der hintersten Batteriekammern wurden weggenommen und zwei derselben vorn auf die Schanze gesetzt, die beiden andern in den Raum des Schiffes hinuntergelegt; die unteren Pforten wurden darauf ausgefüllt und calfatert, die oberen vermittelst Angeln mit ihnen verbunden, eine Plane in diesen wie in den übrigen Batteriepforten angenagelt, und Bleirinnen zum Ablaufen des Regenwassers über allen Pforten angelegt.

Es wurden 8 Pipen Madeira an Bord genommen, um, wenn unser Bier alle würde, dieses zu vertreten; 1/12 Kanne*) pr. Mann

*) Eine Kanne ist zwei dänischen „Pott" gleichgerechnet.

mit 1/6 Kanne Wasser vermischt, giebt dieser Wein ein wohlschmeckendes Getränk, das, wenn man zugleich das Schwinden des Biers in Betracht nimmt, der Regierung sogar wohlfeiler kömmt, als dieses. — Eine unserer Hauptaufgaben war es auch einen größtmöglichen Wasservorrath hier einzunehmen. Wir hatten Copenhagen mit 458 Tonnen Wasser verlassen, welches, mit einem täglichen Verbrauch von 1½ Kannen pr. Mann, auf drei Monate berechnet war; da der Verbrauch, namentlich der steigenden Wärme wegen, indeß schon im Durchschnitt 5—6 Tonnen täglich betrug, sah ich die Nothwendigkeit ein, auch die auf der Reise bisher geleerten Bierfässer (obgleich sie zum Theil auf's Banjerdeck gelegt werden mußten) ausbrennen und mit Wasser füllen zu lassen, und somit hatten wir 524 Tonnen Wasser im Schiff.

Madeira mußte als der Ausgangspunkt unserer wissenschaftlichen Arbeiten betrachtet werden; unter Loo-Rock wurden tägliche Observationen zur Berichtigung des Ganges unserer Chronometer genommen, und in dem meteorologischen Journal wurden von nun an die Temperatur der Luft, sowohl in der Höhe wie auf dem Verdeck, die Feuchtigkeit der Luft und die Temperatur des Wassers jede vierte Stunde angeführt.

Es interessirt jedoch vielleicht den Leser mehr, von der Insel selbst, als vom Schiffe zu hören; vorerst einige Worte über ihre historische Vergangenheit. Madeira wurde im Jahre 1419, während der Regierung des portugisischen Königs Johann I., unter den Auspicien seines Sohnes, des Prinzen Heinrich, entdeckt; die Entdecker waren die Capitaine Joao Gonsalves Zargo und Tristan Vaz, die mit dem Befehl ausgesandt waren, das Cap Bojador zu umschiffen, über das hinaus die europäische Schiffahrt sich noch nicht erstreckt hatte. Unter einem heftigen Sturm von der afrikanischen Küste abgetrieben, befanden sie sich unerwartet unter einer unbekannten Insel, die sie in der Freude ihrer Errettung Porto Santo benannten. Erst einige Zeit nachdem sie hier gelandet waren, entdeckten sie, daß, was ihnen im fernen Horizont anfangs als ein Wölkchen vorgekommen, eine größere Insel sei; sie besuchten dieselbe, fanden sie stark bewaldet und gaben ihr danach den Namen Madeira.

Nach Alcaforado liegt ein mehr romantisches Ereigniß der Entdeckung Madeiras zu Grunde. Zur Zeit Eduards III. lebte

nämlich in England ein armer junger Edelmann, Robert Machim, der sich um die Hand der schönen und vornehmen Anna d'Arfet bewarb; sie erwiederte seine Liebe, allein seine Kühnheit wurde einem Königlichen Spruch gemäß mit Einkerkerung bestraft. Da er die Freiheit wieder erlangte, war Anna d'Arfet die Braut eines Anderen und nach dem Schlosse ihres Ehegatten unweit Bristol entführt. Ein Freund Machims wußte sich als Annas Kammerdiener in's Schloß hineinzuschleichen, und verlieh dem liebenden Paar Mittel zur Flucht; sie schifften sich ein, um nach Frankreichs naher Küste hinüberzugehen, trieben aber unter einem Sturm in die offene See hinaus und sahen nicht Land, ehe sie, nach 12 Tagen voll Gefahren und Leiden, eine fremde, unbewohnte Insel gewahrten, wo sie in einer Bai, die annoch mit dem angränzenden Städtchen den Namen Machico trägt, die Anker warfen. Robert Machim und seine Gefährten brachten die ermattete und leidende Anna d'Arfet an's Land; sie durchstrichen mehrere Tage lang die nächste Umgegend, und während dessen trieb ihr Schifflein in See und wurde an die marokkanische Küste geworfen, wo man die Besatzung zu Sclaven machte. Anna wurde vor Schmerz stumm und starb einige Tage darauf, Machim überlebte sie nur kurz, und im Sterben bat er seine Genossen, ihn und seine Geliebte in ein Grab unter dieselbe Ceder hinzulegen, wo sie wenige Tage vorher zum Andenken an ihre glückliche Errettung ein Kreuz errichtet hatten. Auf das Kreuz ward eine von ihm selbst verfaßte Inschrift gesetzt, in der er die ersten Christen, welche der Zufall an diesen Strand führen möchte, ersuchte, eine Kirche hier aufzubauen. Machims Gefährten verließen darauf Madeira in dem Boot, worin sie an's Land gegangen waren, aber auch sie waren so unglücklich in marokkanische Gefangenschaft zu fallen, und der Bericht eines dieser englischen Gefangenen an Gonsalves Zargo soll wiederum Gonsalves auf die Spur der neuentdeckten Insel geleitet haben. Ein altes Oelgemälde, das Robert Machims unglückliches Ende darstellt, hängt noch heut zu Tage in der Gouvernementswohnung zu Funchal, und auf dem Hauptaltare in der Kirche Machicos stehen die Reste jenes Cedernkreuzes.

Als die Insel entdeckt wurde, war sie unbewohnt und dicht bewaldet, nicht viele Jahre darauf ward sie aber von den Portugiesen

gelichtet und angebaut, und zu diesem Ende gebrauchten dieselben nicht nur ihre maurischen Gefangenen, sondern auch Neger von der Guineaküste, wie es aus dem dunkeln, mulattenartigen Aussehen der Eingeborenen noch hervorgeht. Einer der Ersten, von denen die Insel besucht wurde, war Christopher Columbus, dessen Haus dem Fremden noch gezeigt wird; er heirathete eine Tochter des Nerestrello, Gouverneurs auf Porto Santo. Anfangs litt Madeira öfters durch räuberischen Einfall der Mauren, und 1566 wurde es von französischen Huguenotten geplündert und verheert; dennoch erlangte es sehr bald einen bedeutenden Wohlstand, und wo kurz vorher Urwälder in ihrer ganzen Wildheit und Pracht gestanden, pflanzte man nun das aus Sicilien eingeführte Zuckerrohr, welches eine Zeitlang beinahe hinreichte, ganz Portugal mit Zucker zu versehen. Erst nachdem das Zuckerrohr in Brasilien und den westindischen Colonien naturalisirt worden, wurde es auf Madeira fast ganz und gar von Weinstocke verdrängt, der — nach der Aussage Cadamostos aus Cypern, nach Anderen aus Sicilien und später vom Rhein hergeführt — schon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts das Haupterzeugniß der Insel ausmachte *). Der Weinstock giebt bis zu einer Höhe von 2700 Fuß über der Meeresfläche eßbare Trauben, dagegen ist das 2080 Fuß hohe Coural dos Freiras der höchste Punkt, wo sie noch zur Weinproduction tauglich sind. Der beste Boden des Weins ist eine gleiche Mischung von rothem und gelbem Tuff — der sogenannte Saibro, — am liebsten mit einem Zusatz von Thon. Je weniger der Boden bewässert wird, desto

*) Die drei besten Madeirasorten sind tinto, sercial und malvasia. Tinto ist roth und hat anfangs, wenn auch etwas süßer, mit Bordeaux, später, nachdem er Jahre lang auf Fässern gelegen, mit rothem Portweine Aehnlichkeit. Sercial gewinnt man aus der ursprünglich rheinischen Traube; Malvasier hat man in drei Sorten: cadel, babosa und malvazion, unter denen die letzte Sorte jedoch hinter den andern weit zurücksteht. Die darauf folgenden Madeiraweine: old London particular, London market und der weit geringere common wine sind, außer dem über Madeira versandten Teneriffwein, diejenigen, welche am meisten im Handel vorkommen; der noch geringere Landwein hält sich nicht und wird daher nicht ausgeführt. Die Insel erzeugt jährlich 30,000 Pipen Wein, von denen doch nur 10 000 exportirt werden. Die Hälfte des Exports geht nach Rußland und der Ostsee, und zwar sind dies besonders die ordinären Sorten; die feineren Weine dagegen werden nach den vereinigten Staaten, Westindien und England versandt. Das Mutterland consumirt gar keine dieser Weine.

stärkeren, aber auch um so weniger Wein giebt er; ein englischer „acre" erzeugt nach Berechnungen im Durchschnitt eine, unter den günstigsten Verhältnissen vier Pipen Weins. Die kunstmäßige Behandlung des Weinstocks, das Beschneiden, Wässern u. s. w. desselben soll auf Madeira noch bei weitem nicht so hoch stehen, wie es an einem Ort, der den Weinbau als seinen Haupterwerb ansehen muß, zu erwarten stände. In der Nähe von Funchal stützt man den Wein und zieht ihn theils an Mauerpfeilern, theils an senkrechten und horizontalen Spaliers hinauf; weiter in's Land hinein steht er theils in freiem Lande, theils hat man hier den großen Ueberfluß an Walnuß- und Castanie-Bäumen zum Hinaufschlingen des Weins benutzt, was dem Auge einen reizenden Anblick schenkt, wobei der Wein aber nicht gewinnen soll. Im Schatten der reichbelaubten Ranke zieht man allerhand Blumen, sammt Küchengewächsen, wie Kohl, Zwiebeln, Salat, süße Kartoffeln, Kürbisse u. s. w.

Die blühendste Periode der Insel fällt in die Zeit von den letzten Jahren des nordamerikanischen Freiheitskrieges bis 1819, da, unter dem auf die napoleonischen Kriege folgenden allgemeinen Frieden, England sowohl wie seine ost- und westindischen Besitzungen eine Menge französische, spanische und deutsche Weine zu consumiren anfingen, wodurch die Nachfrage nach Madeirawein denn bedeutend abnahm. Portugal hat weder vor noch nach der Zeit für seine Colonie irgend etwas gethan, und die inneren Zwistigkeiten des Mutterlandes waren nicht ohne traurigen Einfluß auf dieselbe; in Folge dieser Verhältnisse sind in den letzten Jahren eine so große Masse der arbeitenden Classe theils nach Brasilien, theils und vorzüglich nach den englisch-westindischen Colonien ausgewandert, daß man schon 1847 die Zahl der Emigranten auf 30,000 anschlug, was wohl Erstaunen erregen möchte, wenn man bedenkt, daß die ganze Insel nur 120,000 Einwohner zählt, daß sie den Quell des Glücks und Reichthums in ihrem Schooße trägt, und daß sie sich eines ebenso herrlichen Climas, wie einer schönen Natur erfreut. Schnee und Frost kommen unterhalb einer Höhe von 2500′ nie vor. Die jährliche Mitteltemperatur in Funchal beträgt 64° F. ($17^3/_4$° C.), die niedrigste Temperatur im Winter etwa 56° ($13^1/_3$ C.), die höchste im Sommer (August) 82° ($27^3/_4$° C.). Plötzliche Temperaturveränderungen kennt man kaum, und obgleich

die jährliche Regenmenge ebenso groß, ja vielleicht noch größer, als in England ist, regnet es auf Madeira nur 75, in jenem Lande 175 Tage im Jahre. Der mitunter von der Westküste Afrikas wehende, von einer starken Dürre begleitete Harmattan (Sirocco) bewirkt unter den Eingeborenen gerne eine leichte Unpäßlichkeit, während er den Fremden weniger lästig fällt; die Atmosphäre ist im Ganzen leicht und klar, obschon etwas feucht, und das Clima der Gesundheit so wohlthuend, daß 4—5000 brustschwache Reisende, meistens Engländer, jeden Winter Madeira zu ihrem Aufenthalt machen und dort eine nicht unbedeutende Menge Geldes in Umlauf setzen.

Wie freundlich sich auch Funchal von der See aus macht, wie reizend das Land im Hintergrunde der Stadt mit seinen grünen Weingärten und seinen, steil den Berg hinan liegenden, weißen Gebäuden dem Fremden zuwinkt, so ist doch der Zauber verschwunden, sobald man den Fuß an's Land setzt. Das Städtchen selbst hat nichts Sehenswürdiges; sogar die Kirchen sind äußerst einfach, und manche von ihnen stehen geschlossen, wie die Klöster, denen sie angehören; dennoch mußten die letzteren öfters zum Einquartiren von Soldaten ihre Thore öffnen, während keine Mönche (Jesuiten freilich sollen demungeachtet auf der Insel Fuß gefaßt haben) mehr auf Madeira geduldet werden. Nonnenklöster giebt es in Funchal drei, darunter das St. Clara-Kloster, wo der neugierige Fremde, der englischen Reisebüchern seine Kenntniß verdankt, sich gern nach der schönen Clementine erkundigt. Ihre Schönheit ist jedoch verblüht, und sie segelt nur noch auf ihrem alten Renommée; aus ihrer Hand kauft man die getrockneten und eingemachten Früchte, oder die bekannten Federblumen, die zum Vortheil der armen Nonnen hier verfertigt und verkauft werden. Die Blumen sind hübsch, jedoch gefärbt, und mit den in Rio de Janeiro gemachten nicht zu vergleichen. — Der Katholicismus scheint auf der Insel nicht zu floriren. Nirgends sieht man, wie in anderen katholischen Ländern auf der Landstraße oder dem einsamen Fußsteig ein Heiligenbild, ein Kreuz, noch anderes frommes Denkmal, das irgend eine bußfertige oder dankbare Seele errichtete, und das den Schritt des Wanderers anhält oder den Gläubigen im Vorüberschreiten ein leises Gebet hersagen läßt Die Gleichgültigkeit der Priester bei'm

Ausüben der religiösen Ceremonien ist groß und ihr Mangel an Bildung nicht geringer. Einer der ersten Geistlichen, dem unser Schiffsprediger in der lateinischen Sprache mehrere Fragen über den Zustand des Unterrichtswesens auf Madeira vorlegte, konnte nicht recht begreifen, wie ihm, dieses kennen zu lernen, von Wichtigkeit sein könne; er unterbrach ihn wiederholt mit der Frage: „was er eigentlich wolle?“ und frug ihn zuletzt gerade heraus: „ob es vielleicht sein Wunsch sei, als Professor angestellt zu werden, und in welcher Facultät?“ Ein englischer Arzt hatte kurz vor unserer Ankunft protestantische Bekehrungsversuche in größerer Ausdehnung zu machen angefangen; ein halbes Dorf war in Folge dessen in's Gefängniß geworfen worden; und zwei Landleute, die in der Todesstunde die letzte Oelung verweigert hatten, wurden auf der großen Landstraße begraben.

Funchal erstreckt sich von Loo-Rock nach Osten in's Thal hinein bis an den Fuß des Berges und ein Stück an diesem hinauf. Auf der nordwestlichen Höhe liegt ein Castell, das die Stadt dominirt; Loo-Rock, dieser wunderliche, kleine, isolirt stehende Felsen am westlichsten Ende der Stadt ist ebenfalls befestigt, — und etwa in deren Mitte, am Meeresstrande, liegt noch ein Castell, das seine Frontbastion gegen die Rhede hinaus wendet, und wo der Gouverneur seine sehr große, geräumige Wohnung hat. Ein mit mehreren Brücken versehenes Flußbett, das im Herbst oft bis zu einem reißenden Strom anschwellen soll, bildet die nördliche und östliche Gränze Funchals. Zwar liegen einige Gassen mit niedrigen Häusern noch außerhalb desselben, diese sind aber nur als Vorstädte zu betrachten, und hören bald auf, worauf man unmittelbar am Fuße des Berges steht, oder wohl schon gar ein Stück Weges an ihm herangestiegen ist. Funchal zählt 26,000 Einwohner, darunter 350 ansässige Fremde, meistens Engländer; seinen Namen verdankt es der Menge „funcho“ (Geniste), das in der Umgegend wuchs, als die Europäer die Insel kennen lernten. Schon 1508 ward Funchal zum Range einer Stadt erhoben und wenige Jahre später, nach dem Bau der Cathedrale, zugleich der Sitz eines Bischofs.

Die stete Brandung an der Küste gestattet keinerlei Quai noch Schiffsbrücke: man landet am steilen Strande; nur hinter Loo-Rock ist eine kleine Treppe in den Felsen ausgehauen, die jedoch

von der Mitte der Stadt zu entfernt liegt, um oft benutzt werden zu können. Es thut dies aber auch nicht nöthig. Sobald man sich mit seinem Fahrzeuge dem Lande nähert, rudert eines der hiesigen flachen, breiten Bötlein auf Einen zu, man springt hinüber, rudert darauf los und ist in einem Nu auf dem Grunde in der Brandung, — die beiden Bootsleute springen heraus, 3—4 andere barfüßige Gesellen fassen mit an, und flugs steht man mit Boot und Allem, was darin ist, auf trocknem Lande. Es wurde während unseres Aufenthalts an einer Landungsbrücke gearbeitet, zu der eine große Menge Pfähle schon eingerammelt waren; man bezweifelte indeß sehr, daß sie je fertig werden würde, da die südwestlichen October- und November-Stürme mit sammt ihrer See in einem Monat dasjenige niederreißen, was das ganze Jahr hindurch aufgeführt worden ist. — Zwischen dieser Brücke und einem wunderlichen alten Thurm, oder rechter, einer aufgemauerten massiven Colonne, die einige hundert Schritt östlicher am Strande steht, liegt der beste Landungsplatz. Diese Colonne, die wohl übrigens bald niederfallen wird, da Niemand sie erhält, zieht die Aufmerksamkeit des Fremden unwillkürlich auf sich hin; frägt man übrigens nach ihrem Zweck, so sind die Antworten nur wenig befriedigend, denn sie ist und war nie von welchem Nutzen: sie ward von einem Kaufmann aufgeführt, der sie zum Stützpunkt eines Winde- oder Krahnbalkens, womit er von seinem Packhause nach dem Strande Waaren ein- und ausschiffen könnte, zu machen beabsichtigte; sie wurde aber nie fertig.

Von der Landungsbrücke geht man durch eine mit Bäumen bepflanzte Straße zu einer Esplanade hinauf, die längs der nördlichen Mauer des Castells hinläuft, und von der schmale Gassen nach allen Richtungen in die Stadt hinaufführen. Auch zwischen dem Castell und Strande unter der südlichen Mauer ist eine recht hübsche Promenade angelegt, und hier ist ferner das Wasserwerk, wo der herrlichste Quell aus mehreren starken, durch die Kunst hergeleiteten, Fontainen hervorsprudelt. Die Wasserleitung und was dahin gehört, ist überhaupt auf Madeira in guter Ordnung und macht, als in das Wohl des Landes tief eingreifend, einen wichtigen Theil der hiesigen Administrationsgeschäfte aus.

Die Straßen sind meistens gerade gebaut, allein schmal, die Häuser gerne zwei Stockwerke hoch mit Altanen und Fenster-Jalousien; auf allen findet man eine Belvedere mit Aussicht über die See. Hier heraufgehen und nach den Schiffen spähen, welche die kleine Insel passiren oder anlaufen, ist der Lieblings-Zeitvertreib der Bewohner Funchals. An die See und das was sie trägt sind alle ihre Interessen geknüpft: über sie erhalten sie Kunde vom festen Lande, wohin sie, gleich den meisten andern Colonisten, ihre Kinder schicken müssen, um sie unterrichten und erziehen zu lassen; auf der See werden die Erzeugnisse ihres Landes verschickt, über die See empfangen sie die Bezahlung dafür in Waaren, welche die eingebildeten oder wirklichen Bedürfnisse ihres Lebens ausmachen. Von der frühesten Jugend an, lernen die Einwohner Funchals, sobald ein Segler im Horizont erscheint, von ihren hohen Wartthürmen den Cours, das Segelwerk, die Masten und Stengen desselben zu unterscheiden und mit bewunderswürdig sicherem Blick daraus zu entnehmem, welcher Nation oder wenigstens welcher europäischen Himmelgegend er angehört. Die Galathea kam an, ohne daß Jemand unsere Ankunft gemeldet hatte; daß es ein Kriegsschiff sei, sah man gleich, die Segel waren aber nicht englisch geschnitten, französisch auch nicht, — das Schiff gehörte dem Norden, es mußte ein Däne oder Holländer sein.

Das Pflaster in den Straßen ist nett und zierlich, aus ganz kleinen, spitzen, ovalen Steinen zusammengesetzt; sie eignen sich für die Pferde ausgezeichnet, und stehen, bis eine übertriebene Regenfluth, wie die im Jahr 1842, sie aufreißt. Wagen existiren auf Madeira nicht, weder zur Arbeit noch zum Vergnügen; wer nicht gehen will, muß zu Pferde, allerhöchstens sieht man hin und wieder einen Palankin, in dem eine Dame sich auf Visiten oder in eine Abendgesellschaft tragen läßt. Pferde, und zwar gute, besonders ausdauernde Thiere kann man dahingegen so oft und in so großer Menge haben, wie man es nur wünscht. Wie mit Cabriolets und Droschken in Europa, so laufen hier auf den Straßen Leute mit Miethpferden herum; diese sind ziemlich klein, haben seidenweiche Haare und einen feinen, schlanken Wuchs, gehen sicher auf den unzugänglichsten Wegen und sind unermüdlich. Ein solches Pferd hat man für 1—2 Piaster den Tag, und mit dem Pferde

folgt alsdann unzertrennlich ein Kerl oder Junge, der hinterher trabt, gallopirt oder geht, jenachdem es dem Reuter, gefällt das Pferd zu reiten. Hat's Eile, so faßt er das Pferd am Schwanz, und nun geht es in Carriere den Berg hinauf, so stark das Pferd rennen kann. An den Kerl, der mit soll, denkt Niemand: „das Pferd wird eher müde, als er", sagen die Bewohner Madeiras — natürlich die reitenden. Und doch trägt er außerdem noch die Bagage, die man nach Gutdünken auf ihn ladet, und Nachts gern auch noch eine Fackel. Seine Kleidung besteht in einer kurzen weißen Jacke, weißen Beinkleidern, bloßem Halse und Brust, einem Stock in der Hand und der, dieser Bevölkerung eigenthümlichen, kleinen Kalotte auf den Kopf. Diese wird von Männern wie Frauen getragen, nur daß die letzteren unterhalb derselben ein Tuch um den Kopf binden; sie ist von Wolle, blau mit rothem Futter, ist so klein, daß sie den Scheitel nur eben bedeckt, und endet in einem, in Weihwasser getauchten, langen, dünnen Stiel, der, steif genug um nicht umzufallen, dennoch biegsam und elastisch anzufühlen ist.

Meine wenigen Excursionen aus der Stadt hinaus, machte ich in Gesellschaft unseres Consuls Selby und seiner vortrefflichen, liebenswürdigen Schwestern; Selby selbst war um unserthalben nach Funchal gezogen, sonst wohnte man in dieser heißesten Jahreszeit auf dem Lande, indem man die Stadt für unerträglich erklärte. — Es ist schon gesagt worden, daß unmittelbar außenvor dem Flußbett, der nördlichen Gränze Funchals, der Berg sich hebt; er ist ziemlich, mitunter sogar sehr steil, dennoch geht aber ein gebahnter Weg schnurgerade zwischen den Weingärten hinauf. Diese liegen, von hohen Mauern gestützt, 30, 40, bis 50 Fuß über dem Niveau des Weges. „Hat man denn aber wirklich die Gärten dergestalt auf ungeheuren Terrassen in die Höhe gemauert und sie dann mit Erde angefüllt? „So scheint es wahrlich bei'm ersten Anblick, es ist dies aber doch keinesweges der Fall. Im Gegentheil! Der Weg, der sich anfangs in natürlichem Niveau mit den Weingärten streckte, ist nach und nach durch die jährlichen Regengüsse bis zu seiner jetzigen Tiefe ausgehöhlt worden; sollten nun die Weingärten nicht desselben Weges gehen, so mußten sie unterstützt werden, und auf diese Weise entstanden die Mauern, welche den Erdboden stützen und tragen.

Später wurde der Weg, ebenso sorgfältig wie die Straßen Funchals, mit kleinen Steinen gepflastert, und längs der äußeren Seite des Weges, dicht an die Mauern heran, leitet man das Wasser in einer Rinne, die mit hinreichenden Schutzbrettern und Schleusen versehen ist, damit jeder Besitzer, nach einer bestimmten Ordnung und zu gewissen Zeiten, das Wasser auf sein Gebiet hineinleite oder davon ableite. Diesen durch hohe Mauern begränzten Weg, der somit dem Reiter keine andre Aussicht darbietet, als die, welche sich ihm eröffnet, indem er mit großer Mühe vom Pferde rückwärts schaut, ritt ich eines Tages mit dem Herrn Selby und mehreren Andern nach einem Landhäuschen hinaus, das auf dem Berge dicht an der „Nossra senhora da monte" gelegen, dieser niedlichen Kirche, die mit ihren Zwillingsthürmen schon in weiter Ferne so herrlich emporragt. Der Weg ist hier so stark ausgehöhlt, daß es einer 60 Stufen hohen Treppe bedurfte, um das Plateau, auf dem die Kirche steht, zu ersteigen; von hier hat man denn aber auch eine weite Aussicht über Land, Stadt und Rhede hinaus, und über das unendliche atlantische Meer mit dem Himmelsgewölbe als seiner einzigen Gränze. Westlich von dieser Kirche, und dicht darunter, liegt der Garten des Herrn Gordon, der es wohl verdient, daß man, allein ihn zu sehen, hinaufreitet. Dieser Platz, auf dem jetzt die hübsche Villa und der weit ausgedehnte Garten des Herrn Gordon angelegt sind, wurde von ihm in völlig rohem Zustande gekauft; vermittelst Geld, Zeit, Fleiß und Geduld ward Erde heraufgebracht, den nackten Felsen zu decken, und Wasser mühsam und mit vielen Kosten hingeleitet, die Erde zu befruchten. Mehr bedurfte es aber auch nicht; denn was man pflanzte gedieh, und nun sieht man hier Bäume und Blumen, Früchte und Kräuter der entferntesten Weltzonen, im friedlichen Zusammensein, zierlich und geschmackvoll unter der beschirmenden Hand des hegenden Gärtners aufgestellt.

Den Tag vor unserer Abreise machten wir eine Tour nach Cramacha, einem Kirchspiel, das an der südöstlichen Spitze der Insel auf einer Ebene ziemlich hoch am Berge hinauf liegt. Ein Theil der Einwohner Funchals haben hier ihre Landhäuser, wo sie Kühle suchen, wenn die Wärme unten in der Stadt ihnen zu schwül und drückend wird, und hier bewohnte denn auch Mr. Park, einer der Freunde unseres Consuls, das seinige, das so klein, aber dagegen

seine Gastfreiheit so groß war, daß er eine an das Haus stoßende Laube zum Speisesaal hat umschaffen müssen. Und um mit Gewißheit immer heitere Gesichter um seinen Tisch sehen zu können, hat er sich eine Frau gewählt, die durch ihre Liebenswürdigkeit und angenehme Unterhaltung Leben und Fröhlichkeit unter die ganze Gesellschaft verbreitet. Obgleich ein drei Stunden langer Ritt dahinauf, ist es doch ein ebenso kühler wie angenehmer Weg mit den schönsten Aussichten, bald über die Stadt und See, bald über die weit ausgedehnten Weingärten, wo die Ranken sich zwischen Kastanien- und Walnußbäumen emporschlingen, bald endlich in tiefe mit Dickicht überwachsene Klüfte hinab. Auf dem halben Wege ungefähr kommt man zum Garten des auf Madeira berühmten Grafen Carvalhero, einem in höchst grandiosem Styl angelegten Park, mit einem hübschen Wohnhause, Terrassen, Springbrunnen, Fischteichen und großen, von dem buntesten Gemisch von Blumen strotzenden Beten. Als Seltenheit zeigte man mir eine ungeheuere Cactuspflanze, — etwas Häßlicheres habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Auch findet sich unter dieser Mannichfaltigkeit der Drachenblut-Baum*), einer der wenigen Bäume, von denen sich beweisen läßt, daß sie der ursprünglichen Flora Madeiras angehören, während der größte Theil ihrer übrigen Vegetation von fremdem Boden herstammt. So war es mir höchst auffallend, daß die Camelia mir als eine erst vor wenigen Jahren aus England hergebrachte Seltenheit gezeigt wurde; sie wächst aber hier auf freiem Lande, und in kurzer Frist wird sie auf diesem gesegneten Boden naturalisirt sein. Der ältere Cavalhero ist gestorben, und der Besitz mit sammt seinen schönen Anlagen steht in Gefahr zu verfallen oder zerstückelt zu werden, um die verschiedenen Erben zu befriedigen. Ein Theil der Bäume wird schon umgehauen und für Spottpreis verkauft. — Man darf Cramacha nicht verlassen,

---

*) Aus den ältesten portugisischen Beschreibungen über Madeira ersieht man, daß der Drachenblut-Baum (das Holz gebrauchte man zu Böten, die Früchte als Futter für die Schweine) damals in großem Ueberfluß vorkam, und der Umstand, daß die Alten nirgends dieses Baumes erwähnen, ist als Beweis gegen die Behauptung angeführt worden, daß man Madeira schon in der alten Zeit gekannt hätte. Auf Teneriffa steht ein Exemplar dieses Baums, dessen Alter man auf 6000 Jahre anschlägt.

ohne den zierlich geordneten Garten des Mr. Been aufzusuchen und sich dessen Ueberfluß an kleinen Teichen zu besehen, wo eine Flotille, wie der fliegende Holländer ohne weiter zu kommen, Jahr und Tag herumsegelte, während kleine Figuren, von beiden Geschlechtern, und von den Farben aller Bewohner der Erde, sich am Fuße eines ewig plätschernden kleinen Springbrunnens baden. Als der Prinz von Joinville, auf der Reise nach St. Helena begriffen, um Napoleons Leiche zu holen, Madeira anlief, frühstückte er in Mr. Beens Garten, und der alte Herr war nicht wenig stolz darauf, zu erzählen, wie seine kleinen Badegäste, die in paradisischer Unschuld in den wirbelnden Wellen auf und niedertauchen, seinen königlichen Gast amüsirt hätten. Auch unser König besuchte auf seiner Reise nach Madeira im Jahre 1846 Cramacha und war der Gast des Mr. Been. — Die Bewohner dieses kleinen Kirchspiels sind betriebsame Leute, welche die Insel mit allen Arten Korb- und Stroharbeit versehen; ich kaufte mir einen von Weidenruthen geflochtenen Lehnstuhl, den mein Pferdeführer auf dem Kopfe nach der Stadt heruntertrug, während er, eine Fackel in der Hand, unverdrossen nebenan trabte.

Unser Aufenthalt in diesem schönen und von der Natur so reich begabten Lande, ward von unserem Maler, wie von den Naturforschern, zu Studien, Untersuchungen und Einsammlungen benutzt. Der Mineralog, Dr. Rink, unternahm eine Excursion nach der St. Laurents-Spitze, — und eine noch größere, an welcher außer den Gelehrten auch mehrere der Officiere theilnahmen, ging, anfänglich nach dem Pico Ruivo beabsichtigt, auf die Nordseite der Insel nach St. Anna hinüber. Von diesem interessanten Ausflug, der Alle mit Bewunderung der Insel erfüllte, giebt Rosen folgende Schilderung:

„Schon drei Tage lang hatte ich mit Sehnsucht nach dem verheißenen Lande ausgesehen, ohne noch seinen Boden zu betreten. Wir hatten am Montag Morgen noch kaum unsere Anker auf der Rhede von Funchal fallen lassen, als wir schon von Böten, bis an den Rand angefüllt mit einem uns bisher unbekannten Reichthum an Früchten, förmlich belagert wurden, und nicht selten ward ein Blick von der vor uns liegenden schönen, felsigen Küste, die wie der ganze Süden mir noch fremd war, abgewendet durch einen mir

entgegengestreckten Fruchtkorb, ausgefüttert mit Heliotropen und anderen unserer seltensten Blumen, — durch einen unter den Bootsleuten entstandenen, südlich warmen Streit darüber, wer den günstigsten Platz zur Seite unseres Schiffs einnehmen solle, — oder durch die Töne einer Cithar, die aus einem vorübersegelnden Fahrzeug zu uns herschallten. Ich hörte, als es Abend ward, die Glocken in der nahen Stadt zum Ave Maria läuten, ich sah bald darauf hin und wieder auf den Bergen Feuer angezündet und Raketen zu Ehren eines der Heiligen in die Höhe steigen; und an den Abhängen des Berges herab folgte mein Blick den, eine spät zurückkehrende Cavalcade nach Hause geleitenden, Fackeln, die bald hinter einem Haus oder einem Gebüsch verschwanden, bald wieder weiter unten zum Vorschein kamen, und zuletzt sich in den Straßen der Stadt verloren. Alles erfüllte mich mit ungeduldigem Verlangen nach dem kommenden Morgen."

„Endlich am 22sten Julius verließen wir, eilf an der Zahl, das Schiff, um eine Excursion quer über die Insel nach dem an der Nordseite der Insel gelegenen Dorfe St. Anna zu machen, und von dort wo möglich den 6000 Fuß hohen Pico Ruivo zu ersteigen. Die Pferdeverleiher von Funchal schienen von unserem Plan schon im Voraus unterrichtet, denn wir hatten kaum den Fuß an's Land gesetzt, als wir uns schon von gesattelten Pferden und ihren Führern umringt sahen, die uns, da Einige, um bei unserem Consul, Herrn Selby, erst nähere Aufklärungen über die beabsichtigte Excursion einzuholen, nicht sogleich aufsaßen, Alle insgesammt unter lautem Schreien und Gelächter folgten, während Jeder sein Pferd auf's Beste anzupreisen bemüht war. Im Schatten von Platanen liegen halbnackte Jungen und genießen ihr dolce farniente, rauchen eine Cigarre, spielen Klink, Alles mit einer Würde und Grandezza, die einem vornehmen Herren keine Schande machen würde. Einige der größten unter ihnen springen auf, als sie uns kommen sehen, und suchen durch lautes Schreien, welches sie für Englisch ausgeben, uns verständlich zu machen, daß wir in ihnen vortreffliche Ciceronen für die Stadt und Umgegend finden würden. Handwerker arbeiten in ihren offenen Werkstätten, und Lastträger laufen geschäftig die Straßen entlang, ihre Lasten auf dem Kopf tragend: bald sind es Früchte, bald Eis, Töpfergeschirr, Körbe, oder was sonst. Hinter

einem Gefängnißgitter sehe ich drei Schumacher in voller Arbeit, während der vierte beschäftigt ist, einem Mann Maaß zu nehmen, der von der Straße aus seinen Fuß durch die eisernen Stangen steckt. Immer neue Bilder, das eine anziehender als das andere, gehen an meinem, dem Süden fremden Auge vorüber, bis endlich die wirklichste Wirklichkeit mich aus den Träumen meiner Phantasie herausreißt. Es ist das kläglich jammernde „Senhor .... e!" der verkrüppelten, aussätzigen, oder sonst mit den scheußlichsten Krankheiten beladenen Elenden, die, wenn nicht halbnackt, doch in die schmutzigsten Lumpen eingehüllt, sich aller Mittel bedienen, das Mitleid und den Ekel des Fremden anzuregen. Jeden Augenblick wiederholt sich der widerwärtige Anblick; denn es wimmelt in Funchals Straßen von diesen unglücklichen Bettlern."

„Nach einem kurzen Besuch beim Consul begaben wir uns alles Ernstes auf den Weg, und bald gallopirten wir durch die gepflasterten Straßen den steilen Berg nach „Nossra Senhora da Monte" hinauf. Welch' ein Genuß, nachdem man Wochen lang, in einem hölzernen Kasten eingeschlossen, auf der See herumgetrieben ist! Wir ritten zwischen Epheu und Passionsblumen, die sich üppig an den hohen Mauern zu beiden Seiten des Weges emporrankten, und zwischen den Pfeilern der Pergolas stand ein herrlicher Flor von Heliotropen, Pelargonien, Rosen und himmelblauen Hortensien. Orangen tragen hin und wieder noch Früchte zum zweitenmal, der Korallenbaum beugt sich unter der schweren Last seiner großen, hochrothen, herabhängenden Blüthen, und die weiße, becherförmige Riesenblume der Datura arborea blickt sehnsuchtsvoll auf den Weg hinab. Justitias und Fuchsias bilden weiterhin schöne blaue und rothe Hecken; Pinien und Bananen, Cypressen und Kaffeebäume, Cactus und Guaven, Aloes und Palmen, Mais, Donax, Myrthen und Mimosen stehen hier durch einander und geben ein reiches Bild dieser zugleich tropischen und südeuropäischen Pflanzenwelt."

„Wir hatten inzwischen Nossra Senhora erreicht, das mehr als 1800 Fuß über der Meeresfläche liegt. Die Pferde bedurften der Rast nach dem angestrengten Ritt; wir stiegen ab an dem Fuß einiger Cypressen, gingen, die Kirche zu besehen und löschten uns dann den Durst mit einem Glas Gingerbier in der nahe liegenden Kneipe. Die Vegetation war schon theilweise eine andere, der

Wein hatte bereits unterhalb Nossra Senhora aufgehört, der Himmel nahm, je nachdem wir höher kamen, ein immer reineres, tieferes Blau an, so daß Himmel und Meer am fernen Horizont vor unseren Augen zusammenfloß, und zur Seite des Weges lagen nun schwarzbraune und rothe, oft nackte Basalt- und Tuffsteinmassen *), aus denen hin und wieder ein frisches Quellwasser hervorsprudelte, während weiter oben in ihnen große Höhlen gleichsam ausgehauen waren, die Kaninchen zum Aufenthalt dienten. Nachdem wir anderthalb Stunden geritten waren, kamen wir — in einer Höhe von reichlich 3000′ über dem Meer — in die Wolken, die wie ein leichter, feuchtkalter Nebel an uns vorüberzogen. Auf den großen mit Rollgesteinen übersäeten öden Feldern erhob sich hin und wieder ein noch nackterer, niedriger, fast kegelförmiger kleiner Hügel. Die über die Natur ausgebreitete Ruhe ward nur unterbrochen durch die kreischende Musik der Heimchen, oder das Schellengeläute einiger uns von Zeit zu Zeit über den Weg springenden kleinen schwarzen Ziegen; ein Packesel, ein vor eine Art von Schlitten oder Schleife gespannter Ochse, und der eine oder andere Arme, der seine zusammengelesene Tracht Brennholz oder Futter nach dem entfernten Funchal schleppte, war das Einzige, was noch ein wenig die tiefe Stille und Einförmigkeit der Umgebungen unterbrach. Die Labiaten (Thymian, Merian u. s. w.) und Myrthen waren schon weiter unten verschwunden, die Lorbeeren waren zu einem niedrigen Gesträuch zusammengeschrumpft, allein unser Adlerfarn und Ginster, mehrere Haidekräuter, der Erdbeerbaum (arbutus), die Heidelbeeren kamen noch gut fort, und Schilfarten (juncus glaucus) wie Carices hatten sich, begünstigt durch die ewig feuchte Luft, bis auf diese Höhen verirrt. Zuletzt beschränkte

*) Madeira hat unter seinen Basalt- und Tuffsteinmassen eine bedeutend tiefe Unterlage von Uebergangskalk. Bowdich schließt daraus, daß die Insel nicht durch irgend einen submarinen Vulcan gebildet sei, sondern daß successive Basalt- und Tufferuptionen aus einem centralen Krater radial nach allen Seiten hin die als Uebergangs- oder als Ur- und Uebergangsbildung bereits bestehende Insel überströmt haben. Er legt diesen ursprünglichen Krater nach der Ausstrahlung und Größe der Ströme zwischen die Picke Ruivo, Grande und Canarios, während er nachweist, wie ungegründet es ist, die elf englische Meilen östlich von Funchal gelegene „Lagoa" für einen Krater, oder die Bai von Funchal für ein Kratersegment anzusehen.

sich die ganze Pflanzenwelt auf einige Gräser, Potentillen, Veilchen, und Vergißmeinnicht; wir befanden uns nun aber auch auf dem gut 4000 ' hohen Gipfel des ersten Bergrückens."

„Es ging also wieder bergab. Ein ungeheuer steiler, jedoch gepflasterter Weg führte auf der anderen Seite der Hochebene durch einen Wald von Oleander, Mimosen, Myrthen-, Oel- und Lorbeerbäumen zu dem Rio Frio herunter, dessen Flußbett jetzt halb ausgetrocknet war, während er zur Zeit des Herbstes mächtig anschwellend sich über die Felsblöcke gewaltsam hinstürzt. Wir lagerten uns im Grase, nahmen den Speisekorb her, den die Schwestern des Consuls uns auf's Beste gefüllt hatten, und ließen den Tinto auf ihr Wohlsein herumgehen. Nachdem wir verschiedene naturhistorische Gegenstände eingesammelt hatten, ritten wir nach einer Stunde wieder weiter, Einer hinter dem Andern; der Weg, der bald bergauf, bald bergab, über und um Bergvorsprünge herum führte, ward immer mehr unzugänglich, und ich ließ, meinen Betrachtungen mich ganz hingebend, dem Pferd die Zügel, mich darauf verlassend, es werde am besten selbst die richtige Spur finden können. Der Führer verschwand zuweilen, um in diesen ihm wohlbekannten Gegenden einen Richtweg einzuschlagen, aber einen Augenblick nachher lief er wieder hinter dem Pferde, mit der Hand dessen Schweif ergreifend, indem er seine eintönigen Improvisationen vor sich her summte und, jenachdem das Pferd müde ward oder ihm zu stark lief, ermunternd oder scheltend und verweisend zu ihm sprach. Gewahrte er dann und wann einen seiner Kameraden in weiter Ferne, so stieß er als Signal ein lautes Geheul aus, worauf die Antwort bald von dem entfernten Bergabhange zurückschallte. In den großen, schattigen, Kastanienwäldern, durch die wir bald darauf kamen, schlang sich der Weinstock wie eine dickstämmige, nackte Schmarotzerpflanze bis in den Gipfel der Bäume hinauf. Hier fanden wir hin und wieder zerstreut liegende Weinniederlagen und etwas weiterhin wieder Wohnhäuser, die jedoch ein weit dürftigeres Gepräge an sich trugen, als die von Funchal und seiner Umgebung. Ein anmuthiger kleiner Garten umgab häufig diese meist nur von Brettern oder Lavastücken erbauten, mit einem Strohdach belegten und weder Fenster noch Schornstein enthaltenden Hütten. An den Abhängen der Berge ward Waizen, Roggen, Kartoffeln und Flachs

gebaut. Die Sonne stand schon tief am Himmel, als wir über eine niedriger gelegene Ebene, wo die himmelblaue Hortensie in hohen Blüthen längs dem Wege stand, und wo Alles schon auf eine höhere Cultur hindeutete, die Kirche und Stadt von St. Anna erreichten. Nach einem Ritt von 7 bis 8 Minuten kamen wir durch malerische Hohlwege, an Landhäusern und Anlagen vorbei, nach dem über alle Erwartung geräumigen und eleganten englischen Hotel."

„Als wir am nächsten Morgen erwachten, hatte ein starker Regen die Luft abgekühlt. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, uns in der uns knapp zugemessenen Zeit das eigentliche Ziel unserer Reise — den noch ziemlich entfernten Pico Ruivo — zu erreichen und begaben uns daher auf den Rückweg. Von unseren munter vorwärts trabenden Pferden warfen wir noch einen wehmüthigen Blick nach dem im üppigen Grün prangenden Gipfel des Berges, der einen Augenblick nachher in den Wolken verschwand."

Für die Mannschaft der Corvette war Madeira ein Aufenthalt der Erfrischung und Zerstreuung. Jeden zweiten Tag erhielt sie frisches Fleisch und Gemüse, und für die bevorstehende Seereise ward, außer einer Orangenlese, die der Consul Selby uns freundlich schenkte, eine Ladung großer spanischer Zwiebeln mitgenommen, die, in Erbsen und Kohl gekocht, eine höchst wohlschmeckende und gesunde Speise gaben. Ferner wurden wechselweise Alle zum Spazieren an's Land geschickt. Es war mir ein wahres Vergnügen, wenn meine flinken Matrosen, nachdem sie sich mit einem Glas Madeira oder gar Malvasier tractirt, freudestrahlend einmal wieder auf festem Boden ihre Beine rührten. Und ich konnte sie ruhig gewähren lassen, denn wie es mit unseren dänischen Seeleuten fast immer zu gehen pflegt, verfehlte Keiner eine Minute von der Zeit, zu der er sich wieder an Bord einstellen sollte. Die Kriegsschiffe keiner einzigen Nation können uns dies nachmachen; meistens geben sie ihren Leuten gar keine regelmäßige Erlaubniß, an's Land zu gehen, und diejenigen, denen sie eine solche ertheilen, lassen sie gern einen, zwei, ja drei Tage wegbleiben und fischen sie darauf in Kellern und Kneipen auf, wo sie dann fast immer übermäßig betrunken, und des letzten Schillings, ja wohl gar der Kleider beraubt, wiedergefunden werden.

Sonntag Morgen den 27ten Juli waren wir segelfertig; Wasser und Provisionen waren eingenommen und die Schiffsarbeiten beendigt. Wir hielten Gottesdienst, darauf ging ich an's Land, um alle Geldsachen abzumachen und dem Consul meinen Rapport und meine Briefe zu überliefern. Auch die, Mineralien und Versteinerungen enthaltende, erste Naturalien-Kiste wurde von hier nach Hause geschickt.

Wir brachten diesen Mittag auf Selbys Landhause, ¼ Meile nordwestlich der Stadt, außerhalb des obersten Castells, zu; die guten Schwestern hatten ihr Bestes gethan, um uns am letzten Tage zu tractiren. Anstatt meiner dänischen Blumen, die ich ihnen an's Land geschickt hatte, empfing ich einige Töpfe mit Exemplaren der madeiraschen Flora, die ich nach Indien mitnehmen wollte; dies mißlang jedoch: sie konnten die Seeluft und die Verdunstung des in den Kajüten befindlichen salzen Wassers nicht vertragen. Meine Copenhagener Blumen dagegen — und unter diesen besonders ein großer weißer Rosenstrauch — sind, wie ich es später erfahren habe, eine Zierde des Gartens der Miss Selby geworden.

Um 6 Uhr Abends ging ich an Bord, um 7 waren wir unter Segel, und steuerten südlich vom Lande weg. Kurz darauf entschwand das schöne Madeira, in's Dunkel der Nacht eingehüllt, unserem Blick, und am nächsten Morgen bezeichnete nur ein blauer Umriß im Horizont den Punkt, wo wir eine so angenehme Woche verlebt hatten.

IV.

Reise nach Ostindien.

(28. Juli — 12. Octbr.)

Schon zwei Tage vor der Abreise hatten wir auf der Rhede von Funchal eine östliche See bemerkt. Auf der Hochebene Cramacha sah ich es in See frisch aus NO. wehen, und man sagte mir, daß dieser Wind hier der eigentliche Sommerwind sei, der, wenn er scharf d'rein blase, als die nördliche Fortsetzung des NO.-Passats zu betrachten sei.

Alles traf für uns ganz richtig ein. Am 28sten sahen wir die sicheren Kennzeichen des Passats: eine klare, durchsichtige Luft mit den im Horizont eigenthümlich zerstreuten Wölklein, und die sich in größeren und kleineren Haufen über den Wasserspiegel erhebenden fliegenden Fische. Schon den 29sten Morgens ward es mit dem Passat Ernst. Die Galathea lief nun mit frischer Fahrt nach Süden, und ich richtete meinen Cours 20—30 Meilen im Westen der canarischen und capoverdischen Inseln. Am Mittag den 29sten glaubte der wachthabende Officier, Palma als einen schwachen Schatten im Horizont hervortauchen zu sehen; es verschwand dieser aber wieder ebenso schnell. Morgens den 31sten Juli durchschnitten wir den Wendekreis des Krebses.

Der Nordost-Passat hielt sich sehr nördlich und ließ allmählich an Kraft nach; schon auf 16° N. Br. erstarb er, und wir bekamen nun mehrere Tage hindurch einen gelinden nordwestlichen Wind und Stille. Diese benutzten wir dazu, am 6ten und 7ten August, wiederholt die Temperatur des Wassers auf größeren Tiefen zu untersuchen; als Resultat dieser Untersuchungen zeigte sich die Temperatur in der Oberfläche 27—27½° C., auf 201 Faden Tiefe 11° C., auf 305 F. T. 8¼° C., auf 505 F. T. 6° C. Es bedurfte jedes Mal der ganzen Schiffsbesatzung um, in der Anker-

winde und unter voller Musik, das Index-Thermometer mit seinem metallenen Behälter und angehängten Senkblei aus der Tiefe wieder heraufzuholen, was in resp. 9′ 30″, 16′ 20″ und 23′ 25″ geschah. Gleich nach dem letzten Versuch erhielten wir Brise, erst aus SW., dann frisch aus Westen, so daß wir wieder mit guter Fahrt die Reise nach Süden fortsetzen konnten.

Die Passage über den sogenannten stillen Gürtel zwischen dem NO.- und SO.-Passat, die so außerordentlich lang und langweilig sein kann, und auf der man fast immer von schweren Regengüssen, Gewitterschauern und ewig wechselnden Winden heimgesucht wird, war für uns überaus glücklich. Der westliche Wind hielt uns bis auf 4° Breite, wohl nach und nach mehr nach Süden umgehend, jedoch stets frisch wehend; nur einen Tag goß es vom Himmel, sonst hatten wir gutes Wetter mit umwölktem Himmel, was wiederum die Wärme weniger lästig machte.

Den 11ten August, auf 5° 40′ Br., beobachteten wir eine derjenigen Erscheinungen, worauf die Meteorologen in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit des Seemans ganz besonders hingelenkt haben, den verschiedenen Zug der Wolken nämlich in den höheren und niederen Regionen. In diesen letzten zogen sie vor derselben südwestlichen Bramsegel-Kühlung, die uns selbst vorwärtstrieb, in jenen dagegen nördlich und nordwestlich, obwohl mit etwas geringerer Fahrt. Die Luft war sehr bewölkt, da aber der Mond am Himmel stand, ließ sich die Erscheinung leicht beobachten. Am 12ten August ging darauf der Wind so völlig nach Süden um, daß unser Cours über Backbord ganz östlich wurde; ich ließ daher auf 4° 46′ N. Br. und 16° 30′ W. Grw. L. das Schiff wenden. Die Luft heiterte sich jetzt auf, und der Wind war östlicher als Süd; ich durfte daher mit Gewißheit annehmen, daß der SO.-Passat, dieser Wind, der uns über den Aequator und noch ein gutes Stück südlicher bringen sollte, sich eingestellt hatte.

Wir wurden auf dieser Fahrt verschiedene Segler gewahr, unter anderen am 5ten August das von Oporto nach Rio de Janeiro bestimmte Barkschiff „Fernando Minho“, und am folgenden Tage das auf Batavia fahrende, ebenso schnell segelnde, wie hübsche neue Schiff „de Waalvisch“, das mit uns denselben Lauf nahm, und dessen Gesellschaft wir daher mehrere Tage lang genossen. Am

Nachmittag den 11ten August lief der Holländer uns auf die Seite, und hielt sich dort von 2 bis 7 Uhr Abends, obgleich wir, bei'm Wind mit guten, vollen Segeln, anhaltend neun bis zehn Meilen machten; um 8 Uhr hatte er, (trotz aller meiner Versuche die Mannschaft abwechselnd nach vorn, nach hinten, auf's Verdeck und in den Raum gehen zu lassen), einen so großen Vorsprung gewonnen, daß er vorn um uns unter den Wind ging. In Betreff der Galathea muß ich nur hinzufügen, daß sie in diesen Tagen eine zu große und somit unvortheilhafte Wassertiefe hatte.

Ungefähr auf 8° N. Br. hatten wir zuerst bemerkt, daß der Strom nach Osten ging, was östlicher im Gewässer zunahm; zwischen 8° und 4° N. Br. brachte er uns 94′ östlicher, als wir, unserer Schiffsrechnung nach, standen. Wir waren jetzt auf 18° W. Gr. L., wurden von nun an nach Westen getrieben und mußten uns daher als unter der Einwirkung der großen Aequatorial-Strömung betrachten, die nach Westen und später nach Südwesten, die brasilianische Küste entlang, treibt. Wir fühlten ihren Einfluß bis auf 27° S. Br.; am stärksten war sie zwischen dem Aequator und 2° S. Br., wo sie uns einen Längen-Unterschied von 51′ gab. Im Ganzen war der Unterschied, den sie verursachte, 3° 43′ L.

Den 15ten August, Abends 9 Uhr, durchschnitten wir den Aequator auf 22° 19′ W. Gr. L. Während sowohl Horsburgh's Anweisung, als auch die englische „Sailing-Direction", den Aequator zwischen 18° und 23° W. L. zu durchschneiden gebieten, habe ich dennoch über den zu wählenden Meridian die verschiedensten Ansichten äußern hören. Einige haben gemeint, wenn man nach Ostindien bestimmt sei, müsse man die capoverdischen Inseln östlich umschiffen und überhaupt möglichst östlich kneifen; dadurch verkürzt man allerdings die Distance bedeutend, da man aber auch vieler Windstille ausgesetzt ist, ehe der SO.-Passat sich hier einstellt, und der herrschende östliche Strom Einen dann mehr, als wünschenswerth, nach der africanischen Küste hintreiben wird, scheint dies Unternehmen mir ein ziemlich dreistes. Andererseits hat man behauptet, daß man ganz westlich, zwischen 25° und 30° L., frischere und günstigere Winde im stillen Gürtel finden werde, und daß die schnellsten Reisen nach Brasilien von denjenigen Schiffen gemacht seien, die sich so westlich im Gewässer gehalten. Ich habe zu wenig

Erfahrung, um dieses bestreiten zu können; da wir aber im Jahr 1840 mit der Fregatte „Bellona" den Aequator auf 28° W. L. durchschnitten, hatten wir 14 Tage im stillen Gürtel zugebracht und in Allem 34 Tage Reise von Madeira nach Bahia. Wie wir damals von umwechselnden Winden dazu genöthigt wurden, den Aequator so westlich zu passiren, so liegt es übrigens überhaupt selten in der Wahl der Schiffe den Uebergangspunkt genau zu bestimmen; ist man jedoch Herr darüber, so mögen die nach Brasilien bestimmten Schiffe möglicherweise daran Recht thun, den Aequator westlicher als 25° zu durchschneiden, die nach Ostindien bestimmten aber gewiß nicht, da sie sich dadurch nicht nur den Weg verlängern, sondern sich auch in den südwestlich die brasilianische Küste entlang treibenden Strom hineinbegeben.

Die Ceremonie des Hänselns und die hiermit verbundenen grotesken Streiche, welche bei'm Passiren der Linie in manchen Schiffen erlaubt sind, liebe ich nicht; sie bringen das Schiff in die größte Unordnung, und gewähren überdies unserem dänischen Matrosen, der sich auf solche vorbereitete Maskaraden-Aufzüge einmal nicht versteht, und in seiner Narrentracht meistens nur eine verlegene, für sich und Andere langweilige Rolle spielt, ein gar schlechtes Amüsement. Den Leuten mitunter einen frohen Tag schaffen, ist dagegen sogar eine Klugheits-Maaßregel, die kein denkender Befehlshaber versäumt; denn Zerstreuung und Heiterkeit der Mannschaft ist ein mächtiges Mittel zum Erhalten ihrer Gesundheit und ihres Wohlseins. Die unverhoffte, unvorbereitete Freude ist aber an Bord, wie am Lande, die beste, und nachdem wir die vorige Nacht den Aequator durchschnitten hatten, ließ ich daher eine Balje — keine Bowle — Punsch zum Besten geben. Der Oberkanonier war Punschmeister; mit der dampfenden Kanne in der Hand sammelte sich die Mannschaft hinten auf der Schanze und sang ein von einem anonymen Verfasser an demselben Tage vertheiltes Lied, worauf sie, nach Aufforderung der letzten Strophe, ein donnerndes Hoch für König und Flagge ausbrachte. Die Musik spielte auf, der liebe Gott hatte mit einem prachtvollen Mondenschein und einem tropischen Firmament die Beleuchtung übernommen, und nun ging der Tanz, an dem Alle vom Ersten bis zum Letzten theilnahmen, lustig von dannen. Jetzt kamen auch nach und nach verschiedene, an Ort und

Stelle improvisirte, Masken zum Vorschein, — einige Damen, mehrere orientalische Costüme, ein bucklicher Polichinell, — und hier entfalteten sich wirklich gar lustige, dramatische Talente. Unter Anderen zeigte uns unser Meisterkoch, daß ein Schauspieler in ihm wohne; er hatte die ganz drollige Idee gefaßt, sich als unser Viehwärter — eine gute Haut, aber ein Einfaltspinsel — zu verkleiden und nun den wirklichen Viehwärter unter den Arm zu nehmen, und ihm das Schiff und seine Sehenswürdigkeiten zu zeigen, bei welcher Gelegenheit er mit manchen höchst possierlichen Einfällen herausplatzte.

Der SO.-Passat wehte nun in seiner vollen Kraft. Schönes Wetter, bewölkte Luft und warme, jedoch sehr angenehme Temperatur gesellten sich dazu; unser Cours war bei'm Winde mit vollen Segeln, und das brachte uns denn ziemlich rasch nach Süden und Westen. Morgens den 19ten August bekamen wir einen, in der entgegengesetzten Richtung gehenden, Segler zu Gesicht; es war ein nach Hause gehendes Hamburger Barkschiff, „Cäsar Godofroy", dasselbe das später als Fregatte unter dem Namen „Deutschland" zum ersten Kriegsschiff der deutschen Marine umgetauft wurde. Ich schickte ein Boot an Bord desselben, und so ward uns die Gelegenheit, nach dem sich stets entfernenden und doch stets so lieben Vaterlande einmal wieder einen Gruß zu senden.

Unser Cours war zwischen Martin Vaz und Trinidad gerichtet; den 23sten August, bei Tages Anbruch, lag uns die erstere Insel in SSW.; da der Strom uns somit nicht so weit, wie ich es berechnet, nach Westen gebracht hatte, und ich weder in Zeit noch Distance das Geringste vergeben wollte, hielt ich hart am Winde und ließ Martin Vaz etwa eine Meile in Lee liegen. Diese rohen, nackten Klippen sind oft genug beschrieben, sie stimmen mit der, auf der gegenüberliegenden brasilianischen Küste vorherrschenden, pyramidalen Form, den von den Seeleuten sogenannten Zuckerhüten, deren ein gar merkwürdiger sich auf der Westseite des Einlaufs der Rio-Janeiro Bucht befindet, ganz überein. Die Umrisse von Trinidad sahen wir mit Wolkenmassen überhängt im fernen Horizont sich unbestimmt zeichnen. — Den 24sten August durchschnitten wir den Wendekreis, und schon gegen Abend erstarb der SO.-Passat. Nach Sonnenuntergang ward es ganz still; um Mitternacht aber erhob sich eine Brise

aus NO., und wir steuerten nun einen südöstlichen Cours mit 8—9 Meilen Fahrt. Die Wärme hatte schon bedeutend abgenommen, und Morgens und Abends war es empfindlich kühl.

Seitdem wir den nördlichen Wendekreis durchschnitten, hatte die ganze Mannschaft jeden Morgen, während des Spülens, auf dem Verdeck Sturzbäder erhalten; am 27sten August mußte, obgleich die Luft noch 20 ° C., das Wasser 19 ° C. hielt, mit dieser, der Gesundheit der Leute so dienlichen, Maaßregel innegehalten werden, da es für die, durch die Wärme verwöhnten, Constitutionen jetzt zu kühl wurde. Diese ganze Fahrt war übrigens sehr einförmig, das anhaltend gute Wetter machte Tage lang alle Segelmanoeuvres unnöthig. Da sich einige Fälle von Scharbock zu zeigen anfingen, fand auf Verlangen des Arztes, außer mehreren Veränderungen in der Speisetaxe — Wein dreimal die Woche; Sauerkohl, Grünkohl oder Senf täglich zur Fleischration, — auch jeden Abend irgend eine allgemeine körperliche Motion Statt: Klettern der ganzen Mannschaft über die Stengensahlung, Aufstellen im Rundkreise mit großer Gallopade unter voller Musik u. s. w. Um den Leuten zugleich möglichst vielen Schlaf zu verschaffen, wurde es der halben Wachtmannschaft erlaubt, je zwei und zwei Stunden auf Schlafsegeln hinten auf der Batterie sich zur Ruhe zu legen, so daß sie um jede zweite Nacht 8 Stunden schliefen, und das ganze wachthabende Quartier dennoch bereit gehalten wurde, bei'm ersten Wink auf dem Verdeck zu erscheinen.

Das Barometer hielt sich fortwährend sehr hoch; den 21sten August stand es auf 28′ 10″. Das uns von Grüner jun.'s Etablissement in Berlin mitgegebene Normal-Barometer erfüllte seinen Zweck nur mäßig, indem es selbst bei ganz ruhiger See 4—6 Linien wanderte, so daß man dessen Stand bei der mindesten Bewegung des Schiffs nur approximativ ablesen konnte. Ein Barometer, das der Prof. Behn in seiner Kammer hatte, war in dieser Beziehung weit zuverlässiger. Das Sympiesometer ist und bleibt übrigens an Bord das zweckmäßigste, hat jedoch den großen Fehler, von der Wärme bedeutend afficirt zu werden, so daß es im Ruff, wo die Sommerhitze durch die dünnen Bretter hindurchdrang, unabhängig vom Einfluß des Wetters, in der Mittagsstunde immer ein Sinken, und gegen Abend wieder ein Steigen zeigte.

Am obigen 31ten August gingen wir 20 Meilen im Norden von Tristan d'Acunha. Diese kleine Gruppe besteht aus drei im Triangel liegenden Inseln, von denen Tristan d'Acunha die größte und einzig bewohnte ist, und, als ein recht guter Platz zum Wassereinnehmen und Einkaufen von Erfrischungen, ganz besonders die Aufmerksamkeit derjenigen Seefahrenden verdient, die, nach Indien oder Australien bestimmt, ihre Reise nicht durch Anlaufen des Vorgebirges der guten Hoffnung bedeutend zu verlängern wünschen. Eine unter den Schutz des Cap-Gouvernements gestellte, meist aus Engländern bestehende, kleine Colonie, ist hier im Aufblühen und scheint, den Beschreibungen gemäß, in sehr gute Hände gefallen zu sein. Wasser giebt es in Ueberfluß, und von frischen Provisionen sind namentlich Kartoffeln und Gemüse zu haben; Geld nehmen die Bewohner noch nicht, dagegen eiserne Geräthschaften und besonders Kleider für beide Geschlechter. — Im Jahre 1811 nahm ein gewisser Jonathan Lambert Tristan d'Acunha in Besitz und erklärte sich für souverainen Herrn der Insel. Er hatte sich 1790—91 mit mehreren andern Amerikanern dort aufgehalten, um Robben, Seeelephanten und dgl. m. zu fangen, die, wie zwischen den Klippen auch wilde Ziegen und Vögel aller Art, in unglaublicher Menge hier gefunden werden sollen. Der Fang betrug in 7 Monaten 5600 Häute und eine ganze Schiffsladung Oel. Lambert pflanzte bei seinem zweiten Besuch Kaffee und Zucker, gab indeß bald sein Königreich auf; später wurden die Inseln von dem Cap-Gouvernement in Besitz genommen, jedoch bald wieder verlassen. 1823 siedelten sich hier mehrere vom Cap ausgewanderte Familien unter der Leitung eines vorherigen Sergeanten, Glass, an, und diese Colonisten sind es, die jetzt die Insel bewohnen, einen Theil des flachen Landes angebaut und ein für Schiffe anwendbares Einnehmen von Wasser zu Stande gebracht haben. Ein sicherer Ankerplatz scheint jedoch zu fehlen, und diese Inseln sind gewiß noch weit entfernt, den ihnen von einem Verfasser im „Nautical magazine" gegebenen Beinamen, „das St. Helena der ausgehenden Schiffe", zu verdienen,

Sobald wir 27—28° S. Br. erreicht hatten, fanden sich, bei einer Kälte, die uns dazu zwang, in unser Winterzeug wieder hineinzukriechen, die ersten Captauben ein. Jenachdem wir südlicher kamen, zeigten sie sich in größerer Menge, und mit ihnen

der Albatroß, die schwarze Schwalbe (thalassidroma, „mother Karey's chicken") die pachyptila coerulea, die große dunkelbraune procellaria aequinoctialis u. s. w. Der rastlose Flug dieser Vögel über den weiten Raum, wo sie, ohne eine Heimath, noch bleibende Stätte, aus dem Nichts entstanden scheinen, hat in der Volksphantasie mehrere von ihnen, namentlich die sogenannten „mother Karey's chicken" zum Wohnsitz der Seelen jener Unglücklichen gemacht, die in den Meereswellen keine Ruhe finden konnten; und es wäre eine vergebliche Mühe, manchen, durch seine abergläubische Furcht davon zurückgehaltenen, Seemann überreden zu wollen, auch nur einen einzigen derselben zu schießen. Sie umschwebten das Schiff Tag und Nacht, und gaben uns somit Zeit und Gelegenheit über den Flug der Vögel und deren neueste Theorie unsere Betrachtungen anzustellen. Wie unsere Naturforscher es uns erzählten, sollte derselbe nämlich nicht dem Flügelschlag zu verdanken sein, — eine Bewegungsart, die nach mathematischen Berechnungen eine gar zu ungeheure Muskelkraft erfordern würde, — sondern eher einem Segeln durch die Luft gleichkommen, bei dem die Flügel statt der, jederzeit so günstig wie möglich gegen den Wind gestellten, Segel dienen, während die einzelnen Flügelschläge des Vogels von ihm nur gemacht würden, damit er nicht ermüde. Es ist unbestreitbar, daß, namentlich bei diesen Vögeln, die Flügelschläge außerordentlich selten waren, auch schienen sie uns in dem Augenblick, wo sie einen günstigen Wind hatten, am schnellsten durch die Luft zu schießen, und bei leichter Brise die Flügel häufiger als bei frischer Kühlung zu bewegen; die Theorie läßt aber unerklärt, wie die Vögel es denn machen, daß sie auch an vollkommen stillen Tagen fliegen können. — Unsere Bemühungen, diese Vögel zu schießen oder zu fangen, waren, des anhaltend frischen Windes wegen, fast alle fruchtlos; gelingt es, sie vermittelst der Angelschnur, an die sie mit großer Gefräßigkeit beißen, zu fangen, so watscheln sie auf's Erbärmlichste auf dem Schiffsdeck herum, ohne, der ihnen gegebenen Freiheit ungeachtet, im Stande zu sein, wieder wegzufliegen, und zum großen Aerger des Nächstcommandirenden machen diese freien Bewohner des Meeres, als würden sie im fremden Elemente landkrank, gern ihr Debut mit einem gewaltigen Erbrechen von Thran u. dgl., womit sie das ganze Deck besudeln.

Erst auf 35° S. Br. ging der Wind so nördlich, daß wir nach Osten Fortschritte zu machen anfingen. Am 3ten September durchschnitten wir Grw.'s Meridian auf 37° Br.; wir hatten an diesem Tage die erste harte Kühlung und schwere See, während uns davon so viel noch vorbehalten war. Es blies frisch hinein, und das Schiff ward ziemlich beunruhigt; wir zogen daher die Repose ein und machten die Fallreebs-Oeffnungen zu. Morgens, den 4ten, hatten wir einen der in diesen Gewässern so häufigen Windsprünge, und zwar von NW. ganz nach SW. herum. Und hiermit endete der etwa 900 dänische Meilen lange Schlag, den wir über Steuerbord gemacht, seitdem wir am 12ten August, Nachmittags 6 Uhr, auf 4° N. Br. 16° W. L. das Schiff gewendet und einen südwestlichen Cours genommen hatten.

Um das von Horsburgh freilich gar nicht erwähnten, in der englischen Uebersegelungskarte aber abgelegten „Robsons Reef" zu vermeiden, mußte ich in der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Sept., bei scharfem südlichen Winde, um die Vigie nördlich zu umschiffen, nördlicher als wünschenswerth steuern, und kam somit, da der nach SO. umschlagende Wind mich einen ostnordöstlichen Cours zu halten zwang, aus der östlichen Strömung in die westliche hinein, die um die Agulhasbank herum, stark nach NW. und WNW. setzt. Am 8ten Sept. waren wir auf 36° 5′ S. Br., also 36′ westlicher als unsere Schiffsrechnung.

Mittags den 8ten Sept. durchschnitten wir Copenhagens Meridian, Abends hatte der Wind sich auf N. O. geändert, und wir richteten unseren Lauf darauf, das Cap auf 38° Br. zu umschiffen. Wir gingen diesen Abend mit Leesegeln und dem schönsten Wetter; am nächsten Morgen, den 9ten, war aber der Wind N. W. und die Luft sehr drohend. Schon zwischen 12 und 4 Uhr in der Nacht hatte das außergewöhnliche Aussehen des Himmels die Aufmerksamkeit des wachthabenden Officiers auf sich gezogen; er äußerte sich im physischen Journal darüber folgendermaßen:

„Nachdem die Kühlung seit Mitternacht, von Windstößen begleitet, mehr und mehr zugenommen hatte, sammelten sich die niedrigen Wolken so dicht um's Schiff herum, daß es den Anschein hatte, als schwebe es in einer derselben. Ihre Farben waren theils mattweiß, theils schwarz, und von den Wellen sah man, vom

Schiffe aus, nur den blendend weißen Schaum, der merklich gegen die Wolken abstach. Es wehte eine doppeltgereffte Marssegel=Kühlung, und bei'm Verschwinden des, nur 1 bis 2 Minuten dauernden, Phänomens funkelten die Sterne an einem ungemein heiteren Himmel, der doch bald wieder von hellgeränderten, schwarzen und niedrigen Wolken abgelöst wurde, während die Kühlung in anhaltender Zunahme begriffen war."

Es war ein auffallender Anblick, welche Massen großer, schwarzer Wolken sich im nordwestlichen und westlichen Horizont zusammenwälzten. Die See erhob sich allmählich zu einer ungewöhnlichen Höhe, und das Barometer fiel nach und nach von 28,7 bis auf 27,8½ herab, bis zu welchem Punkt es um 9 Uhr Abends, in dem Augenblick als wir, unserer Schiffsrechnung nach, den Capschen Meridian durchschnitten, herab gesunken war. In diesem Moment sprang der Wind, unter einer sehr schweren Böe, von NW. nach SW. um, und gleichzeitig damit fing das Sympiesometer zu steigen an. Diese Böe gab uns den heftigsten Regen, den ich meines Wissens erlebt habe; das Deck stand in einem Schaum, so peitschte das Wasser darauf herab, es wehte im Umschlagen des Windes einen Orkan; da das Phänomen jedoch vorausgesehen war, hatte man die Corvette unter ein gerefftes Focksegel gebracht, das sie gut führte, und vor dem sie, mit einer Fahrt von 10—12 Meilen platt vor dem Winde ganz bequem wegsegelte. Im Springen des Windes bemerkten wir eine plötzliche Kälte in der Luft und ein augenblickliches Sinken des Thermometers von 1—2°. Dagegen war die Temperatur des Wassers diesen Abend bis auf 17° C. gestiegen.

Am 10ten wehte es den ganzen Tag sehr hart aus SW. mit schweren Böen; in einer derselben will man 13 Knoten geloggt haben. Die Corvette schwankte sehr stark, jedoch bequem; ich hatte mich über sie als Seeschiff nicht zu beklagen, dagegen war sie nach oben ziemlich undicht. Die See hatte sich nach und nach zu einer bedeutenden Höhe erhoben; Hagel= und Regenschauer konnten sie auf einige Augenblicke dämpfen, bald wälzte sie sich aber in ihren dunkelen, drohenden Formen empor und spritzte aus ihrer ungeheueren Schaummasse den feinsten Staubregen in die Höhe, der in den Strahlen der Sonne in allen Farben des Regenbogens spielte. Bei Tisch sitzen, daran war bei der Bewegung des Schiffes nicht

zu denken; da dasselbe aber nicht sonderlich stampfte, setzte ich mich queer über meine Hängematte und ließ mir hier mein Essen reichen, bei welchem schwebenden Diner ich, wenn die Haken stark genug gewesen wären, um zwei Menschen zu tragen, gern noch einen Gast hätte einladen können.

Vormittags, den 11ten, ließ der Sturm etwas nach, es wehte jedoch stets in Windstößen, und schon an demselben Abend mußten Mars- und Großsegel wieder gerefft werden; wir machten fortwährend 10—11 Meilen Fahrt.

Die Temperatur der Luft veränderte sich in diesen Tagen auffallend, jenachdem es nördlichen oder südlichen Wind gab (am 15ten Sept. z. B. ging das Thermometer bei'm Umschlagen des Windes von N. und NNW. nach SW. plötzlich von 16° C. bis auf 11° C. herab) und das Barometer stieg augenblicklich bei jedem Windsprunge. Die Temperatur des Wassers hielt sich fortwährend sehr hoch, und stieg mehrmals in wenigen Stunden über 4°; bei südlichen Winden war sie immer höher, als die der Luft. Bei einer, während kurzer Windstille, am 14ten unternommenen, Untersuchung derselben zeigte das Wasser auf der Oberfläche 18¼° C., auf 249 Faden Tiefe 14½°, auf 476 F. T. 10°; zum Heraufholen der Leine bedurfte es resp. 11′ 0″ und 20′ 30″. Unsere Schützen standen während dieses Experiments auf der Hütte des Schiffs und erlegten Albatrosse, Captauben und andere Sturmvögel.

Nachdem das Barometer mehrere Tage fortwährend gestiegen war, hofften wir am 18ten Sept., dem Geburtstage unseres Königs, auf hübsches Wetter. Allein wir wurden getäuscht: es wehte stark aus SSO. mit schweren Windstößen, die See ging gewaltig hoch, und das Schiff ward außerordentlich beunruhigt. Dennoch sammelte sich auf der, von der geliebten Heimath so fernen, Schanze der Galathea die kleine Gemeinde, und stimmte, nach einem warmen Gebet für König und Vaterland, den herrlichen Psalm: „Læg Dage Gud til Kongens Alder" an, worauf sie, nach einem donnernden Hoch für ihren König, wieder aus einander ging. Am Abend hätte es Ball geben sollen, allein die Unruhe des Schiffs machte jeden Tanz unmöglich; dennoch herrschte allgemeine Heiterkeit, und während das Messe-Personal bei mir zum Thee und Punsch

versammelt war, leerten auch die Leute ihre Becher unter dem Klang von heimatlichen Liedern.

Ein Vorfall, der glücklicherweise ohne schlimme Folgen war, hätte der Freude Aller bald ein betrübtes Ende gemacht. Man war bei'm Reffen des Großsegels, als einer unserer tüchtigen Matrosen, indem er sich nach einem Strick unter die Raa herabbeugte, ausgleitet, allein mit den Armen hängen bleibt und bei den heftigen Bewegungen des Schiffes hin- und hergeschleudert wird. Er hängt so lange, bis man auf dem Deck Planen hervorgeholt hat und nun diese unter ihm hält, um ihn möglicherweise aufzufangen; jetzt entschwinden ihm die Kräfte, seine Geistesgegenwart verläßt ihn aber nicht, er benutzt den Augenblick, in dem er nach dem Leek des Großsegels hingeschleudert wird, erlangt es, läßt sich dann nach dem großem Hals heruntergleiten und kömmt unverletzt auf's Verdeck herab. Ich führe dies nicht als irgend etwas Außergewöhnliches an, denn ähnliche „narrow escapes" fallen häufig genug vor, ich nenne es im Gegentheil nur als ein einzelnes Beispiel der Gefahren, denen sich der Matrose jede Stunde des Tages aussetzt. Den Tag darauf las ich Folgendes in Arago's „souvenirs d'un aveugle": — — „puis „encore le matelot chante, va et vient, jure, grimpe au haut „des mâts, se perche à l'extrémité des vergues, reçoit sur ses „épaules les ondées salées de la mer, les grains rapides du „ciel; se couche dans ses vêtements trempés et se lève le „lendemain pour recommencer cette heureuse existence, jusqu'à „une vieillesse de misère et d'abandon. Oh! tendez la main „au matelot que vous trouvez sur la route, car cet homme là a bien souffert et souffert courageusement." Wahrlich! ist auch das Meiste seiner „voyage autour de monde" ein mit Talent und Laune geschriebener Roman, hier spricht er nur die nackte Wahrheit, und das alte Lied:

„Ingen kan tænke og Ingen kan troe,
Hvad Ondt en Sømand maa lide,"

(Niemand denkt sich's und Niemand glaubt's, was der Seemann leidet und duldet) gilt für den Matrosen in seiner vollen Bedeutung. Wir Officiere haben, wenn auch Manches bitter vermissend, anderwärtige Genüsse, die dieses einigermaßen aufwiegen;

der Matrose aber kämpft jeden Tag mit Entbehrungen und Entsagungen, nur selten kommen seine Genüsse.

Eine außerordentlich angenehme Beschäftigung verdankten wir auf dieser langen Ueberfahrt den Naturforschern, die auf meine Bitte so gut waren, die fünf Abende der Woche, jedesmal eine bis zwei Stunden, in ihren respectiven Wissenschaften Vorlesungen zu halten, wenn diese durch die Witterung und See nicht unmöglich wurden.

Morgens den 23sten Sept. passirte uns ein in dem Fahrwasser kreuzender Wallfischjäger. Wir waren nun in die Frühlings-Aequinoctien auf diesen Höhen eingetreten; 14 Tage später durchschnitten wir die Linie und wurden somit in den Herbst versetzt; als wir am 15ten August den Aequator durchschnitten hatten, waren wir im Nu vom Sommer zum Winter übergegangen; so hatten wir in Zeit von 7—8 Wochen alle vier Jahreszeiten durchgemacht.

Den 26 Sept., auf 28° S. Br., ging der Wind nach SO. um und setzte sich hier fest; es war der beginnende S.O.-Passat, und nachdem unser Cours lange O. und ONO. gewesen, ward er daher jetzt NO. und NNO. Am 28sten Sept. durchschnitten wir wiederum den südlichen Wendekreis; die kalten Winterwolken, die schwer über dem Horizont gelegen, waren in den letzten Tagen den Passatwölklein gewichen, die Capvögel verschwanden allmählich, und die fliegenden Fische, Fregattvögel und andere Bewohner der tropischen Zonen stellten sich wieder ein, ja die Wärme nahm fast stundenweise zu.

Die Richtungen des Stroms waren auf unserer Fahrt vom 1sten Sept. (9° 3½′ W. Grw. L. — 36° 1½ S. Br.) bis zum 26sten Sept. (79° 7′ O. L. – 27° 56′ S. Br.) folgende: Vom 1sten bis zum 7ten Sept. brachte er uns 68′ nach Ost, vom 7ten bis zum 12ten Sept. 86′ nach West, am 12ten Sept. 57′ nach Ost, am 13ten Sept. 3′ nach Ost, und von nun an bis zum 26sten Sept. abwechselnd nach Ost und West (das Maximum 27′ nach West). Alles in Allem wurden wir auf diesen 88 Längengraden, zwischen 36 und 39° S. Br. und von dort nach 28° hinauf, 191′ nach Norden und 33½′ nach Westen gebracht; der den Beschreibungen gemäß zwischen 35° und 40° S. Br. herrschende östliche Strom muß also jedenfalls südlicher, als wir steuerten, vielleicht, wie es von Sir John Ross angerathen wird, zwischen 39° und 41—42° S. Br. gesucht werden.

Der SO.-Passat hält sich auf diesen Höhen, wie Horsburgh es sehr wahr bemerkt, so gerade im Ost, daß man nicht darauf rechnen darf, nach Osten damit sonderliche Fortschritte zu machen. Ob nicht der nach SW. und NW. divergirende Trichter, den Neuholland mit den Küsten von Java und Sumatra bildet, und aus dem der Passat herausweht, hierauf Einfluß hat? Wenigstens änderte der Wind, der früher O., ONO., ja sogar ein Paar Wochen hindurch NO. war, sich nach OSO., sobald wir die nördlichste Parallele Neuhollands durchschnitten hatten, und hielt sich nun in dieser Gegend, bis er auf 8° S. Br. gänzlich erstarb. Der Strom trieb uns auf dieser Fahrt von 350 dänischen Meilen 64′ nach Süd und 129½′ nach West, oder im Durchschnitt 145 Seemeilen (d. h. 3 Seemeilen in der Wache) nach SWzW½W.

Wenn Horsburgh's ausgezeichnete Beschreibung sich über die hiesigen Winde und Witterung im October ziemlich unbestimmt äußert, so hat dieses in der großen Veränderlichkeit derselben seinen natürlichen Grund; im Ganzen wird jedoch diese Jahreszeit als sehr unruhig, ja sogar gefährlich dargestellt. Ich war hierin glücklicher; als die südwestlichen und südlichen Winde uns am 25sten October verließen, hatten wir erst nordwestliche, dann nördliche Winde und endlich anhaltende Stille mit flauer Brise, bald aus NO., bald aus NW., jedoch so flau, daß ich die Mündung des Hooghly erst am 2ten November erreichte, und hier erzählte man mir, der Monsunwechsel habe, wie gewöhnlich, am 12ten bis 15ten October stattgefunden, es sei mehrere Tage lang, doch nicht von Bedeutung, böses Wetter mit Sturm, Böen und Regen gewesen, und man nehme an, dasselbe habe, einige Tage später, südlicher in der Bucht stattgefunden. Der October in der bengalischen Bucht, obgleich höchst veränderlich an Wind und Witterung, ist mir somit sehr schön und ruhig erschienen.

Gleichzeitig mit den westlichen Winden stellte sich auch östliche Strömung ein; auf 8° S. Br. wurden wir, nachdem wir am vorigen Tage 25—30′ westlich versetzt waren, in den nächsten 24 Stunden 53′ östlicher, als unsere Schiffsrechnung, gebracht. Ob diese heftige Strömung dem, durch die Chagos- und Malediven-Gruppen abgesperrten, und nun durch den dazwischenliegenden Canal um so kräftiger einen Ausweg suchenden Wasser seinen Ursprung verdankt,

dies zu ergründen, will ich gern Kundigerern überlassen. Das Wetter war in diesen Tagen sehr unruhig; schwere Böen mit gewaltigem Regen, und des Abends immer Gewitter in weiterer Entfernung, waren unsere täglichen Gefährten: das Schiff war durchnaß und die Leute hatten kein trocknes Stück mehr.

In der Nacht zwischen dem 3ten und 4ten October ereignete sich das Unglück, daß ein Lehrling, wahrscheinlich vom Fock-Wandtau, über Bord fiel; erst am Ende der Wache wurde er vermißt, es war stockfinstere Nacht und goß vom Himmel.

Den 6ten October durchschnitten wir den Aequator auf 84° 51′ O. Grw. L. Die Wärme war, da wir die Sonne fast im Zenith hatten, außerordentlich schwül, der Strom trieb uns fortwährend hart nach Osten.

Schon kurz nachdem wir den Capschen Meridian passirt waren, hatten wir uns genöthigt gesehen, Ration auf's Brod (2/3 ℔ täglich pr. Mann) zu setzen, während bis dahin das Brodfaß, den Anordnungen gemäß, offen gestanden, und die Mannschaft in Folge dessen im Durchschnitt 9/8—5/4 ℔ täglich gegessen hatte. Um mit dem Rest länger auszureichen, wurden ferner, von dem mir und der Messe gehörigen Mehl, 50 ℔ frisches Brod täglich gebacken, und endlich mußte ich, um diese wichtige Provision zu erneuern, darauf bedacht sein, bald möglichst einen Hafen zu suchen. Meinen ersten Gedanken richtete ich auf Trincomalé, den mit einer Werfte versehenen Haupthafen der englischen Orlog-Station; 20 Meilen im Osten davon (am 9ten October) bekamen wir erst Windstille einen Tag lang, dann flauen westlichen Wind mit starker östlicher Strömung, und ich entschloß mich nun, auf das nur 24 Stunden entfernte Tranquebar zu, meinen Cours zu setzen, in der Hoffnung von dort das Brod in Madras zu bestellen, damit es hier fertig läge, wenn ich, die Coromandelküste entlang, nach diesem Platz hinauf liefe. Später erfuhr ich, daß ich sehr wohl daran gethan hätte, Trincomalé nicht zu suchen, da alle englischen Orlogschiffe in Madras mit Schiffszwieback versehen werden.

Am vorerwähnten 9ten October fanden wir das Wasser auf der Oberfläche 28½° C., auf 700 Faden Tiefe 7° C.; die Leine wurde in 15′ heruntergelassen und in 1 Stunde 5½′ wieder heraufgeholt.

Sonntag, den 12ten October, 9 Uhr Vormittags, sondirten wir die Coromandelküste in 80 Faden Tiefe. Das Meer hatte eine schmutzig graugrüne Farbe angenommen. Ich hatte daher wohl Grund, mir zu meinen ausgezeichneten Chronometern und deren Benutzung Glück zu wünschen, indem unser Senkblei den Observationen, so zu sagen auf Secunden, entsprach. Kurz darauf bekamen wir die Pagode Nagore zu Gesicht, und nach beendetem Gottesdienst, während dessen wir mit gerührten Herzen der Vorsehung für die wohlüberstandene Reise dankten, liefen wir um 1 Uhr Nachmittags hinein und ankerten in 8 Faden Tiefe auf der Rhede von Tranquebar. Der Regen verfolgte uns bis zum letzten Augenblick; es goß eine Zeit lang in dem Grade, daß wir vom Lande auch Nichts sehen konnten, und wehte in den Böen so hart, daß die Marssegel doppelt gerefft wurden. Die Pagode war das Einzige auf diesem flachen Lande, das mich leiten konnte; eine Peilung mehrerer Schiffe, von denen ich annahm, daß sie vor Tranquebar lägen, und die in einem Augenblick, wo es aufklärte, gewahr zu werden mir gelang, vor Allem aber meine ausgezeichneten Beobachtungen, und dann das Senkblei, auf das man sich, diese ganze Küste entlang, ganz sicher verlassen darf, brachten mich bei dieser alten dänischen Colonie sicher vor Anker. Zu meiner ebenso großen Verwunderung, wie Freude, sah ich die dänische Flagge auf dem Fort wehen und salutirte sie sogleich mit 15 Schüssen.

Während der Einfahrt hatte ich, nicht ohne eine gewisse Angst, eine Menge der sogenannten Catimarans im Fahrwasser liegen sehen, denn da der herunterströmende Regen keine halbe Schiffslänge voraus zu sehen gestattete, war ich sehr bekümmert, ich möchte von diesen Böten eines übersegeln. Dies vermieden wir doch glücklicherweise, kaum aber war der Anker gefallen, als schon deren 6 bis 8 uns umringten. Ich nannte sie Böte, obgleich sie freilich mit diesen nur das gemein haben, daß sie auf dem Wasser, und wiederum Menschen auf ihnen fließen. Drei bis fünf, an beiden Enden etwas aufwärts gekrümmte, Balken, von denen der mittlere etwas tiefer als die äußeren liegt, sind mit „Cair" (Cocusgarn) zusammengenäht oder gebunden, und auf denselben sitzen oder stehen 5 bis 6 nackte Wesen, jedes mit einer Pagaie oder Schaufel versehen, mit der sie sich vorwärts und zurück bewegen. Das Wasser läuft über und unter sie, sie fallen

in dasselbe hinein und kriechen wieder herauf, es ficht sie das nicht im Geringsten an; bald stehen, bald sitzen, fischen, singen oder stoßen sie das Boot durch die Brandung: Alles mit der größesten Leichtigkeit.

Aus einem solchen Fahrzeuge stieg ein alter Hindu, der erste der das Verdeck der Galathea betrat. Er kletterte mit der Schnelligkeit eines Affen an der Seite des Schiffs herauf, was uns um so mehr Wunder nahm, da er uns höchst mager und hinfällig vorkam. Sobald er auf's Deck trat, warf er sich wiederholt auf das eine Knie nieder und machte seinen „Salam", der in einer tiefen Verbeugung bestand, während der er die Hände überkreuz auf die Stirn legte. Das Wasser lief an ihm, wie an einem nassen Pudelhund herab; er wurde zu mir geführt, beugte seine Stirn bis zu meiner Zehspitze herab, legte die Hand erst an seinen Kopf, dann an meinen Fuß, nnd brach in eine Glückwünsch-Adresse aus, indem er mir zugleich ein, zu meinem großen Erstaunen trocknes, Buch überlieferte. Er hatte dieses an dem einzigen trocknen Platz seines Schiffs und seiner selbst verwahrt, in seinem Turban nämlich, den er jetzt aufgelöst hatte und bald wie eine Drapperie schräg über die Brust und Schulter warf, bald wie ein Gewand um die Lenden festband. In dem Buch sollte mein Name und der des Schiffs verzeichnet werden; denn dieser mein erster Besuch war ein Beamter, der Gehülfe des Hafenmeisters. Stets in Bewegung, verbeugte er sich fortwährend gegen Officiere und Naturforscher, gab aber durch Geberden auf's Deutlichste zu verstehen, daß eine kleine Mahlzeit ihm sehr willkommen sein würde.

Kurz darauf erhielten wir den Besuch einiger dänischen Beamten. Sie brachten uns Briefe aus der Heimath, und Nachmittags 3 Uhr fuhr ich mit ihnen an's Land, da man nicht daran denken darf, mit eigenen Böten sich durch die Brandung hindurchwagen zu wollen. Ihr Fahrzeug war ein sogenannter „Selling", ein großer, tiefer Prahm, wie der Catimaran zusammengenäht, und in Folge dessen so elastisch, daß er dem gewaltigen Anschlagen der Brandung nachgiebt. Ein solcher Selling wird von 10—12 Mann gerudert, ein Dreizehnter steht hinten im Boot und steuert vermittelst eines Ruders, das, denen der übrigen gleich, aus einem langen dünnen Stiel besteht, der in einer flachen kreisrunden

Scheibe endigt; man hält Ruderschlag vermöge eines etwas monotonen, melancholischen, jedoch dem Ohr nicht unangenehmen Aufsingens. Indem man sich der Brandung nähert, verdoppeln sie die Schnelligkeit, sowohl des Ruderns als Singens, und gleichen nun Alle — wenigstens in den Augen des neuangekommenen Europäers — durch ihre Bewegung, wie durch ihren Gesang, weit mehr einer Gesellschaft von Tollen, als von Menschen, die sich zur Ausführung einer bestimmten Arbeit in einem bestimmten Zweck vereinigt haben. Dennoch gelingt die Arbeit, wie der Zweck vortrefflich: in wenigen Augenblicken ist man durch die Brandung und dann in einem Nu auf's trockene Land hinaufgetragen.

V.

Die Coromandelküste.

Tranquebar. — Pondichery. — Madras.

(12. Octbr. — 5. Novbr.)

Es ist ein höchst wohlthuender Anblick für den Seemann, wenn er nach langer Fahrt wieder Land zu Gesicht bekommt. Sei die Küste schön oder unschön, hoch oder flach, winke sie freundlich mit lichtgrünen Palmen oder dunkelem Laubholz, oder erhebe sie sich steil aus den Fluthen mit mächtigen Klippen, — der Eindruck ist überall derselbe: es ist das Gefühl, dem Lande nahe zu sein, in wenigen Augenblicken sein Ziel erreicht zu haben, das Element betreten zu können, das doch der wahre Heimathsboden, den Kerker zu verlassen im Stande zu sein, der Einen während längerer Zeit umschlossen hat, und dem man nicht entweichen konnte, ohne sich dem Tode in die Arme zu stürzen. Dies Gefühl bemächtigt sich des ganzen Wesens, und läßt Einen selbst den ödesten Strand mit dem Ausbruch der Freude begrüßen, und die nackte Düne mit Interesse betrachten. — Kein Wunder war es also, daß Jubel und Freude an Bord der Galathea war, als wir, nach 77tägiger Fahrt, auf welcher Martin Vaz' nackte Klippe der einzigste Ruhepunkt für's Auge gewesen war, die Albatrossen und Cap-Tauben die einzigste Abwechselung im geselligen Umgang, die Anker warfen an der grünen Coromandelküste, dem freundlichen kleinen Tranquebar gegenüber. Als wir nun gar in der Ferne das uns an unsere heimathlichen Landkirchen erinnernde Dansborg-Fort erblickten, als wir darauf noch die dänische Flagge wehen sahen, wie sie es schon über 200 Jahre gethan, und als unsere Landsleute uns ein herzliches Willkommen entgegen jubelten, und Briefe aus der Heimath brachten, da ward die Freude auf dem ganzen

Schiffe allgemein, und wie es dann immer geht, im Nu waren alle Beschwerden der Reise vergessen. Sobald ich das Land betrat, ward ich vom Fort mit Salutschüssen begrüßt. Die ganze schwarze Bevölkerung war an den Strand hinunter geeilt, um die neuen Gäste in Augenschein zu nehmen. Die Alten erinnerten sich der früheren Tage, als große Schiffe unter rother Flagge mit weißem Kreuz ihre Küsten besuchten; die Jungen waren unter ihrem friedlichen Schutz aufgewachsen. Alles wetteiferte, uns Freundlichkeit zu erzeigen, singend und tanzend umschwärmten uns Alte und Junge, Reiche und Arme, Bekleidete und Nackte, Braune und Schwarze, und begleiteten uns das erste Stück Weges. Palankins standen bereit, doch wagte ich mich nicht hinein in diese häßlichen Kasten, sondern ging den kurzen Weg zu Fuß, während mein Begleiter, in Indien groß geworden, sich diese Art der Beförderung besser gefallen ließ. Von den Herren Beamten, die mich am Strande empfingen, umgeben, von der ganzen Bevölkerung umringt, ging ich nun den kurzen Weg dem Fort vorbei in's Gouvernementshaus, wo mich der Gouverneur, Etatsrath Hansen mit der herzlichsten Gastfreundschaft empfing.

Der französische Erdumsegler Laplace sagt, er habe an die Ruinen von Pompeji denken müssen, als er bei Tranquebar das erste Mal in einer mondhellen Nacht an's Land stieg und in die Stadt ging. Obgleich ich diese berühmten Monumente des Alterthums nicht kenne, kann ich mir wohl denken, daß diese Bemerkung treffend ist. Man sieht hier in den schnurgraden Straßen prachtvolle Gebäude mit herlichen Säulenhallen, in antikem Styl aufgeführt; die geschlossenen Läden und Thüren zeugen aber davon, daß sie unbewohnt sind, und das auf den Plätzen und in den Straßen üppig wachsende Gras zeigt deutlich, daß nur wenig Verkehr die kleine Stadt belebt. Doch gilt das zunächst vom europäischen Theil der Stadt; dicht daran, hinter dem Gouvernementshause, liegt die sogenannte schwarze Stadt, in der die Eingeborenen wohnen, und hier ist Leben und Bewegung, besonders gegen Abend, wenn es kühler wird. Hier wohnen die Hindus in ihren niedrigen Hütten; die meisten derselben sind nur aus Bambusrohr gebaut, die Wände bestehn aus Matten, das Dach aus Palmblättern, und der Erdboden bildet die Diele, wo höchstens eine Matte den armen Bewohnern als

Lager dient. An Kälte wird in diesem glücklichen Klima nie gedacht, an Regen selten, denn obgleich er oft in Strömen niederstürzt, gleitet er an der oelichten Haut der Hindus ab, und die wenigen Kleidungsstücke trocknen schnell in dem brennenden Sonnenschein, der, wie er gewiß weiß, immer den Regen ablösen wird.

Gewöhnlich haben die Hütten ein vorspringendes Dach, das von hölzernen oder steinernen Pfeilern gestützt wird; die dazwischen liegende halbe Mauer ist der Ladentisch für die Waaren, die aus dem Hause verkauft werden; fast jedes Haus ist nämlich eine Boutik, wo allerlei Lebensmittel, Zuckerwerk, Korbmacherarbeit, Matten u. s. w. feil sind.

Die Bewohner halten sich in der Veranda auf; sie sitzen mit gekreuzten Beinen auf Matten, kauen Betel, rauchen Cigarren oder die Huka*), und sprechen mit Nachbarn und Besuchenden, die sich vor dem Tisch einfinden. Dunkelt es, da werden eine Menge Flämmchen von Cocusoel-Lampen angezündet, auch wohl mitten in den Straßen kleine Scheiterhaufen, auf denen Abfall aller Art vertilgt wird, unter lautem Freudengeschrei nackter Kinderschwärme und dem Geräusch der erschallenden unharmonischen Musik von Trommeln (Tamtam), Pfeifen, Schalmeien, Sackpfeifen, Becken und anderen namenlosen, klappernden Instrumenten, die noch dazu von dem unmelodischsten, näselnden Gesang begleitet wird. Diesem gänzlichen Mangel an Harmonie und Melodie begegnet man überall, außerhalb

*) Die Huka ist bei den Hindus weit mehr verbreitet, als die Tabackspfeife bei irgend einem der europäischen Völker; Prinz und Bettler, Mann und Weib, Jung und Alt nehmen an dem Genuß des sogenannten „Godauck" Theil, eines Gemisches von Rosenblättern, Zucker-Candis, Opium und getrockneten Kräutern, mit wenigem oder keinem Taback vermengt. An sich würde der Godauck nicht brennen können; nachdem man ihn in die Huka gestopft, wird er daher mit einer Kugel von Kohlenstaub und Reismehl bedeckt und diese Kugel angezündet. Die Huka des Armen hat einen Kopf von einfachem Töpferthon, und der Wasserbehälter derselben ist eine ausgehöhlte Cocusnuß mit zwei Löchern, das eine für das zum Pfeifenkopf führende Rohr, das andere für das Mundrohr bestimmt. Der Reiche hält einen eigenen Diener für seine Huka, und diese ist oft außerordentlich kostbar und mit großem Luxus ausgestattet; die Mundspitze und der Pfeifenkopf sind von massivem Silber, das lange elastische Rohr ist, um die Abkühlung um so stärker zu machen, vielfach gewunden, der Wasserbehälter ist eine prachtvolle gläserne Glocke, und unter der Huka wird ein herrliches Leopard- oder Tigerfell ausgebreitet.

Europa. Ich glaube die Natur hat den Völkern des Orients musikalisches Talent und Gehör versagt, wenigstens habe ich auf meiner ganzen Reise und im Verkehr mit den verschiedensten Völkerschaften nichts gefunden, was dieser meiner Ueberzeugung widersprechen könnte; ich werde noch häufig Gelegenheit finden, dieser Erscheinung zu erwähnen, und will hier nur noch hinzufügen, daß die Orientalen selbst nicht diese Ansicht theilen. Nachdem man uns sowohl in Calcutta, als an anderen Orten, bei verschiedenen Gelegenheiten auf's gräßlichste mit Musik und Tanz maltraitirt hatte, hörte ich von sonst wohlaufgeklärten Männern, die im Uebrigen fähig waren den Stand der Civilisation, wenigstens der ihrigen, aufzufassen, in vollem Ernste die Behauptung aufstellen, daß sie in Allem die Ueberlegenheit der Europäer anerkennten, nur rücksichtlich der Musik ständen wir weit hinter ihnen zurück.

Uebrigens sollen die Hindus etwas Edleres und Höheres kennen, als diese Marktschreiermusik. Nach Capt. Willards „treatise on the music of Hindostan", Calcutta 1834, finden sich im Sanskrit mehrere gründliche Abhandlungen über die sieben Haupttöne der Musik (die Hindus theilen, wie die alten Griechen, die halben wieder in Vierteltöne) über Melodie und Takt. Die hindostanschen Instrumente sind nicht nach einer bestimmten Scala regulirt; der Takt wird oft in sieben, oder eine andere ungleiche Zahl von Theilen eingetheilt, und wird mit großer Fertigkeit ausgeführt. Der Capt. Willards vergleicht diesen Tact mit dem altgriechischen Rythmus, und mißt ihm 4—5 verschiedene Charaktere bei. Harmonie ist den Hindus unbekannt; die ächten hindostanschen Melodien sind kurz (oft nur eine Strophe oder gar nur ein Tact), werden aber durch Wiederholungen und Variationen verlängert. Alle musikalischen Instrumente der Hindus haben den Radicalfehler, daß sie keine Transposition der Tonart gestatten. An Liedercompositionen nennt der Verfasser gegen zwanzig verschiedene, darunter Heldengesänge, erotische Lieder (in denen gern das Weib um den Mann anhält), sanfte weibliche, solche, die Krischnas Abentheuer in Bridj's Lusthainen schildern, endlich von neuerer Art, die, wunderbar genug, eben seit der Invasion der Muhamedaner eingeführten Trinklieder.

Meine Geschäfte in Tranquebar waren sehr schnell abgemacht. Die Ueberlieferung des Etablissements an die englische Regierung

hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten — Alles war in der besten Ordnung — sie konnte aber nicht vor sich gehn, ehe die betreffenden Ordres vom Gouvernement in Madras eingelaufen waren.

Meine Instructionen lauteten dahin, bald möglichst Calcutta zu erreichen, um die Vorbereitungen zur nicobarischen Expedition beschleunigen zu können. Der Monsunwechsel konnte jeden Tag erwartet werden, und da ich zugleich, wie früher gesagt, an Brod-provision etwas Mangel litt, mußte ich, obgleich wahrlich ganz gegen meinen Wunsch, den hiesigen Aufenthalt möglichst verkürzen, und bestimmte meine Abreise auf Montag den 15ten October. Einen großen Theil dieser Zeit mußte ich zu Conferenzen mit dem Gouverneur Hansen, die nicobarischen Angelegenheiten betreffend, verwenden; dann war ich auch durch Convenienzvisiten und gesellige Verhältnisse, in die wir durch die indische Gastfreiheit hineingezogen wurden, sehr in Anspruch genommen. Leider blieb mir daher wenig Zeit übrig, mich mit Tranquebar und seinem Territorium bekannt zu machen, obgleich es so beschränkt ist, daß es in wenig Stunden durchstreift werden kann. Seine weiteste Ausdehnung ist längs der Küste von Norden nach Süden, zwischen Tanjore und dem französischen Carical, und in dieser Richtung ist es 1½ geographische Meilen lang. Seine größte Breite dahingegen von Osten nach Westen, von Tranquebar bis nach dem Dorf Tillali, ist nur ¾ Meilen. Außer Porejar und Tilali enthält es 11 kleinere Dörfer außer einzelnen Gruppen von Fischer- und Pariashütten. Der Fluß Nandalar, ein Arm des, den Wischnu's Anbetern geheiligten Cavery, zieht sich an Tillalli vorüber, und bildet hier die Gränze des englischen Territoriums. Ehe er sich in's Meer ergießt, nimmt er zwei kleinere Nebenflüsse auf; er wird nie tiefer als 3—4 Fuß, und ist nur vom Juli bis März, und zwar nur für kleine Schiffe, schiffbar. Die Hälfte des Areals von Tranquebar ist Reisland, der Boden ist im Allgemeinen sandig und salzhaltig, an einigen Stellen sumpfig. Das Klima ist gesund und die Hitze durch die frische Seebrise gemildert.

Eine Excursion machte ich in Gesellschaft des Gouverneurs und meiner Officiere nach Tillali, um die sehr große Pagode dieses Dorfes, die bedeutendste auf dänischem Gebiet, zu besuchen.

In einem kleinen, leichten Wagen, mit einem luftigen Zelt darüber, eine Art Omnibus für zwei Personen, von weißen Puckelochsen durch den schweren Sand gezogen, verließ ich die Stadt. Auf dem Bock saß ein nackter, nur mit einem Turban bekleideter, Kutscher; hinten stand ein „Pion", dessen rother Turban und rothes, mit Silber brodirtes Schultergehäng und Gürtel, die ihn als königlichen Beamten auswiesen, zu seiner übrigen schneeweißen Tracht einen hübschen Gegensatz bildeten, seinem schlanken Wuchs wohl anstanden und ihm ein militärisches Aussehen verliehen. Während ein großer Theil der Gesellschaft zu Pferde war, ließen sich einige in Palankins tragen. Ein solcher Palankin ist darauf eingerichtet, außer der Person des Reisenden seine nothwendigsten Bedürfnisse aufzunehmen, Bücher, Waffen, etwas Wäsche u. s. w. Man legt sich fast horizontal nieder, nur wird ein Kissen unter die Kniekehlen geschoben; dann wird man in ebenem Trab fortgetragen, unter dem weithin schallenden kläglichen Gesang der Träger. Selten hält der Zug auf einen Augenblick an, damit die Träger, wenn ihnen die eine Schulter lahm geworden ist, wechseln, bald gehts aber in demselben Takt weiter und unter derselben unveränderlichen Bewegung von Arm und Körper, ohne die der Palankin die Balance verlieren würde. Die Art der Bewegung ist nicht unangenehm, die Luft aber in Folge des engen Raums sehr eingeschlossen; und begegnet man nun einem anderen Palankin, und sieht durch die halb verschlossenen Läden die gelben, entnervten Züge des „acclimatisirten" Europäers, da macht es durchaus den Eindruck einer zum Liegen eingerichteten Hospitalsportechaise.

Kommt man erst außerhalb der Mauern Tranquebars, da führt der Weg durch eine hübsche Allee von Hibiscus-, Banian- (eine Ficus), Jack- (der unächte Brodbaum), Tamarinthen- und Mangusbäumen. Der Weg ist so sandig, wie auf einer jütschen Haide, und der schlammige, schmutzige Fluß „Uppen-Arn" durchströmt das Terrain, das zum größten Theil aus halb unter Wasser stehenden Reisfeldern besteht. Durch die vielen Dörfer wird indeß die Landschaft belebt, und erhält durch die Bananen, Cocos- und Fächer-Palmen einen ächt tropischen Charakter.

Das Wetter war schön, die Luft abgekühlt, und die Vegetation durch mehrtägigen Regen erfrischt. Das Land ist stark bevölkert,

und das Aussehen der Bewohner zeugte von Wohlstand und Zufriedenheit. Bald hinter der Stadt führt der Weg über den Fluß, wendet sich nach Süden, und geht nach dem Dorf Porejar; wir aber verfolgten das Revier nördlich, durch die volle Breite des Territoriums, bis wir Tillali erreichten, wo der Gouverneur einen „Bungalo" besitzt. In der Zeit der Blüthe der dänisch-ostindischen Compagnie, ward daran gedacht, bei Tillali ein Gartenhaus anzulegen, wozu es sich auch besonders eignet. Der kleine Fluß, die vielen schattigen Bäume, die die wohlgebauten Felder umgeben und den sogenannten Gouvernementsgarten bilden, geben dem Ganzen ein anziehendes Aussehen; ich fand es hier kühler, als sonst irgendwo, und über die ganze Natur war eine Ruhe ausgebreitet, die zum ländlichen Frieden einladet. An dem Tage, als wir es besuchten, war freilich die ländliche Ruhe gewichen, und anstatt ihrer traten Gelächter, Lärm, lautes Reden, der Knall von Jagdbüchsen, das Klirren von Messern und Gabeln, Gläsern und Flaschen, kurz all das Geräusch, das eine Excursion, von der Officiersbesatzung eines Kriegsschiffs unternommen, mit sich führt. Der Gouverneur hatte die nöthigen Requisite herausbringen lassen, und im kühlen Bungalo ward der Tisch gedeckt.

Inzwischen amüsirten wir uns auf's Beste in dem großen Garten. Die Jagdliebhaber schossen Tauben, Papagaien und andere bunte Vögel in den Lorbeer- und Palmbäumen, und fehlte es an besserer Beute, da zielten sie in ihrem Uebermuth wohl auch auf einen der armen Frösche und Kröten, die aus dem nahen Sumpf aufduckten. Kleine Hinduknaben standen immer bereit, die Rolle der Wasserhunde zu übernehmen, und die getroffenen Thiere, die sich eben durch Untertauchen vor ihren Verfolgern retten wollten, heraus zu holen.

Später besuchten wir die, vom Gouvernementsgarten etwas entferntere, große Pagode; sie besteht aus einer Masse colossaler und solider, aber sehr geschmackloser Gebäude, von einer Mauer umgeben. Der Eingang zum Tempel ist gegen Osten, ein hoher, schwärzlicher, pyramidenförmiger Thurm, mit vielen über einander angebrachten, nach oben immer kleineren Oeffnungen. Ein Bild des finstern Aberglaubens, der innerhalb dieser Mauern wohnt, geben die unzähligen, geheimnißvollen Verzierungen, die darin ausgehauen

sind, und es fehlt dem Tempel gänzlich an Baustyl. Im Vorhof zur Rechten kommt man in ein langes Gebäude, auf dessen Wänden Frescomalereien, Mißgeburten aus der frühsten Kindheit der Kunst, angebracht sind, und in welchen Götzen (mit 4–8 Armen, mit Elephantenrüsseln und Vogelschnäbeln u. s. w.), so wie auch die phantastischsten Thiere, halb Vögel, halb Säugethiere und dgl. m., die bei den Processionen als Untergestelle der Götzen benutzt werden, in langen Reihen aufgestellt sind. Noch muß ich der großen gemauerten Badewanne erwähnen, die, wenn ich nicht irre, den Braminen zu ihren Ablutionen dient, während sich der gemeine Mann damit begnügt, an den Fluß hinunter zu gehn, der die freundlichen Reisfelder bespült. Im Hintergrund liegt die eigentliche Pagode, das Allerheiligste; man gelangt aber nur bis in den Vorhof, das innere Heiligthum wird von den Braminen bewacht. Von dort aus erlaubte man uns das große Götzenbild zu betrachten, das mit den kostbarsten Stoffen bekleidet, mit Gold und Flitterstaat behängt, mit den barocksten Farben bemalt, von weniger vornehmen, mehr oder minder geschmückten Götzen umgeben, mitten im Heiligthum saß, von wo es, wie die anderen, bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt wird, um auf Pagodenwagen umhergefahren zu werden. Die Wagen stehen in Schauern im Vorhof des Tempel, und gemauerte Stiege führen zu ihnen hinauf. Von einem dieser grotesken Fuhrwerke ist etn vollständiges sehr großes Modell nach Dänemark gesandt, und im Königl. ethnographischen Museum aufbewahrt. Ich will mich deshalb auch nicht länger bei ihrer Beschreibung aufhalten, zumal da die Meisten aus Büchern gewiß den berühmtesten aller Pagodenwagen, den mächtigen „Rath" bei'm Djaggernauth-Tempel, kennen, unter dessen Räder sich die Unglücklichen, die auf der langen Pilgerfahrt nicht Hunger, Krankheit und die Hitze der Wüste getödtet hat, werfen, um zu Ehren des Abgotts, an seinem Jahresfeste, als getreue Märtyrer zermalmt zu werden. Dieser Wagen ist eine Platform, 43 Fuß hoch und 35 Fuß im Quadrat, er ruht auf 16 Rädern, von denen jedes 6½ Fuß im Diameter hält; eine unabsehbare Menschenmenge ist 3 Tage beschäftigt, ihn kaum eine halbe Meile vorwärts zu bringen. Wie Tausende von Männern, Frauen und Kindern vor den Wagen gespannt sind, wie das Geschrei der wahnsinnigen Menge und die fürchterliche Pagoden-

musik das in der Ferne brüllende Meer und die von heftigen Regengüssen unterbrochenen Donnerschläge übertönt, wie der Götze auf seinem Thron durch den brennenden Sand über die vielen Leichen hingezogen wird, die als Glaubensopfer fallen, Alles dies ist ein so unheimliches Bild, daß man schaudernd die Augen abwendet.

Eine Sitte, die sich in Indien von Generation auf Generation vererbt, und von der Religion geboten wird, besteht darin, die Gäste immer mit einem Geschenk zu empfangen. In früheren Zeiten waren es Früchte, Reis, Palmwein, wohl auch mehr oder minder kostbare Stoffe u. dgl. m., jetzt in unseren aufgeklärten Zeiten beschränkt man sich auf möglichst wenig, ein Geschenk muß aber doch da sein, und so wie man unter das Dach eines Tamulen tritt, wird man mit einer Limone empfangen, auch wohl noch von einem Jasminbouquet begleitet, und man hüte sich dies wegzuwerfen, da es sehr übel vermerkt werden würde. Ich ging daher von der Pagode fort, die Taschen mit Limonen gefüllt und das Knopfloch mit Jasminsträußern besetzt. Dabei blieb es aber nicht, denn kaum hatten wir unser wohlschmeckendes Frühstück beendet, so ward der Bungalo von den Bewohnern der Stadt umringt, und es trat ein ganzer Zug Bajaderen ein; man behang mich mit Jasminkränzen, und Jeder bekam die unvermeidliche Limone. Darauf begann der Tanz, begleitet von Blas- und Saiteninstrumenten, Trommeln und Gesang. Dies Schauspiel, das für den Neuangekommenen zuerst interessant, bald aber Jedem widerlich und langweilig werden muß, ist zu häufig beschrieben, als daß ich den Leser mit einer langen Schilderung der einförmigen, zum Theil lasciven Bewegungen, die manchmal, wenn die Tänzerinnen dazu aufgefordert werden, in die unanständigste Gemeinheit ausarten, langweilen möchte. Sie flechten sich starkduftende Blumen in's Haar, und tragen Gold- und Silberringe nicht allein auf den Fingern und in den Ohren, sondern auch um's Handgelenk, um die Änkel, an den Zehen, und immer durch die Nase, wo sie nur dazu dienen, mit dem daran hängenden Flitter die häßlichen Gesichter nach mehr zu verunstalten. Schultern und Arme sind unbedeckt, und zwischen dem Spencer und dem die Hüften umgebenden Gewand sieht man einen schmalen Streif des nackten Körpers; von den Hüften an verhüllt das Gewand sie aber

bis zu den Füßen. Bei ihren sogenannten Tänzen bleiben sie auf einer Stelle stehen oder bewegen sich höchstens in einem ganz kleinen Kreis, in dem sie sich allmählig auf den nach Außen gekehrten Hacken watschelnd vorwärts schieben. Furchtbar wild verdrehen sie die Augen, strecken krampfhaft Arme und Finger, und legen sich, mit ungemeiner Biegsamkeit ganz hinten über. Der ganze Anblick ist eben so unheimlich, als unschön. Diese unglücklichen Geschöpfe sind bei den Pagoden angestellt, und werden von den Priestern erzogen, um ihnen als Maitressen zu dienen und der Pagode Einkünfte zu verschaffen, durch ihren Tanz, und ihre übrigen, wenig ehrenwerthen Beschäftigungen, in denen sie selbst in ihrer Unwissenheit nur einen religiösen Ritus erkennen. Die Bajaderen werden in der Regel nur aus einer bestimmten, der Göttinn Kali geheiligten, Kaste erwählt, aber auch die vornehmsten Eltern weihen oft in der Stunde der Gefahr, ein 3—4jähriges Kind dem Götzen, als Sühnopfer seines Zorns. Die Kinder der Bajaderen werden zu demselben Beruf erzogen: die Mädchen zu Tänzerinnen und Tempelhuren, die Knaben zu Musikanten, oder zu'r Uebernahme der Männerrollen in den religiösen Schauspielen.

Mittlerweile war die Hitze gestiegen, und ich zog es vor, die Rückkehr im Palankin zu machen, in dem ich erst von Tillali bis zum Dorf Porejar, später von da nach Tranquebar, mit der Schnelle von mehr als einer Meile in der Stunde, von sechs Männern getragen wurde.

Porejar ist auf dänischem Territorium das größte Dorf. Während Tranquebar nur 2000 Einwohner zählt, hat Porejar deren 5200, worunter viele christliche Eingeborene. Es hat einen Bazar und eine ziemlich bedeutende Moschee; ersterer war stark besucht und hatte eine Menge wohl versehener Buden. Wir sahen hier zuerst das im Lande gebräuchliche Brennmaterial: Kuhdünger vermischt mit Reishülsen, an die Mauern der Häuser angekleckst. Die eigentliche Sommerwohnung des Gouverneurs liegt hier; es ist ein ziemlich großes Gebäude, und hat, wie alle indischen Häuser, luftige, geräumige Gemächer mit Verandas umgeben. Mitten im Garten gelegen, ist es von einer hohen Mauer umgeben, die diesen Bezirk von unbeikommenden Besuchen abschließt, aber nicht hindert, daß die Ausdünstungen der nahen Stadt die Luft drückend und heiß

machen. Diesen Eindruck wenigstens nahm ich, nach einem mehrstündigen Aufenthalt, der freilich in die heißeste Tageszeit fiel, mit; Der Garten schien mir sehr gut gehalten: schattige Laubgänge, herrliche Palmen und liebliche Blumen lachten uns entgegen; in einer Einhegung, einer Art von Thiergarten, bewegten sich Hirsche und Hindinnen als Ueberbleibsel früherer Grandezza. Geschäfte halber verließ ich die muntere Gesellschaft, und ließ mich nach der Stadt tragen, wobei ich die Unermüdlichkeit der Träger bewundern mußte, die mich, bei brennender Sonnenhitze, unverdrossen, im gleichmäßigen Schritt, in sehr kurzer Zeit wohlbehalten in's Gouvernementshaus zurück brachten.

Während wir bei'm Gouverneur dinirten, wurden wir durch einen heftigen Lärm d'raußen gestört, der von einer Procession herrührte. Ich beeilte mich den Balcon zu erreichen, da ich die Nacht vorher einen solchen Aufzug verschlafen, der sich bei'm Fackelschein sehr schön ausgenommen hatte. Nun mußte ich mich damit begnügen, das Versäumte bei'm Sonnenschein nachzuholen. Der Grund der Procession war, daß dem Sohne eines Babu das Haar geschnitten, und er zu dem Ende in die Kirche gebracht wurde; gewöhnlich geschieht dieses in dem 3ten oder 4ten Jahre des Kindes, bis wohin das Haar wächst, wie die Natur es ergiebt. Da der Vater ein reicher Mann war, entwickelte er eine große Pracht; das Kind saß auf einem mit einem Baldachin bedeckten Triumphwagen, geschmückt mit Flitterstaat, bunten Zeugen und Blumen; ein ark herausgeputzter Poney wurde vorauf geführt, der Wagen selbst aber von Menschen gezogen. Fahnen und Blumen wurden auf langen Stangen vor dem Zuge her getragen, und die ewige, diabolische, unharmonische Musik übertäubte den Jubel und Gesang der Menge. Vor dem Gouvernementshause ward Halt gemacht, das Kind ward hinein gebracht, und zeigte sein kleines kahles Haupt, das nur noch ein einziger kleiner Büschel kohlschwarzer Haare auf dem Scheitel deckte. Ich mußte das Kind auf den Arm nehmen und ihm meinen Seegen ertheilen; das kleine Wesen lächelte froh seinen Putz an, und schien besonders erfreut über allen Lärm; darauf ging der Zug weiter, nachdem der Vater uns Alle auf's Freundlichste für die ihm widerfahrene Ehre gedankt.

Der Gouverneur hatte die Artigkeit, uns zu Ehren einen Ball zu veranstalten. Alle Honoratiores mit ihren Damen waren eingeladen, und meine Musik spielte dabei. Wenn auch die Gesellschaft nicht groß war, herrschten doch Freude und Munterkeit, und es ward bis spät in die Nacht getanzt. Es entstand eine höchst amüsante Concurrence zwischen dem aus einer Violine und einem Tambourin bestehenden, privilegirten Orchester Tranquebars, und der Musik der Galathea; wir hatten auf diese Weise zwei Orchester, die einander unaufhörlich ablösten, und als die eingeborenen Musici merkten, daß sie rücksichtlich der Harmonie zurückstehen würden, wollten sie wenigstens ihren europäischen Nebenbuhlern, deren Lungen natürlich nicht so lange ausreichten, als die Arme und Finger der Anderen, rücksichtlich der Ausdauer den Preis abgewinnen.

Müde von des Tages mannigfachen Abwechselungen, erlaubte ich mir, mich zurückzuziehen, und genoß auf dem flachen Dach des Gouvernementshauses in stiller Ruhe eine der herrlichen Nächte Ostindiens mit ihrem mond- und sternenklaren Himmel. Nur mitunter ward die feierliche Stille der Natur von der lärmenden Musik, die aus dem Tanzsaal heraustönte, unterbrochen, während man immer den dumpfen Laut der Brandung vernahm, wenn unten an der Küste des Oceans ewig kreisende Wellen vergeblich ihre Wuth erschöpften am flachen Strande der indischen Halbinsel, der mit seinem weißen Sande und seinen schäumenden Wogen sich in der klaren Mondbeleuchtung wie ein großer Lichtstreif mit Myriaden phosphorischer Funken abzeichnete.

In Tranquebar war, in Folge gemachter Bestellungen für's ethnographische Museum in Kopenhagen, bedeutend eingesammelt. Die Ausbeute wurde mir vorgezeigt, und ich wußte kein besseres Mittel, meiner in der Beziehung übernommenen Verpflichtung nachzukommen, als dem Beamten, der bei den gemachten Sammlungen seine Tüchtigkeit bewährt hatte, eine Summe aus dem mir zu diesem Zweck anvertrauten Capital zu übergeben, damit er die Sammlungen noch vermehren könnte, indem ich ihn nur mit den Anweisungen bekannt machte, die ich von heimwärts empfangen hatte. Zu solchen Einsammlungen reicht Geld und guter Wille nicht aus; man muß, außer der nothwendigen Fach- und Localkenntniß, auch Zeit haben, um Nachforschungen anzustellen und Bestellungen zu

machen. Nur weil ich, wo die Umstände es mir erlaubten, auf dem übrigen Theil der Reise dieser Ansicht folgte, ist es mir gelungen, ein einigermaßen befriedigendes Resultat, mit der mir für die ethnographische Sammlung bewilligten Summe, zu erreichen.

Am Mittwoch, den 15ten October, Vormittags begab ich mich an Bord, mit wahrer Betrübniß darüber, daß ich den Aufenthalt an diesem freundlichen, gastfreien Strande nicht noch um einige Tage verlängern durfte.

Am Morgen sah ich noch auf dem Felde, außerhalb des Forts, einer Revue, die über die 70—80 Sipois, aus denen für den Augenblick die ganze tranquebarsche Truppenstärke bestand, abgehalten ward. Das Commando war dänisch, sie waren europäisch uniformirt; nur die Fußbekleidung war hindostanisch, und zwar bestand sie aus Sandalen oder Pantoffeln, die den guten Leuten einen etwas schwerfälligen Gang gaben.

Mittags empfing ich den Besuch des Gouverneurs Hansen und der übrigen Beamten, die ich nach besten Kräften bewirthete; der Gouverneur ward mit 11 Schüssen von der Corvette salutirt, und verließ uns 5 Uhr Nachmittags. Kurz darauf lichteten wir den Anker, und stellten den Cours nordwärts.

Was mich, bei meinem kurzen Aufenthalt in Tranquebar, in hohem Grade interessirte, war der in der Bevölkerung allgemein herrschende Kummer darüber, daß ihr kleines Territorium nicht länger dänischer Herrschaft untergeben sein sollte. Der Grund konnte nicht in dem materiellen Verlust liegen, der bei diesem Wechsel für sie eintreten würde; denn wenn auch die Stadt Tranquebar, früher Sitz der Regierung, jetzt nur der Wohnort eines einzelnen untergeordneten Beamten wurde, so mußte doch in der Folge der ganze Distrikt bedeutend durch freien Absatz seiner Waaren gewinnen, wohingegen unter den Dänen der Colonie, die kaum eine Quadratmeile groß war, ein Markt für ihre Producte fehlte, nachdem die Engländer einen Gränzzoll auf alle Ein- und Ausfuhr, außer Korn, gelegt hatten, ein Zoll, der bei vielen Artikeln auf 16 pCt. stieg, weshalb die industrielle Thätigkeit in der letzteren Zeit auf die Verfertigung einiger groben Zeuge und bunten Baumwollentücher, auf Cocusöel, etwas Seife und einige wenige Häute beschränkt war. Die Steuern betreffend, hatte die englische Regierung sich verpflichtet,

keine neue oder größere aufzulegen. Die Trauer der Bewohner entstand also nur aus dem Gefühl, sich von einer Oberherrschaft losreißen zu sollen, unter der sie immer eine menschenfreundliche Behandlung erfahren hatten, die durch Freischulen ihnen hatte Aufklärung und Unterricht zu Theil werden lassen, und mit Gerechtigkeit die Gesetze geübt hatte. Man darf bei der Eigenthümlichkeit und dem Glaubensfanatismus der Hindus nicht erwarten, daß sie sich an die sie beherrschenden Europäer näher anschließen sollten, und doch war es hier mehr der Fall, als in irgend einer der englischen Besitzungen, was die nicht unbedeutende Kenntniß der dänischen Sprache, die sich die Mehrzahl der hinduschen Bewohner, wenigstens derjenigen Tranquebars, angeeignet hatte, beweist, wenn diese auch hauptsächlich entstanden ist durch die große Anzahl von Civil- und Militairbeamten, die, besonders in früheren Zeiten, die Regierungsmaschine der Colonie leiteten. Die protestantischen Missionäre haben weniger Antheil daran, da sie, mit einzelnen Ausnahmen, Deutsche waren. Von Dänemark ging im Jahre 1706 die erste protestantische Mission aus; ihr Wirken für die Verbreitung des Christenthums kann indeß, meiner Ansicht nach, kein glückliches genannt werden.

Bei der Volkszählung im Jahre 1835 fanden sich unter den 22,950 Eingeborenen, nur 1000—1200*) lutherische, und 500 römisch-catholische Christen. Davon sollen die Meisten den ärmsten Classen angehören, und dies ist das Resultat der 150jährigen Bestrebungen, und der Arbeit so vieler ausgezeichneter Männer.

Seit dem Jahre 1813 hat sich kein dänischer Missionär in Tranquebar aufgehalten. Nur ein Schulmeister und zwei eingeborene Hülfslehrer, die in Dänemark ihren Unterricht genossen, standen während unseres Aufenthalts den Ziegenbalgschen Missionsschulen vor. Einige Catecheten und eingeborene Lehrer und Lehrerinnen waren auf dem übrigen Gebiet vertheilt. Dahingegen fanden wir drei deutsche Missionäre, vom Missionsverein in Dresden ausgesandt, auf dem kleinen tranquebarschen Territorium oder in der nächsten Umgegend desselben wohnhaft. Bei'm Verkauf der Colonie hatte die

*) Zufolge des dänischen Missions-Blatt's (Sept. 1847) soll die lutherische Bevölkerung auf dem tranquebarischen Gebiet viel zahlreicher sein; in der Stadt Tranquebar allein wird die Zahl auf 1000, in Porejar auf 550 angegeben, während außerdem noch Manche in den kleineren Dörfern vertheilt sind.

dänische Regierung sich die Kirchen und die übrigen zur Mission gehörigen Gebäude vorbehalten, und sind diese später in Folge einer Uebereinkunft an die Dresdner Missions-Gesellschaft übertragen worden. Auch die von dieser Gesellschaft Ausgesendeten hatten im ersten Jahr ihres Aufenthalts in Ostindien mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen. Als sie aber von einem reichen und frommen Engländer, Collector Stokes in Gualar, der zu dem Zweck das Eigenthum der Baerenbrookschen Mission in Majaveram, nahe bei Tranquebar gekauft hatte, mit diesem Besitz beschenkt wurden, belebte sich ihr Muth auf's Neue, und bei unserem Aufenthalt schienen sie guten Erfolg zu erwarten, und hatten in Porejar ein Seminar angelegt, wobei denn freilich nicht an ein großartiges Gebäude gedacht werden darf, wie wir es unter dem Namen Seminarium bei uns zu sehen pflegen. Es war dies im Gegentheil eine Bambushütte, ohne den geringsten Schmuck, aber das Innere, die eigentl'che Schuleinrichtung und der Unterricht schienen durchaus zweckmäßig. Dreißig Eleven, in drei Classen eingetheilt, wurden unterrichtet im Tamulischen, im Englischen (sowohl Lesen als Schreiben), Geschichte, Geographie, Rechnen, Gesang und Religion; in der ältesten Classe ferner im Griechischen, um das neue Testament aus der Ursprache zu übersetzen, und außerdem wurde eine Art dogmatischen Vortrags gehalten, in den sie sich, wie der Missionär Cordes versicherte, mit bewundernswürdiger Leichtigkeit hinein versetzten, ihn aber eben so schnell wieder vergaßen. Diese Kinder waren bei weitem nicht alle Christen; ein großer Theil derselben waren Söhne von Eingeborenen, die, religiös indifferent, nur ihre Kinder erzogen wünschten. Auch catholische Missionäre hielten sich auf tranquebarschem Gebiet auf, wir sahen sie aber nicht. Hier wie überall wirkt die Verschiedenheit der Confessionen natürlich hemmend auf die Ausbreitung des Christenthums unter den hinduischen Völkern, die, mit Mißtrauen und Verwunderung, Zersplitterung und Streit zwischen den Dienern und Anbetern desselben Gottes herrschen sehen.

Da ich später Gelegenheit finde, Serampores sowohl, als der nicobarischen Inseln zu erwähnen, glaube ich es angemessen, hier einen kurzgefaßten Bericht über die verschiedenen ostindischen Be-

sitzungen zu geben, die im Lauf der Zeit unter dänischem Hoheitsrecht*) gestanden haben.

Im Jahre 1616 ward in Copenhagen eine dänisch-ostindische Handelscompagnie errichtet, welche in Vereinigung mit dem Könige die erste dänische Flotte ausrüstete, die nach den ostindischen Gewässern gesandt wurde. Sie erreichte Ceilon den 10ten Mai 1620, schloß dort einen Tractat mit dem König von Candy ab, und errichtete ein Etablissement in Trincomalé, das indeß nach wenigen Jahren wieder aufgegeben ward; doch unterhandelte im November selbigen Jahres der Chef der Escadre mit dem Fürsten von Tanjore, der den Dänen Eigenthumsrecht auf die Stadt Tranquebar, und Handelsrecht auf das Königreich Tanjore einräumte. Eine Erneuerung dieses Tractats im Jahre 1676 mit Egosi Raja, dem Stifter der noch herrschenden, maharattischen Dynastie, hatte einen jährlichen Tribut an den Fürsten von Tanjore zur Folge, der sich bis in die neuesten Zeiten erhalten hat, obgleich Dänemark die ihm, in Folge des Tractats, zustehenden Zollprivilegien längst eingebüßt hatte. Im Jahre 1624—1636 ward der dänische Handel bis nach Surat, Bengalen, Java und Borneo erweitert, und in Masulipatam, Surat, Balasore und auf Java wurden Factoreien angelegt; aber schon im Jahre 1643 ward die erste dänische Compagnie aufgelöst, nachdem sie durch Kriege in Europa zerstört war, der Handel hörte gänzlich auf, und Dänemark verlor wieder Alles außer Tranquebar, in dessen Besitz man noch war, als die zweite Compagnie im Jahre 1670 gestiftet ward. Das am Hooghlyfluß gelegene Dannamarnagore, eine Factorei mit zwei Dörfern, die im Jahre 1728 wieder verloren ging, ward neu angekauft, und der Handel belebte sich nicht allein wieder auf der Coromandelküste und in Bengalen, sondern erstreckte sich sogar bis nach China. Neue Unfälle brachten im Jahre 1729 wieder die Auflösung der Compagnie mit sich, und von nun an ward der Handel für Privatrechnung geführt, bis die dritte Compagnie in Copenhagen im Jahre 1732 gegründet ward. Das Schicksal derselben hat sehr gewechselt; da sie nur Handelszwecke hatte, übertrug sie die Colonie im Jahre 1777 an den König von Dänemark, und schon von 1772

---

*) Bengal and Agra Gazetteer 1841, vol. II, 415.

an war theilweise der Handel freigegeben. Die darauf folgenden 30 Jahre waren die Zeit der Blüthe derselben, aber nach 1807 besetzten die Engländer unsere Colonien und nahmen die meisten unserer Schiffe, und obgleich dieselben im Jahre 1815, nach dem Frieden, zurückgegeben wurden, gestaltete unser Handel in Ostindien sich nie wieder, wie früher. 1839 ward die Compagnie gänzlich aufgelöst. Von den zwei Factoreien auf der Malabarküste: Calicut und Travancore, hatten wir die erste schon im Kriege mit Hyder Aly, die zweite im Jahre 1808 verloren. Die Factorei in Patna, die 1773 erworben war, wurde 1828 verkauft, und die schon viel früher erlangte Factorei in Portonovo ward 1830 verlassen. Die einzigen Besitzungen, die den Dänen blieben, waren Tranquebar, Serampore (dem Nabob Aliverdi Khan 1755 für 200,000 Rupien abgekauft), ein Stück Land in Balasore, und die im Jahre 1756 zuerst besetzten nicobarischen Inseln. Seit dem im Jahre 1845 mit England abgeschlossenen Kauf sind diese Inseln Alles, was Dänemark noch in Ostindien besitzt.

Es war meine Absicht einen Tag bei Pondichery zu verweilen. Zeit ging dadurch nicht verloren, da ich mich doch bei Madras aufhalten mußte, bis das, dort von mir bestellte, Brod fertig war; es schien mir auch angebracht, vor dem französischen Hauptetablissement in Indien unsere Flagge zu zeigen, besonders da das Gouvernement immer mit dem dänischen Gouvernement in Tranquebar auf dem freundschaftlichsten Fuß gestanden hatte.

Ich hielt etwas vom Lande ab, um die Colorown-Klippen zu vermeiden, die im hiesigen Fahrwasser liegen, und segelte, stets auf 15—16 Faden Wasser, längs der Küste.

Um Mitternacht hatten wir Pondichery's Leuchthurm in Sicht, und um 1½ Uhr ankerten wir auf 9 Faden Wasser, den Leuchthurm in WNW. Bei Tagesanbruch befand ich mich unverhofft eine Viertelmeile weiter in See, als ich es wünschte, und doch hatten wir einen Faden weniger Tiefe, als Horsburgh für den besten Ankerplatz bestimmt. Die Sache ist nämlich die, daß die See fortwährend auf's Land einschreitet, und namentlich hier bei Pondichery viel von der Küste weggenommen hat. So soll eine ganze Straße

und ein Stück Land vor derselben da gelegen haben, wo sich jetzt die mächtige Brandung der bengalischen Bucht hereinwälzt.

Bei'm Hinaufsegeln fand ich die Erfahrung bestätigt, die Horsburgh gemacht hat, daß der Strom an dieser Küste sich nach dem Monsun richtet, und also mit südwestlichem Winde, dessen wir uns annoch erfreuten, hart nördlich an der Küste hinauf setzt.

Mein Aufenthalt hier währte nur vom Morgen bis zum Abend. Nachdem ich einen Officier an's Land gesandt hatte, um meine Ankunft zu melden und wegen des Saluts zu unterhandeln, der dann mit 21 Schüssen ausgewechselt wurde, ging ich selbst an's Land. Am Strande ward ich vom Gouvernements-Adjutanten, einem Seeofficier, empfangen, der mich in der Equipage des Gouverneurs nach dessen prachtvollem Hotel brachte. Der Gouverneur, Mr. Pugeault, capitaine de vaisseau, empfing mich zugleich mit französischer Artigkeit und der Herzlichkeit eines Seemanns und alten Kammeraden. Nach einem guten Frühstück, führte er mich in seine kühlsten Zimmer, und stellte Haus und Garten, Bett und Bad, Dienstboten und Pferde, Wagen und Palankins, kurz Alles zu meiner Verfügung.

Nach besten Kräften erfreute ich mich all' der Herrlichkeit und machte, von einem Palankin gefolgt, einen Weg durch die Stadt, um doch einen Begriff von ihrem Aussehen zu bekommen. Die starke Hitze nöthigte mich indeß, den dreisten Plan aufzugeben, in der Mittagszeit zu Fuß durch eine ostindische Stadt gehen zu wollen; ich kroch in meinen Palankin, der mich auf Umwegen in's Gouvernementshaus zurück brachte. Meine Leser entschuldigen daher, daß ich von Pondichery nur im Allgemeinen sage, daß es eine ziemlich ausgedehnte, wohlgebaute und wohlangelegte Stadt ist, mit breiten Straßen und hübschen Gebäuden, und daß schöne Gärten zwischen den Häusern dem Auge angenehme Abwechslung gewähren. Pondichery ist ein durchaus offener Platz, ohne Fort oder befestigte Außenwerke. Nur unten am Strande liegt eine Salutbatterie, auf der die französische Flagge weht. Die ganze militärische Macht besteht, soweit ich erfahren konnte, aus 300 Sipoys. Vom Leuchtthurm hat man eine schöne Aussicht über die ganze Stadt und Umgegend, wie über die sich weit erstreckende Rhede, die im Grunde nur das offene Meer ist. Das Wasser ist so klar, daß

ich es von hier wahrnehmen konnte, wie die Corvette auf einer kleinen Sandfläche geankert hatte, während rund umher schwarzer Schlamm und Lehmgrund war.

In's Gouvernementshaus zurückgekehrt, wollte ich den in Indien gebräuchlichen Mittagsschlaf halten, der mir, während ich sonst die ruhige Zeit am Schreibtisch benutzte, bei der Schlaflosigkeit der vorhergehenden und der künftigen Nacht, nothwendig war. Leider ward ich aber dabei gestört durch ein entsetzlich lautes Gespräch, das in der großen Halle dicht vor meinem Zimmer, von vielen Stimmen in verschiedenen, mir unverständlichen, Dialekten geführt ward. Ich ging hinaus und fand die Halle angefüllt mit beweglichen Buden, in denen aller Art Galanterie-Waaren und besonders Goldschmiedarbeiten vor mir ausgebreitet waren, zu denen mich die eingeborenen Kaufleute mit fließender Rede und lebendigen, fast handgreiflichen, Geberden, einluden, mich auffordernd von ihren Waaren zu kaufen. Da indeß das Meiste leicht und geschmacklos, wenn auch ganz kunstreich gearbeitet war, kaufte ich nicht mehr, als mir durchaus nothwendig schien. Es war eigentlich nur Gold- und Silberdratharbeit, massives Filagran, keineswegs mit unserer europäischen Goldschmiedarbeit zu vergleichen.

In Bezug auf Pondichery's Fabricate, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß in den späteren Jahren hier eine Baumwollen-Segeltuch-Fabrik angelegt ist, deren Production, wie ich annehmen darf, Anerkennung verdient. Der Fabrikbesitzer sandte mir einige Proben an Bord, da sie aber schmäler waren, als unser Copenhagener Segeltuch, und zu wenig davon da war, um etwas Neues daraus zu machen, hatten wir nicht Gelegenheit, es gehörig zu probiren, es sah jedoch gut und stark aus, und ist gewiß einem Schiffe zu empfehlen, das sich mit einem neuen Segelbesatz versehen will, besonders wenn es auf den indischen Stationen bleibt.

Am Gouvernementshause liegt ein sehr netter Garten mit kühlen Bogengängen, in denen ich eine Zuflucht suchte, bis mich die Mittagszeit in den Salon des Gouverneurs rief. Ich fand hier eine sehr angenehme Gesellschaft der ersten Beamten Pondichery's, die wetteiferten, mir Artigkeiten zu erzeigen, und durch ihre gastfreien Einladungen, und ihre sehr zuvorkommende Freundlichkeit, mich wahrhaft beklagen ließen, daß ich genöthigt war, den Ort so bald zu verlassen.

Nach einem besonders angenehmen Mittag und Abend ging ich an Bord. Die Gesellschaft begleitete mich unter Fackelschein an den Strand; des Gouverneurs „Selling" erwartete mich, und 8 eingeborene nackte Bootsleute brachten mich, unter dem gewöhnlichen Gesang und lautem Ruf, durch die Brandung bis an mein Fahrzeug.

Um 10 Uhr waren wir unter Segel und nahmen unseren Cours auf Madras. Die Küste bekommt hier eine etwas östliche Richtung; wir folgten ihr während des ganzen Weges auf 12—15 Faden Wasser. Der SW.-Monsun herrschte noch, aber ganz moderat, mit anhaltend schönem Wetter, wenn auch bedeckter Luft. Um 5 Uhr Morgens am nächsten Tage hatten wir Madras's herrliches drehendes Leuchtfeuer in Sicht, um 8 Uhr ankerte ich auf der Rhede, die auch hier die offene See ist; hatte den Leuchtthurm in WzN½N., auf 8½ Faden Wasser, guten Ankergrund, ungefähr ½ Meile vom flachen Strande, dessen gewaltsame Brandung bis zu uns herüber brüllte, trotz des Lärmens, den die um's Schiff schwärmenden Catimarans, mit ihrer nackten amphibialischen Besatzung, verursachten.

Auch hier ward unser Aufenthalt abgekürzt, da bei'm täglich zu erwartenden Monsunwechsel unsere Reise nach Calcutta nicht zu sehr in die Länge gezogen werden durfte; doch mußte das Brod, das ich bestellt hatte, erst an Bord genommen werden, und da ich gleich erfuhr, daß wir vor Dienstag den 21sten nicht fertig werden könnten, mußte ich mich bis dahin gedulden. Madras, eine Stadt, deren Bevölkerung, rechnet man die nächste Umgegend hinzu, auf 5—600,000 Menschen angegeben wird, nimmt sich von der Seeseite besonders interessant aus. Die Festung St. George, die unmittelbar am Meere liegt, so daß die Brandung der bengalischen Bucht ihr Glacis bespült, enthält viele großartige, mit englischem Luxus gehaltene Gebäude; nördlich derselben liegt der Leuchtthurm, dann kommt die europäische Stadt mit ihren großen, mit Säulen und anderen Verzierungen reich ausgestatteten Gebäuden, etwas nördlicher sieht man hin und wieder zerstreute Gruppen von Palmen und Laubhölzern, dazwischen viele, meistens unansehnliche Gebäude, die

die sogenannte schwarze Stadt bilden, den Sitz der eingeborenen Bevölkerung und der Bazars.

Sieht man durch's Fernglas über die Stadt und ihre nächste Umgegend hinaus, breitet sich die üppigste Landschaft aus: ungeheure Felder, die Tausenden von Wagen mit Ochsen bespannt, zum Haltplatze dienen, während andere Strecken zur Grasung für Kühe und Schaafe, wieder andere zum Bivouak der Sipoyregimente, benutzt werden; die verschiedenartigsten Gebäude, reizende Gärten und Parks, durchschnitten von manchem fließendem Wasser und von weißen Streifen, die sich als herrlich macadamisirte Fahrwege ausweisen, — doch ist die ganze Gegend flach, kein pitoresker Wechsel fesselt den Blick, bis er am fernsten Horizont den hohen, blauen Bergen begegnet, die den Hintergrund des reichen Panoramas bilden. Der Vordergrund ist das brausende, schäumende Meer, mit einer Menge großer Schiffe, die der Handel auf diesem für ihn wichtigsten Platz Vorder-Indiens vereint hat, und die, durch die Verschiedenheit ihrer Construction und Takelage, das Bild vervollständigen, und es des Pinsels eines geschickten Malers würdig machen. Bequem wiegt sich hier auf den ostindischen Wogen nach langer Fahrt der stolze europäische Dreimaster, an der Seite unförmlicher Nachahmungen europäischer Construction, in der Gestalt von Barken und Briggs, geschmacklos verziert, zu hoch oder niedrig geriggt, kurz mit allen Zeichen für das Auge des Seemanns, daß diese Fahrzeuge eben so elend ausgestattet, als schlecht geführt sind, daß die Küstenfahrt hier ein Seculum hinter dem jetzigen Standpunkt der Schiffahrt zurückgeblieben ist, und also auch nur dazu dienen kann, Waaren in kurzer Entfernung von einem Ort zum andern zu befördern, nur längs der Küste, und während des der Fahrt günstigsten Monsuns, wohingegen man sich sonst über die Bucht gar nicht hinaus wagt. Den ächten Ceylonschen Küstenfahrer sieht man hier, so schmal, lang und hoch, daß er nothwendig eines Auslegers bedarf, um ihn am Umschlagen zu hindern. Dieser Ausleger besteht aus zwei queerlaufenden und einer der Länge nach über ihnen liegenden Stange, die gegen das Umschlagen schützen; er liegt immer auf der Lee-Seite und reicht so weit hinaus, wie es nach der Höhe und Breite des Fahrzeuges nöthig ist, damit dieses sein Gleichgewicht nicht verliere. Neben diesen miß-

gestalteten, zu allem Seedienst untüchtigen Fahrzeugen, sieht man auch wohl niedliche kleine Schooner, die hier in Indien unter dem Namen „Clippers“ fahren, und die in jeder Beziehung zu den obenerwähnten den Gegensatz bilden, indem sie in Allem das Gepräge der ächten Kinder des Oceans tragen, geschaffen ihr Mutter-Element mit Pfeilesschnelle zu durchschneiden, und ihren Launen sich zu widersetzen, in wie weit es überhaupt der Kunst gestattet ist, die Natur zu bekämpfen. Zwischen allen diesen Schiffen, die hier theils an der schlaffen, schweren eisernen Kette, welche kaum bei starkem Winde nachgiebt, bequem schaukeln, theils vor ihren klotzigen von Cair oder Manila-Hanf, oder wohl gar von Stroh geflochtenen Tauen heftig stampfen, wenn die Wellen der bengalischen Bucht, die sich hier schon am Lande brechen, brausend sich gegen den Schiffsbauch wälzen, — zwischen allen diesen Fahrzeugen, sage ich, bewegen sich Tausende von Böten, groß und klein, europäisch und indisch, Sellinge, Prahme, Giggs und Barcassen, Jollen und Catimarans, die den lebendigen Verkehr zwischen den Bewohnern dieser schwimmenden Stadt und ihren Nachbaren auf dem festen Lande befördern. Der stete Verkehr, dessen Zeuge ich auf der Rhede von Madras war, fiel mir sehr auf, als Beweis wie die Interessen der Menschen den größten Beschwerden trotzen. Wahrhaftig selten oder nie gab es einen Ort, der von der Natur weniger bestimmt schien, als Handelsplatz zu dienen, als gerade Madras; es ist hier kein Hafen, kein Schutz für Schiffe. Sechs Monate des Jahres stürmt der NO.-Monsun gegen den flachen Strand an, — eine ewige Brandung macht die Landung höchst beschwerlich, ja zu Zeiten unmöglich, und selten gehen Jahre hin, in denen nicht schreckliche Orkane unersetzlichen Schaden verursachen, die segelfähigen Schiffe in See treiben, und die zurück bleibenden ohne Rettung auf den Strand werfen, — und doch ist Madras der wichtigste Handelsplatz auf der Coromandelküste. Vorderindien mußte einen Ausschiffungsplatz haben, es gab keinen andern Hafen, — wäre er da gewesen, hätten sich die Engländer längst seiner bemächtigt, — und so concentrirte sich der Handel natürlich in der Hauptstadt des Gouvernements.

Das Gefahrvolle der Rhede von Madras ist von den dortigen Autoritäten genugsam anerkannt. Gleich nach Ankunft auf der Rhede empfängt jedes Schiff vom Hafen-Capitain ein Exemplar

des Hafen-Regulativs, das dazu anhält, das Barometer wohl zu beachten und die Signale im Auge zu haben, vermittelst derer es von der Flaggenstange des Hafen-Capitains angezeigt wird, wenn Gefahr damit verbunden ist, bei heranziehendem Unwetter liegen zu bleiben. Es ist eine constatirte, aber noch nicht erklärte Thatsache, daß die Orkane in der bengalischen Bucht nicht viel südlicher sich erstrecken, als bis auf Madras's Parallele, und daß z. B. Tranquebar fast nie von diesen zerstörenden Stürmen heimgesucht worden ist.

Es ist daran gedacht und wohl auch versucht worden, bei Madras einen Hafen zu bauen, in dem wenigstens die Küstenfahrer Schutz finden könnten, und wo Ein- und Ausschiffung, wie überhaupt Landung, mit Leichtigkeit geschehen könnte; dies Werk würde aber ungeheuere Opfer an Menschenleben und Geld erfordern, ohne die Bürgschaft zu geben, daß den gewaltsamen Einwirkungen des Meeres widerstanden werden könnte.

Man wird bei'm Eintritt in die Stadt sehen, daß derjenige Theil derselben, der sich von der See aus so imposant gezeigt hat, und den ich, im Gegensatz zu der „schwarzen", die „weiße" Stadt nennen will, nicht bewohnt ist, d. h. daß die meisten Prachtgebäude nur öffentliche oder Privat-Contoire sind. So liegen gleich am gewöhnlichen Landungsplatz zwei sehr große Gebäude, die mit massiven Colonnaden prangen, welche die Veranda des ersten Stocks und die darüber angebrachte Frontespice tragen. Der eine dieser Palläste enthält oben die Contoire des Zolls, unten die Bureaus des Hafen-Capitains und anderer öffentlichen Beamten, die Transit-Packhäuser und Waarenlager. Der zweite gehört dem Hause Arbuthnot & Comp. und ist ganz angefüllt mit den ausgedehnten Contoiren dieses mächtigen Hauses.

Ich will annehmen, lieber Leser, daß du es bist, der an's Land steigt, und ich begleite Dich nun auf Deiner ersten Wanderung durch eine große morgenländische Stadt. Mit einer bewunderungswürdigen Behendigkeit, ja ohne daß auch nur ein Wassertropfen in's Fahrzeug hineingespritzt wäre, haben die nackten Ruderer den „Selling" durch die furchtbare Brandung, und von dieser auf ihren Schultern Dich vollends auf's Trockene gebracht. Du siehst noch die krampfhafte Bewegung, die sich vor wenigen Secunden in jeder Muskel ihres Körpers ausdrückte, und das „Dschelli, dschelli, dschelli!"

(hurtig, hurtig!) das wie ein Angstruf aus aller Mund ertönte, würde noch lange in Deinen Ohren wiederhallen, wenn nicht der Gedanke daran sofort durch ein Bild ganz anderer Art verdrängt würde. Kaum hast Du nämlich das Ufer betreten, so umringt Dich schon eine undurchdringliche hinduische Menschenmasse von allen Seiten: sie laufen Dir über die Füße mit ihren Palankinen, versperren Dir den Weg mit ihren Wägen, schelten und schlagen sich darum, wer Deine Sachen tragen und Dir den Weg zeigen soll, suchen Dich für irgend ein Hotel zu capern, oder stehen Dir auch vielleicht bloß als müßige und neugierige Zuschauer im Wege, die ebenso gut an jeder anderen Stelle stehen könnten. Du bist der Verzweiflung nah, bis ein Instinct Dir das einzige Mittel an die Hand gibt, das man gegen diese Landplage hat: Dir einen „Dobasch" zu wählen und Dich in einen Palankin zu setzen. Der Dobasch, dieser Mensch, den Du auf gut Glück, auf sein ehrliches Gesicht, oder höchstens nach einer, Gott weiß von wem, geschriebenen Empfehlung, die er Dir entgegenstreckt, aus diesem fremdartigen Haufen herausgreifst, ist von diesem Augenblick an nicht nur Dein Diener, sondern auch Dein Cicerone, Dein Dollmetscher, Rathgeber, Commissionär und Cassirer; er trägt Dein Reisegepäck, beschützt Dich gegen Zudringlichkeit und Belästigungen, sorgt dafür, daß Du nicht geprellt und betrogen wirst, ja liest manchmal die Gedanken Deiner Seele, und erfüllt Deine Wünsche, noch ehe Du sie ausgesprochen. Still und lautlos weicht er fast nicht von Deiner Seite, ohne Dir doch je beschwerlich zu werden, und das Einzige, was er für diesen aufopfernden Dienst verlangt, ist eine ganz unbedeutende Geldsumme, die Du ihm nach Gutdünken verabreichst. Sein Nachtlager ist eine Strohmatte und für seine Kost brauchst Du nicht zu sorgen, denn er ist so weit davon entfernt, christliche Speisen zu genießen, daß er sogar die zwei Male, die er des Tages nach Hause läuft, um in aller Geschwindigkeit seine dürftige Reismahlzeit zu halten, nicht über seine Thürschwelle tritt, bevor er sich von der Befleckung gereinigt, die er sich in Deiner Wohnung und in Deiner Gesellschaft zugezogen. Einen solchen Führer an Deiner Seite, kannst Du Dich getrost auf den Weg begeben. Aber die Sonne steht noch zu hoch, um eine Spaziertour durch die Stadt zu machen. Du hältst also an der Ecke an, die vom Strande ab-

dreht, und trittst ein in das neue, prachtvolle „United Service Hotel“, wo man Dich in den ersten Stock, in die große, nach der See hin offene, Vestibule führt. Hier streckst Du Dich, müde und heiß, wie Du bist, auf einen Divan aus, läßst Dich von dem frischen Seewinde durchwehen und betrachtest nun so recht con amore das reiche, buntscheckige Getreibe unter Dir: Die Palankinträger, die unter beständigem Schelten sich die Plätze vor dem Portal des Hotels streitig machen, den Jongleur, der von der Straße herauf Dir einige seiner tausend Kunststücke zur Probe vormacht; den Schlangenbändiger, der Dir die furchtbare Brillenschlange zeigt und, mit ihr spielend, gleichsam ihrer Ohnmacht spottet; das Bettelmädchen, das sich mit ihrer noch kleineren Schwester herumschleppt, die sie auf ihrer einen Hüfte reiten läßt; die Kulis, die geschäftig am Strande hin- und her laufen; die Buckelochsen, welche Wasser in großen ledernen Schläuchen auf ihrem Rücken tragen, oder kleine thurmartige Fuhrwerke ziehen, auf deren oberster Spitze ein schwarzer Kutscher kauert; endlich das Kamel, das schwer belastet den Weg mit seinen langen, gleichförmigen Schritten ausmißt.

Der Wienerwagen, in dem Du Deine erste, flüchtige Bekanntschaft mit den weitläufigen Promenaden von Madras und mit seiner verschiedenartigen Bevölkerung, den Hindus, Muselmännern, Persern, Afghanen, Arabern, Armeniern u. s. w. machen sollst, hat schon längere Zeit auf Dich gewartet, und da die Sonne inzwischen um ein bedeutendes niedriger steht, machst Du eine kurze Toilette und fährst im nächsten Augenblick in starkem Trab über die breiten Wege, um das Fort herum, durch Al- und Porus-Alleen, an dem Palais des einst so mächtigen Nabobs von Arcot vorbei, nach dem Dorfe und Berge St. Thomas hinaus, dem ältesten und mächtigsten Sitz der christlichen Kirche in Indien, und bis auf den heutigen Tag ein Wallfahrtsort für eine Menge syrischer Christen, die aus dem Innern Syriens, Persiens und Armeniens zu dieser heiligen Stätte pilgern, wo ihr Apostel St. Thomas vor 1800 Jahren den Märtyrertod erlitten. Die ärmlichen, fast unterirdischen Hütten, auf die Du fast überall stößst, scheinen die üppige Natur noch mehr hervorzuheben, die dem Menschen die Entbehrungen, den unzweifelhaften Begleiter der Armuth, weniger fühlbar macht, die aber zugleich auch die Kraft und geistige Freiheit schwächt, welche er

nur in Kampf und Leiden erringen kann; — und wenn Du den hinduischen Bedienten betrachtest, der, geschmückt mit einer schäbigen Livrée, zu Fuß dem über die Straße dahinfliegenden Wagen folgt, um mit seinem großen Fächer den Pferden Kühlung zuzufächeln und die Insecten von ihnen abzuwehren, da siehst Du in ihm das Bild eines Volkes, das unter der geistigen Knute des Europäer schmachtet, dessen Wohlstand versiegt ist unter des Europäers habgierigen Fäusten, der ihm diese Verluste minder fühlbar machte, indem er ihnen ihre religiösen Vorurtheile ließ. Ueber die großen Felder führt Dich der Weg endlich vorbei an Lord Cornwallis geschmackloser Reiterstatue, und zurück nach der „schwarzen Stadt“; die Sonne ist wie eine glühende Feuerkugel am Horizont verschwunden, und, mit dem purpurrothen westlichen Himmel als Hintergrund, siehst Du eine herrliche Moschee mit ihrem schlanken, goldenen Thurm sich erheben, und in ihren Vorhallen einige fromme Muselmänner, die kniend und das Gesicht nach Mekka hingewendet ihr gewöhnliches Abendgebet an Allah richten. Einige Minuten später wechseln die prachtvollen Farben am Himmel mit einer kühlen Finsterniß, die in den Mauernischen angebrachten Lampen, die, eine nach der andern, wie von einer unsichtbaren Hand angezündet, hervortreten, werfen, im Verein mit der schwindenden Abendröthe, ein magisches Zwielicht über das Ganze, und Du steigst nun aus dem Wagen, um zu Fuß durch die weitläuftigen Bazars zu wandern und Dich unter die schwarze, wogende Menschenmasse zu mischen, die schweigend und schnell sich durch die aus elenden, baufälligen Hütten gebildeten Straßen wälzt, in denen Du dennoch die kostbarsten Waarenlager in den offenen Verandas aufgestapelt siehst, wie: Seiden- und Baumwollzeuge, Musseline und Kaschmirshawls, Perlen, Schmucksachen, Fächer, Matten, Früchte u. s. w. Hier sitzt ein Kaufmann zwischen seinen kostbaren Waaren, schon halb betäubt von der Huka, die nahe daran ist, ihm aus dem Munde zu fallen; ein anderer, dessen Reispfannekuchen und Confituren Du Dich etwas zu sehr näherst, um sie in Augenschein zu nehmen, wirft Dir einen furchtsamen Blick zu, oder will Dich abkaufen durch das Geschenk einiger Zuckerkügelchen, damit Du seiner Boutik nicht zu nahe trittst und alle seine Herrlichkeiten inficirst; ein Dritter verfolgt Dich mit einer unermüdlichen Zudringlichkeit noch die ganze Straße entlang,

weil Du so unglücklich warst, wegen seiner Shawls oder Taschentücher eine Frage zu thun. Jedes Wesen und jede Sprache hier ist Dir fremd, und Du glaubst ein Abenteuer aus „Tausend und Einer Nacht" zu erleben; endlich führt Dein Dobasch Dich wieder in das europäische Quartier der Stadt, und kehrt mit Dir in das United-Service-Hotel zurück.

Wenn am nächsten Morgen der Tag graut, steht er schon wieder an Deinem Bett, aber Du hast noch kaum das Muskitonetz zurückgeschlagen und die fast niedergebrannte Oellampe ausgelöscht, als schon, gerade wie Du anfangen willst Dich anzukleiden, ein anderes Dir unbekanntes schwarzes Wesen eintritt. Ohne viele unnütze Fragen an Dich zu richten, nimmt er Rasirmesser, Seife und Schaumpinsel hervor, zeigt Dir im Spiegel Deinen langen Bart und fängt an, Dich zu barbiren; dann ordnet er Dein Haar, schneidet es, macht sich daran, mit einem langen silbernen Löffel in deine Ohren zu gelangen, bringt nach diesem eine Bürste und endlich noch seinen kleinen Finger in dieselben, bis sie einen knackenden Laut von sich geben; er reckt und knetet alle Deine Glieder, von der Schulter bis zu den Fingerspitzen, daß es knickt und kracht in ihnen, er schneidet deine Nägel und geht planmäßig noch weiter vorwärts, bis Du dich endlich ungeduldig aus seinen Manipulationen losreißest, um noch in der frühen Morgenstunde eine Spaziertour durch die „schwarze Stadt" zu machen.

Hier athmet Alles Ruhe und Frieden. Die Hindus schlafen noch, eingehüllt in ihr leichtes Musselingewand, auf dem harten Lager vor den Häusern, und erst nach und nach kommen einige Thiere aus ihrem Versteck hervor: Eidechsen, die an den Mauern hinauf laufen, Papagaien und der naseweise Rabe, die aus einer Palme oder einem heiligen Feigenbaum emporflattern, eine Affenfamilie, die in einem gemüthlichen Knäuel auf einem Dach zusammenhockt, oder ein Pariahund, der scheu die Straße entlang schleicht. Sonst unterbricht Nichts die allgemeine Ruhe, die Dich erquickt und Dir wohl thut, wie der frische Morgentau, der seinen Teppich über die ganze Stadt geworfen hat.

Die Festung St. George, die, wie gesagt, unmittelbar am Strande liegt, hat das Meer zum Festungsgraben, das nackte Gestade zum Glacis und eine sehr hohe, stark gebaute Mauer zum

Schutz gegen die Wuth der Brandung, wenn ein Sturm des NO.-Monsuns oder einer der, während der Uebergangsperiode herrschenden, Orkane die Wellen der bengalischen Bucht bis zu einer ungemeinen Höhe emportreibt. St. George bildet eine eigene Stadt und schließt wahre Palläste in sich, die, einst die Wohnsitze des Präsidenten und der vornehmsten Beamten, jetzt zu Officierswohnungen, Casernen und Arsenälen umgewandelt sind. Im Arsenal befinden sich 100,000 Gewehre und eine bedeutende Menge von allerlei Handwaffen. In den sandigen Straßen der Festung ist kein Schatten, und ihre hohen Mauern verhindern den frischen Luftzug; der hiesige Aufenthalt wird daher auch als ebenso ungesund, wie langweilig angesehen.

Etwa 1/8 Meile südlich der Festung liegt ein mächtiges Gebäude, das zum Aufbewahren des von Amerika hergeschickten Eises dient. In große cubische Blöcke geschnitten, wird dieses auf Canälen und Eisenbahnen von den großen nordamerikanischen Landseen nach den dortigen Häfen geführt, und als Ballast hier eingeschifft. Dergestalt giebt es nun in Ostindien Eis in solchem Ueberfluß, daß man es dort wohlfeiler hat, als in London. Man begreift den Genuß davon in einem Clima, dessen Mitteltemperatur 85—90° F. (29—32° C.) beträgt. Die Masse, welche verbraucht wird, ist denn auch ungeheuer.

Aber, wird man mit Recht fragen, wo wohnt denn eigentlich die weiße Bevölkerung dieser Stadt? denn die Festung umfaßte ja nur die Militärbehörden. Sie wohnt in einer Menge von Landhäusern, die sich mit ihren Gärten und Parks nördlich, westlich und südlich von der Stadt und Festung meilenweit erstrecken. Herrliche Landstraßen durchschneiden dieses Terrain in allen Richtungen, und auf ihnen rollen elegante Equipagen in fliegender Fahrt daher, des Morgens mit Beamten und Kaufleuten, die in die Stadt an ihr Geschäft eilen; des Mittags mit Damen und jener glücklichen Classe von fashionablen Herren, die keine Geschäfte haben; — denn dieß ist die Zeit der Morgenvisiten; des Nachmittags wieder mit derselben Art von Leuten, die frische Luft schöpfen und zu dem Ende nach dem Strande fahren, wo auf dem Glacis der Festung lange Wagenzüge sich hin- und her bewegen oder still halten, um auf die Musik zu hören, die von den Musikern der Garnison oder des Gouverneurs ausgeführt wird. Diese Promenade

längs dem offenen Strande, mit der Aussicht über die Rhede und ihre vielen Schiffe, — mit den schönen Palmen und Laubhölzern, deren Gipfel sich in der leichten Abendbrise wiegen, die erfrischend und belebend von der See herweht, — mit der schweren Brandung, die sich ewig und unaufhaltsam gegen den Strand heranwälzt und bei dem hohlen, donnerartigen Getöse, Minutenschüssen nicht ungleich, eigenthümlich mit der munteren Musik contrastirt, die wohlbekannte Melodien aus Bellinischen und Donizettischen Opern aufspielt, — diese Promenade, sage ich, dies gewährt einen überraschenden Genuß, von dem man wohl begreift, daß die Bewohner des Landes ihn begierig erhaschen, als eine willkommene Abwechselung in ihrer einförmigen Lebensweise und nach der Langenweile des Tages. Dieser Genuß ist aber leider nur ein kurzer. Gleich nach Sonnenuntergang tritt die Dunkelheit ein, und einen Augenblick nachher kann man am Strande unzählige kleine Lichter sich hin- und herbewegen sehen. Dies sind die Laternen an den Wägen, die sogleich angezündet werden, wie auf den den Schiffen, die den Canal passiren, um Uebersegelungen zu verhüten; aber gleich darauf spielt die Musik das letzte Stück, und mit dem letzten Ton verschwinden Wägen und Laternen in die verschiedenen Straßen und Wege, die nach dem Glacis führen. Jeder eilt nach Hause; denn man fürchtet sich vor der höchst ungesunden Wirkung der Nachtluft.

Doch warum nannte ich oben den Tag langweilig? frägt man mit Recht. Weil das Klima, die große Hitze, einer jeden, sowohl geistigen, wie körperlichen Beschäftigung ein fast unüberwindliches Hinderniß in den Weg legt. Von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags steht die Sonne wie ein glühender Drache vor jeder Thür und verbietet Jedem den Ausgang, der nicht durch eine absolute Pflicht dazu gezwungen wird. Alles wird verschlossen, Jalousien, Fensterläden, Thüren, überall sucht man die Sonnenstrahlen abzuhalten. Folge davon ist, daß überall nur ein schwaches Halbdunkel herrscht, und die Beschäftigung mit der Feder oder Lecture, mit dem Nähzeug oder mit Musik wird schon dadurch ziemlich beschwerlich, sie wird doppelt drückend, wenn man, wie es oft der Fall ist, selbst an seinem Schreibtisch bei Tage unter einem Muskitonetz sitzen muß, um sich gegen den Stich dieser Insecten zu schützen. Aber die Wärme dringt trotzdem herein und legt sich wie

Blei auf Geist und Gedanken; das Buch sinkt unwillkürlich in den Schooß und vom Schooß auf den Boden, wo es liegen bleibt — denn man mag sich nicht bücken, um es wieder aufzunehmen — doch dazu ist bald Rath, denn überall wo man sitzt, geht, steht oder liegt, geben in den anstoßenden Gallerien oder Verandas einige dienende Wesen auf jede Deiner Bewegungen Acht. Man braucht nicht zu sprechen, im höchsten Fall durch ein im tiefen Unterton ausgestoßenes „Quai hai!" seine Noth erkennen zu geben, gleich steht eine dienstbare Person Einem zur Seite, man weiß nicht woher sie kommt, ihre nackten Füße auf dem mit Teppichen und Matten bedeckten Fußboden machen ihre Schritte lautlos. Hat man sich an einen Tisch oder an ein Fenster gesetzt, oder sich auf ein Sopha oder ein Bett gelegt, gleich sieht man den „Punka", diesen großen Fächer, der unter der Decke hängt, sich in Bewegung setzen, und eine höchst angenehme, beinahe magnetisch betäubende Kühle im Zimmer hervorbringen. Dieß ist wieder einer der vielen Diener, die auf den Gängen außerhalb der Zimmer leben, der unsere Gedanken errathen hat und die aus dem Fenster herabhängende Schnur ergreift, um die Maschine in Bewegung zu setzen. Dies ist höchst angenehm, so lange man nichts thut; will man aber schreiben, da wird Einem das Papier unter der Feder weggefächelt, und liest man, da wendet sich das Blatt zu früh um, und verdrießlich schließt man die Mappe, und wirft das Buch in den Winkel. So schleppt man diesen langen Theil des Tages hin. Indessen hat man hierin Abwechselungen durch die für die Ostindianer höchst wichtigen Frühstücksmahlzeiten. Gleich Morgens hat man eine Tasse Kaffee genossen. Daß man in einem solchen Klima früh, sehr früh aufsteht, ist eine Selbstfolge. Der Morgen ist der schönste Augenblick eines ostindischen Tages; da liegen der nächtliche Thau oder die Regentropfen erfrischend auf Laub und Gräsern, in einer leichten Morgentracht eilt man hinaus in's Freie, Wagen und Pferde stehen vor der Thür. Man fährt oder reitet nach Belieben, die Wege sind vortrefflich, man fliegt von dannen, man athmet eine balsamische, erquickende Luft ein. Man kömmt an einer hübschen Villa nach der anderen vorüber; hier sieht man einen griechischen Tempel, dort einen gothischen Thurm, weiterhin eine freundliche kleine Cottage: alle liegen umgeben von hübsch angelegten, wohl unter-

haltenen Parkanlagen und Gärten, überall sieht man den reichsten Wechsel in der Vegetation, an manchen Stellen die reizendsten Blumengärten, überall ist das Grün neu aufgefrischt durch die rieselnden Bäche, die das Terrain durchschneiden. Man kommt zurück, legt seine weiten türkischen Beinkleider an; trinkt ein Glas eiskaltes Sodawasser, legt sich auf's Sopha mit einer Cigarre oder leichten Lecture, fällt bald darauf in einen kurzen Schlummer, steht dann wieder auf, nimmt sein Bad und macht seine Morgentoilette, um sich Punkt 10 Uhr zum ersten Frühstück einzufinden. Thee, Kaffee (dieser letztere hier, wie überall bei den Engländern, außerordentlich schlecht), Reis und Carri, gebratene Fische, frische Eier u. s. w., so wie Früchte, sind seine Bestandtheile; frische Blumen in Vasen von chinesischem Porcellan durchduften alle Gemächer. Nun trennt man sich, der Herr des Hauses geht seinen Geschäften in der Stadt nach, die Damen begeben sich in ihre inneren Gemächer, um zu lesen, nähen, zeichnen, musiciren und vor allem um Billette zu schreiben, welches letztere nicht bloß als Folge der ewigen Mißverständnisse, die durch mündliche Bestellungen der schwarzen Dienerschaft hervorgerufen würden, zu einem der wenigen nothwendigen häuslichen Geschäfte, sondern sogar so zur Leidenschaft bei der ostindischen Dame geworden ist, daß man förmliche Berechnungen angestellt hat, in Folge deren man annehmen kann, daß jede Dame jährlich im Durchschnitt ungefähr 2000 Billette schreibt. Etwas später am Tage kommt die Zeit, wo die Damen Visiten annehmen und sich die Chronique scandaleuse der Stadt referiren lassen. Um 2 Uhr wird das zweite Frühstück eingenommen, das englische „lunch", hier zu Lande „tiffin" genannt, welches aus einer regelmäßigen Mahlzeit in Suppe, Fisch, Braten, Gemüse, Desert, Früchten u. s. w. besteht. Man trinkt wohl ein Glas Wein dazu, aber Bier ist das Lieblingsgetränk sowohl für Herren wie für Damen, und wird so hoch in Ehren gehalten, daß es an die Stelle des Weins getreten ist; man stößt damit an, und wenn man von dem Aufwärter ein Glas Bier verlangt — denn man schenkt sich nie selbst ein — sagt man „beer-shrob", was sich nicht anders übersetzen läßt, als „Bier-Wein". Nach dem „tiffin" kommt eine sehr wichtige Beschäftigung für die Damen. Da es nämlich zu warm ist, um in die Läden zu gehen — sie

sind außerdem auch zu weit entfernt — so werden die Läden auf dem Rücken wandernder Ladendiener in den Häusern umhertransportirt, die Waaren vor den Liebhabern ausgebreitet, und nun geht es an ein Feilschen, Vergleichen, Aus- und Einpacken, Messen, Schneiden, Reißen — ganz wie bei uns, nur daß man sich selbst dabei nicht im Geringsten zu rühren braucht, sondern sich Alles von der zahlreichen Dienerschaft besorgen läßt, die sich um den Kaufmann und die Herrschaft gaffend versammelt hat. Ich sah hier überaus schöne, mit grünen Insectflügeln durchwobene Musseline, die sicher in Europa viel Glück machen würden.

Kommt man von der Ausfahrt, deren Zeit nun da ist, zurück, dann ist es dunkel, aber das Haus ist erleuchtet. Es ist Cocus-Oel, das hier in elegante Glaslampen und Lampetten gegossen ist, über jeder Flamme befindet sich eine geschliffene Glaskugel; sie geben kein starkes Licht von sich, aber es sind viele Flammen da, und alle Lampen sind angezündet in den Zimmern, den Gallerien, auf den Treppen: überall ist Tageshelle, mag man Fremde bei sich haben oder allein sein. Die Damen eilen auf ihre Zimmer, man kleidet sich wie zum Ball oder großen Diner. Um 8 Uhr wird zu Mittag gespeist. Silber und Krystall bedecken den Tisch, große Deckel von massivem Silber verbergen die Gerichte. Der Punka bewegt sich über dem Tisch und fächelt den glühenden Stirnen der Gäste Kühlung zu. Der Wein ist vortrefflich, aber das Essen ist gewöhnlich wie die englische Küche; doch muß man das stehende ostindische Gericht, Reis und Carri, nicht vergessen, das immer delicat ist, und dem man bald solchen Geschmack abgewinnt, daß man es nicht entbehren kann. Die Damen verlassen den Tisch bei'm Dessert, die Herren bleiben sitzen; Flaschen und Karaffen, in rothe und blaue Ueberzüge eingehüllt, die sie kühl halten und vor der Einwirkung der warmen Hände bewahren sollen, circuliren beständig, aber Niemand trinkt, es ist nicht mehr Mode. Die Unterhaltung wird schläfrig, denn alle sind ermüdet vom Tage und seiner Hitze, einige fallen in Schlaf, andere rauchen eine Huka. Endlich erhebt man sich und geht zu den Damen, um dort Kaffee und Thee zu trinken, zuweilen bekommt man etwas Musik zu hören, und um 10–11 Uhr ist Alles vorbei.

Obgleich ich, was mich persönlich betrifft, den gastfreien Empfang, der mir bei meinem kurzen Aufenthalt in Madras zu Theil ward, nicht genug rühmen kann, so ist es mir doch klar geworden, daß, rücksichtlich der Gastfreiheit überhaupt, eine Veränderung eingetreten ist. Der unbedingt freundliche Empfang wenigstens, den man früher ohne Ausnahme Jedem angedeihen ließ, die Sorge für die Zerstreuung und Unterhaltung der Fremden, die man in in allen Reisebeschreibungen hervorvorhebt, findet in Madras nicht mehr Statt; unter den Bewohnern selbst hörte ich darüber klagen. Die munteren Lustfahrten, die großen Gastmähler, die glänzenden Bälle, und sonstigen Feste, durch die man die Fremden auszuzeichnen für Pflicht hielt, wo es lustig genug hergegangen sein soll, und bei denen Uebermaaß im Essen und Trinken zur Tagesordnung gehörte: Alles dies existirte nicht mehr; in Beziehung auf die Freuden der Tafel habe ich gerade das Gegentheil erfahren. Bei einem Gastmahl im Fort George, wo uns die Officiersmesse des 84sten Regiments bewirthete, waren der Oberst und mehrere seiner Officiere „Teatotalisten", welches über die ganze Mahlzeit einen Ton der Mäßigkeit breitete, der, die Wahrheit gesagt, mehr achtungswerth als amusant war*).

Bei einem anderen Diner im Hause des Gouverneurs, des Marquis von Twedale, fand ich auch mehrere Teatotalisten, wunderbar

*) Freilich soll es, nachdem die älteren englischen Officiere und ich uns entfernt hatten, lustiger hergegangen sein, als sich die Gesellschaft, nach einem nächtlichen Souper, in der großen Veranda sammelte, wo man, durch die frische Nachtluft neu belebt, unter stürmischem Applaus, von Tischen und Stühlen aus, Gesundheiten ausbrachte, die nicht mehr in Eis- und Sodawasser getrunken wurden. Ueberall ist es wunderbar anzusehen, wie Gesundheiten, mit einer Feierlichkeit und Emphase ausgebracht und beantwortet, die uns, im Gegensatz zu dem geringfügigen Gegenstand, um den sich dieselben meistens drehen, höchst komisch vorkömmt, das Einzige sind, das die Engländer aufzuregen vermag; und mir fällt bei dieser Toastmanie eine Anecdote ein, die dem Kammeraden eines englischen Officiers, der sie mir erzählte, bei einem solchen Trinkgelage passirte. Er hatte schon seit einer Stunde die Gesellschaft verlassen, als mehrere der Anderen, nach Hause gehend, ihn plötzlich auf einem Zaune am Wege in voller Uniform reiten sahen, die Hand, als hielte er ein Glas in ihr, erhebend. Seine Phantasie war offenbar noch von den Ereignissen des Abends ergriffen, und in dem Wahn, er säße noch unter seinen Kammeraden, hörten sie ihn, als sie sich näherten, im größten Ernst einen Toast bringen: „für die Kirche, als Stütze des Staats, und für das Oberhaupt derselben, den Erzbischof von Canterbury."

genug immer unter den Officieren, welche die von einem englischen Tisch nicht zu trennende Sitte, sich einander zuzutrinken, auf's feierlichste in großen mit Eiswasser gefüllten Humpen mitmachten.

Der Grund dieser Veränderung ist wohl zum Theil durch die Verminderung der Vermögen — unter den Kaufleuten durch Fallissements und Concurrence, unter den Beamten durch successive Reductionen der Gehalte, die die englisch-ostindische Compagnie eingeführt hat — hervorgebracht, wodurch denn die Betheiligten gezwungen sind, dem Luxus Einhalt zu thun; zum Theil auch in der größeren Frequenz von Fremden zu finden, die jährlich Ostindien besuchen, und die hier, wie überall, bewirkt, daß dem Einzelnen weniger Aufmerksamkeit erzeigt wird. Nirgends steht ja daher auch die Gastfreiheit in höheren Ehren, als in den Wüsten Arabiens. Die Dampfschiffs-Communication mit Europa durch die Pakets von Suez bringt monatlich große Schwärme Reisender nach Indien. Glänzende Hotels, die dem Reisenden indischen Comfort gegen klingende Münze bieten, sind eingerichtet, was meistens bequemer ist und weniger genirt, als für die Aufnahme bei Privatleuten danken zu müssen.

Ein dritter Grund der Abnahme der geselligen Freuden liegt, meines Erachtens, in der pietistischen Religiösität, die unter den Bewohnern der Stadt sich ausgebreitet hat und ihnen eigen zu sein scheint; wenigstens fand ich es in Calcutta anders. Schon 1837 bespricht Laplace den Eindruck, den sie auf ihn gemacht habe, und auch ich war derselben Meinung. Die Morgen- und Abendandacht, so wie Beten vor und nach Tisch, gehört zur Tagesordnung, und es versteht sich von selbst, daß Leute, die diese Pflichten streng und genau erfüllen, sich selten der Freude und Lustigkeit hingeben, die sie in Folge ihrer strengen Grundsätze geradezu als Sünde betrachten, oder die sie jedenfalls nur mit großer Zurückhaltung zu genießen wagen.

Folgendes mag als Beweis der in Madras herrschenden Religiösität dienen: Unter der Verwaltung des vorigen Gouverneurs, Lord Elphinstone, ward in Madras eine Hochschule für Eingeborene, Gemischte und Europäer errichtet; mit Rücksicht auf die ersteren war indeß die ausdrückliche Bedingung gestellt, daß hier kein Unterricht in der christlichen Religion gegeben werden dürfte. Diesem Mangel suchte man, kurz vor unserer Ankunft, abzuhelfen und veran-

staltete eine Privat=Subscription, um die Kosten für einen gesonderten christlichen Religionsunterricht zu bestreiten. Arbuthnot stellte sich an die Spitze, und zeichnete selbst 50,000 Rupien*).

Dienstag, den 21sten October, war unser Schiffsbrod fertig und ward selben Morgens an Bord genommen. Ich beeilte mich unter Segel zu gehen, da man jeden Tag des NO.=Monsuns gewärtig sein konnte, und begab mich noch am Vormittag an Bord. Die Herren Officiere von der Garnison des Forts machten mir das Vergnügen, die Corvette zu besuchen, und das Frühstück bei mir einzunehmen; waren unter ihnen Teatoalisten, so hatten sie das Mäßigkeitsgelübde nicht auf den Aufenthalt auf der See ausgedehnt, denn sie ließen sich meinen Champagner ausgezeichnet gut schmecken. Einer ihrer Kammeraden, Capitain Mitchell, der in Calcutta bei'm Stab des Gouverneurs angestellt worden war, hatte sich erbeten, bis zur Hauptstadt Indiens mein Passagier zu sein; er blieb also an Bord, als die Uebrigen in ihrem Selling an's Land gingen, nachdem sie uns mit jubelnden Hurrahs begrüßt hatten. Um 8 Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker, und stießen von Madras ab mit einem scharfen südwestlichen Winde.

Unsere Fahrt von Madras nach Calcutta bot, außer dem unglaublich ruhigen Wasser, in dem wir segelten, nichts Bemerkenswerthes dar. Zwei Tage nachdem wir Madras verlassen hatten, ging der Wind erst nach NW., darauf nach NO. Der NO.=Monsun, in den wir hineingesegelt waren, hatte den südlicheren Theil der Bucht noch nicht erreicht. Wir hatten mehrere Tage lang abwechselnd Stille oder sehr flaue Brise, immer sehr schönes Wetter und hohen Barometerstand. Die Fahrt ging nur langsam. Schnepfen, Lerchen und andere Vögel zeigten sich wiederholt in der Nähe des Schiffs, und schon draußen in der Bucht kamen eine Menge Insekten an Bord, wie auch die Muskitos seit der ersten Nacht, daß wir im Hooghlyfluß ankerten, unsere steten Gäste waren.

Sonntag Abend, den 2ten November, kamen wir endlich so weit nördlich, daß wir auf den äußeren Sandbänken Grund erhielten, und da ein starker Strom uns vorwärts trieb, hatten wir bald das Blinkfeuer des ausgelegten Lootsenschiffs in Sicht, das

*) 8 Rupien = 5 pr. Thl.

jede zweite Stunde gezeigt wurde. Stromstauungen erfüllten in erstaunlicher Menge das Meer vor der Flußmündung, ein stark sprudelnder Laut, oder ein Plätschern wie von einem dichten Staubregen, zeigte jeden Augenblick, daß wir eine derselben durchschnitten.

Am nächsten Morgen waren wir bei Tagesanbruch auf 11 Faden Wasser, bekamen jetzt das Leuchtschiff in Sicht, und gleich darauf kam ein Dampfboot „Francis Gordon" aus dem Fluß heraus, lief an unsere Seite und bot seinen Beistand an, den ich auch gleich annahm. Um 7½ Uhr Morgens hatte es unser Bugsirtau gefaßt, die Segel wurden beschlagen, die Raaen mit dem Schiff gebraßt, und nun ging es rasch hinein gerade gegen den Wind zwischen „Sagur Sands" und „Eastern Seareef". Hier passirten wir eine Lootsenbrigg, die in Windstille unter Segel lag, sie sandte uns einen Lootsen an Bord, einen „gentleman", begleitet von einem „Dobasch", mit einem Gepäck von drei großen Kisten hinter sich. Es stehen diese Herren Officiere im Dienste der Compagnie. Sie bringen ihre „Mates" mit, Cadetten im Dienst, die das Senkblei für sie werfen, und dazu in einer, nur ihnen selbst verständlichen Sprache singen. Die Einfahrt in den Hooghlyfluß ist so beschwerlich, daß sie selbst bei den besten Anweisungen, Karten und Beschreibungen nicht ohne Lootsen unternommen werden darf. Die vielen kleinen Nebenflüsse, die sich hier unweit der Mündung des Flusses in ihn ergießen, machen die Strömungen ungleich, Ebbe und Fluth wirken nach verschiedenen Richtungen, und der Strom ist oft so heftig, daß das Schiff nur mit genauer Noth dem Steuer gehorcht. Die Lootsen haben daher auch meistens ihre Stationen außerhalb der Sandbänke, von wo sie auf die den Fluß suchenden Schiffe Acht geben. Diese Stationen sind, je nach den verschiedenen Monsunen, östlich oder westlich. Die eigentlichen größeren Schiffsbahnen, namentlich die, in die wir hinein zu kommen suchten, sind mit Tonnen und Boyen bezeichnet, die aber leicht in's Treiben kommen; und, was noch am schlimmsten ist, der Grund verändert sich, weil das Ausströmen der Flüße den Sand von einer Seite des Fahrwassers auf die andere wirft. Ohne Lootsen darf daher kein Schiff sich zwischen die Sandbänke wagen, sondern nur in die Nähe oder innerhalb des Leuchtfeuerschiffs zu kommen suchen, um dort zu ankern und einen Lootsen abzuwarten, wenn

ihm d'raußen keiner begegnet ist. Die Dampfschiffahrt auf dem Fluß, und das damit verbundene in's Schlepptaunehmen der Schiffe, hat den Verkehr natürlich bedeutend erleichtert; er ist aber noch immer sehr kostbar. Das Bugsiren der Galathea bis nach Calcutta hinauf, das in drittehalb Tagen ausgeführt ward, kostete 800 Rupien. Die Bezahlung des Lootsen und das ihm nach der Sitte, oder aus Mißbrauch, außer der Taxe noch zukommende Extra hinzu gerechnet, kostete unsere Fahrt den Fluß hinauf 1470 Rupien oder 1250 Rbth., und ungefähr ebensoviel kostete es, wieder hinaus zu kommen.

Ich erinnere aus meiner Jugend, die Leute, welche die Tiefe im Gangesfluß sondiren, als Meister in ihrer Kunst erwähnt gehört zu haben. Ich will ihnen nun zwar nichts von ihren Verdiensten rauben, denn sie sondiren gewiß genau; dennoch muß ich bemerken, daß die Kunst jedenfalls weder sehr groß, noch sehr anstrengend ist, außer insofern es eben nicht angenehm ist, den ganzen Tag in der Sonnenhitze zu stehen. Sie bringen ihre eigene Leine mit, die in Viertel-Faden getheilt ist; 7 Faden nennen sie „no ground", und da das Schiff nie mit mehr, als 7—8 Meilen Fahrt über den Grund geht, muß die Angabe der Meerestiefe ohne Schwierigkeit genau gemacht werden können.

Um 4½ Uhr Nachmittags ankerten wir oben im Fluß, da der Lootse nicht wünschte, diesen Abend weiter zu gehen. Wir hatten nämlich eine der seichtesten Stellen vor uns, die nur mit der Fluth zu passiren war, und jetzt lief der Strom uns mit 4 5 Meilen Fahrt entgegen. Quer vor uns lag die Insel Sagur, deren Telegraph, mit den dazu gehörigen Gebäuden, förmlich vermittelst Festungswerke gegen die eben so gefährlichen, als zahlreichen wilden Thiere verschanzt ist, die die eigentlichen Bewohner der Insel sind. Es legten sich uns mehrere Fahrzeuge zur Seite, um Früchte, Yams, Fische, Enten, Eier, Cigarren, Strohhüte und verschiedene andere Sachen zu verkaufen; auch ein Postbote kam mit seiner großen Brieftasche zu uns an Bord, als wir aber deren Inhalt untersuchten, fanden wir leider, daß unsere Ueberraschung und Freude übereilt gewesen war: es waren für uns keine Briefe darin.

Obgleich schon eine ziemliche Strecke den Gangesfluß hinauf gekommen, sahen wir erst seit einigen Stunden durch unsere Fern-

gläser Land. Der Fluß theilt sich bei seiner Mündung in viele Arme, die eine Menge größerer und kleinerer Inseln bilden. Sie sind zum Theil von der Fluth überschwemmt, und daher öde und nackt, zuweilen ragen sie soweit aus dem Wasser hervor, daß sie nicht mehr überschwemmt werden können, und sind dann mit Mangrove und anderem Jungeldickicht bewachsen, das Tigern, wilden Büffeln, Rhinocerossen, Krokodillen und Schlangen zum Aufenthalt dient. Noch wagt kein Mensch seine Wohnung in dem äußeren Theile dieser, mit dem gemeinschaftlichen Namen „Sunderbunds" bezeichneten, Ländereien, die sich von Jahr zu Jahr durch Cultivirung verbessern, aufzuschlagen, und die „Tigerinsel" z. B. ist wegen ihrer ungesunden Lage so berüchtigt, das noch kein Europäer eine Nacht auf der Insel zugebracht haben soll, ohne das todtbringende Krankheitsgift eingesogen zu haben, das innerhalb weniger Tage den kräftigsten Körper zerstört. Der Gangesfluß selbst, dieser heilige Fluß, der der Gegenstand tausendjähriger Anbetung des Volkes gewesen ist, hat hier schmutziges schlammigtes Wasser, das eine unendliche Masse Lehm, Zweige, Wurzel und Unrath aller Art mit sich führt.

Erst hinter der Rhede von Kedjeri werden die Ufer bewohnt, und verengen sich so, daß sie ein regelmäßiges Flußbett bilden. Die Küste ist noch sehr flach, belebt sich aber doch mehr und mehr. Man kommt an Dörfern, Waldungen, Landhäusern vorbei; weiter hinauf wird's immer schöner und reicher an Abwechselung, Telegraphen, Flaggenstangen, hohe, spitze Thürme und andere Segelmerkzeichen unterbrechen die Einförmigkeit der Gegend. Von „Diamond-harbour" an verändert sich wieder der Charakter der Küste, — frische grüne Reisfelder, Palmen-Gruppen, zwischen ihnen malerisch zerstreute indische Hütten, über denen die Casuarina hoch und leicht ihre schöne, wenn auch etwas kahle Krone von Nadelholz erhebt, Villas, Ruinen von Factoreien, Baumwolle- und Indigo-Fabriken bedecken die Flußufer, denen man oft auf halbe Kabellänge nahe kommt. Krähen- und Falkenschwärme umringen das Schiff und setzen sich auf Raaen und Tauwerk, und an den Flußseiten sieht man nicht selten ganze Reihen Geier und „Adjutanten" aufgestellt, diese wunderbaren Vögel, deren ich in der Beschreibung Calcuttás näher erwähnen werde, und die man dort auf

den Prachtgebäuden, besonders auf dem Gouvernementspalais in gleichem Abstand von einander reihenweise auf den flachen Dächern sitzen oder stehen sieht, als ob sie dem Gebäude als Ornamente dienten.

Der Fluß selbst wird belebter durch die Menge großer und kleiner Schiffe, Böte, Prahme, Zimmerflöße, Gondeln und große Lustfahrzeuge in's Schlepptau nehmender „accomodation-steamers", denen man begegnet oder an denen vorbei fährt. So passirten wir am nächsten Tage mehreren großen Prahmen oder richtiger gesagt, schwimmenden Häusern, die aus der Mündung eines sich ergießenden Nebenflusses kamen, und ihren Cours nach Süden fortsetzten; es wimmelte darauf von Menschen; wir erfuhren später, es sei ein Regiment Sipoys gewesen, die mit allem Zubehör, inclusive Frauen und Kinder, nach einer anderen Garnison transportirt wurden. Nachmittags kamen wir an verschiedenen reizenden kleinen Flußmündungen vorüber, die mit ihren Dörfern und den hier gelegenen Pagoden, Gärten und lichtgrünen Zuckerplantagen sich bei'm Sonnenuntergang prächtig ausnahmen. Um 6 Uhr Abends warfen wir Anker. Die drückende Hitze des Tages wich bald der Kühle der Nacht, die ihre erfrischende, aber feuchte Atmosphäre über die ganze Landschaft ausbreitete. Der Vollmond schien blendend klar, und unzählige leuchtende Insekten schwärmten in der Luft, wie Funken, zu Tausenden in der Minute sprühend und verschwindend. Ein großer Scheiterhaufen, der die ganze Nacht hindurch am nächsten Flußufer brannte, hüllte die Waldung in ein um so mystischeres Dunkel, und das Gepräge der Stille und des Friedens, das über der ganzen Landschaft ruhte, ward nur durch das furchtbare Geheul der Schakale unterbrochen.

Wir lagen ungefähr drei Meilen von Calcutta, dicht am sogenannten „Garden-reach" vor Anker. Am entgegengesetzten Ufer liegt der botanische Garten, der unter der Leitung unseres Landsmanns, Doctor Wallich, weltberühmt geworden ist. Die Fahrt zwischen beiden Ufern, im Schlepptau unseres „steamer", gehört zu den schönsten, die gedacht werden können. Dort Garden-reach mit seinen herrlichen Landhäusern, mit den lieblichen Parks und reichen Blumenparterres, die bis an den Fluß herab gehen; hier der prächtige botanische Garten mit seiner hübschen Villa und den geschmackvollen

Pavillons; weiter hin „Bishops College", ein großartiges quadranguläres Gebäude in gothischem Styl, mit einem hohen Thurm in der Mitte, von einem weitläuftigen Park umgeben; und der Fluß selbst, von Böten und Schiffen aller Größen wimmelnd, — Alles einen auffallenden Contrast zu den Partieen bildend, die wir gestern passirt waren: wahrlich, ein solcher Anblick ist dem Seemann, der, nachdem er Tage und Wochen zwischen Himmel und Meer sich bewegte, das ersehnte Ziel seiner Fahrt nur in der Entfernung einiger Meilen sieht, ein wahrer und großer Genuß.

Nun windet sich der Fluß fast im rechten Winkel, und plötzlich bietet sich dem Auge das prachtvollste Panorama dar. Da liegt Calcutta, Indiens London, „the city of palaces", in seiner ganzen unabsehbaren Ausdehnung, mit seinen Kuppeln und Thürmen, seinen Palästen und Hütten, dem unbezwinglichen Fort William und dem großartigen Gouvernementspalais, Gärten und Schiffswerften, Fabriken und Dampfmaschinen. Der Fluß schlängelt sich wie eine ungeheuere, gelbe Schlange durch's Land, bis er im fernsten Nebel dem Auge entschwindet, oder von der unzähligen Masse Schiffe aller Größen verdeckt wird, die neben der festgebauten, eine schwimmende Stadt bilden. Myriaden Böte bewegen sich durcheinander, mit und ohne Segel, mit und ohue Dächer, die in geschäftigem Eifer zwischen den Schiffen und dem Lande hin und herfahren, sich behende durch die großen Schiffe windend, die den Strom auf und ab segeln, oder in's Schlepptau genommen sind. Am entgegengesetzten Ufer liegt die Vorstadt und was dahin gehört, Docks, Fabriken, hohe Dampfschornsteine und bunt verzierte Pagoden. Doch, ich will lieber mit der Beschreibung einhalten, denn je mehr ich schildere, je mehr Worte mir entströmen, je mehr fühle ich auch die Ohnmacht meiner Feder im Wiedergeben des Bildes, das sich vor unseren Augen entfaltete, als wir am Morgen des 5ten November den Fluß hinauf kamen und uns der Hauptstadt des englisch-indischen Reichs nahten

Kurz nachdem wir die Anker gelichtet hatten, kam ein Dampfschiff unter dänischer Orlogs-Flagge den Fluß hinunter. Es lief an uns heran, und der Capitain kam an Bord mit Briefen vom Consul Mackey und mit der Meldung, daß er sich unter meinen Befehl zu stellen habe.

Es war mir nicht unerwartet. Schon in Madras war ich davon unterrichtet worden, daß unsere Regierung, in Bezug auf ein Schreiben von mir von Plymouth, der Regierung in Serampore Ordre gegeben habe, ein Dampfschiff für die nicobarische Expedition zu befrachten oder anzukaufen, und daß in Folge dessen das Dampfschiff „Ganges", zur Kriegsmarine der englisch-ostindischen Compagnie gehörend, gekauft sei. Ich werde Gelegenheit finden, dies Schiff mehrfach zu erwähnen, das so thätigen Antheil nahm an unserer Untersuchung der Nicobaren; hier sei es nur gesagt, daß das Äußere mir ganz gut gefiel, während ich jedoch, als ich die Ordre gab, daß es umlegen und in der Nähe der Corvette vor Anker gehen möge, bald bemerkte, daß es eben kein Schnellsegler sei.

Um 8 Uhr Vormittags passirten wir Fort William, das wir mit 21 Schüßen salutirten, die mit gleicher Anzahl erwiedert wurden. Kurz darauf ließen wir die Anker fallen und vertäuten uns vor der Promenade, die längs dem Fluße, zwischen Fort William und der Stadt selbst hinläuft, und den äußeren Theil der großen Esplanade bildet.

VI.

Aufenthalt in Calcutta.

(15. Novbr. — 24. Decbr.)

Die Corvette lag vor Calcutta vom 5ten Novbr. bis zum 24sten Decbr. 1845. Der Hauptzweck dieses Aufenthalts war der, die nicobarische Expedition vorzubereiten, und die Corvette für dieselbe, wie für den übrigen Theil der Reise in Stand zu setzen.

In einem Memorandum vom 7ten Juli, welches ich von Plymouth eingesandt, und in dem ich meine Anmerkungen zu den mir mitgegebenen Instructionen eingeliefert hatte, äußerte ich unter Anderem, daß es wünschenswerth sein möchte, daß der Tender, den ich in Calcutta anschaffen solle, ein Dampfschiff sei. Als Folge hiervon hatte das Gouvernement in Serampore, auf gegebene Ordre der Regierung, den Kauf eines Dampfschiffes, „des Ganges", veranstaltet, welches nun zu meiner Verfügung gestellt ward.

Der Ganges hatte zur Orlogs-Marine der englisch-ostindischen Compagnie gehört, war 1827 von Teak-Holz gebaut, und hatte eine Maschinerie von 80 Pferde Kraft, aus Maudley's & Co. Fabrik, mit kupfernen Kesseln. Da aber die Maschine 18 Jahr alt, und viel gebraucht, war sie natürlich sehr verschlissen, und entbehrte aller der Verbesserungen, welche die Erfahrung einer so langen Zeit hervorgerufen hatte.

Es war indeß nicht die Rede davon, ein besseres Schiff zu nehmen, aus dem einfachen Grunde, weil Keines zu haben war, Dampfschiffe gar nicht, ein Segelschiff nur mit großer Schwierigkeit, — die Frage war nur die, ob der Ganges brauchbar sei oder nicht. War er überhaupt brauchbar, so lag er schon zur Benutzung da, und die Expedition der Nicobaren konnte alsbald vorbereitet werden. Aber ich hatte noch einen Grund, gerade den Ganges vorzuziehen. Es war mir nämlich von meiner Regierung zur un-

abweichlichen Pflicht gemacht, unter keiner Bedingung das Hoheitsrecht über die nicobarischen Inseln aufzugeben, und es zu wahren, auf welche Weise ich es am geeignetsten finden würde. Die Erfüllung dieser Ordre erforderte aber, wie es mir bald einleuchtete, eine factische Occupation dieses Archipels, also entweder eine effective Colonisation oder das Zurücklassen einer militärischen Macht auf, oder zwischen den Inseln. Hierzu war ein Orlogsschiff durchaus nothwendig, der Ganges war ein Orlogsmann, danach war er gebaut, er konnte Kanonen führen, ja hatte sie schon an Bord. Bei jedem anderen anzuschaffenden Schiffe würde es immer in Frage geblieben sein, in wie fern sein Zimmerholz, seine Dimensionen und seine übrigen Eigenschaften es zulässig machten, daß sein Deck mit Artillerie besetzt werde.

Nachdem ich daher über die Brauchbarkeit des Schiffes zu dem erwähnten Zweck möglichst sichere Nachrichten eingeholt, theils durch Besichtigungen, die vor meiner Ankunft geschahen, theils durch eigene Untersuchungen, die ich anstellte, indem ich die Schiffsjournale und übrigen Bücher im Marinebureau, die mir von Seiten der englisch-ostindischen Compagnie zur Disposition gestellt wurden, durchsah, bestätigte ich den Kauf des Ganges, für Rechnung der dänischen Regierung, und zog dänische Orlogsflagge und Wimpel auf. Mein Nächstcommandirender, Capitain Aschlund, erhielt das Commando des Schiffes, die Lieutenants Roepstorff und A. Rothe so wie der Unterarzt Didrichsen wurden an Bord versetzt, 14 Mann von der Besatzung der Corvette gingen dorthin ab, der übrige Theil Bemannung, — 50 Mann prima Plan, inclusive des Maschinenmeisters und der ihm untergebenen Leute, — wurde am Lande geheuert. Der Ganges wurde darauf in den Fluß hinausgelegt, nahe vor der Galathea, und seine Instandsetzung und Ausrüstung ward kräftig betrieben. Was am meisten Zeit erforderte, war eine durchaus nothwendige Veränderung der verschiedenen Aptirungen, namentlich die Anlegung einer neuen Küche, da die hindostansche Mannschaft nicht in derselben Küche kochen konnte, als die europäische. — Der „Ganges“ führte eine 12℔dige Metallkanone an jeder Seite und vier Stück 1℔dige Amüsets; außerdem war er mit Handgewehren wohl versehen, darunter einige Muskentons, die, wie die Amüsets, auf Gabeln auf dem Schiffsbord montirt waren. Ich ließ ihn von

der „Galathea" aus noch mit einem Espingol, zwei 4 ℔digen Metall-Haubitzen für die Fahrzeuge und zwanzig Stück Gewehren versehen, und gab endlich die Enternetze der „Galathea" für das Dampfschiff her, da dies mehr Gefahren ausgesetzt war, und von diesem Vertheidungsmittel eher Gebrauch machen konnte.

Während die Instandsetzung des „Ganges" mit allen Mitteln betrieben wurde, die uns zu Gebote standen, wurde auch die „Galathea" nicht versäumt. Das Schiff ward gänzlich kalfatert, nach Außen und Innen gemalt und verschiedenen zweckmäßigen Veränderungen unterworfen, wie auch mit Proviant für mehrere Monate versehen; Segel und Takelage wurden ausgebessert, zwei Untersegel und ein großes Marssegel, so auch ein Steuerruder am Lande neu verfertigt. Alle diese Arbeiten nahmen viel Zeit in Anspruch, theils weil wir täglich bei der Ausrüstung des „Ganges" Beistand leisten mußten, theils weil wir mit der unglaublichen Langsamkeit der hiesigen Handwerker zu kämpfen hatten, theils auch weil eine Krankheit im Schiff ausbrach, die in physischer sowohl, als moralischer Hinsicht meine Leute schwächte.

Es war die Cholera! Diese abscheuliche Seuche, die in Calcutta immer herrscht und stets die Schiffe auf dem Ganges heimsucht, verschonte auch uns nicht, obgleich wir in der gesundesten Jahreszeit angekommen waren. Schon während unseres Aufenthalts in Madras hatten sich einige Diarrhoe-Fälle mit Colik und heftigen Lendenschmerzen unter der Mannschaft gezeigt; so wie wir wieder in See gegangen, ware sie aber verschwunden. Ich kam mit sehr wenig Kranken an Bord in den Fluß hinein, allein kaum hatten wir hier wenige Tage gelegen, als die Krankheit mit erneuter Kraft ausbrach.

Der neu Angekommene hört nur mit ungläubigem Lächeln die Warnung, sich nicht dem unmittelbaren Einfluß der Sonnenstrahlen auszusetzen, er glaubt, er könne wie daheim, im Schweiße seines Angesichts arbeiten, und nach Sonnenuntergang legt er sich in der dünnen Bekleidung, die ihm die Tageshitze erträglich gemacht hat, nieder, um sich abzukühlen, oder gar in dem kalten Nachtnebel zu schlafen. Aber wie bald wird sein Leichtsinn bestraft werden! Darm- und Leberkrankheiten werden die Rosen seiner Wangen bleichen, und die Kraft jenes starken Körpers zerstören, der in seinem eitelen

Wahn dem furchtbaren Klima Ostindiens trotzen wollte. Am schnellsten wird das schleichende Gift ihn erreichen, wenn er sich an einem Ort, wie der Gangesfluß, aufhält. Schon der Genuß des Flußwassers trägt dazu bei, den Krankheitsstoff zu verbreiten, aber vor Allem hat die Empfänglichkeit für Krankheiten ihren Grund in den giftigen Morastausdünstungen, welche über Calcutta aus den östlich von dieser Stadt gelegenen Sunderbunds ausströmen: ein Krankheitsgrund, der so anerkannt ist, daß nach den Erfahrungen des General-Arztes, des alten Nicolson, in Hospitälern sammt Privathäusern der Stadt, der Ausbruch der Cholera und anderer endemischen Krankheiten in den gegen O. und den gegen W. belegenen Zimmern sich wie 7 zu 3 verhielt; er rieth uns daher, Nachts nur die Kanonenpforten der Batterie gegen die Seite der Sunderbunds offen zu halten, welches natürlich ein jedesmaliges Nachsehn erforderte, wenn das Schiff vom Strome geschwenkt wurde. Trotz dieser und vieler anderen Vorsichtsmaaßregeln, suchte die Krankheit doch, wie gesagt, auch bald die Besatzung der „Galathea" heim; während längerer Zeit hatten wir 30 - 40 Mann auf der Krankenliste. Die Krankheit zeigte sich anfangs wie eine starke, wässerichte Diarrhoe, die, wo sie mit Erbrechen verbunden war, sogleich ein Abnehmen der Kräfte veranlaßte, und lebensgefährlich ward; in vier Fällen artete sie in die ächte asiatische Cholera aus und hatte in den zweien einen schnellen Tod zur Folge. Der Erstere derselben war der Hautboist Hosung, der schon in der Nacht vom 10ten bis zum 11ten Novbr. erkrankte; am nächsten Morgen früh war sein Zustand hoffnungslos, kraftlos war er zusammengesunken, und auf das leichenblasse eingefallene Gesicht hatte die Todesangst ihr Zeichen geschrieben, die Augen lagen hohl und waren von dunkelem Schatten umgeben, die Stirn feucht und marmorkalt, die Stimme kaum hörbar, schwer athmete die Brust, alle Lebenswärme war entschwunden, der Pulsschlag nicht mehr zu fühlen, und schmerzhafte Krämpfe stellten sich erst im Unterleibe, dann in allen Gliedern ein. Und bei alledem behielt er bis zum Augenblick seines Todes klares Bewußtsein seines schrecklichen Zustandes. Nach 30 Stunden waren seine Leiden überstanden, und kaum zwei Tage, nachdem er frisch und gesund mit seinen Kammeraden sich des Lebens gefreut hatte, begleiteten sie ihn zur letzten Ruhestätte. Das andere Opfer der Cholera morbus

war mein braver Bootsmann, Thomas Hoy; er erkrankte am 14ten Novbr. und Tages darauf war, er nicht mehr. — Kaum hatten wir 14 Tage auf dem Fluß gelegen, als die Krankheit eine andere Wendung nahm, und sich wie ein galligtes Fieber zeigte, bei welchem der Kopf besonders angegriffen wurde; indeß nahm nur bei Einzelnen das Fieber einen bösartigen, remittirenden Charakter an; durch diese Krankheit ward uns unser Proviantschreiber Frederichsen entrissen. Sowohl er als Thomas Hoy hinterließen in der Heimath eine zahlreiche Familie.

Ein solcher Zustand erforderte die ernstesten Maaßregeln; das Hospital vorn auf dem Banjerdeck war in dieser Wärme unbrauchbar, auf der Batterie fortwährend geräuschvolle Arbeit; ich ließ daher das Ruff zum Schiffshospital einrichten, und traf nebenbei Anstalten, daß meine Kranken in's große „General-Hospital" bei Alipore, am oberen Ende der Stadt, transportirt werden könnten: hier starben die drei vorerwähnten Männer. An einem Tage allein, den 16ten Novbr., sandte ich vor dem Anfange des Gottesdienstes, 8 Mann in's Hospital; der Abschied dieser Unglücklichen war herzergreifend, es war so deutlich in ihren von Krankheit verzerrten und abgezehrten Zügen die Ueberzeugung zu lesen, daß sie niemals wiederkommen würden. Mein hochgeehrter Freund und Landsmann, Doctor Wallich, war gerade bei uns am Bord, um nach so langen Jahren einmal wieder eine dänische Predigt zu hören; er flößte meinen Leuten neuen Muth ein, nicht allein durch die Theilnahme, welche er mit glühender Liebe zu seinem Vaterlande verband, sondern auch durch die Erfahrung, mit der er von dem gefährlichen, aber nicht unüberwindlichen Feind, den wir zu bestreiten hatten, zu sprechen wußte. Wir wurden überall nicht mehr, als andere Schiffe auf dem Fluß, von der Krankheit heimgesucht, und erlitten vergleichsweise nur geringen Verlust. An Bord des Dampfschiffs, „Lord Bentinck", das 80 Mann Besatzung hatte, starben, während unseres Aufenthalts auf dem Fluße, allein 4 Mann an einem Tage an der Cholera. Capt. Mc. Killock von der englischen Marine, der dies große, zwischen Suez und Calcutta fahrende Schiff führte, betrachtete den Verlust als einen ganz gewöhnlichen, und belächelte meine Klage über den Tod von 3 Mann während eines siebenwöchentlichen Aufenthalts auf dem Gangesfluß.

Unter diesen Arbeiten und Widerwärtigkeiten wurden die Vorbereitungen zu der nicobarischen Expedition fortgesetzt. Alle Berichte über diese Inseln hoben übereinstimmend die großen Schwierigkeiten hervor, die es wegen der undurchdringlichen Wälder kosten würde, sich einen Weg, auch nur einige Schritte in's Land hinein, zu bahnen. Es ward daher nothwendig, eine bedeutende Arbeitskraft für's Lichten des Urwaldes disponibel zu halten; meine eigene Mannschaft wollte ich nicht dazu hergeben, damit sie nicht Tod und Krankheiten anheim falle: also beschloß ich, eine Anzahl chinesischer Arbeitsleute in den Dienst der Expedition zu nehmen. Ich beorderte, daß der Ganges, sobald er segelklar wäre, nach Pulo Penang abgehe, dort 40—50 Mann chinesischer Arbeiter annehme, sie mit Werkzeugen, Provisionen und Kleidern versehe, und gleich nach dem Hafen von Klein-Nicobar mitbringe, wo dann die Aufnahme des Hafens, und des ihn umgebenden Fahrwassers, beginnen solle. Um zugleich die zoologischen und geognostischen Untersuchungen dieses Theiles des Archipels zu betreiben, bestimmte ich, daß die Herren Reinhardt und Rink diesem Theil der Expedition folgen sollten. Der Botaniker, Doctor Didrichsen, war schon an Bord.

Es ward ferner, da, wenn wir auf dem „Ganges" mit Holz heizen wollten, zum Fällen desselben doch wegen unserer sonstigen Arbeiten keine Zeit übrig bleiben würde, nöthig, eine Ladung Kohlen nach den Nicobaren zu senden; und da ich durchaus keine Sicherheit darüber hatte auf welche Art sie auszuladen und aufzubewahren seien, und ich es überhaupt sehr wünschenswerth fand, vorerst ein Logis für die Chinesen, dann auch ein schwimmendes Magazin zu haben, in welchem Alles, dessen ich bei den Untersuchungen bedurfte, von einer Insel zur anderen transportirt werden könnte, so befrachtete ich ein dänisches Barkschiff „Christine", Capt. Marolly, zu diesem Dienst. Dieses Schiff sollte mit dem Ganges gleichzeitig abgehen, sich in den Hafen von Klein-Nicobar legen, und dort die Ankunft des „Ganges" erwarten. Doctor Rink wurde dort an Bord einlogirt, und ihm die Ordre zugestellt, geognostische und zoologische Untersuchungen auf Klein-Nicobar vorzunehmen.

Ich beschloß selbst, mit der „Galathea" so abzusegeln, daß ich bei der nördlichsten Nicobar-Insel ungefähr zu'r selben Zeit antreffen

könnte, wie der „Ganges" bei den südlichen Inseln, um Vermessungen und sonstige wissenschaftliche Untersuchungen successive südwärts vorzunehmen, und bestimmte den Hafen von Nancowry als Rendezvous für die letzte Hälfte des Januar. So wie meine Instructionen lauteten, war es für mich sehr wichtig, den Etatsrath Hansen bei meinen Untersuchungen, und bei der letzten Entscheidung über die Colonisation der Inseln, zu betheiligen. Theils amtliche, theils Privat-Verhinderungen machten es jedoch diesem Beamten unmöglich, während meines Aufenthaltes in Calcutta, dorthin zu kommen, er versprach mir aber, mit mir auf den Nicobaren zusammenzutreffen, wenn ich ihm ein Schiff zur Ueberfahrt senden wolle. Ich beschloß erst, ihn mit der „Galathea" selbst zu holen, da dieß indeß einen bedeutenden Aufschub veranlaßt haben würde, nahm ich mit Freuden das Anerbieten des dänischen Consuls, Herrn Mackey, an, eine ihm gehörende kleine Brigg „the Patriot", Capt. Lewis (derselbe der den Schooner l'Espiègle auf der letzten Expedition nach den Nicobaren geführt hatte) nach Tranquebar zu senden, um den Etatsrath Hansen nach den Inseln hinüber zu bringen, und so ersuchte ich ihn, mit uns in den letzten Tagen des Januar zusammenzutreffen.

Nach diesem Plan wurden nun die Arbeiten so rasch, als es in meinen Kräften stand, betrieben. Für manche Bedürfnisse ward gesorgt: Zelte, Bohr-Instrumente, Kleidungsstücke, Stoffe, Taback, Schnurrpfeifereien zu Tauschartikeln mit den Eingeborenen u. s. w. wurden angeschafft.

Es wird einleuchtend sein, daß mir diese mannigfachen Geschäfte nicht viel Zeit übrig ließen, Aufklärungen über das Land einzuholen, in welchem ich mich aufhielt. Alles, was ich dem Leser daher zu geben vermag, ist eine Beschreibung des Eindrucks, den mir Calcutta und seine Bewohner hinterließen; ich will erzählen, was ich gesehen, beschreiben, was ich gefühlt, will über Beides meine Ansicht aussprechen, aber nicht entfernt behaupten, das diese die richtige sei.

Die Ostindier nennen Calcutta mit einem gewissen Stolz „the city of palaces", und diesen Namen verdient es wohl, denn es sind dort, besonders im europäischen Quartier, eine Menge Gebäude, die für jede europäische Hauptstadt ein wahrer Schmuck sein würden.

Calcutta liegt an dem linken Ufer des Gangesflußes und ist gegen N. und S. von zwei schmalen Flüßen begrenzt, die in den Ganges ausmünden, und über welche, an jeder Seite zwei hängende Brücken gebaut sind, die eine bei'm Ausfluß in den Ganges, die andere etwas weiter in's Land hinauf. Die ganze Ausdehnung der Stadt längs dem Gangesfluß beträgt etwa 6 englische Meilen. Die sehr starke, für uneinnehmbar gehaltene Festung, Fort William, liegt am südlichsten Ende, und hat also den Ganges als westliche und einen jener kleineren Flüsse als südliche Gränze; gegen Nord und Ost wird es durch tiefe Gräben und breite Wälle von dem großen Platze getrennt, der sich zwischen dem Fort und der Stadt befindet, und der offen, flach und nackt von fast keinem einzigen Baum beschattet wird. Auch gegen die Flüsse hin hat es starke Befestigungen, mit tiefen Gräben und engen Eingängen. Das Fort bildet ein fast regelmäßiges Achteck, und ist montirt mit 619 (12—13pfundigen) Kanonen; dennoch scheinen die Festungswerke dem Laien nichts weniger als imposant, denn sie erheben sich kaum über die Ebene, die sie umgiebt, und man wird ihrer erst ansichtig, wenn man ihnen ganz nahe kommt. Das Fort umschließt mit seinen Wällen eine Stadt für sich, hauptsächlich aus Militär-Casernen und Magazinen bestehend, in denen das wahrhaft immense englisch-ostindische Kriegsmaterial enthalten ist, und die meistens in den Kasematten der Festungsmauern liegen.

Die Arsenal-Gebäude nehmen einen Flächeninhalt von über 54,000 □ Fuß ein. Die Pulvermagazine können 5100 barrels (ein barrel 100 Lb) Kanonenpulver räumen, und im Zeughaus sind 42,000 Gewehre, 10,000 Pistolen, und 18,400 Säbel. Der Bau des Forts, den Lord Clive (1757) begonnen, hat zwei Millionen £ Sterl. gekostet. Ein Mangel am Fort ist die Schwierigkeit es mit gutem Wasser zu versorgen. Die in den Außenwerken belegenen Brunnen haben in der heißen Jahreszeit Brackwasser, und das einzige große Wasser-Bassin liegt auf dem südlichen Festungsglacis. Um diesem Hauptbedürfniß nachzuhelfen, hat man kürzlich versucht, einen artesischen Brunnen im Fort zu graben. Die kleine Stadt, die das Fort umschließt, hat zwischen den Baracken große Rasenplätze, wohl erhaltene Fahrwege und regelmäßige Alleen; übrigens ist die Lage düster und ungesund. Man sieht hier Nichts

von dem Gedränge und Gewoge der großen Stadt, die außer demselben liegt; die breiten Straßen sind leer und öde. Da die Bewohner der Festung am Tage Nichts auf der Straße zu thun haben, verbergen sie sich vor der Sonnenhitze, die den von Wällen dicht umgebenen Raum durchglüht. Nur selten sieht man einen Wagen oder Palankin die öden Gassen beleben; das Gras schießt unbehindert zwischen den Steinen empor. Fort William ist zum Sitz der Regierung bestimmt; der Gouverneur hat hier seine Wohnung, die er indeß nicht benutzt, und alle Regierungsordres sind „Fort William" datirt. Die inmitten des Forts liegende St. Peterskirche ist ein vollständiges Miniaturmodel der Westminster-Abtei.

Schweift der Blick über den großen Platz, der Fort William von der Stadt trennt, so haftet das Auge alsbald am Gouvernements-Hause. Dieses colossale Gebäude, welches der Marquis von Wellesley 1804 den Ingenieurcapitain Whyatt aufführen ließ, und welches 13 Lak Rupien (über 800,000 pr. Th.) kostete, wird von Calcuttas Bewohnern mit Stolz genannt, wenn von ausgezeichneter Architectur die Rede ist. Ich gestehe, daß ich ihre Bewunderung nicht habe theilen können. Es ist ein großes viereckiges, verhältnißmäßig niedriges Hauptgebäude von drei Etagen, die untere zur ebenen Erde; auf dem flachen Dach hebt sich zwischen den beiden südlichen Flügeln, anstatt in der Mitte des Gebäudes, eine Kuppel, auf welcher eine aufrecht stehende, gekrönte Brittannia sich auf ein Schild stützt. Aus den vier Ecken dieses Pallastes springen krumme Zwischengebäude hervor, die durch eben so viele Pavillons mit dem Hauptgebäude vereint werden. Das Ganze ist überladen mit Fenstern, Colonnaden, schweren Verzierungen, Karnischen, Gesimsen u. s. w. Von der nördlichen Façade aus führt eine breite und sehr hübsche Treppe vom ersten Stock hinunter. Unter der Treppe, die fast nie gebraucht wird, da sie der Sonne und dem Regen zu sehr ausgesetzt liegt, ist eine bedeckte Einfahrt, die auf die Vestibüle führt. Das Ganze ist wohl ein imposantes Gebäude, aber mir scheint es zu gedrückt, um einen schönen architectonischen Effect zu machen. Der Platz soll meisterhaft benutzt, und die innere Einrichtung des Schloßes in jeder Beziehung angemessen sein; es ist mit einem hübschen Garten und schönen Einfahrten versehen und trägt überhaupt den Stempel der Pracht und der Verschwendung, die Calcuttas Bewohner, besonders

in älterer Zeit, entwickelt haben. Auf dem Schloßplatze stehen mehrere mächtige Kanonen, die als Beute aus dem chinesischen Kriege mitgebracht sind, und auf der Esplanade, östlich davon, ein Monument zu Ehren des Generals Ochterlony. Um dessen Vorliebe für die Anhänger des muhamedanischen Glaubens zu bezeichen, ist diese Säule, die auf einem ägyptischen Sockel steht, sonst im schönsten maurischen Styl aufgeführt; sie ist 165 Fuß hoch, eine Wendeltreppe führt auswendig zu ihr hinauf, und von ihrer höchsten Spitze, wo man eine erquickende Kühlung genießt, übersieht man die sich vielfach schlängelnden, wunderschönen Ufer des Hooghly-Flußes, ganz bis nach Barrackpore im Nord, und nach dem noch ferneren Gloucester-Fort im Süd. Das untere Stockwerk des Gouvernementspallastes enthält nur Vestibülen und Contoirs, sammt einigen Adjutantenzimmern. Die übrigen Etagen des Hauptgebäudes umfassen die eigentlichen Prachtgemächer, die wahrhaft glänzend eingerichtet sind. In dem Centrum der ersten Etage liegt der, aus drei großen Hallen zusammengesetzte, Gesellschaftssaal, mit marmornem Fußboden, stuckpolirten Wänden, Marmor- und Bronce-Säulen, zahlreichen Kronleuchtern und hohen, breiten Spiegeln. Ueber demselben liegen die Ballsäle, mit eingelegten Teak-Fußböden und vergoldeten Decken. Die täglichen Wohnzimmer liegen in den Flügeln. Ungeachtet der scheinbar so großen Ausdehnung dieses Pallastes ist doch nicht Platz darin für Küche, Ställe und Domestiken-Zimmer, die in einem sehr weitläuftigen Gebäude außerhalb des Gitters, auf der anderen Seite der daran stoßenden Straße, sich befinden.

Das Quartier hinter dem Gouvernementsgebäude ist das hübschește der eigentlichen Stadt und hat sehr große, wohlgebaute Plätze, auf denen die Luft abgekühlt und erfrischt wird durch das Wasser schön gemauerter Bassins, die von grünen Rasen umgeben werden. Der bedeutendste dieser Plätze ist der sogenannte „tanksquare", er umschließt ein ungeheures Bassin, das einen Flächenraum von einem „acre" Landes einnimmt und 25 Fuß tief ist, dessen Wasser aber wegen der Nähe des Hooghly-Flußes zuweilen brack wird. Der Platz bildet ein vollständiges Quadrat und seine ganze nördliche Seite (14—1500 Ellen lang) wird von den, ursprünglich für die jungen „civilians" aufgeführten „writers buildings", einem sehr langen, zwei Etagen hohen Gebäude, ein-

genommen. Ein größeres, ein historisches Interesse knüpft sich an das auf Tanksquare's östlicher Seite liegende Zollhaus, oder richtiger ausgedrückt, an den Boden, auf welchem dieses steht; denn hier lagen einst die berüchtigte „schwarze Höhle" und das älteste englische Fort, wie man hier auch noch vor 30 Jahren einen Obelisk errichtet sah, an dem für die Nachwelt die Namen derer bezeichnet waren, die einen so grausamen Tod auf dieser Stelle erlitten. Auf Tanksquare, und in den den Platz umgebenden Straßen, findet man auch die europäischen Bazars und jede Art von Luxusläden, mit französischen und englischen Modewaaren versehen; aber wunderbar genug, Keiner von Allen ist Abends erleuchtet, nach 7 Uhr ist Alles geschlossen, die Lichter ausgelöscht, und Jeder geht nach Hause. Nur einzelne Cafés und Restaurationen machen eine Ausnahme.

Auf der großen Ebene, die sich, vom Gouvernementshause aus, gegen und um Fort William herum erstreckt, liegen mehrere Bassins mit Springwassern, an denen man früh und spät die Hindus ihre Reinigungen vornehmen sieht, indem sie mit metallenen Krügen, vor und nach dem Gebet, Wasser über Haupt und Glieder gießen. Von hier wird auch das Wasserge holt, mit dem die vielen macadamisirten Wege, welche das Gouvernementsgebäude umgeben und die Plaine durchkreuzen, begossen werden. Dies geschieht auf eine ganz eigenthümliche Weise; die hierzu angestellten Leute tragen, in einem Riemen über der Schulter, eine zusammengenähte Ziegenhaut unter dem einen Arm, diese füllen sie mit Wasser, und begießen den Weg, indem sie mit dem Ellenbogen auf das Fell drücken, wodurch das Wasser wie aus einer Spritze hervorbraust, während sie mit raschen Schritten ihres Weges gehen.

Eines der hübschesten, vielleicht das regelmäßig schönste Gebäude Calcuttas, ist Townhall, dicht am Gouvernementshause belegen und sowohl zu öffentlichen Versammlungen, als zu Festen, Bällen, Diners u. s. w. bestimmt. Dies Gebäude ist sowohl rücksichtlich seines Aeußern, als wegen der geschmackvollen Decoration seiner großen wohlproportionirten Säle, mit anstoßenden Gallerien und Zimmern, vollkommen seiner Bestimmung würdig. Eine dorische Säulenhalle liegt als Einfahrt vor der nördlichen Façade, und führt in die höhere geräumige Vorhalle, die mit den Statuen der Marquis von

Cornwallis und Wellesley geschmückt ist. Auf einer doppelten, prachtvollen Treppe gelangt man von den oberen Sälen in die unteren. Man hat berechnet, daß bei festlichen Gelegenheiten jede Etage 800 Menschen zu fassen vermag, und an Höhe übertrifft das Gebäude noch das Gouvernementspalais.

Biegt man um die Ecke, nachdem man Townhall passirt ist, und geht längs des Flußes an dem belebten Kai, wo Tausende von Menschen aller Farben in geschäftigem Treiben sich durcheinander bewegen, so kommt man an einer Reihe von Prachtgebäuden vorüber, von denen eins schöner ist, als das andere. Hier liegt Calcuttas Bank und Metcalfhall. Letzteres ist ein ganz neues Gebäude, zu Ehren des interimistischen Gouverneurs, Sir Charles Metcalf, welcher die Presse freigab, aufgeführt. Es hat den doppelten Zweck, der Versammlungsort von Calcuttas Ackerbaugesellschaft zu sein und zur öffentlichen Bibliothek zu dienen. Die Architectur ist dem Thurm der Winde in Athen entlehnt, und die dasselbe umgebenden Säulen geben dem Gebäude ganz das Aussehen eines griechischen Tempels. Dann liegen hier das Posthaus, die Marine-, Stempel-, Salz- und Opium-Bureaus und andere großartige Privat- und öffentliche Gebäude. Bald ist's eine Kirche, bald ein Packhaus, bald kömmt eine Quergasse, die den Blick in's Innere der Stadt mit ihrem Getümmel und ihrem geschäftigen Treiben gestattet. Fußgänger und Reiter, Käufer und Verkäufer, Bootsleute und Palankinträger, Lastträger und Ausrufer, verschleierte Frauen und nackte Männer, Hindus und Armenier, Perser und Chinesen, Europäer und Muselmänner, Braminen, Parias, Alles sich bunt durch einander drängend; aller Art Wagen, große, schwer bepackte, von Ochsen gezogene Karren, Cabriolets und Kutschen sperren den Weg und durchkreuzen die Straßen.

Zur Linken sieht man den Fluß mit einer unendlichen Masse von Schiffen, Prahmen und Gondeln, in ewiger Thätigkeit und rastloser Bewegung, und hält man hier einen Augenblick an, wird man gleich von einem Dutzend „Chittagong"-Leuten angerufen, die wetteifernd ihre „Dinghy's" (Böte) anbieten.

Ist man unter Betrachtung all' dieser wechselnden Gegenstände endlich ½ deutsche Meile ungefähr den Kay entlang gegangen, steht man vor der Münze, einem sehr weitläufigen und, nach Ansicht der

Kenner ausgezeichnet schönem Gebäude, von Säulen umgeben. Die Hauptfaçade gleicht der des Minervatempels in Athen, mir schien indeß das ganze Gebäude sehr massiv, und somit nicht dem tropischen Himmel, unter dem es steht, angemessen. Von dem Chef des Ingenieurcorps, Oberst Forbes, nach eigener Zeichnung erbaut, ist auch die Einrichtung der Maschine der Münze sein Werk, so wie er Direktor dieses großartigen Etablissements ist, in welchem alles Geld, das in den brittisch-ostindischen Colonien und in der Bucht von Bengalen circulirt, geprägt wird.

Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß die Maschine durch Dampf getrieben wird, und dennoch sind hier täglich 3—400 Menschen beschäftigt, gewöhnlich von 10 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags. Während dieser Zeit werden 3 Lack oder 300,000 Rupien geprägt. Läßt man die Maschine Tag und Nacht arbeiten, kann sie 700,000 Rupien in 24 Stunden produciren. Um die Prägung durch alle ihre Stadien in Gang zu halten, wird Silber zu 45 Lack Rupien erfordert. Die Mehrzahl der Arbeiter an der Münze besteht aus Hindus, nur die Oberaufseher sind Europäer. Um den häufig stattfindenden Betrügereien Einhalt zu thun, hat man die Arbeiter alle solidarisch verantwortlich gemacht; sobald das Geringste fehlt, wird der Lohn Aller ohne Ausnahme zurückgehalten, bis sich der Schuldige meldet, der denn gewöhnlich nur die Strafe erhält, das Fehlende zurück erstatten zu müssen, das ihm an seinem Lohn gekürzt wird. Es würde zu weit führen, hier den ganzen Proces des Münzens zu beschreiben, man sieht aber die sinnreiche Einrichtung mit dem höchsten Interesse. Besonders ist es eine große Anzahl spanischer Piaster, die hier umgeschmolzen wird; sie kommen von China in Bezahlung für Opium ein, und sind immer mit einer Menge Stempel aus den vielen Contoiren, durch die sie dort gegangen sind, bedeckt.

Es würde eine eben so ermüdende, als uninteressante Aufgabe sein, alle Prachtgebäude zu beschreiben, die man in Calcuttas Straßen sieht. Wie verschieden sie auch in architektonischer Beziehung sein mögen, Eines haben sie gemein, von Materialien erbaut zu sein, die den Einflüßen des Klimas in der Zeit nicht widerstehen, weshalb ihr Aussehen auch einen entschiedenen Gegensatz zu den Gebäuden der Vorzeit bildet, denen ihre Bauart entlehnt ist.

Es ist mir bei Betrachtung dieser Prachtgebäude immer von Neuem aufgefallen, wie wenig Freude Calcuttas Bewohner davon haben, da sie sie fast nie sehen. Es klingt wunderbar, ist aber doch gegründet, wenigstens was die Europäer angeht. Ein Ostindianer kommt, so lange es Tag ist, nie anders aus seinem Hause hinaus, als im geschlossenen Wagen oder Palankin; nie betritt er die Straße, — das würde sowohl gegen seine Bequemlichkeit streiten, als gegen die Regeln der eisernen Etiquette, deren Sclaven dort Alle sind. Höchstens Morgens früh vor Sonnenaufgang macht er einen Ritt, und erst Abends von 5—6 Uhr bei'm Sonnenuntergang sieht man die Leute schaarenweise aus ihren Häusern strömen, um im offenen Wagen im scharfen Trab „the Course" auf und ab zu fahren, eine Promenade, die längs dem Fluße liegt und diesseits des Glacis von Fort William bis nach Kiddapore hinläuft, wo das Marineetablissement der Compagnie angelegt ist. Kurz nachdem die „beau monde" bei diesem Rendez-vous angelangt ist, stellt sich die Dunkelheit ein, und sobald die Feuchtigkeit, die immer mit der Abendluft gemischt ist, bemerkbarer wird, eilt Alles davon, und im Nu ist der Corso leer.

Man darf auf dieser Promenade die beiden prachtvollen Landungstreppen mit ihren offenen Säulenhallen nicht außer Acht lassen; die eine an der Seite des Forts heißt: Kali Ghaut*), die andere der Stadt näher: Babu Ghaut. Dicht an der letzteren liegt eine bedeutende Wasserleitung, durch die das Wasser aus dem Fluß, vermittelst einer Dampfmaschine, durch eiserne Röhren in die verschiedenen Quartiere der Stadt hinaufgemahlen wird.

„The Course" bietet immer dem Fremden ein höchst interessantes und unterhaltendes Schauspiel. Man macht sich keinen Begriff von dem Gedränge, von der Verschiedenheit der Equipagen, die sich hier zeigen. Kutschen, Kaleschen, Cabriolets, „Buggies", „Tandem's" und „Four-in-hand's" der elegantesten Formen, rollen an einander vorbei; die Pferde sind gewöhnlich sehr schön, immer gut gehalten, einige von England herübergebracht, doch die meisten entweder inländische oder aus dem Innern von Persien und Arabien, oft auch vom Cap oder Neuholland kommend; auch sind die sumatraischen und japanesischen Pony's sehr gesucht. Jedes Pferd

*) Der Name Calcutta hat daher seinen Ursprung.



A. Plum del.

Em. Bærentzen & Co. lith. Inst.

Die Kutsche eines Babú — Calcutta.

hat seinen Wärter, der neben ihm herläuft und mit einem Fächer sorgsam die Fliegen und Muskitos von seiner feinen Haut abwehrt. Jede Equipage hat, außer dem Kutscher und dem ebengenannten Stallknecht für jedes Pferd, einen oder zwei Diener, die den Umständen nach hinten auf stehen oder sitzen. Die Diener sind in phantastische morgenländische Trachten gekleidet, mit Turban, Shawls, Musselingewändern, nackten Füßen und Pantoffeln. Diese Tracht hat gewöhnlich eine hervorstechende Farbe: hellblau, gelb, weiß u. s. w., die dann die Livrée des Herrn andeutet. Man darf auch nicht unterlassen, die Herrschaft d'rinnen im Wagen in Augenschein zu nehmen, denn nicht allein die europäische Bevölkerung genießt diese Freuden, sehr oft sieht man auch die reichen Eingeborenen in europäischen Equipagen. Bald ist's einer der von der ostindischen Compagnie pensionirten Fürsten, deren Verbannungsort gewöhnlich Calcutta ist, der in selbstgeschaffener, kostbarer Uniform, mit Goldgalonen und prahlendem, kostbarem Schmuck besetzt, sich, seine Umgebung, seine schönen Pferde und seinen eleganten Wagen zur Schau stellt; bald ist's einer der reichen Babus, der, nach des Tages Arbeit im dicht geschlossenen Contoir, frische Luft schöpft. Jetzt fahre ich an einem modernen englischen Coupé vorüber, in welchem zwei schwarze Braminen sitzen, nackt bis zum Gürtel, nur die Braminenschnur über Schulter und Brust geworfen; dort begegnet mir eines jener wunderbaren Fuhrwerke, die gezeichnet werden müßten, um von ihrem karikaturmäßgen Aussehen einen Begriff zu geben. Es sind Kutschen, die wohl ursprünglich in dieser Form von England dahin gebracht sind, und die jetzt nachgemacht werden, ohne daß man sie im Geringsten zu verändern oder gar zu verbessern gesucht hätte. Sie sehen so morsch, zerbrechlich und schwach aus, und die davor gespannten Pferde sind so mager und elend, daß man eigentlich nicht begreift, wie sie in diesem Zustand benutzt werden können; das nicht selten vermittelst eines Jochs zusammengefügte Geschirr ist, obgleich schlecht und jämmerlich, so mit Quästen und Schnüren überladen, daß man daraus erkennt, wie die Besitzer dieser Vehikel sie noch als etwas ganz Außerordentliches wollen angesehen wissen. Der Kutscher ist gewöhnlich nackt bis zum Gürtel, höchstens mit einem Turban bekleidet, und bildet bei seiner Magerkeit einen komischen

Contrast zu den feisten, grinsenden Gesichtern, die sich am Kutschenfenster zeigen.

Doch wie gesagt, die ganze Freude währt nur kurz. Sobald es dunkelt, wird die Promenade leer. Ein Jeder fährt davon, auf den verschiedenen Wegen über die Plaine der Stadt zu, oder durch die Stadt nach Garden-reach oder Chowringhee-road, und man eilt zur Toilette, um sich bei'm Diner, zu dem man geladen ist, um 7 oder 8 Uhr einzustellen.

Chowringhee ist Calcuttas fashionables Quartier. Der Londner würde es ihr „West-end" nennen. Es wird nach Westen von Chowringhee-road begränzt, eine zwei englische Meilen lange Reihe prächtiger Landhäuser mit hübschen Gärten, die auf die große Esplanade gehen und sich gen Süden um's Fort herum bis an's Dorf Alipore erstrecken. Dort, wo Chowringhees schöne Straßen von Tage zu Tage mehr Terrain gewinnen, stand vor 100 Jahren ein undurchdringlicher Urwald, und wo Fort William und das Gouvernementsgebäude nun als Zeugen der Macht der Europäer stehen, lagen damals einzelne Gruppen indischer Hütten, von stinkenden Lagunen umgeben. Alipore und das östlich liegende Balligunge, wo die Leibgarde des Generalgouverneurs liegt, sind voll von hübschen Landsitzen, die viele der angesehensten Beamten und Kaufleuten Calcuttas zur Wohnung dienen, welche sie nur des Tages verlassen, um an ihre Geschäfte in die Stadt zu gehen.

Garden-reach, das sich am linken Ufer des Flußes hinzieht, und ungefähr 4 englilche Meilen südwärts erstreckt, ist ebenfalls der Lieblingsaufenthalt der Aristocratie Calcuttas. Hier wohnte Sir Lawrence Peel, Oberrichter im Höchsten Gericht Bengalens und Vetter des großen englischen Staatsmannes gleichen Namens. Ein herrlicher Garten mit den vorzüglichsten Blumen und Gewächshäusern umgab die schöne Villa dieses hochgeehrten Beamten, der, von Büchern umgeben, alle seine Freistunden den Studien widmete.

Man darf jedoch nicht glauben, daß ganz Calcutta aus Pallästen und Prachtgebäuden besteht; dringt man etwas tiefer ein, verliert man sich bald in die engen, stark bevölkerten Gassen, wo durch Handel und Wandel Tausende von Menschen dazu genöthigt sind, sich in kleinen Wohnungen und nahe an einander gebauten Läden zusammen zu drängen. Hier sind die sogenannten Bazars,

wo die Sitte des Morgenlandes, jedem Handwerk oder jeder Waare eine eigene Straße oder ein eigenes Quartier einzuräumen, sich erhalten hat. Doch giebt's auch hier viel Abwechselung, da die große Masse europäischer Waaren, die in den letzten Jahren den ostindischen Markt überschwemmt haben, die inländischen Industrieprodukte fast verdrängt hat; und manche Bude mit englischem Baumwollenzeug, Eisenwaaren und Nahrungsmitteln hat ihren Platz gefunden in den Arcaden, die früher nur dieser oder jener Profession vorbehalten waren.

Setzt man seinen Weg, besonders in nördlicher Richtung, weiter fort, befindet man sich unvermerkt in der sogenannten „schwarzen Stadt", dem Aufenthalt der eigentlichen Bevölkerung der Eingeborenen. Hier werden die Straßen wieder breiter, das Elend aber auch sichtbarer in den verfallenen, halboffenen, schlecht bedeckten hinduischen Wohnungen, in die das Auge des Neugierigen nur zu leicht dringt, um darin die größte Armuth wahrzunehmen. Ab und zu sieht man zwar auch eine Wohnung, die von Wohlstand und Comfort zeugt, der sich in einer dem Lande und dem Klima angemessenen Weise zeigt; diese bessere Hütte oder Haus ist zwar auch aus Bambusrohr errichtet und mit Stroh gedeckt, aber eine hübsche Veranda, mit künstlichen Verzierungen durchflochten, von Laubwerk überschattet, mit Blumen prangend, umgiebt die Wohnung; der Fußboden ist mit Matten bedeckt, und ein frischer kleiner Rasen vor dem Hause angebracht, zu dem ein mit kleinen Steinen künstlich eingelegter kleiner Fußsteig führt. Auch ragt mitunter, zwischen den einsamen Hütten, des reichen Babu's zwei Etagen hohes, steinernes Haus hervor, mit von Säulen getragener Veranda. Um den Luxus dieser Leute kennen zu lernen, muß man indessen in ihre Wohnungen eindringen, denn nach Außen tragen sie, der Sitte des Morgenlandes treu, wenig zur Schau. Nur einzelne Fenster liegen nach der Straße oder dem Markt, die meisten gehen auf den Hof hinein, der herrlich kühl ist, mit marmornem Pflaster und Springbrunnen. Hier wollen wir den reichen Babu ein anderes Mal besuchen, jetzt aber unseren Weg durch die „schwarze Stadt" fortsetzen. Gott weiß es, angenehm ist er nicht mehr. Je weiter man hier eindringt, je widerlicher wird der Anblick. Alles zeugt von Armuth und Elend; zwischen den dürftigen Hütten sieht man große Haufen Un-

rath, auf denen sich Schweine, Kinder und Hühner wälzen in Gesellschaft der großen schwarzen Vögel, die man im gewöhnlichen Sprachgebrauch Secretaire oder Adjutanten nennt. Diese Vögel scheinen sich, vereint mit allerlei anderen Aasvögeln und Pariashunden, des Renovationswesens der indischen Städte angenommen zu haben. Sie nützen auf diese Weise unendlich in jenen Ländern, und namentlich in einer so großen Stadt wie Calcutta, wo die Luft vergiftet sein würde, wenn diese Thiere nicht für die Vertilgung alles Unraths sorgten, der auf Straßen und öffentliche Plätze geworfen wird. Sie umschwärmen die Stadt zu Tausenden, werfen sich mit fürchterlicher Gier über ihre Beute her, und da ihr Nutzen allgemein anerkannt ist, gehen sie auch mit auffallender Dreistigkeit mitten durch die Volksmassen, zwischen Wagen und Pferde, kaum einen Schritt ausweichend, wenn man ihnen näher kommt. Beim Sonnenuntergang sieht man sie ihr Nachtquartier auf den hohen Dächern des vornehmeren Theils der Stadt suchen, namentlich haben sie die Kuppel und die Ballustrade des Gouvernementshauses zu ihrem Hauptquartier erwählt. In noch unglaublicheren Massen sieht man diese Aasvögel Tag und Nacht eine hohe Mauerzinne am nördlichen Theil der „schwarzen Stadt“ bedecken; auf dem öden Platz den sie umgiebt, herrscht Tod und Ekel, die matte Flamme der ausgebrannten Scheiterhaufen wirft ihren Schein auf des reichen Hindu's Leiche, die sie halb verkohlt hat, ehe sie den Wässern des Ganges übergeben wird. Am Flußufer, nicht weit von dieser unheimlichen Stätte, hat die obscoene Bramalehre eine ganze Reihe kleiner Tempel erbaut, dem Lingamsdienste geweiht*). An Pagoden, namentlich an alten, berühmten Pagoden, hat Calcutta außerordentlich wenige. Die bedeutendsten sind im nördlichen Theil der „schwarzen Stadt“ längs des Flußes. Weiterhin führt eine Hängebrücke über den kleinen Fluß, dessen ich schon erwähnte, und an dessen anderer Seite man sich schon außerhalb des Weichbilds der Stadt befindet. Eine breite schattige Allee von Mandel-, Oliven-, Tamarinthen-, Teak- und Yam-Bäumen führt durch eine große Menge Dörfer, von Reisfeldern und Fruchtgärten umgeben, an hübschen Landhänsern, Fabriken,

*) Der Lingamsdienst entspricht dem Priaps- und dem ägyptischen Phallusdienst. Die Priesterinnen des Lingam müssen, gleich den Vestalinnen, das Gelübde der Keuschheit ablegen, und sind, wenn sie es brechen, der Todesstrafe verfallen.

Zuckersiedereien u. s. w. vorüber, durch eine stark bevölkerte Landstrecke, oft auch über kleine Flüsse und Bäche, und so erreicht der Reisende auf die angenehmste Weise, nach einer mehrstündigen Fahrt, Barakpore, das 4 Stunden von Calcutta am linken Ufer des Gangesflusses liegt.

Barrackpore, ursprünglich ein indisches Dorf, ist nun eine europäische Stadt geworden, die aber zum größten Theil aus Barakken für 4 Infanterieregimenter besteht, wodurch auch der Ort seinen Namen erhalten hat. Der niedrigen Lage wegen ist derselbe ungesund, und die Engländer haben schon oft beabsichtigt, ihn als Militärstation aufzugeben. Hat er aber auch auf diese Weise Manches gegen sich, so ist dahingegen seine Lage hinreißend schön. Die Zelte und Bungalos der Officere haben nach nud nach das Gepräge der eleganteſten Häuser angenommen, und in den Gärten entfaltet sich die reichste Blumenpracht. Weil der Generalgouverneur hier seinen Sommeraufenthalt gewählt, wurden eine Menge Wohnungen für seine Umgebung und Bengalens vornehmste Beamte erbaut. Der Sommerpallast des Gouverneurs ist ein wahres Prachtgebäude; er liegt auf einer Terrasse nahe am Fluß in einem sehr schönen Park mit den herrlichsten, schattigsten Bäumen. Die Vegetation ist hier ganz europäisch, man hat einen englischen Park geschaffen, in dem schöne lichtgrüne „Bowlinggreens", selbst in der trockensten Jahreszeit, natürlich mit ungeheueren Kosten, frisch erhalten werden.

Zur Vice-Königlichen Herrlichkeit gehört auch eine Menagerie, die einen Theil des Parks einnimmt. Die meisten Thiere bewegen sich hier frei hinter hohen Einfriedigungen; so sah ich 4—5 Antilopen und einen neuholländischen Strauß in einer Abtheilung mit einem Känguruh und zwei Giraffen. Letztere, von denen die größte 7—8 Ellen hoch war, gingen im langsamen Paßgang hinter einander her, den Kopf auf dem langen Halse nach allen Richtungen schwankend. Es war ein komischer Anblick, als diese ganze Thiergruppe in Gallop gesetzt ward. Das Känguruh gebrauchte nun seine langen Hinterbeine, die Giraffen aber wußten nicht, was mit ihrem formidablen Halse aufstellen, und warfen Körper und Kopf auf's gewaltsamste hin und her, um Ballance zu halten. Zwei Königstiger waren, jeder für sich allein, eingeschlossen; ohne sich nur umzusehen, gingen sie in ihrem großen Bauer unablässig hin

und her und brummten im fürchterlichsten Baß. Zwei mächtige Bären krochen auf einer Stiege, die an einem Baumstamm gestellt war, aus ihrer unterirdischen Höhle empor. Auch gab es Leoparde, Panther, eine Unzahl Affen und ein buntes Gewimmel aller Art Vögel in bunten Volieren. In der Ferne, auf der Ebene frei umhergehend, sah man ein Rhinoceros und mehrere Büffel. Natürlich bestimmt die Liebhaberei des jedesmaligen General-Gouverneurs den Grad der Vollständigkeit der Menagerie. Da weder der frühere, Lord Ellenborough, noch der jetzige, Sir Henry Hardinge, sich besonders dafür interessirten, standen eine Menge der prächtigen Bauer leer.

Man darf Barrackpore nicht verlassen, ohne die Elephantenställe und ihre riesenhaften Bewohner gesehen zu haben. Leider traf ich nur wenige der Elephanten in ihrer Behausung, da Sir Henry Hardinge sie größtentheils mit in's Innere des Landes genommen hatte, aber 7 bis 8 waren doch zurückgeblieben, — für einen Europäer, auf einem Fleck gesehen, schon ein interessanter Anblick. Da sie ein bedeutendes Quantum Futter fressen, müssen sie es selbst holen, und Abends auf der Rückfahrt nach Calcutta begegneten wir 4—5 derselben mit Futter und Reissäcken beladen, zwischen denen in stolzer Haltung der nackte Reiter (Mahout) saß und den Elephanten mit einer Pike antrieb, mit der er fortwährend eine Wunde am Halse stachelte.

Der Park ist die Promenade von Barrackpores beau-monde. Nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang, durchkreuzen ihn eine Menge eleganter Equipagen; besonders angenehm ist der Weg längs des Flusses und die Aussicht, die man hier genießt, deren Glanzpunkt vielleicht für den Dänen noch anziehender ist, als für jeden Andern. Am entgegengesetzten Ufer liegt eine niedliche kleine Stadt, so friedlich, so freundlich mit ihren weißen Häusern, ihrem spitzen Kirchthurm, ihrer fruchtbaren Umgebung. Dies Städtchen ist Serampore. Bis vor Kurzem wehte hier noch die uns so liebe dänische Flagge, nun hat sie des mächtigen Englands bunter Union Platz gemacht. Wer bezweifelt wohl, daß der gethane Schritt richtig war; wohl muß der dürre Ast abgehauen werden, damit der Saft des Mutterstammes nicht unnütze vertrockne; trug aber einst der Ast goldene Früchte, schaut man ihn an mit wehmüthigem Dank,

liegt er auch abgehauen am Fuß des Baums, und noch lange wird man sein frisches Laub vermissen am verstümmelten Stamm; darum richtet auch jeder Däne, der dies Land besucht, mit Wehmuth den Blick auf das schöne Serampore. Dort unten am Fluße lagen die dänischen Ostindienfahrer, auf ihre Ladung wartend*). In diesen großen Packhäusern lagen die Waaren der Compagnie aufgestapelt, in Mitten jener Gebäude wohnten der Regierungschef und die Unterbeamten. Dort liegt die dänische und die englische Kirche, hier in den reinlichen geraden Straßen mit wohlgehaltenen Häusern wohnt das wohlgemuthe Volk, das sich zufrieden und glücklich fühlte unter dem milden Regiment des dänischen Scepters. Auf jenen Mauern der kleinen Batterie schritten die Sipoys auf und nieder, stolz auf ihre rothen Uniformen, und besonders froh über ihren bequemen, wohlbezahlten Dienst, im Vergleich mit der ihnen gegenüber liegenden Garnison in Barrackpore, die jeden Augenblick Quartiere wechselt, und in den Kampf geschickt wird gegen Freund und Feind, tausende von Meilen von ihrer Heimath entfernt. Jetzt ist dies Alles vorbei; als die Schiffe ausblieben, blieben die Packhäuser leer, und nun sank Serampore zu einer nutzlosen Stadt herab und ward dem Mutterlande eine Last. Auf das Recht, englische Fallenten aufzunehmen, das eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle für Serampore war, leistete die dänische Regierung 1830 Verzicht. Das Opium- und Salpeter-Monopol fiel weg, als die Compagnie aufgelöst ward. Vergebens wurden Einschränkungen gemacht, zuletzt blieben nur zwei dänische Beamte, nur 24 Sipoys; es kostete unglaublich wenig, und doch immer zu viel, — da sank die dänische Flagge, um dort nie wieder aufgezogen zu werden, und damit sank auch Serampore, wie so viele andere kleine Orte längs des Ufers des Ganges, zu einem unbedeutenden Platz herab, der wie ein Atom verschwindet in dem Bereiche der ungeheueren brittisch-ostindischen Besitzungen.

Mit Erstaunen betrachtete ich bei meinem Besuch die Schönheit, Reinlichkeit und Ordnung des kleinen Serampores, wie die

*) Das Flußbett ist später bedeutend zurück getreten, und die Sandbänke haben zugenommen. Wo jetzt die Landstraße am Ufer hinläuft, segelte man noch vor 20 Jahren, und die größten Schiffe der Compagnie konnten während der Kriegszeit einlaufen, wo jetzt nur eine Tiefe von 6—8 Fuß ist.

Zufriedenheit und den Wohlstand, die hier offenbar herrschten. Alle Bewohner, Weiße und Schwarze, Hindus und Muselmänner sprechen einstimmig ihren Schmerz darüber aus, nicht mehr unter dem Schutz der ihnen so lieben dänischen Flagge zu leben.

Serampore liegt hoch und gesund nnd zieht sich eine Viertelmeile am Fluße hin; es zählte 1834 11,187 Einwohner, unter denen 80 Europäer und 1500 Muselmänner, die übrigen Hindus. Unter den Eingeborenen giebt's viele reiche Leute. Die Seidenwebereien in Serampore setzen 3—400 Menschen in Thätigkeit; sonst sind in industrieller Beziehung noch bemerkenswerth: eine Papiermühle, die mit Dampf getrieben wird, eine Druckerpresse und eine Rum- und Zuckerfabrik. Es sind dort mehrere Schulen, ein, im Jahr 1836 angelegtes, Hospital, und ein, Privatleuten gehörender, botanischer Garten.

Die Baptist-Missionäre haben mit Ausdauer und Kraft für die Verbreitung des Christenthums in Serampore gewirkt. Die Ersten, die sich nach der Gründung der Stadt dort niederließen, waren Dr. Carey, Marshman und Ward im Jahre 1792. Am ausgezeichnetsten wirkte Carey, der sich durch Fleiß und Talent vom Schuhmachergesellen zum Doctor der Theologie aufschwang. Da die englische Regierung, die diese Leute für gefährliche Wühler hielt, ihnen viele Schwierigkeiten entgegen setzte, gingen sie auf dänisches Gebiet nach Serampore hinüber, und nach mehreren Jahren fruchtloser Anstrengung wurden, von 1804—1806, 35 Hindus getauft. Die Zahl der Missionäre stieg bis auf 14, und es wurden mehrere Kirchen gebaut. Besonderes Verdienst erwarb sich auch die Missionsgesellschaft durch ihre literarischen Arbeiten: 25 Sprachen wurden nach und nach bearbeitet, und in alle diese Sprachen wurden sowohl die heilige Schrift, als auch unzählige Abhandlungen, übersetzt und nebst Wörterbüchern und Grammatiken gedruckt. In einem Seminar wurden auf's Mal 30—40 junge Hindus gebildet, und aus ihm Lehrer und Prediger entsandt; es standen zuletzt 20 Stationen mit Serampore in Verbindung, und in 54 Dörfern wurden bis zum Jahr 1837 1500 Hindus getauft. Es geschah sehr viel für die Verbesserung des Schulwesens, und da Carey von dem Grundsatz ausging, daß allgemeine Ausbildung die nothwendige Vorschule des Christenthums sei, suchte er auch auf die Schulen der heidnischen

Hindus einzuwirken. Zu dem Zweck wurden eigene Tabellen angefertigt, vermittelst deren in kurzer Zeit den Schülern die nothwendigsten Kenntnisse in den verschiedenen Fächern beigebracht werden konnten. Die Normalschule in Serampore fand Beifall, die umliegenden Dörfer sandten Lehrer dahin, um sich mit ihnen bekannt zu machen, und bald entstanden 92 solcher Schulen im Umkreise von 10 Meilen. Um so bewundernswerther ist dies Resultat, wenn man erfährt, daß im Jahre 1812 die ganze Buchdruckerei, zum Werth von 120,000 Gulden, abbrannte, und daß noch im Jahre 1816 die englische Regierung dem Dr. Carey und seinen Collegen alle Missionswirksamkeit auf englischem Territorium untersagte, bis endlich die Stimme einsichtsvoller Christen die Oberhand gewann. Ward starb 1823, Carey 1834 und Marshmann 1837. Bis dahin trugen die Missionäre den größten Theil ihrer Kosten selbst; im Jahre 1837 ließen sie aber dieselben ganz auf den englischen Baptisten-Verein übergehen, und seitdem tragen sie nicht mehr den Namen Serampore-Missionäre.

Marshmans Sohn wohnt noch in Serampore als Redacteur von „the friend of India", dem geachtesten Blatt im brittischen Ostindien. Er ist ein höchst gutmüthiger, lebhafter, origineller Engländer. Seine Schwester ist die Wittwe unseres kürzlich verstorbenen Landsmanns, des Dr. Voigt, Garnisonsarztes von Serampore, der ein ausgezeichneter Botaniker und Vorsteher des oben erwähnten, früher dem Dr. Carey zugehörigen, botanischen Gartens war. Er hat ein Werk herausgegeben, unter dem Titel „Catalog über die Pflanzen des botanischen Gartens in Calcutta", das nach dem Urtheil des Dr. Wallich von großem Verdienst ist; da er aber im Jahr 1843 auf einer Reise nach Dänemark starb, ehe das Werk gedruckt war, und ein Dr. Griffith, der darauf die Herausgabe übernahm, nach Malacca versetzt wurde und dort den Tod fand, nahm die junge Wittwe sich der Herausgabe an, und soll selbst an das gelehrte Werk die letzte Hand gelegt haben.

Ich kann nicht unterlassen, hier einer Äußerung zu erwähnen, die mir der englische Gouverneur in Calcutta, Sir Herbert Maddock, nicht allein privatim machte, sondern mich bat, sie meiner Regierung einzuberichten: daß nämlich alle Rapporte, die er über Serampore erhalten, seit dieser Ort abgeliefert sei, darin übereinstimmten, die

ausgezeichnete Administration der dortigen Beamten hervorzuheben, von der nicht nur der Wohlstand und die Zufriedenheit der Bewohner, sondern auch die Ordnung in allen Geschäftszweigen, die gute Polizei, die Reinlichkeit der Stadt, die Armenversorgung und Rechtspflege hinlänglich zeugten.

Ungefähr 4 englische Meilen von Calcutta entfernt, liegt Cassipore mit einer Kanonengießerei für den englisch-ostindischen Artilleriebedarf. Das Depot dieses Corps ist in Dundum, einem anderen Dorf, ganz nahe bei Calcutta, wo zugleich ein Artilleriearsenal und eine Zündhutfabrik sind. Diese Fabriken, Arsenäle und Depots sind alle auf's Großartigste mit englischem Luxus angelegt. In Cassipore sah ich sechs 9-℔dige Metallkanonen auf einmal gießen. Wie viele Millionen Zündhütchen in der Dundum-Fabrik wöchentlich verfertigt werden, kann ich nicht sagen, da ich es nicht genau erinnere; die Zahl klang aber fast unglaublich. Auf dem Paradeplatz in Dundum sahen wir mehrere sehr hübsch gearbeitete Kanonen mit hindostanischen und anderen morgenländischen Inschriften und Verzierungen; sie waren in den Kriegen im Inneren erobert, und jede einzelne Zeuge eines neuen blutigen Sieges.

Einer der schönsten Punkte in der Umgegend Calcuttas ist der botanische Garten. Am rechten Ufer des Ganges, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt gelegen, hat er einen Umfang von vier englischen Meilen, innerhalb dessen die sehr schöne Wohnung des Directors, etliche Pavillons und Gewächshäuser, so wie die Wohnhäuser der Unterbeamten liegen. Der Platz, auf welchem er angelegt ward, ist einst dem General Kyd vom damaligen bengalischen „Subadar" geschenkt worden; damals war es aber ein undurchdringlicher Wald. Kyd ließ ihn lichten, ließ Gärtner bilden, führte fremde, ostindische und chinesische Pflanzen ein, und schenkte 1793 Alles dem Gouvernement, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es immer ein botanischer Garten bleiben solle. Die Compagnie stellte den berühmten Dr. Roxburg als Director an, der bis zu seinem Tode im Jahre 1813 den Posten behielt. Im Garten sind sowohl ihm, als dem General Kyd zu Ehren, Monumente errichtet; über das des Letzteren ist vor vor einigen Jahren von seinem Sohn ein griechischer Tempel erbaut. Bald nach dem Tode des Dr. Roxburgh ward unser ausgezeichneter Landsmann

Dr. Wallich, der Verfasser von „Plantae asiaticae rariores", als Direktor angestellt. Der Garten ist ein Belustigungsort für Calcuttas Bewohner, sein Hauptzweck ist aber, Feldbau, Handel, Technik und Arzneikunde zu fördern, indem sowohl indische als fremde Pflanzen cultivirt und von hier verbreitet werden. Seine jetzige Schönheit verdankt er dem Dr. Wallich. Als Beweis der Masse von Sämereien und Pflanzen, die aus diesem Garten jährlich gratis an Eingeborene und Engländer vertheilt werden, führe ich an, daß vom Juni 1835—1836 16,000 Pflanzen ausgegeben sind, außer 42,000, besonders nach Assam bestimmten Theepflanzen, die auch hier gezogen worden.

Der botanische Garten war mein Sonntagsaufenthalt. An solchen Feiertagen ist Calcutta für den Fremden eben so leer und langweilig, wie alle anderen englischen Städte; dann flüchtete ich mich unter das gastfreie Dach meines alten Freundes; und brachte in seiner und seiner ausgezeichneten Freunde Gesellschaft höchst angenehme Stunden zu, blieb Nachts dort und genoß nächsten Tages auf einem angenehmen Spaziergang den herrlichen, kühlen Morgen. Dann führte mich mein Weg am Fluß bis „Bishops College Park", und ich erfreute mich in ungestörter Ruhe des herrlichen Anblicks der Rhede von Calcutta mit ihrer unzähligen Mannichfaltigkeit von Schiffen und Böten, und mit dem Leben und geschäftigen Treiben, das die aufgehende Sonne dort auf dem Flusse, wie hier im Schooße der Natur immer mehr und mehr in's Leben rief. Dann vom Flusse mich abwendend, betrachtete ich die herrlichen Pflanzen, die in den Strahlen der Morgensonne ihre Blumenpracht entfalteten, vom Thau benetzt, der wie ein Meer von Juwelen und Perlen sich über die Gegend ausbreitete. Im Schatten hoher Lorbeer-, Tamarinthen- und Mahagonibäume wandelnd, sah ich die Schakale neugierig hinter den mächtigen Stämmen hervorlugen; — bei der dichtbelaubten Ficus infectoria blieb ich still betrachtend stehen, im Anschauen des merkwürdigen Baumes verloren, der während 14 Tagen all' sein Laub abwirft, um frisch und voll wieder da zu stehn; — ich ritzte den Stamm des bekannten „arbre des voyageurs" und fing den Wasserstrahl auf, der wie aus der klarsten Quelle hervorsprudelte; — ich freute mich am kräftigen Wuchs der Phönixpalme und des Pandanus, und blickte

verwundert auf die verkrüppelte Dattelpalme, die in dem üppigen Klima nicht fortzukommen vermochte. Darauf nahm ich meinen Lieblingssitz unter der mächtigen Baniane*) ein, die wohl hinsichtlich ihrer Größe an manchen anderen Orten in den Tropenländern ihres Gleichen findet, jedoch nirgends so gut gehalten und so sorgfältig eingefriedigt ist. Die Baniane ist merkwürdig, weil sie sich meilenweit verbreiten kann, während sie sich selbst immer weiter verpflanzt. Vom Mutterstamm schießen die Aeste horizontal aus, und von diesen fallen wiederum andere senkrecht nieder, fassen Wurzel und geben den weiter gehenden horizontalen Aesten neue Kraft und neues Leben. So bildet ein einzelner Baum einen ganzen Wald, der sich in's Unendliche ausdehnen kann. Man verzeihe dem Laien diese Beschreibung, die nur der Ausdruck des Staunens ist, das mich erfaßte, wenn ich diesen Baum sah. Die Botaniker werden ihn besser zu schildern wissen. Ich habe oft Banianen gesehen, namentlich auf den Nicobaren und auf Penang, wo sie, sich selbst überlassen, in den Urwäldern wuchsen. Hier im botanischen Garten ward dieser Baum aber mit der größten Sorgfalt behandelt. Die sich senkenden jungen Zweige wurden mit Bambusrohr umgeben, damit sie um so senkrechter hinabstiegen. Der Platz, der die breite Krone beschattete, war auf's Schönste gehalten; Bänke umgaben die Stämme, und unbeschreiblich erquickend war die Luft, die man im Schatten des Baums genoß**).

Nach diesem Spaziergang rief mich mein alter Freund zum Frühstück, worauf es denn wieder nach Calcutta und auf's Schiff ging. Auf dem Heimwege setzten wir über den Fluß, und fuhren

---

*) Im Jahre 1786 war sie nur noch klein, man schätzte sie damals auf 30 Jahre. Im Jahre 1819 hatte der Baum 43 Stämme, seine größte Höhe war 69 Fuß, der Diameter 196 Fuß, die Peripherie 648 Fuß, die Peripherie des Hauptstammes 38 Fuß. Als wir uns in Calcutta aufhielten (1845), war die Peripherie des ganzen Baumes nur ungefähr 30 Fuß größer, als im Jahre 1819.

**) Nach Dumond d'Urville (voyage autour du monde, 1ster Band p. 159) findet man die größte Baniane in Indien in der Provinz Guzurate. Man nennt sie Cobis-bar, und nach Aussage der Bewohner der dortigen Gegend soll sie über 3000 Jahr alt sein. Sie soll 2000 Fuß im Umfang der senkrechten Hauptstämme halten, von denen jeder einzelne dicker sein soll, als unsere, (d. h. französische, nicht dänische) Buchen. — Mir sind die verschiedenen Stämme der Baniane von der Dicke unserer gewöhnlichen Waldbäume erschienen.

den hübschen Weg, an den Landhäusern von Garden-reach vorüber. Hier liegt Villa an Villa. Nahe vor Calcutta, ehe man über die vorhin erwähnte Brücke kommt, liegt Kiddapore, wohl schon eine Vorstadt Calcuttas, wo sich das Marinearsenal der Compagnie befindet und viele größere und kleinere Schiffe derselben gebaut und reparirt werden. Uebrigens beschränkt sich die Marine der Compagnie auf eine sehr kleine Anzahl Segel- und Dampfschiffe*), die den Dienst der Lootsenfahrzeuge und der Paketfahrt zwischen den verschiedenen Häfen der bengalischen Bucht bis in die Malaccastraße hinunter verrichten. Die Compagnie läßt sich hierin nicht auf größere Ausgaben ein, da, wenn die Umstände es erfordern würden, die mächtige Flotte ihres Mutterlandes zum Schutz ihrer weit ausgedehnten Küsten bereit wäre. Mich hat es übrigens gewundert, während meines ganzen Aufenthalts in Ostindien kein einziges englisches Orlogsschiff getroffen zu haben. Erst in Singapore begegnete ich einer Corvette von 20 Kanonen.

Bei Kiddapore legen die großen Dampfpaketschiffe an, die auf Suez über Madras, Ceylon und Bombay fahren. Es sind Schiffe von 4—500 Pferdekraft: auf eine nähere Beschreibung sich einzulassen würde zu weit führen, auf mich machten sie nicht den Eindruck eines Schiffes, sondern eines Hôtel garni mit Allem versehen, was dazu gehört; und es ist buchstäblich wahr, daß, als ich wieder auf's Deck kam, nachdem ich diese Welt für sich bis in die kleinsten Details beschaut hatte, ich nicht wußte, ob ich vorne oder hinten auf dem Schiffe stand. Man darf nicht annehmen, daß diese Paketfahrt den Passagiertransport auf den großen englischen Ostindienfahrern — Segelschiffen, die jährlich dutzendweise von London oder anderen großen Seehäfen Englands nach Ostindien gehen —

*) In der Mündung des Ganges, und auf dem Fluß selbst, liegen 12 größere Lootsenbriggs; in Bombay eine Fregatte, etwa 10 Orlogscorvetten und Briggs; außerdem auf diesen beiden Stationen und dem Indusfluß eine jenen ungefähr entsprechende Anzahl Dampfschiffe. Madras ist keine Orlogsstation. Die Orlogsmarine der Compagnie, deren Ursprung nicht älter, als 50 Jahre ist, und die zuerst nur aus einigen Kreuzern bestand, welche gegen Seeräuber ausgesandt wurden, vertauschte, unter William IV, ihren Namen „Bombay marine" mit „India navy" und erhielt als Oberbefehlshaber einen Officier von der brittischen Flotte. Jetzt hat sie ungefähr 150 Officiere: nämlich 6 Capitaine, 12 Commanders und 48 Lieutenants außer den Mates und Midshipmen.

stören; im Gegentheil auch hier hat die Erfahrung die Richtigkeit des statsöconomischen Satzes bewährt, daß die Concurrenz die Consumtion befördert und die Production vervollkommt. Diese Schiffe sind eleganter eingerichtet und stehen überhaupt höher als je, die Bewirthung ist ausgezeichnet, man findet die beste Gesellschaft und die vortrefflichste Bedienung. Es werden auch immer viele Leute die Beförderung auf den Segelschiffen vorziehen, auf denen sie sich am Abgangsort mit ihrer ganzen Familie, ihrem Mobiliar u. s. w. einschiffen können, und ruhig an Bord bleiben, bis sie am Ziel ihrer Reise an's Land gesetzt werden, ohne die Unbequemlichkeit des beständigen Ein- und Ausschiffens bei der combinirten Land- und Seereise durch's Mittelmeer und über Suez. Nebenbei ist die Dampfschiffsreise für die Mehrzahl zu kostbar, da die Ueberfahrt 143 £ Sterl. beträgt.

Zu derselben Zeit, als die Galathea vor Calcutta lag, liefen alle großen Ostindienfahrer ein, um Ladung einzunehmen und dann im Januar, Februar, spätestens März zurückzukehren. Nie habe ich eine schönere Kauffartheiflotte, als die hier liegende, gesehen; einige der Schiffe waren Fregatten, die für den Nothfall 28 Kanonen führen konnten. Durch das nahe an einander Liegen der Schiffe war der Fluß sehr belebt, die Gefahr sich gegenseitig zu beschädigen, zumal bei einem heftigeren „Boar“, aber auch um so größer. — Wenn anhaltender Nordwind und starker Regen im Binnenlande eine länger dauernde Ebbe bewirken, bricht sich die Fluth Bahn und dringt mit verstärkter Gewalt vorwärts; trifft sie auch noch mit Neu- oder Vollmond zusammen, während welcher Zeit die Strömung um so heftiger ist, sieht man die senkrecht aufgeschwollene Welle in pfeilschneller Fahrt sich den Fluß hinaufdrängen, und mit gewaltigem Toben sich über die, durch die lange Ebbe fast trockenen, Sandbänke stürzen, in ihrem Lauf fast Alles fortwälzend. Dabei wird oft großer Schaden unter den Schiffen angerichtet, und kommt nur eins derselben in's Treiben, zieht es oft viele andere mit sich fort. Wir erlebten einen unbedeutenden „Boar“ während unseres Aufenthalts; unsere Anker hielten, während der Ganges und einige andere Schiffe in's Treiben kamen, ohne bedeutenden Schaden zu leiden.

Bei der Schilderung eines siebenwöchentlichen Aufenthalts auf dem Ganges, darf ich die, bei allen Vorurtheilen, dennoch so

merkwürdige Religion der Hindus nicht außer Acht lassen. Sie ist nicht nur mit dem heiligen Fluße auf's Wunderbarste verbunden, sie ist mit dem Volke so eng verkettet, daß es seine Stärke wie Schwäche diesem religiösen Glauben zu verdanken hat.

Doch ehe ich hierauf näher übergehe, muß ich in wenigen Zügen ein Bild vom Hindu selbst entwerfen. Er hat einen schlanken Wuchs, einen leichten Gang, eine freie Haltung, einen ernsten, würdevollen Anstand, ein regelmäßiges Profil, eine ovale Gesichtsform, ein feuriges, braunes Auge, schwarzes, glänzendes, schwach gelocktes, nie aber wolliges Haar*), ein schwaches Muskelsystem, einen schmächtigen Gliederbau: — Alles darauf hindeutend, daß er einem edlen, aber verweichlichten, effeminaten Menschenstamme angehört. Mit glühender Phantasie und hellem Geist verbindet sich bei ihm finsterer, trostloser Fanatismus; mit Hohn und Stolz blickt er hinab auf die niedrig geborenen Kasten und auf die Bekenner jedes fremden Glaubens, trägt aber kleinmüthig das Joch des Unterdrückers und gehorcht blind der Macht, gegen die sich aufzulehnen er für vergeblich hält. Es verzehrt ihn ein schleichender Gram, und nur selten fährt ein flüchtiges Lächeln über seine schmerzlichen Züge. Ohne sich selbst solchen sündhaften Freuden hingeben zu dürfen, bezahlt er die Dienerinnen der Tempel, um sich und seine Familie durch Tanz und Gesang zu unterhalten; während er die Europäerinn, die ihm frech und unsittlich vorkommen muß, mit tiefer Verachtung betrachtet, bewacht er, wie ein Geiziger seinen Schatz, sein Weib mit eifersüchtiger Furcht. Er ist mäßig, sanft, gutmüthig und friedliebend, dahingegen aber lügenhaft, hinterlistig, falsch und feige. Und doch! — die Beschreibung der Bewohner der Bucht von Bengalen und der Coromandelküste, paßt bei weitem nicht auf alle Zweige des großen hinduischen Stammes. Schon die in Calcutta in Garnison liegenden Sipoys, Hochländer vom Himalaya-Gebirge, zeichnen sich aus durch ihren kräftigen Wuchs, ihr

---

*) Der Bekenner der hinduischen Religion rasirt gewöhnlich sein Haupthaar bis auf einen kleinen Büschel auf dem Scheitel. Sein Bartwuchs ist stark, gewöhnlich nimmt er ihn aber auch ab, bis auf den Schnurrbart. Die Hautfarbe des Hindu ist sehr verschieden, von hellbraun bis negerschwarz; die hohen Klassen zeichnen sich durch ihre helle Farbe aus.

kühnes, offenes Wesen; der hochgeborene, stahlgepanzerte Raiput*) lebt, von Vasallen umgeben, auf seinem Ritterschloß, wie unsere Lehnsherren des Mittelalters; die Seikhs, hoch wie niedrig, sind Alle zugleich Soldaten und Landleute, sie sind eben so kriegerisch wie arbeitsam, und ihr Haß gegen den Muselmann ist unauslöschlich; die Pindaren bildeten noch im Anfang dieses Jahrhunderts eine ungeheuere Räuberbande; die Mahratten hatten keine Heimath, außer auf dem Rücken ihrer Pferde, auf denen sie pfeilschnell über die Ebene hinflogen: ihrem Fürsten war sein Pferd sein Thron, sein Schwerdt sein Scepter, und sein Reich jede von ihm zu erobernde Strecke Landes. So verschieden hat die Mannichfaltigkeit der Natur, des Klimas und der geschichtlichen Entwickelung in dem großen ostindischen Reich die Bekenner jenes selben Braminen-Glaubens gestaltet.

Die älteste Cultur in der Welt scheint in Indien oder in dem Lande östlich von dort ihre Wiege gehabt zu haben. Mehrere tausend Jahre vor Christi Geburt, als Bhrim die Vedas, die heilige Schrift der Brama-Anbeter, schrieb, standen Wissenschaft und Kunst**) schon auf einer hohen Stufe. Im Alterthum war das Weib in Indien hochgeehrt, und Monogamie eine der ältesten und heiligsten Vorschriften des Volkes. Die Braminenlehre war in ihrer ursprünglichen Form ein reiner Monotheismus; erst durch ihr Dreieinigkeitsdogma (Trimurtis), durch Wischnu's und Siva's zwei Incarnationen (Avataren), endlich durch die Personification der Naturkräfte und menschlichen Eigenschaften, ist die Lehre Brama's nach und nach in Abgötterei ausgeartet, und zählt jetzt über drei Millionen Götter. Die Lehre vom Kastenwesen dahingegen, diesem ersten Keim der Erniederung des Hindus, diesem Fluch des Volkes, von dem sich selbst der Muhamedanismus in Ostindien nicht hat frei machen können, findet sich schon in den Vedas angedeutet, nach welchem Brama vier Menschenarten schuf. Aus seinem Kopf schuf er die Braminen, von denen die Vornehmsten Priester

*) Bjornstjerna: Das brittische Reich in Ostindien.

**) Astronomie, Geometrie, Architektur (die Tempel in Ellora und Elephanta), die dramatische Dichtkunst u. s. w. standen schon früh sehr hoch. Von späteren Dichtungen nenne ich nur „Tausend und eine Nacht", die, ursprünglich in Sanskrit geschrieben, später in's Persische und Arabische übersetzt sind.

sind, die Uebrigen der Arzneikunde, der Rechtspflege und dem Unterrichtswesen vorstehen; denen es aber auch erlaubt ist, Waffen zu tragen und Handel zu treiben, was sonst den zwei folgenden Classen zukommt. Die Braminen sind von Abgaben frei und dürfen keiner körperlichen Strafe unterworfen werden; übrigens macht ihnen ihre Vornehmheit das Leben zur Last, sie können selbst mit Königen und Fürsten nicht an einem Tische sitzen, und müssen fortwährend darauf bedacht sein, sich durch keine Berührung zu verunreinigen: der ganze Tag geht ihnen hin unter Reinigung und Gebet. Sieht der Paria sie von Weitem kommen, muß er von seinem Wege ablenken und sie durch lauten Zuruf vor seiner Nähe warnen; die Berührung des Schattens eines Paria ist so ansteckend, daß sie gezwungen sind, die Braminen-Schnur zu wechseln und sich in den heiligen Fluthen des Ganges wieder zu reinigen. — Aus seinem Arm schuf Brama die Vertheidiger der Menschheit, die Ketris oder Kriegerkaste, sie umfaßt beinahe alle Könige und Häuptlinge Indiens: diese dürfen die heilige Schrift lesen aber nicht auslegen. Aus seinem Magen schuf er die Waisias oder Ernährer der Menschheit: die Handeltreibenden, Handwerker und Apotheker. Aus seinen Füßen die Sudras, die dienende Classe, oder wie sie auch genannt werden, die Einmalgeborenen, als Gegensatz zu den Menus (die Wiedergeborenen): die gemeinschaftliche Benennung der drei übrigen Classen, denen es erlaubt ist, Schnüre (Zenar) anzulegen.

Jede dieser vier Hauptkasten, aber besonders die der Waisias, hat wieder zahlreiche Unterkasten: jede Kunst, jedes Handwerk, ja fast jede menschliche Verrichtung wird durch ihre eigene Kaste vertreten; und aus dieser ausgestoßen werden, „seine Kaste verlieren", ist das schrecklichste Verdammungsurtheil des Hindu für diesseits und jenseits. Nicht allein wirkliche Verbrechen, unter denen das größte Versündigung am Heiligen, machen ihn kastenlos; aber auch Aussatz und ähnliche Krankheiten, Mißheirathen, namentlich von Seiten der Frau, die Ausführung einer entwürdigenden Arbeit, dies Alles führt für ihn den entsetzlichen Verlust seiner Kaste herbei. Der Beruf erbt daher von Vater auf Sohn herab; der Sohn des Schneiders kann nicht Schuhmacher, der des Goldschmiedes nicht Weber, der des Barbiers nicht Töpfer, der des

Lastträgers nicht Wäscher, der des Fährmannes nicht Palankinträger werden u. s. w. Jeder ist an sein Handwerk gekettet und ist verdammt, eher in diesem zu verhungern, als einen anderen Weg einzuschlagen, der ihn zu Glück und Wohlstand führen könnte.

Die Europäer leiden natürlich auch nicht wenig unter diesen Vorurtheilen. Wenn auch zum Theil Folge des englischen Luxus, ist es doch besonders das Kastenunwesen*), das sie zwingt, eine so übertriebene Dienerschaft zu halten, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Eingeborenen Calcuttas**) mittelbar oder unmittelbar im Dienst der Europäer steht. In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Calcutta wunderte ich mich über die Äußerung eines jungen deutschen Kaufmanns, der mit seinem Associé eine Junggesellenwirthschaft führte: daß sie bei der größten Sparsamkeit ihre Dienerschaft nicht auf eine geringere Zahl, als 32, hätten reduciren können. Lernt man die Verhältnisse näher kennen, wird Einem das indeß erklärlich. Das Klima bringt es mit sich, daß selbst der weniger Begüterte sich Palankin, Wagen und Pferde hält. Er bedarf 4—6 Palankinträger, die natürlich keine andere Arbeit thun; für die Equipage muß er, außer Kutscher und Bedienten, für jedes Pferd einen Stallknecht halten. Damit ist's aber noch nicht gethan: der auf dem Bock sitzende Kutscher striegelt weder die Pferde, noch schirrt er sie an und aus; der Knecht, der ihnen das Futter vorhält, schneidet

*) Als Beweis vom Kastenhochmuth will ich eine Geschichte anführen, deren Zeuge ich selbst bei einem Dänen in Calcutta war. Er gab seinem Diener eine Flasche, um ihm etwas von der Apotheke zu holen, aber dieser hielt sich dazu zu gut, und ging zwar selbst, aber miethete erst einen Kuli (Lastträger), von dem er sich die Flasche tragen ließ.

**) Calcutta hat nach der Volkszählung von 1837: 229,705 (nicht wie früher fälschlich angegeben wurde 1/2 Million) Einwohner; davon sind
137,651 Hindus,
58,744 Muhamedaner,
19,084 von niederen Kasten,
49 (!) eingeborene Christen,
4,746 Eurasians (d: Kinder von eingeborenen Müttern und weißen Vätern, Leute die gewöhnlich als Schreiber gebraucht werden,
3,181 Portugiesen (Kaufleute, Schreiber, Köche u. s. w.),
3,138 Engländer.
Außerdem einige andere Europäer, ferner Armenier (meist wohlhabende Kaufleute), Araber (besonders Pferdehändler), Chinesen (vorzüglich Schuster und Zimmerleute), Perser (Handeltreibende, Schiffsbauherren und Docksbesitzer) u. s. w.

es nicht selbst; da bedarf er also wieder mehrerer Leute. Und nun die Dienerschaft des Hauses, deren Vorsteher bei den Vornehmeren ein Sirdar oder Babu ist, welcher die Kasse verwaltet und bei allen Einkäufen seine Procente macht, oft wohlhabender ist als der Herr selbst und nicht selten sein Creditor. Wo dieser fehlt, hat der Kansamar die Oberaufsicht über Dienerschaft und Küche. Der Kitmudgar deckt den Tisch, trägt das Essen hinein, wartet auf und hat Silber, Porcelan, Glas, Deckzeug u. dgl. unter seiner Aufsicht. Der Sirdar ist der Vormann der Palankinträger und zugleich eine Art Kammerdiener, er reinigt seines Herrn Kleider, macht sein Bett, wischt die Meubeln ab, hält die Lampen im Stande u. s. w.; gewöhnlich hat er noch einen Gehülfen. Der Pion macht Besorgungen und trägt die Briefe um, steht bei'm Ausfahren hinten auf dem Wagen, und übt eine Art Polizei im Dienst von Privatleuten. Außerdem findet man noch einen Durwan oder Pförtner; einen Bobbertschi oder Koch mit seinem Gehülfen; einen Musaltschi, dem das Geschäft obliegt, Gläser und Teller zu waschen, Messer zu wetzen und dem Kitmudgar die Speisen hinein zu reichen; einen Biisti oder Wasserträger; einen Dobi oder Wäscher; einen Durzi oder Schneider, der flickt was der Wäscher zerreißt; einen Hukaburdar, dessen Aufgabe allein darin besteht, des Herrn Huka zu beaufsichtigen; endlich einen Mäter*), der die Dielen

---

*) Der Mäter ist ein Kastenloser („outcast''), was die Europäer Paria nennen; er ist so unrein, daß selbst der Europäer sich vor seiner Berührung hüten muß. Ich vergesse nie, daß, als ich einmal einem Mäter Geld in die Hand zählen wollte, der Herr des Hauses mir ängstlich zurief: „Um Gottes Willen, thuen Sie das nicht, denn alle meine Diener würden Sie, wie die Pest, fliehen; legen Sie das Geld auf den Tisch, und lassen Sie ihn es sich selbst nehmen." Parias ist ursprünglich eine Verfälschung von „Paharis", dem Namen eines, duich seine Trinkfälligkeit berüchtigten, halbwilden Bergvolks von Bhaugulpore, einem Volk, das keine Schriftzeichen, keine Zeitrechnung, und mit Ausnahme davon, daß es sich für aborigines hält, auch keine historische Traditionen kennt. Nun hat aber „Parias" eine ganz andere, viel allgemeinere Bedeutung erhalten, man gebraucht es, um die verachteten kastenlosen Geschöpfe zu bezeichnen, die, aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, in abgelegenen Häusern, gewöhnlich außer der Stadt, wohnen müssen, und deren Loos es ist, Verbrecher hinzurichten, Leichen und Aas zu sammeln und wegzuschaffen, und alle Art unreiner Arbeit zu verrichten. Man kann wohl keinen stärkeren Beweis von ihrem Elend geben, als daß ihr jährlicher Lohn nicht höher ist, als 10—11 ₰ dänisch (50—55 Schilling Courant).

fegt und alle schmutzige Arbeit thut. Auf dem Lande sind noch außerdem Gartenknechte u. dgl. m. erforderlich. Ist eine Dame im Hause, pflegt die Frau des Mäters ihr Schlafzimmer rein zu halten, und eine Portugiesinn ist ihre „Aja" oder Kammerfrau. Wer erstaunt nicht anfangs über diesen ungeheueren Dienertroß!

Nicht weniger als den Europäer, geniren den Hindu selbst seine Kasteneinrichtungen und die damit verbundene Lehre des Unreinen; und betrachten wir ihn in irgend einem seiner Lebensverhältnisse, denken wir ihn uns z. B. nur bei seiner täglichen Mahlzeit, zeigt sich dies bald practisch. Man möge mir erlauben, hier einer kleinen Begebenheit zu erwähnen, die wir während unseres Aufenthalts bei den Nicobaren erlebten; sie betrifft einen kranken Lascaren, dem der Arzt befohlen hatte, unten im Schiff zu zu bleiben, der aber am nächsten Tage trotzdem krank und leidend auf's Verdeck kam. Als ihm der Arzt Vorwürfe machte, antwortete er weinerlich: „Gestern bekam ich nichts zu essen, und gehorche ich fernerhin, werde ich einen langsamen Hungerstod sterben, denn nur einer der Lascaren hier an Bord steht seiner Kaste nach tief genug, um mir mein Essen zuzubereiten und es mir zu bringen, und hat er es zubereitet, darf ich es nicht genießen." Mit anderen Worten, der Hindu ist genöthigt, einen Koch zu haben, der derselben Kaste angehört, als er selbst, aber auch das Geschirr, worin die Speise bereitet ist, darf von Niemanden gebraucht sein, der nicht von derselben Kaste ist. Er darf nur vor Aufgang und nach Untergang der Sonne essen; er darf, wenn in Calcutta wohnend, kein anderes Wasser trinken, als aus dem Gangesfluß. Alle Fleischspeisen sind, namentlich den höheren Kasten, streng verboten*); nur mit seines Gleichen darf er essen, und die Frau muß, nachdem sie dem Manne aufgewartet und ihm die Huka gereicht, hinausgehen, um mit den kleineren Kindern die Ueberbleibsel der Speisen zu verzehren. Die Mahlzeiten werden wie Andachtsübungen betrachtet, in denen sich der Hindu ungern stören läßt; wird aber die Speise durch Berührung oder auf andere Weise verunreinigt, ver-

*) Die Muhamedaner nehmen es nicht so genau mit diesen Vorschriften. Kurz vor unserer Ankunft in Ostindien waren in einem Dorfe dicht bei Calcutta, wo die Hindus die Mehrzahl bildeten, diese so empört worden, weil ein dort ansäßiger Muselmann Ochsenfleisch gegessen hatte, daß sie ihn lebendig brieten.

hungert er lieber, als daß er dies Gift zu sich nähme. Auf dem oben erwähnten Dampfschiff fiel einmal unglücklicherweise eine Schweinsborste in's Reisfaß, um welches die Lascaren versammelt waren, sie hatten mit dem Essen noch nicht begonnen, und gewiß den allerbesten Appetit, aber doch war ihr Entschluß schnell gefaßt: sie warfen die ganze Schüssel über Bord, und zogen es vor, an dem Tage zu hungern.

Die Stellung der Frauen in Indien ist höchst beklagenswerth. Im 11ten oder 12ten Jahr schon wird ein Mädchen verheirathet, und der Eheherr sieht sie am Hochzeitstage bei'm Zurückschlagen des Brautschleiers zum ersten Mal. Tritt sie in ein etwas reiferes Alter, wird sie dem Mann zuwider. Im Harem*) eingeschlossen, bekommt kein anderer Mann sie zu sehen, es sei denn einer aus so niedriger und verächtlicher Kaste, daß der Ehemann auf ihn nicht eifersüchtig sein kann. Stirbt der Mann, darf sie nicht wieder heirathen**), ja ehedem mußte sie demjenigen auf den Scheiterhaufen folgen, der sie lebend weder geliebt noch geachtet hatte: eine Sitte, die doch endlich dem Einfluß der Engländer gewichen ist.

Wenn ich erzählt habe, daß die Frau nicht einmal für würdig erachtet wird, mit dem Mann zu essen, so ist doch die Schilderung, die Warren von umherziehenden Hindufamilien giebt, denen er auf seinem Wege begegnet ist, noch auffallender. Es waren arme, verhungerte Leute, doch ging der Ehemann immer stumm und stolz voran, nichts Anderes tragend, als seinen eigenen Wanderstab; wenige Schritte hinter ihm erlag die Frau fast unter der Last ihres Gepäcks. Ging eine Gesellschaft zusammen, schritten die Männer voran, und die Frauen folgten ihnen in ehrerbietiger Ferne.

Die Erniederung der Frauen ist jedoch nur eine der vielen großen Schattenseiten der Brama-Lehre, nur einer der vielen traurigen Abwege, auf die den Hindu der Aberglaube und Fanatismus

---

*) Polygynie ist fast über ganz Indien verbreitet; doch giebt's Ausnahmen. Bei der von den Himalayagebirgen bis zur Malabarküste herabgestiegenen Stämmen herrscht Polyandrie, so daß ein Frauenzimmer nach der Ehe auch, wie mit allen Brüdern des Mannes verheirathet, angesehen wird.

**) Die Unreinheit der Wittwe ist in den Augen der Hindus so groß, daß die Engländer in Calcutta vergeblich eine Prämie von 10,000 Rupien ausgeboten haben für den Hindu, der eine Wittwe ehelichen wolle.

geführt. Denn gerade dieser läßt ihn auch die lange Pilgerfahrt nach Gangotri nicht scheuen, um, in dem Wahn von der Wunderkraft des Ganges, sich einige Flaschen mit dem heiligen Wasser des Flusses zu füllen, oder in ihn hinabzusteigen und die Gabe der Weissagung zu erflehen, oder aus dem Schlamm Kugeln zu formen, als Sühnopfer für die entschlafenen Ahnen. Dieser Aberglaube läßt während der jährlichen Messe in Kurdwar*) Tausende nach dem großen Fluß hinströmen, um in dem Augenblick, wenn der Ton der Muschelschale des Braminen erschallt, unterzutauchen im Strom, wo Viele einen freiwilligen Tod finden. Er läßt den Hindu Jahre opfern, um mit ausgestreckten Gliedmaaßen den Weg von seiner Heimath bis zum fernen Jaggernauth-Tempel zu messen, und hat er das Ziel erreicht, sich niederzuwerfen, um unter den Rädern des großen Pagodenwagens zermalmt zu werden. Er läßt den Vater seine zarte junge Tochter, als Bajadere und Dienerinn der Priester, in den Tempel bringen. Er läßt die Menge mit heiliger Scheu aufblicken zu den bemitleidenswerthen, allein so widerwärtigen Joghis und Fakiren (Bettelmönchen): nackte, durch Gangesschlamm, Kuhdünger und Asche auf's Schrecklichste zugerichtete Menschen, deren Hauptnahrung aus Früchten und Wurzeln besteht, die im dichtesten Urwald oder in verfallenen Ruinen sich aufhalten, und die sich den fürchterlichsten Qualen freiwillig unterwerfen, die Hände krampfhaft schließen, bis die Nägeln d'rin festwachsen, die Augen geschlossen halten, bis keine Macht sie mehr öffnen kann, den Arm in einer Stellung ausstrecken, bis er steif, kalt und welk sich nicht mehr biegen läßt, Jahrelang auf stumpfen eisernen Stacheln liegen, sich lebend bis an die Brust begraben und nur genießen, was die Barmherzigkeit ihnen in ihrer schrecklichen Lage reicht. Bis vor Kurzem noch ließ dieser wahnsinnige Glaube die Wittwe den Scheiterhaufen besteigen. Ja nicht einmal ruhig sterben läßt er den Hindu. Der Todtkranke wird von seinem nächsten

*) Araber, Ceilonesen, Perser, Tartaren, Seikhs und Stämme aus den verschiedensten indischen Provinzen, versammeln sich auf diesem ungeheuren Markt, theils als Gaukler, theils als Schlangenbezähmer, Taschenspieler u. s. w., theils um die mannigfachsten Waaren feil zu bieten, als Pferde, Kamele, Elephanten, Hornvieh, Shawls und Stoffe aus Kaschmir und Thibet, Edelsteine und Flitter, englische Zeuge und französische Parfümerien.

Angehörigen an den Fluß geschleppt, wo sie seinen letzten Klageschrei ersticken, indem sie ihm Mund und Nase mit Schlamm verstopfen, und dann seinen halbtodten Körper der kommenden Fluth überlassen, die ihn im Steigen fortschwemmt. Er gebietet selbst der Mutter, gegen ihr neugeborenes, krankes Kind, dieses Kind, an dem sie mit der größten Zärtlichkeit hängt, so grausam zu sein, daß sie, wenn in dem Wahn, es stehe unter dem Einfluß böser Geister, es in einem Korbe am Baum aufhängt, und es erst am dritten Tage wieder herunter nimmt, falls es nicht vorher von Hunger, Raubvögeln und Ameisen getödtet ist. Er macht, bei der Geburt einer Tochter, das Haus des Raiputten zum Sitze des Grams; er bringt ihn dazu, ihr in ihrem zwölften Jahre den Giftbecher zu reichen, um nicht die Schande zu erleben, sie unter ihrem Stande vermählt zu sehen*). Aus ihm stammen endlich die berüchtigten „Thugs", die schrecklichste Ausgeburt menschlicher Verirrung. Diese „Thugs" oder „Phansigaren" (von „phansa" stranguliren) bilden, nach Warren, eine durch Indien weit verbreitete geheime Verbindung, deren Ursprung bis in die fernsten Zeiten reicht, obgleich sie bis vor 40 Jahren selbst den indischen Regierungen noch unbekannt war, und erst ein Gegenstand der Verfolgung des englischen Gouvernements ward, als einer ihrer Häuptlinge, um sich vom Schafot zu retten, sie verrieth. Die Mitglieder des Vereins verehren die Gottheit Bowani, die das Menschengeschlecht verabscheut und an seinem Untergang arbeitet. Der Thug tödtet Jeden ohne Ausnahme, Frauen, Greise und Kinder; ihm ist die Beute Nebensache, seine größte Lust aber Menschenjagd, die alle Kräfte und Leidenschaften seiner Seele anspannt. Stirbt er auf dem Schafot, fällt er als Märtyrer einer heiligen Sache. Alle Thugs erkennen sich an gewissen Freimaurerzeichen. Ihre Art zu tödten besteht im Erdrosseln vermittelst eines Tuchs, in dessen einer Ecke sie einen Stein befestigen, und das sie in der Entfernung von einigen Schritten ihrem Opfer nachwerfen. Ein Häuptling dieser Sekte sagte vor Gericht aus, er für seine Person habe 719 Menschen

*) Sie standesgemäß zu verheirathen ist um so schwieriger, da kein Weib in Rajasthan einen Mann ihres eigenen Stammes ehelichen darf. Als Beweis dafür, in welcher Ausdehnung jene Mordthaten ausgeführt werden, mag es dienen, daß im Jahre 1818 in Cutsch unter 12,000 Männern nur 30 Frauen waren.

getödtet, und bedauere nur, daß man ihn durch eine zehnjährige Gefangenschaft gehindert habe, das Tausend voll zu machen! Die meisten Steuereinnehmer und Communalautoritäten in den Dörfern haben seit Jahrhunderten mit diesen Thugs in Verbindung gestanden, Reisende in ihre Schlingen gelockt, den Phansigaren Nachweisungen gegeben, sie beschützt und ihre Beute mit ihnen getheilt. Auch die Bettelmönche sind größtentheils Spione in ihrem Dienst. Eine Untersuchungscommission von 18 Officieren, die Lord Bentinck niedersetzte, schlug die Anzahl regelmäßig organisirter Mörder auf über 50,000 an! Im unteren Bengalen findet man sie sehr häufig, besonders unter den Fährleuten.

Gewiß wünscht jeder Fremde den Ceremonien beizuwohnen, unter denen der Brama-Anbeter seinen Gott verehrt. Zu dem Zweck in eine Pagode einzudringen, würde indeß eben so nutzlos, als gefährlich sein, und man muß sich daher damit begnügen, dem Gottesdienst unter freiem Himmel beizuwohnen. Die weitschattende Krone des heiligen Feigenbaums bildete dann oft die eigentliche Tempelwölbung, unter der der Bramine seinen Gott anbetete, und die daran gränzende Pagode, wenn ich ihr diesen Namen geben darf, war nicht viel größer als ein Hundehaus. Oder auch wir sahen vom Schiff aus die Andachtsübungen an, die an der Landungstreppe Babu Ghaut und längs des ganzen Flußes vorgenommen wurden. Bei'm Sonnenuntergang standen die Hindus hier zu hunderten bis an den Hals im Wasser, während sie unter den wunderbarsten Verreckungen, und bei der uns wohlbekannten schrillenden Hindumusik, unverständliche Gebete murmelten. Und wenn wir Morgens an's Land gingen, kauerten sie gruppenweise, um einen Braminen versammelt, am Ufer, salbten sich den Körper andächtig mit Oel ein, und bemalten Stirn, Ohren u. s. w, mit den buntesten senkrechten und horizontalen Strichen, oder mit den, ihre respectiven Kasten bezeichnenden Merkmalen, was Alles mit der minutiösesten Genauigkeit vor einem Spiegel ausgeführt ward. Vor dem Braminen, der in ihrer Mitte saß, war ein Teppich ausgebreitet, und auf diesem lagen die verschiedenen Apparate: die Opfer, (Lotus, Reis, Bananen u. s. w.), messingene Gefäße mit Gangeswasser, metallene Teller und Löffel, eine Glocke, deren Griff, kaum kenntlich, einen Götzen darstellte, ein kleiner Spiegel,

ein Farbenkästchen von Sandelholz u. s. w. Nach den sonderbarsten Beschwörungen, nachdem die mancherlei Speisen für den Gott bereitet, und aus Schlamm ein unförmliches Götzenbild geknetet war, stieg der Bramine mit der Glocke und den Opfern in den Fluß, schellte heftig, als riefe er den Gott, flehte ihn, wie es schien, inbrünstig an, und schüttete dann die Opfer in den Fluß, worauf der Gottesdienst zu Ende war. — Führte unser Weg uns nun weiter durch die Stadt, sahen wir die Hindus überall an den großen Bassins sitzen, sich mit Wasser übergießen, die Füße waschen und den Mund spülen; und in die Bazars eintretend, sahen wir sie andächtig und mit heiliger Ehrfurcht Reis, Geld und andere Gaben opfern, entweder den rothgekleideten Braminen — ich glaube Emissaire der Sekte des Religionsreformators Gowind Sing — oder jenen widerwärtigen, aschgrauen, nackten und ausgehungerten Gestalten, die wir schon als Bettelmönche oder Märtyrer kennen gelernt haben. — In die Zeit unseres Aufenthalts in Calcutta fiel auch eines der großen Religionsfeste. Die in Ostindien wohnhaften Engländer sind indeß zu gleichgültig gegen die Religion der Hindus, wie gegen ihre Sitten und Gebräuche, als daß wir bei ihnen befriedigende Aufklärung hätten erhalten können über die Bedeutung des Götzenbildes — ein Gott mit vier Armen, auf einem Löwen sitzend, der wieder von einem Elephanten getragen wurde — das zu hunderten durch die Straßen nach dem Kai hinunter getragen und dann in den Fluß geworfen wurde; oder über die unzähligen brennenden Lichter, die Nachts in kleinen irdenen Gefäßen auf dem Wasser schwammen, gleich ebenso vielen Wünschen und Hoffnungen, die aufrechterhalten oder ausgelöscht wurden vom reißenden Strom. Auch muß ich noch eines unheimlichen, ja widerwärtigen Anblickes erwähnen, dessen Zeuge man täglich am heiligen Strom ist: es sind dies die Menge Leichname, die vorbeischwimmen, oder an den Fallreebstreppen und Dampfschiffrädern hängen bleiben, so daß man sie von sich stoßen muß, um sie wieder in den Strom zu treiben. Nicht selten sieht man Aasgeier ihnen die Augen aushacken, die Gedärme ellenlang in die Höhe ziehen oder an der Zunge zerren, so daß es das Ansehen hat, als nicke Einem der Todte noch zu und sage sein letztes Lebewohl, indem er am Schiff vorüber treibt. Schrecklicher aber, als alles Andere, ist der Gedanke, daß in diesen entstellten

Körpern noch mitunter ein schwacher Lebensfunke glimmt, den man, und könnte man es hindern, dennoch aus christlichem Mitleid müßte erlöschen lassen, da der Unglückliche, würde er wieder in's Leben gerufen, doch von seinen Glaubensgenossen für geistig todt erklärt und für immer aus seiner Kaste ausgeschlossen wäre.

Es drängt sich Einem unwillkürlich die Frage auf: „wie sich das brittische Gouvernement der Bramalehre gegenüber verhalte?" und während man hier einräumen muß, daß es auf eben so kräftige als besonnene Weise solchen Grausamkeiten, wie den vorerwähnten „Suttis" (dem Opfertode der Wittwen auf dem Scheiterhaufen), den Menschenopfern, den Uebelthaten der Thugcorporation u. s. w., theils entgegengewirkt, theils sie ganz ausgerottet hat; — ja während es, trotz der Bestimmung in der Charte, die es ihm ausdrücklich verbietet, auf irgend eine Weise die freien Religionsübungen der Eingeborenen zu beeinträchtigen, ein Gesetz erlassen hat, nach welchem dem Hindu, der zum Christenthum übergeht, sein Erbe nicht vorenthalten werden darf: — so ist doch die Stellung der brittischen Regierung dem Braminismus gegenüber in anderen Beziehungen eine ziemlich zweideutige. Als die Engländer zuerst in Ostindien festen Fuß faßten, traten sie als seine entschiedenen Vertheidiger gegen den Muhamedanismus auf; und obgleich seitdem Manches anders geworden, ist ihr Eifer für die Ausbreitung des Christenthums doch nicht größer, als daß dieselben Schiffe, die protestantische Missionäre nach Indien bringen, Tausende von hinduischen Götzenbildern laden. Der Generalgouverneur Lord Ellenborough ließ mit einem ungeheueren Kostenaufwand die colossalen Thore einer berühmten alten Pagode von Afghanistan nach Calcutta bringen, nur um den Bramaanbetern zu schmeicheln. Lord Awkland opferte auf einem Götzenaltar Gaben; und die Kanonen des Fort William feiern mit donnernden Salutschüssen das jährliche Fest zu Ehren Kali's, der Göttinn der Grausamkeit und Wollust.

Die englische Hochkirche ist nicht geeignet, zahlreiche Proselyten zu machen unter einem Volk, das mit glühender Leidenschaft die lebhafteste Phantasie verbindet. Ihr Gotteshaus ist einfach, öde, geschmacklos und nichts weniger als imposant; kein Cruzifix, kein Altar, kein Kelch, Nichts das dem Auge zum Anhaltspunkt dienen und vermittelst der Sinne die Seele zur Andacht erheben könnte.

Der Gottesdienst besteht zum größten Theil aus einer ermüdenden Wiederholung des heutigen Textes, der apostolischen Symbole, der zehn Gebote und des Vaterunser, sammt Auszügen aus Davids Psalmen u. s. w.: Alles mit schleppendem und näselndem Ton aus dem reglementirten Gesangbuch vorgetragen, erst vom Prediger, dann von dem hinter einem Tisch unter der Kanzel stehenden Küster, endlich von der versammelten Gemeinde. Gesungen wird sehr gut, aber nicht unter Mitwirkung der Gemeinde; die Predigt, zu deren Ruhm man nur sagen kann, daß sie kurz ist, wird abgelesen. Die Lehre der Hochkirche hat auch nichts Anziehendes für den Hindu, ihre Vorschriften sind streng und intolerant ohne Wärme und Begeisterung.

Doch giebt es, außer der kalten Abgeschlossenheit der englischen Kirche und dem religiösen Fanatismus der Hindus, noch einen anderen Grund, der ebenso wesentlich dazu beiträgt, daß nicht mehr Eingeborene (von den 230,000 Einwohnern Calcuttas bisher nur 49) zum protestantischen Glauben übergehen; dieser Grund leuchtet dem Beobachter bald ein, wenn er die weit glücklicheren Erfolge der catholischen Missionäre beachtet. Die englischen Geistlichen haben bedeutende, ja zum Theil enorme Einnahmen, sind verheirathet, halten Equipage, Reitpferde, zahlreiche Dienerschaft, wohnen in Pallästen und leben überhaupt wie große Herren. Mit den Eingeborenen stehen sie in keiner Art Verbindung, und sehen mit unverkennbarer Verachtung auf Jeden hinab, der nur eine schwache Andeutung von dunkler Hautfarbe hat. Das flößt gerade nicht Vertrauen ein zu der von ihnen verkündeten Lehre der Liebe und Demuth; und gelingt es ihnen, einen Einzelnen zu bekehren, ist's gewöhnlich ein Paria, der die Kränkungen seiner Glaubensbrüder nicht mehr zu ertragen vermochte, der aber dennoch im reiferen Alter fast immer zu seinem früheren Glauben zurückkehrt*).

---

*) Es machte ungeheueres Aufsehen in Calcutta, als ein Bramine, Kristna Banierju, sich zum Christenthum bekehrte. Er hat später im Bishops-College seine Vorbereitung durchgemacht; das Gouvernement erhält ihn, und steht im Begriff, eine Kirche zu bauen, die seinen Namen tragen soll. Er war, gleich allen seinen Landsleuten, von der frühsten Kindheit an mit einer Hinduerin verlobt; als er aber zum Christenthum überging, erklärten ihre Eltern die Verbindung für aufgelöst. Sie indeß wollte ihr Gelöbniß nicht zurücknehmen, und das Gouvernement hat ihre Heirath wirklich durchgesetzt. Jetzt kommt sie in die vornehmsten englischen Häuser; sie ist europäisch gekleidet, klein, sehr schwarz und nicht hübsch, weiß sich aber sehr gut

Wie verschieden von diesen protestantischen Missionären sind nicht die Sendlinge der römischen Propaganda! Sie versagen sich alle leiblichen Bedürfnisse und wandern, wie Apostel, baarfuß durch's Land. Fontanier erzählt, daß der katholische Bischoff in Bombay, Don Pedro d'Alcantara, ein Mann der schon 50 Jahre in seinem schweren Beruf gewirkt hatte, vom brittischen Gouvernement eine Vorfrage bekam, wie viel er zu seinem Unterhalt wünsche. Er war der erste Geistliche der Mission, und gehörte einer der vornehmsten Familien Italiens an; dennoch ging seine Antwort nur darauf aus, wie er es dankbar anerkennen werde, wenn man ihm monatlich 30 Rupien sichern wolle, und als das Gouvernement glaubte, daß seine bescheidene Forderung (nicht mehr als die Hälfte der Gage eines Midshipman) auf einem Irrthum beruhe, erklärte er wiederholt, wie es für ihn durchaus hinreichend sei bei seinem ärmlichen Zellenleben. Während der englische Doctor Wilson, übrigens ein bekannter Gelehrter, zwei Proselyten machte, hatte aber auch Don Pedros Coadjutor, Fra Luigi, allein 6000 bekehrt. Die Eingeborenen schlossen sich ihm an, wo sie ihm begegneten, suchten bei ihm Rath und Trost, und sandten Nachts zu ihm, damit er ihren sterbenden Verwandten das heilige Abendmahl reiche.

Indem ich mittheile, was zur Förderung des Christenthums geschieht, darf ich nicht unerwähnt lassen, wie wirksam und thätig die englischen Frauen als Beschützerinnen der Asyle und Armenschulen aufgetreten sind. Der dem Weibe am natürlichsten angewiesene Wirkungskreis ist ihr hier fast ganz verschlossen: die Häuslichkeit gedeiht nicht in diesem Klima, den Hausstand besorgen wäre in Indien eine Unmöglichkeit; sollen die Kinder nicht zu Grunde gehen, müssen sie schon früh nach Europa geschickt werden, und folgt ihnen die Mutter nicht dahin, hat sie nur ein ödes, freudenleeres Leben vor sich. Bedenkt man dabei noch die vorherrschende Religiösität der Engländerinnen, da sind sie auf jene schöne Wirksamkeit doppelt hingewiesen. Das bekannteste Mädchen-Asyl ist die große „central school", eine Anstalt für Kinder vom 2—7ten Jahr, die nur durch Privat-Wohlthätigkeit besteht. — Eine förmliche Pensions-Anstalt ist

zu benehmen. Er ist ein großer, schlanker junger Mann mit einem edlen Kopf; seine hinduische Tracht hat er beibehalten.

das für etwa 50 elternlose Christenmädchen eingerichtete „European female orphan asyle". Es veranlaßt eine monatliche Ausgabe von ungefähr 1000 Rupien, von denen 800 aus Privatbeiträgen herrühren, während 200 vom Gouvernement gegeben werden, mit der Bedingung, daß eine gewisse Anzahl Plätze durch Soldatenkinder besetzt werden, für die ursprünglich die Anstalt gestiftet ist. Die Mädchen erhalten hier eine vollständige Erziehung, werden zu häuslichen Geschäften, zu weiblichen Handarbeiten und besonders zur Gottesfurcht angehalten. Sie wachsen im Glauben der englischen Kirche auf; sie werden während der Zeit, die sie im Institut sind, wie Nonnen in einem Kloster gehalten, und dürfen nur einmal monatlich Besuch annehmen. Die Frau des Erzdiakonus, Mrs. Dealtry hatte, als wir in Calcutta waren, die Oberaufsicht über diese Anstalt. — Eine ähnliche Einrichtung ist „la Martinière" (nach dem Testator General Martin so benannt), die zwei streng gesonderte Abtheilungen hat, eine für Mädchen und eine für Knaben; sie hat den doppelten Zweck, theils Knaben, die unter günstigeren Verhältnissen geboren, Unterricht in den höheren Wissenschaften und, wünscht man es, zugleich Aufnahme in der Erziehungsanstalt, — theils, und dies ist ihr Hauptaugenmerk, einer gewissen Anzahl bedürftiger, doch nicht zur allerniedrigsten Volksklasse gehörender, Christenkinder von beiden Geschlechtern, und aus allen christlichen Secten, freien Unterricht, Kost, Logis u. s. w. zu geben. Die Knaben, die vom 4—10ten Jahre aufgenommen werden und nicht länger, als bis zum 18ten Jahr, in der Anstalt bleiben dürfen, erlangen die ihnen dienlichen Vorkenntnisse; ja die Begabteren werden so weit gebracht, daß sie sogar eine höhere Stellung in der Gesellschaft einnehmen können. Auch die Mädchen, denen es freisteht, ihr Lebelang im Institut zu bleiben, wenn sie nicht verheirathet werden oder einen Dienst annehmen, erhalten eine ihrem Beruf angemessene Erziehung. — Unter den vielen Volksschulen muß ich schließlich noch der durch die Dissenters, oder die freie Kirche, gestifteten „United scotch church school" erwähnen, einer Schule für 1050 schon herangewachsene Knaben, von denen nur 12 Christen waren, während doch der Unterricht, obgleich Religion als ein eigenes Lehrfach ausgeschlossen war, den verborgenen Zweck hatte, ihnen das Christenthum einzuimpfen, damit sie einst zu Missionären herangebildet werden könnten.

Calcutta hat auch zwei, im großartigsten Styl angelegte, Hochschulen für Eingeborene: „Hindoo-college" für Hindus, und „Madrussa" für Muselmänner. Mr. Torrens, ein als Orientalist und Secretair der „Asiatic society"*) bekannter Mann, war so gütig, uns in beide einzuführen.

Der erste Plan zum „Hindoo-College" wurde 1815 von David Hare gelegt, und bald nachher von Sir Edward Hyde East, erstem Richter in Calcuttas höchstem Gericht, wieder aufgenommen. Die Schule ward 1817 eröffnet, und ein „Sanskrit-College" damit verbunden. Das jetzige Gebäude steht erst seit 1827 fertig da; es ist höchst imposant; eine herrliche große Treppe und Porticus bilden den Haupteingang gegen Norden, und prangen, wie die Seiten des großen viereckigen Hofes, mit im ionischen Styl aufgeführten Säulen. Die englische Schule, die eine eigene Abtheilung des Gebäudes einnimmt, und im Ganzen von der Sanscrit-Schule scharf getrennt dasteht, hat zwei Hauptclassen (senior and junior department) von denen wieder jede in 6—7 Unterclassen getheilt ist. Eine große Menge Schüler genießen Stipendien, oder werden gratis aufgenommen; für die Uebrigen ist die Bezahlung 5—8 Rupien monatlich. Die Anzahl der Schüler, im Jahr 1834 nur 346, nahm jährlich zu, und war 1841 auf 550 gestiegen; und obgleich kurz darauf eine Begebenheit, die ich gleich näher besprechen werde, der Schule bedeutend Abbruch that, zählte sie doch, als wir sie besuchten, wiederum 650 Schüler. Nur sehr wenige der Lehrer — unter ihnen der Vorsteher, Mr. Kerr — sind Engländer; die meisten dahingegen Eingeborene. Religion wird durchaus nicht gelehrt, da jedes Bestreben, die Braminen-Lehre anzugreifen oder zu stürzen, streng untersagt ist. Schon öfters hat ein scheinbares oder wirkliches Uebertreten dieses Verbots Veranlassung zu ernsten Reibungen gegeben. Im

*) „Asiatic society", Calcuttas „Wissenschaftlicher Verein", hält monatliche Versammlungen. Sein Local enthält eine große Bibliothek, eine zoologische, osteologische, eine Mineralien- und Fossilien-Sammlung, eine Menge indischer, namentlich buddhaistischer Skulpturfragmente, manche alterthümliche Steine mit Inschriften, und endlich eine große Masse indischer und Südmeers-Waffen, musikalischer Instrumente und anderer „curiosities". Planmäßige Ordnung zeichnet dies reichhaltige Cabinet eben nicht aus; so sah ich neben einem roth angemalten Nicobarcranium, und einem ausgestopften Ourangutang, ein Haar vom Haupte des Sesostris.

Jahre 1830 ward einer der Lehrer, Derozio beschuldigt, den Schülern atheistische Grundsätze beigebracht, und die hinduische Religion lächerlich gemacht zu haben. Der Vorstand der Schule hielt die Beschuldigung für ungegründet, mußte aber, der öffentlichen Meinung wegen, in des Lehrers Absetzung einwilligen. Im Jahre 1831 setzte die Direction einen protestantischen Prediger als „professor of law and moral philosophy" ein, aber die eingeborenen Directoren weigerten sich, die Anstellung anzuerkennen, sie mußte zurückgenommen werden, und ein Rechtsgelehrter trat an dessen Stelle als Lehrer „on law and political economy". Im Jahre 1842 oder 1843 suchten, englische und amerikanische Missionäre vereint, dadurch die christliche Religion in's Hindoo-College einzuschmuggeln, daß sie in dessen unmittelbarer Nähe eine Capelle erbauten; kaum war aber der Grundstein dazu gelegt, so wurden ²/₃ der Knaben von ihren Eltern aus der Schule genommen, und damit diese nicht gänzlich zu Grunde ginge, mußte nun das Gouvernement den Bau der Capelle untersagen.

An Sprachen wird Englisch und Bengalisch*) gelehrt; die übrigen Unterrichtsfächer sind ungefähr wie bei uns. Nachdem wir dem Unterricht in altgriechischer Geschichte, Geographie und Plangeometrie beigewohnt hatten, hörten wir die älteste Classe in „natural philosophy" examiniren, worin Mr. Kerr selbst, nach einer von ihm verfaßten Bearbeitung von Baco von Verulams „novum organum", unterrichtete. Wir stellten die Fragen, um uns zu zu überzeugen, daß wir nicht von den Lehrern hinter's Licht geführt würden; und ich muß gestehen, bei allen Classen hatten wir Veranlassung, die schnellen und bestimmten Antworten der jungen Hindus zu bewundern. Ihre Definitionen waren so klar, ihre Beispiele so treffend, ihre Ausdrücke so gewählt, daß sie die meisten Knaben desselben Alters in unseren Schulen beschämt haben würden; auch lasen sie, selbst in den untersten Classen, so correct, und betonten so hübsch, daß ich mich im höchsten Grade darüber wunderte. Vielleicht möchte unsere Schuljugend mit Geringschätzung auf sie herabblicken, und doch schienen mir, namentlich die Jüngeren, an

*) Die Hauptsprachen in Calcutta sind Bengalisch und Hindostanisch. Letzteres ist die Sprache, welche die Engländer mit ihrer Dienerschaft sprechen; Bengalisch ist die gewöhnlichste, die Sprache des gemeinen Mannes.

Aufgewecktheit und Gewandtheit im Lernen, ja auch an Fleiß und Kenntnissen diese weit zu übertreffen; wenn aber einst, in späteren Jahren, selbst der weniger Begabte bei uns ein brauchbarer Staatsdiener geworden, sind jene Unglücklichen den verderblichen Institutionen ihrer Religion, dem frühen Heirathen (der Lehrer zeigte uns Knaben von 13 Jahren, die schon Väter waren), der Vielweiberei, dem Kastenwesen u. s. w., längst erlegen. Sie haben alsdann ihr anfangs scharfes Gedächtniß völlig verloren; ihr aufgeweckter, lebhafter Geist ist erschlafft; der Ernst, der uns bei dem noch unentwickelten Kinde in Erstaunen setzte (man sieht z. B. nie ein hinduisches Kind spielen), ist bei dem Mann in Trägheit und Indolenz übergegangen. Ich muß noch, Beispiels halber, einiger Antworten erwähnen, die uns bei'm Examen gegeben wurden. Ich erinnere mich eines 7—8jährigen Jungen, der auf die Frage: „Was ist eine Nation?" ohne sich zu bedenken antwortete: „Ein Volk, das sich von anderen bestimmt unterscheidet." Es schmerzte mich, als Fortsetzung dieses Gegenstands, den Mr. Torrens denselben Knaben fragen zu hören: „Wie heißt die Nation in diesem Lande:" worauf er antwortete: „die Engländer". Daraus leuchtete es mir denn ein, wie selbst die edleren Engländer das Nationalgefühl der Eingeborenen zu ersticken suchen, was auch daraus hervorging, daß die englische als vaterländische Geschichte gelehrt wurde. — In der Sanskritschule fragte Einer von uns einen Schüler: „Was ist der Zweck des Lebens?" und bekam zur Antwort: „„In Gottesfurcht und Wissenschaft fortzuschreiten."" — „Geschieht es aus Furcht vor Gott, wenn Du ein rechtschaffenes Leben lebst?" — „„Ich führe einen frommen Lebenswandel, weil nichts mich so sicher zur Erkenntniß Gottes führt, als die Tugend.""

Vom Hindoo-College gingen wir nach der gegenüber liegenden, für ungefähr 170 Knaben bestimmten, Patschala, wo der Unterricht ausschließlich in bengalischer Sprache ertheilt wird; darauf in die am entgegengesetzten Ende der Straße gelegene Armenschule: „School-society's branch school", wo, von den 500 sie besuchenden kleinen Knaben, 100 monatlich einen Rupie bezahlen, während die 400 ganz frei gehalten werden. Der Unterricht wird hier in englischer Sprache gegeben; diese Anstalt versieht das Hindoo-College mit Freischülern.

Eine ausgezeichnete Seite des Hindoo-College muß ich noch hervorheben; es herrscht dort ein selten guter Ton, der, von den Lehrern ausgehend, die ganze Schule durchdringt, so daß sich, von dem Sohne des reichen Babu, bis zu dem des ärmsten Kuli, die vollständigste Gleichheit geltend gemacht hat. Natürlich ist dies von einer ganz anderen Bedeutung, als wenn in Europa des Ministers und des Schneiders Sohn als Kammeraden mit einander auf der Schulbank sitzen; denn den Unterschied, der zwischen ihnen besteht, kann die Zeit vertilgen, Talente und Kenntnisse können sie auf dieselbe Stufe im Staate stellen, — zwischen jenen aber liegt die gähnende Kluft des Kastenwesens, die keine menschliche Macht auszufüllen vermag.

Ein noch frischeres und eigenthümlicheres Gepräge, als das Hindoo-College, bietet die Madrussa, die Hochschule der Muselmänner, dar. Muhamedanische Gesetzgebung und Erläuterung, Rhetorik, Logik, Mathematik und Astronomie, Grammatik, Litteratur, Persische und Arabische Sprache, sind die Unterrichtsgegenstände in der orientalischen Abtheilung. Die Schüler, zum Theil erwachsene Leute, gruppiren sich ehrfurchtsvoll um den Meister, der, in ihrer Mitte auf der Matte sitzend, ihnen die Schriften der Weisen deutet*). Alle Lehrer sind mit Leib und Seele Muselmänner, und von Allen der Eifrigste ist der Vorsteher der Madrussa, der alte Mahommed Wujeeb, der sich auch vor allen Anderen durch Geist und Gelehrsamkeit eben so sehr, als durch Liebenswürdigkeit und edlen Anstand, auszeichnet. Mit glühender Begeisterung für ihr Vaterland verbinden die Muhamedaner Haß, nicht allein gegen das englische Volk, sondern auch gegen die englische Sprache und Poesie; letztere verabscheuen sie als kalt und geschmacklos, und als wir die verschiedenen englischen**) Classen des Instituts besuchten, sahen wir dieselbe Lauheit und Antipathie gegen Shakespeares Tragoedien, Miltons „verlorenes Paradies" und Gray's Gedichte. Die

*) Von den Büchern, die in der orientalischen Abtheilung der Madrussa benutzt werden, will ich anführen: Euclid, Nuf-huutool, Geemun, Tareekh-Tymoree, Mugamate-Hurceree, Dewanee, Motnubee und die arabische Uebersetzung des Oordoo.

**) In der englischen Abtheilung wird Grammatik, Geographie, Geschichte, Astronomie, Mathematik, allgemeine Litteratur und „natural philosophy" gelehrt.

Madrussa liegt in „Kollingah“, dem Hauptquartier der Muselmänner; der Grundstein zu dem jetzigen Gebäude, das in demselben Styl angelegt ist, wie Hindoo-College, ist 1824 gelegt worden. Das Institut ist aber schon im Jahr 1780 von Warren Hastings gestiftet, und seine erste Bestimmung war, das Studium des Arabischen und der muhamedanischen Gesetze zu fördern, um dadurch taugliche juristische Beamte zu bilden: ein Plan, der jedoch später als unnütz wieder aufgegeben ward. Das Institut hatte keinen Fortgang, bis 1820 die aus Eingeborenen bestehende Direction durch einen Ausschuß von Beamten der Compagnie ersetzt, und ihm ein Secretair beigegeben wurde, der die Kasse verwaltete und den Unterrichtsplan leitete. Dies blieb nicht erfolglos, da sehr bald darauf eine Bibliothek angelegt, das jetzige Gebäude errichtet, und eine englische Schule der Madrussa einverleibt ward, welche letztere indeß wenig besucht und mit eifersüchtigem Auge von den Muhamedanern betrachtet wurde, weil sie ihr den Zweck unterlegten, ihre Religion untergraben und die arabische Gelehrsamkeit zurückdrängen zu sollen. Noch bis zu diesem Augenblick ist sie der ewige Zwistapfel geblieben, und der Streit erreichte den höchsten Grad, als 1835 die Kenntniß des Englischen bei den Stipendien bedingt wurde: welche Bestimmung indeß vom Gouvernement zurückgenommen werden mußte, während es dahingegen von nun an jedem Muselmann erlaubt ward, ohne Zahlung am englischen Unterricht Theil zu nehmen. Dadurch ist der Streit einigermaaßen geschlichtet; die englische Abtheilung wird jetzt von ungefähr 150 Freischülern, die arabische von ungefähr 40 bezahlenden und der doppelten Anzahl nicht bezahlender Schüler besucht.

Außer den beiden genannten Hochschulen: Hindoo-College und Madrussa hat Calcutta noch eine medicinische Facultät (medical college) für Eingeborene; die brittische Regierung hat also, wie man sieht, bedeutende Geldopfer gebracht, um die höhere Ausbildung der Eingeborenen zu fördern. Durch zwei unglückliche Verhältnisse werden diese Bestrebungen indeß sehr geschmälert, wo nicht gänzlich vernichtet: erstens durch das völlige Ausschließen alles Religionsunterrichts, zweitens dadurch, daß die Engländer der Ausbildung jede praktische Anwendung entziehen, indem sie in ihrem Egoismus den Eingeborenen alle höheren Staatsämter vorenthalten.

Wie diese es in der Armee nur bis zum Subadár bringen können, dem Titel nach „Capitain", der Stellung nach aber weniger als der jüngste englische Fähndrich, erreichen sie im Civilfach nie mehr, als eine untergeordnete Schreiberbedienung; und das in jeder Beziehung befriedigende medicinische Examen, giebt ihnen nur Anwartschaft auf die Stelle eines „sub-assistant surgeon" d. h. ein Mann, der fast ausschließlich unter Controlle und Verantwortung der englischen Aerzte wirkt. An dieser Klippe muß augenscheinlich jede durchgreifende höhere Volksbildung scheitern.

Wir besuchten Calcutta in der besten Jahreszeit, „the cold season", auf die man sich dort das ganze Jahr hindurch freut, wie wir auf den schönen Frühling, der den frostigen Winter ablöst. Es kann um diese Zeit dort wirklich kalt sein. Nach Eintritt des December kleideten wir uns nicht mehr so leicht, die Punka ward über Tisch nicht mehr geschwungeu, und Abends schloß man die Kutschenfenster, und hüllte sich in Mäntel, wenn man die Gesellschaften verließ. „Die Adjutanten" hatten, bis auf wenige Veteranen, die das Jahr hindurch bleiben, Calcutta verlassen, wo es ihnen nicht mehr warm und feucht genug war. Die reichen Hindus hüllten sich in immer mehr Shawls ein, und die Armen zogen ihre dünnen Musselingewänder dichter um sich, oder krochen zur Noth in ein europäisches Kleidungsstück; so hatten wir z. B. das Vergnügen einen unserer Bootsleute in schwarzem Frack zu sehen. Die kalte Jahreszeit wirkt belebend und erfrischend auf die europäische Bevölkerung Calcuttas, die noch vor Kurzem unter den glühenden Sonnenstrahlen verschmachtete, oder bei'm Wolkenbruch der Regenzeit in Melancholie und Spleen verfiel. Sie ermannt sich wieder, es ist ihre Carnevalszeit; Bälle, Diners und aller Art Feste lösen einander ab. Kühle ist bei einem ostindischen Feste der größte Genuß. Fragt man „wie amüsirten Sie Sich gestern Abend auf dem Ball?" ist die Antwort: „sehr gut, es war herrlich kühl" oder „sehr schlecht, es war so heiß". Und doch! obgleich Kälte und Wärme bei allen Freuden den Ausschlag giebt, hat man der englischen Manie, England überall hinzubringen, nachgegeben, und in mehreren Zimmern der Häuser Kamine angebracht: „nur um das Feuer zu sehen", wie sie sagen, „it is so comfortable"; und dabei heizen die schwarzen Diener fortwährend, bis man nahe daran ist, gebraten zu werden.

Das gesellige Leben ist in Calcutta sehr angenehm, wenn man erst bekannt geworden ist; dazu ist es aber erforderlich, schriftlich oder mündlich eingeführt zu werden. Pückler-Muskau erzählt von zwei Engländern, von denen einer den andern dem Ertrinken nahe sah, und ihn nicht retten wollte, weil er ihm nicht präsentirt war; und scheint dies auch eine Satyre, so ist es doch kaum übertrieben, was von zwei sich fremden Engländern erzählt wird, die, als sie sich in der Wüste begegneten, ihrem Princip treu, ihre gelassenen Kameele weiter gehen ließen ohne Wort und Gruß, bis ein Gespräch zwischen der weniger ceremoniellen Dienerschaft eine Stockung im Zuge veranlaßte, und so auch die Herren zusammenführte. Ist dieser Formalität aber Genüge geschehen, wird dem Fremden viel Höflichkeit und Artigkeit erzeigt; bis zur Herzlichkeit bringt man es aber nicht mit einem Volk, dessen Wahlspruch ist „Familiarity produces contempt". Außerdem herrscht im täglichen Leben die größte Einförmigkeit und so wird es für den Fremden, der ohne Geschäft ist, selbst bei der ausgebreitetsten Bekanntschaft in Calcutta bald langweilig.

Den Vormittag machen die Herren ihre Geschäfte ab, die Damen empfangen Besuche. Die fashionableste Zeit dazu ist von 11—2 Uhr. Da sieht man Kutschen und dicht geschlossene Wagen, in die kein Sonnenstrahl dringen kann, durch „Chowringhee", das aristocratische Quartier, hinrollen. Um zwei Uhr ist die gewöhnliche Tiffinzeit*), wozu selten Jemand eingeladen wird (wohl weil gewöhnlich die Männer ihr Tiffin auf dem Contoir einnehmen); wenn aber gerade Besuche da sind, werden sie gebeten, daran Theil zu nehmen.

Wie schon bei der Schilderung von Madras erwähnt wurde, ist dies die Hauptmahlzeit; bei dem späten Mittag ist's, hier wie dort, Sitte nur wenig zu essen. In Eis gekühltes Bier, oder eiskaltes Sodawasser, ist das Lieblingsgetränk, besonders der Damen. Mit wahrem Unbehagen habe ich hübsche junge Mädchen und Frauen ein großes Glas Bier nach dem anderen trinken sehen. Dennoch erklärt sich dieser Geschmack durch die Wirkung der starken Hitze und der sitzenden Lebensweise auf das zarte Nervensystem, das

*) Tiffin d. h. warmes Frühstück, was die Engländer „lunch" nennen.

dadurch erschlafft wird und einer künstlichen Anspannung bedarf; und da Wein, wenigstens in großen Quantitäten genossen, den Damen nicht gestattet ist, trinkt man Bier an dessen Stelle, was die Lungen erfrischt und eine augenblickliche Anregung hervorbringt, während jedoch dieser durch Reizmittel bewirkte Zustand bald wieder zusammensinkt, worauf man sich zurückzieht, um die jetzt unbedingt nöthige Ruhe zu genießen.

Ist man zum Diner eingeladen, versammelt man sich gewöhnlich um 7 oder 7½ Uhr des Abends. Die Gesellschaft pflegt zahlreich zu sein, und ist eine Dame im Hause, werden auch Damen eingeladen, die in großer Toilette erscheinen. Sammet, Atlas, schwere Stoffe, kurz alle europäische Eleganz findet sich hier in noch erhöhterem Maaße. Der Herr des Hauses führt die vornehmste Dame, oder diejenige, gegen die er speciell aufmerksam sein will, zu Tisch; demjenigen seiner Gäste, den er auszeichnen will, giebt er darauf ein Zeichen, seine Frau zu führen, im Uebrigen herrscht hierin keine Etikette: man kann einer beliebigen Dame den Arm bieten oder sich allein zu Tisch setzen und steht nun erst um 10—11 Uhr Abends wieder auf. Diese Speisezeit ist gewiß spät, ist ja aber auch nur eine auf indischen Boden verpflanzte englische Sitte. Die Engländer selbst behaupten, es könne nicht anders sein; ihre Geschäfte nähmen sie den ganzen Tag in Anspruch, es sei ihnen unmöglich, nach Tisch zu arbeiten, — welche Versicherung wohl wahr sein mag, da man sie über Tisch bei'm Desert nicht selten einschlafen sieht, und sie mit der Huka, die von einigen Gästen geraucht wird, um die Wette schnarchen hört.

An der Tafel herrscht immer großer Luxus; das weiße Tischtuch sieht man kaum vor Silber und Krystall. Die Gerichte werden auf massivem Silber servirt, der Wein spielt im geschliffenen Glase von allen Farben, aber auf den Gesichtern der Gäste fehlt der Frohsinn, und mit ihm die beste Würze der Mahlzeit. Es fehlt ihnen die Leichtigkeit, die Freiheit im Umgang, die gleich bei der ersten Bekanntschaft den Franzosen so anziehend macht: sie sind zu wenig elastisch, um sich mit den Fremden zu amalgamiren. In den meisten Häusern hat man eine Spielorgel, die regelmäßig aufgezogen wird, wenn man sich zu Tisch setzt, und unaufhörlich ihre 2—3 einförmigen Stücke spielt, was unwiderstehlich narcotisch auf die

Nerven einwirkt. Eine Conversation, die den Fremden interessiren könnte, wird selten geführt. „How do you like Calcutta" ist gern die einleitende Frage, deren gewissenhafte Beantwortung indessen nicht verlangt wird; und dann geht die Unterhaltung auf „Gage" und „Avancement" über, das Hauptinteresse eines ostindischen Beamten.

Der Wein ist im Allgemeinen gut. Xeres ist der gewöhnliche Tischwein; „Claret" (Rothwein) wird selten, außer bei'm Desert, servirt; Bier und Champagner wird fortwährend, doch nur auf Verlangen, eingeschenkt. Die Speisen sind meistens mäßig zubereitet, die hinduischen Köche sind aber entschuldigt, denn sie wissen nicht was sie kochen, da sie natürlich das Essen selbst nicht schmecken dürfen. Mitunter prahlt wohl ein reicher Herr mit seinem französischen Koch, der sich nicht scheut, einen Speisezettel mit den Namen künstlicher französischer Gerichte zu liefern; wagt man sie aber zu schmecken, findet man sie fast immer ungenießbar, — was am Ende auch gleichgültig ist, da, außer einigen neugierigen Fremden, sich Niemand daran macht! Ein wenig Suppe, zuweilen etwas Fisch (der nicht aus dem Hooghly-Fluß sein darf, sondern aus dem, zwei Meilen östlich von der Stadt belegenen, „salt-water-lake" geholt wird), ohne Ausnahme ein Stück Kalkunenfleisch und dazu eine Scheibe Schinken, zuletzt Reis und Carry, — das sind die stehenden Gerichte bei der Mahlzeit der Ostindianer. Alles Uebrige wird fast nie angerührt, und könnte eben so gut von Holz oder Pappe sein, wodurch ein bedeutendes erspart und dasselbe erreicht würde. Die Gerichte werden alle zugleich servirt, und die Gäste müssen sich selbst vorlegen. Hat man das Unglück, vor einem Schinken oder einer Kalkune zu sitzen, ist man dazu verdammt, ohne Aufhör zu arbeiten, bis alle Gäste versorgt sind: — man würde eine mangelvolle Erziehung zu haben einräumen, behauptete man, nicht vorschneiden zu können. Bei allen Gerichten werden die selbigen Gemüse herumgereicht, die, immer in Wasser abgekocht, nur wenig Geschmack haben. Man ißt auf sogenannten „hot-water plates", Tellern mit doppeltem Boden, bei denen der Zwischenraum mit kochendem Wasser angefüllt ist; es gehört ein Stöpsel in die Oeffnung, da dieser aber nicht selten fehlt, so passirt es Einem wohl, daß man mit einem warmen Bade über die Schultern oder auf den Schooß tractirt wird, und man muß noch Gott danken, wenn das Wasser rein ist.

Die zweite Anrichtung besteht aus Braten, Torten, Puddings u. s. w., dann wird abgedeckt, und das Dessert auf den blanken Mahagonitisch gesetzt; es besteht dies aus Eis, Gelées, Früchten, Confect u. s. w. Bei'm Tisch wird gewöhnlich der uns so wohlbekannte Kirschbranntwein servirt, der in Ostindien der Lieblingsliqueur ist, und darum auch die Ehre hat, in England, Frankreich und Hamburg, ja wohl gar in Ostindien selbst nachgemacht zu werden. Die Früchte in Ostindien sind, wie die meisten in den tropischen Ländern, mehr für's Auge, als für den Geschmack. Die Patrioten sagten mir freilich, sie wären nicht „in season", aber für die ausgehöhlten Pompelmosse und andere bei Festlichkeiten aufgesetzten Früchte kommt diese „season" nie. Die Engländer essen nur Morgens Früchte, bei der Mittagsmahlzeit werden sie nie angerührt.

Eine eigenthümliche Sitte an der ostindischen Tafel ist es, daß Jeder seinen Diener, oft zwei bis drei, zur Aufwartung mitnimmt; unterläßt man es, wird Einem die Strafe, daß man nichts zu essen oder zu trinken bekommt. Ich werde nie das Gesicht des Dieners meiner liebenswürdigen Nachbarinn vergessen, als ich sie bat, mir mit einem ihrer Leute etwas beizustehen, weil mein Kitmudgar, aus Gott weiß welchem Grunde, nicht in den Speisesaal gekommen war. Sie erlaubte es gerne, fügte aber lachend hinzu, sie bezweifle, daß mir mit der Hülfe gedient sein könne, worin sie wahrlich auch Recht hatte.

In Calcutta herrscht noch die alte englische Sitte, daß die Damen sich von Tisch erheben, während die Herren sitzen bleiben und die Flaschen kreisen lassen. Nur bei'm Gouverneur fand ich darin eine Ausnahme, indem die ganze Gesellschaft mit den Damen zugleich die Tafel verließ. Ich habe immer gefunden, daß jene Sitte so sehr im Widerspruch steht mit allgemeiner Geselligkeit, und mit der Höflichkeit, die man dem schönen Geschlecht schuldig ist, daß ich stets nach Kräften dagegen protestirt habe; es half hier indeß wenig, gegen den Strom an zu schwimmen, mir blieb nichts übrig, als bald möglichst die langweilige Tafel zu verlassen, die bei'm Fortgehen der Damen wie ein verwüstetes Feldlager aussah. Fänden die zurückbleibenden Herren doch wenigstens Ersatz im Trinken, wollte ich ihnen noch zur Noth verzeihen, man sähe allenfalls einen Grund für die schlechte Sitte, die Damen so zu verjagen; das geschieht

aber auch nicht, obgleich die roth und blau umwundenen Flaschen auf kleinen silbernen Wagen fleißig herumgeschoben werden. Jeder sucht eine möglichst bequeme Stellung zu gewinnen, raucht sich eine Cigarre oder Huka, legt die Beine auf des Nachbars Stuhl, und versinkt wohl gar in Träume. Mitunter wird, einem der Gäste zu Ehren, ein Toast ausgebracht, nach Umständen gut oder schlecht, selten aber mit der guten Eigenschaft, kurz zu sein. Alle Anwesenden geben ihren Beifall zu erkennen, indem sie mit der flachen Hand auf den Rand des Tisches klopfen; man wiederholt die Quintessenz der ausgebrachten Gesundheit, und sobald man darauf getrunken hat, erhebt sich der auf diese Weise geehrte Gast, und spricht in wenigen Worten seinen Dank aus, wobei wieder pflichtschuldigst applaudirt wird. Es ward dies öfters mein Loos, da man mir die Artigkeit erzeigte, große Gastmähle für mich zu geben; ich mußte dann danken für die Toaste, die meinem Könige, meinem Lande, meinem Schiff und mir selbst zu Ehren ausgebracht wurden. Fehlte es mir an Worten, entschuldigte ich mich damit, daß es mir unmöglich sei, in der fremden Sprache mich so leicht und geläufig auszudrücken, fühlte aber selbst, daß ich mich überhaupt hier auf unbekanntem Gebiet befinde. Die Rednergabe auszubilden, gehört in unserem Vaterland nicht zur Erziehung, wenigstens gehörte es nicht dazu in meiner Jugend. In England, wo das öffentliche Leben, und die Betheiligung eines jeden einzelnen Bürgers daran, ihn zwingt, seine Gedanken ohne Vorbereitung auseinanderzusetzen, ist es ein nothwendiger Theil der Erziehung, der aber freilich dennoch nicht immer glücklich ausfällt. — Die Stunde oder Paar Stunden, die man nach Tisch im Salon zubringt, wo man von den Damen erwartet, und wo Einem Thee und Kaffee zugleich servirt wird, ist die angenehmste Zeit des Abends. Man trifft stets einzelne ausgezeichnete, tiefgebildete Männer, bei denen man interessante Aufklärungen über die Verhältnisse des Einem größtentheils unbekannten Landes, erhält. Die Gesellschaft der Damen ist fast immer angenehm; beinahe ohne Ausnahme sind sie in England erzogen, und englisches Blut fließt in ihren Adern, was hinreicht, um zu bezeichnen, daß sie gewöhnlich hübsch und immer wohl erzogen, und wenn sie die Befangenheit, die sie anfangs in Umgang mit Fremden zeigen, überwunden haben, höchst zuvorkommend

und gutmüthig sind; nicht selten sieht man auch unter ihnen ausgezeichnete Dilettantinnen in der Musik, so wie denn überhaupt der Musikgenuß zu jedem Abendcirkel gehört. Ein Jeder, der singen oder Clavier spielen kann, muß sein Talent ohne Ausnahme zum Besten geben; auf diese Weise habe ich bei manchem Guten aber auch viel Mäßiges gehört, und, aufrichtig gesagt, habe ich mehr die Anspruchslosigkeit bewundert, mit der jeder Einzelne sein Schärflein opfert auf dem Altar der geselligen Freuden, als gerade die Schönheit der Leistungen.

Wie man aus dem Obigen sieht, ist's nicht schwer, sich in Calcutta die Zeit zu vertreiben, hat man erst dort Bekanntschaften angeknüpft. Wird man aber nicht eingeladen, so ist man gänzlich sich selbst überlassen, da man die Art der Geselligkeit, die uns in unserer Heimath die angenehmste ist, die nämlich, uneingeladen Abends in Familienkreise zu gehen und sich dort willkommen zu wissen, nicht kennt. Von solchen Abendbesuchen kann nicht die Rede sein; einige Familien hatten die Sitte einführen wollen, an bestimmten Abenden zu empfangen, die Versuche waren aber immer mißglückt. Man kennt hier nicht die Art der Geselligkeit, die sich auf freundschaftliche und vertrauliche Verhältnisse stützt, sondern nur lärmende Lustbarkeiten und übermäßige Genüsse. Der Grund dazu liegt theils in dem apathisch wirkenden Einfluß des Klimas, das ungewöhnliche Reizmittel verlangt, um eine Stimmung, die für Freuden empfänglich macht, hervorzubringen. Man würde aber wohl auch noch andere Ursachen entdecken, wenn man hinter den bunten Vorhang blickte, der das tägliche Leben des Ostindianers verbirgt. Selbst im Hause, am eigenen Tisch, umgeben von Verwandten und Freunden, fühlt er sich, wenn auch schon seit Jahren in Indien, dort nicht heimisch. England ist seine Heimath, dorthin steht sein Sinn, dahin schickt er seine Kinder, sobald sie einer weiteren Ausbildung bedürfen und der mütterlichen Pflege entwachsen sind; in Indien können sie nicht die nöthige Erziehung erhalten, und athmen dort Gift ein, sowohl in physischer als moralischer Beziehung. Wie nur England seine eigentliche Heimath ist, hat all' sein Streben nur das eine Ziel „to be able to go home"; und hat er genug erworben oder eine so bedeutende Pension erlangt, daß er in England „comfortable" leben kann, beeilt er sich die sonnigen Ufer des

Ganges gegen die in Nebel und Dunst gehüllten Küsten Englands zu vertauschen; ja selbst der Greis, der ein halbes Jahrhundert in Indien gelebt hat, strebt „heimwärts", damit wenigstens seine Gebeine einst in englischer Erde ruhen mögen. Es klingt halb komisch, halb rührend, wenn man einen alten Mann im vollen Ernst sagen hört: „I have not been home for twenty years".

Diese Idee, daß nur England ihre Heimath, Indien ihr einstweiliger Aufenthaltsort ist, macht sich im Großen wie im Kleinen geltend, in den Details des täglichen Lebens, wie in den öffentlichen Angelegenheiten. Darum ist es auch nicht auffallend, so scheint es wenigstens mir, daß die stille Häuslichkeit, wie der vertraute Umgang, nicht auf diesem Boden gedeihen können, da deren Hauptbedingung, Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand, fehlt; und es ist eine Selbstfolge, daß man die Freude, die nicht von Innen kommt, in der Umgebung und nach Außen sucht.

Kommt nun noch hinzu, daß es weder Schauspiel noch sonstige öffentliche Belustigungen giebt, die gebildete Leute besuchen könnten, so ist's klar, daß ein Abend in Calcutta dem Fremden leicht langweilig werden muß. „Was thun denn die Leute, die keine Geschäfte haben?" fragt man mit Recht. Die Damen sitzen allein im kinderlosen Hause, die Herren gehen in den Klubb, wo sie Cigarren rauchen, Billard und Karten spielen; oder sie vertreiben sich in der kalten Jahreszeit die Zeit mit Wettrennen, „Cricket", Scheibenschießen, Ballspiel und Wettrudern. Die Klubbs sind sehr brillant eingerichtet. Man erzeigte mir und meinen Officieren die Aufmerksamkeit, uns als Ehrenmitglieder sowohl von „the bengal club", als vom „Militairclubb", aufzunehmen; in beiden gab man uns zu Ehren Diners. Ich nahm aber die Ueberzeugung mit, daß an diesem Leben in der Länge Theil zu nehmen, für dänische Officiere zu kostbar sein würde.

In der früher besprochenen „Townhall" wurden Subscriptionsbälle (reunions) gegeben, wo die ganze beau monde Calcuttas in höchster Eleganz sich einfand. Als mir eines Abends eine Menge unbekannter Gesichter unter den Damen auffiel, erfuhr ich, daß der am Tage vorher angekommene Ostindienfahrer „the Monarch", 26 junge Mädchen mitgebracht habe, die theils nach vollendeter Erziehung zu ihren Eltern zurück kehrten, theils zum Besuch zu

Verwandten kamen, wohl nicht ohne die heimliche Hoffnung, in Ostindien in den Ehehafen einzulaufen. Der Unterschied zwischen den Neuangekommenen, denen noch das in ihren Adern fließende frische, englische Blut die Wangen röthete, und den Armen, die mehrere Jahre in diesem, die Schönheit zerstörenden, Klima gelebt hatten, war groß; es bedarf nicht vieler Monsunwechsel, um das Auge seines Feuers zu berauben, die Wangen zu bleichen, der Stimme ihre Frische zu nehmen, und bei den stärksten Naturen den Keim zu legen zu Leber- und Unterleibskrankheiten.

In demselben Gebäude ward den 3ten December ein ungewöhnlich großes Diner zu Ehren St. Andrews, Schottlands Schutzpatrons, gegeben, bei welcher Gelegenheit sich alle in Calcutta aufhaltenden Schotten vereinigt hatten, um sich einen tüchtigen Rausch zu trinken und lange, schwulstige Reden zu halten zum Ruhm ihrer vortrefflichen Vorväter und verdienstvollen Landsleute. Auch bei dieser Gelegenheit wurden wir mit Einladungen beehrt, und ich mußte wieder d'ran, für die den Dänen ausgebrachten Toaste öffentlich meinen Dank auszusprechen. Glücklicherweise war ich im vorhergehenden Jahr in Schottland gewesen, und hatte so Stoff zu einer Rede, die ich zu meinem großen Schreck den nächsten Tag in Calcuttas „evening star" bis auf's Wort abgedruckt fand. Höchst komisch war bei diesem Fest der Anblick eines unglücklichen Mannes, der in seine Hochlandstracht gekleidet war. Die unzähligen Muskitos hatten bald seine unglücklichen nackten Beine zum Lieblingsaufenthalt gewählt, bis der arme Bergschotte zuletzt der Verzweiflung nahe war.

Die Abwesenheit des Generalgouverneurs mit seinem zahlreichen Gefolge von Militair- und Civilbeamten, und einem großen Theil des sonst in und um Calcutta garnisonirenden Militärs, wirkte natürlich auf die Geselligkeit hemmend. Sir Henry Hardinge hatte seine Inspectionsreise in's Innere kurz vor meiner Ankunft angetreten, und stand eben im Begriff den berühmten Krieg gegen die Seiks anzufangen, der der englisch-ostindischen Armee neue Lorbeeren, dem englisch-ostindischen Reich neue Provinzen gebracht, der Regierung aber die großen Schwierigkeiten, mit denen sie schon zu kämpfen hatte, noch mit neuen vermehrt hat.

Während der Abwesenheit des Generalgouverneurs war der älteste Regierungsrath, Sir Herbert Maddock, als Gouverneur in Bengalen constituirt, und residirte, obgleich seine Privatwohnung in Alipore lag, im großen Gouvernementshause, wo ich verschiedenen Festen beiwohnte, unter anderen einem kleinen Ball, zu dem 600 Personen eingeladen waren, und wo ich so recht Gelegenheit hatte, mich von dem Luxus der brittischen Gouverneure zu überzeugen. Es war ein wahrhaft schönes Fest.

Nicht lange nach unserer Ankunft erhielten wir eine Einladung zu einem Fest, das ein eingeborener Babu, Namens Brojonauth Dhur, allen seinen Freunden gab. Er lud durch die Zeitungen ein und schickte Tausende von Einladungskarten herum. Die Folge davon war, daß viel mehr Menschen erschienen, als das Haus aufzunehmen im Stande war, daß die Polizei die Straße besetzen mußte, um Ordnung zu halten in der herbeiströmenden Menschenmasse, die wohl aus ebenso vielen Nichtgeladenen, als Geladenen bestand, und daß endlich das Thor verschlossen, und die Gäste durch ein mit einer hohen Schwelle versehenes Pförtchen eingelassen werden mußten, dessen Passage namentlich für die Damen ziemlich unbequem war.

Eine solche Babu-Wohnung ist gewöhnlich ein viereckiges, zweistöckiges Gebäude, das in seiner Mitte einen Hof einschließt, auf den die Zimmer hinauslaufen, mit einer Gallerie oben und unten, die von Säulen mit polirter Stuccatur getragen wird. Wenn ein Fest gegeben werden soll, wird ein Zelt über den ganzen Hof gezogen, und der Salon ist fertig. Der in Frage stehende Mann war sehr reich, und hatte an diesem Abende zur Unterhaltung seiner Gäste gewiß an 100,000 Rupien verausgabt. Im Hintergrunde, dem Eingang gerade gegenüber, war ein hoher Balcon angebracht, zu dem eine Treppe führte. Hier stand auf einer Erhöhung, innerhalb der festen Gallerie der unteren Etage, der Gott des Festes, welchen die anwohnenden Engländer näher bezeichneten als „the god of children", d. h. derjenige Gott, zu dem man betet, um Kinder zu bekommen und zu behalten. Es war eine mit den verschiedensten Farben bemalte Figur, umgeben von acht Statuen in kleinerem Maaßstab, die seine Diener oder Braminen vorstellten. Eine ungeheuere Menge von Confect, Früchten, Reis und anderen Opfern stand rund

umher zu ihren Füßen, und kein Christ durfte die Thürschwelle überschreiten, die diese Götterbilder von der übrigen Festhalle schied. Auf dieser Treppe, welche der eigentliche Platz für Honoratioren war, ward mir und meinen Officieren eine Reihe leerer Stühle von dem Wirth selbst, einem hübschen jungen Mann, angewiesen, um „His Danish Majesty's man of war" alle die Ehre zu erweisen, die ihm zu erweisen in seiner Macht stehe. Von hier konnte ich so recht das ganze bunte Schauspiel übersehen, das sich vor uns ausbreitete. Man denke sich den großen, mit schwarzen und weißen Marmortafeln ausgelegten Hof, jetzt zu einer Festhalle umgeschaffen, bedeckt mit Matten und kostbaren türkischen Teppichen, prachtvoll erleuchtet durch unzählige Lampen, ganz angefüllt mit Menschen von allen möglichen Farben, in allen möglichen Trachten, — und ringsum auf zwei Gallerien ein ebenso buntes Gemisch, das in zwei, drei Schichten aufeinander lag, um zu sehen und zu hören. Natürlich wohnte nicht ein einziges eingeborenes Frauenzimmer dem Feste bei, aber einige farbige (halfcast) und einige weiße Damen entdeckte man in dem dichten Menschenknäuel, der außerdem aus Hindus und Mohammedanern, aus Europäern in reichen Uniformen oder in civiler Kleidung, aus „Eurasiern" (Abkömmlinge europäischer Väter und eingeborener Mütter), aus Portugiesen, Gebern (Parser, Feueranbeter), Armeniern, Arabern, Afghanen, Abyssiniern, Chinesen und Juden bestand, die theils sich hin und her drängten, theils im Parterre und auf den amphitheatralisch angebrachten Bänken kauerten. Die stolze, kräftige Figur irgend eines Parsers mit der leicht kennbaren, hohen Mütze, ragte wohl hin und wieder aus der bunten Masse hervor, sonst aber ward alles verdunkelt von den herrlichen Gestalten und orientalisch prachtvollen Trachten der Hindus und indischen Muselmänner. Kostbare ostindische und Kaschmir-Shawls, leicht über die Schulter geworfen, oder um die Hüften gebunden; Kaftans aus den verschiedensten Stoffen und von den verschiedensten Farben, übersäet mit Silber und Goldbrokat; Barrette und Turbans von Atlas und Sammet, besetzt mit Juwelen und ächten Perlen; goldene Ketten, Juwelengürtel, prachtvolle Fächer blitzten uns von allen Seiten des Festsaals entgegen. Um diese Gäste zu amüsiren, hatte der gastfreundliche Wirth große Anstrengungen gemacht und weder Kosten noch Mühe gespart. Ein

Programm, das unter sie ausgetheilt ward, machte sie sogleich damit bekannt, daß sie sich der „unvergleichlichen" Vorstellungen des Signor Dalle Case und seiner Gesellschaft zu erfreuen haben würden, die um 9 Uhr Abends beginnen und Morgens 4 Uhr enden sollten. Außer verschiedenen acrobatischen, equilibristischen und gymnastischen Künsten, wie „Signorina Emilias" und „Signora Dalle Case's" Tanz auf dem schlaffen und strammen Seil, „des jungen Brasilianers meisterhaften Purzelbäumen", „der großen chinesischen Pyramide", einigen von derselben chinesischen Truppe ausgeführten Hieb- und Fechtübungen, Sprüngen u. s. w., von deren komischer Wirkung Signor Dalle Case sich „unendlichen Applaus versprach", wurden auch nicht wenige Tänze zum Besten gegeben, wie z. B. ein Fandango mit Castagnetten, eine „sailors hornpipe", ein Grotesque-Tanz auf Stelzen und mehrere spanische und italienische Tänze, ausgeführt von „Clowns". Endlich war die Abendunterhaltung auch nicht ohne Musik, indem, außer einer Romanze „Povera Signora", ein ächt chinesisches Concert gegeben ward. Da aber der Saal übervoll war, fand sich nur mit genauer Noth Platz für die meisten dieser Kunstproductionen. Wenn die Künstler vortraten, öffnete sich ein enger Kreis im Saal, innerhalb dessen sie ihre Manoeuvres beschränken mußten, und nur die vordersten Zuschauer wurden des Glückes theilhaftig, sie zu sehen oder zu hören. Besseren Platz dagegen hatte die Seiltänzergesellschaft, die der freigebige Babu hatte kommen lassen. Sie hatten ihre Seile zwischen den Colonnen des oberen Stockes ausgespannt, und hier schwebten sie über den Köpfen der Gesellschaft und führten ihre wirklich vortrefflichen Leistungen zu'r großen Zufriedenheit der Zuschauer aus, die sich dann auch durch lautes Rufen, Lachen, Händeklatschen, Füßetrampeln, kurz auf alle mögliche Weise, auf die man Beifall zu erkennen zu geben pflegt, Luft machten.

In den Zimmern des oberen Stockes waren überall Tische für die Christen gedeckt mit Erfrischungen und Soupers, die jedesmal erneuert wurden, sobald die Gäste sich davon bedient hatten. Der Champagner floß in Strömen, und ich muß zur Schande des christlichen Theils der Gesellschaft gestehen, daß er es war, der sich bei diesem Theil des Festes am meisten ausgelassen zeigte und sich überhaupt weniger anständig aufführte, als der orientalische, der in

den unteren Räumen eine sehr mäßige Mahlzeit zu sich nahm. Wie lange das Fest dauerte, weiß ich nicht zu sagen; um 1 Uhr in der Nacht entfernte ich mich, ermattet von der Hitze und dem Gedränge, und war sehr erfreut, meinen Wagen in der Unordnung und dem Gewühl von Menschen finden zu können, das außen auf der Straße stattfand, wo sich Tausende herumbalgten, um hereinzukommen oder einen Platz zu finden, von wo sie das mit farbigen Lampen verzierte Portal betrachten könnten.

Eines Nachmittags, als ich auf einer Spazierfahrt durch einige mir bis dahin unbekannte Quartiere Calcutta's begriffen war, ward meine Aufmerksamkeit durch eine große Menschenmasse rege gemacht, die sich vor einem Hause mit einem langen, engen Eingang versammelt hatte. Ich stieg ab und ging hinein, während, wie gewöhnlich, die gutmüthige, eingeborene Bevölkerung vor der fremden Uniform ehrerbietig bei Seite wich, und, wo dies nicht der Fall war, mein Dobasch mit wichtigen Mienen und handgreiflichen Geberden mir Platz machte. Ich erfuhr alsbald, daß hier ein reicher Babu wohne, der Vorbereitungen zu einem Feste treffe, und daß in dieser Veranlassung die Leute hier zusammenliefen, um sich die Herrlichkeit zu beschauen. Ich ward durch einen langen, schmalen Hof oder Gang geführt, an dessen einer Seite längs der Mauer eine große Menge colossaler Holzfiguren aufgestellt waren, die man zu dem Fest neu angestrichen und in allerlei Costüme gekleidet hatte. Da waren Blücher und Wellington, die Königinn von England und Othello, Samson und Dalila, Napoleon und Voltaire, Shakspeare und Holophernes, Judith und Friedrich der Große. Diese Nomenclatur möge genügen, um zu zeigen, welcher Richtung man bei dieser Decoration gefolgt war, die ich wiederholt fand, als ich in's Haus selbst eintrat, wo der Hof eben so, wie bei dem oben beschriebenen Fest, mit einem Zeltdach bedeckt, und wo die ganze untere Gallerie mit einer solchen Sammlung angefüllt war. Auf einigen dieser Figuren waren Devisen oder Citate aus den Werken der berühmtesten Dichter angebracht, die auf die Freude anspielten, deren die Gäste theilhaftig werden sollten. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Bildwerke schlecht gemacht und höchst grotesk waren. Nur die Farben und die Kleider waren sehr prunkend und ernteten bei der gaffenden Menge allgemeine Bewun-

derung. In dem engen Hof, dem Hause gegenüber, war eine Art Marionettentheater angelegt, wo irgend ein Marktschreier schon seine Puppen ordnete, — Alles zum Fest. Zwischen den Statuen hingen Drapperien; Blumen und abgehauenes Laubwerk oder Palmzweige füllten die Zwischenräume aus. Unter dem über den Hof gespannten Zeltdach wurden bunte Vögel mit ausgebreiteten Flügeln in Stahldräthen aufgehängt, darauf berechnet, daß sie sich bei den aufsteigenden Wärmedünsten herumdrehen sollten. Ich ward von dem ehrwürdigen Babu selbst, sammt seinem Sohne, empfangen, die umher gingen und Alles anordneten. Sie waren übrigens schwer genug von ihren vielen Dienern zu unterscheiden, denn sie gingen beide in paradiesische Unschuldstracht gekleidet; doch die Aufmerksamkeit, die man ihnen, namentlich dem Alten, erzeigte, die Geschäftigkeit, mit der man ihre Befehle vollzog, ihnen die Huka und Limonade brachte, zeigte genugsam, wer sie seien. Sie empfingen mich mit ausnehmender Artigkeit, zeigten mir alle Anordnungen des Festes, und ließen mich nicht eher los, bis ich mit Hand und Mund versprochen hatte, daß ich an demselben, das zwei Abende später stattfinden sollte, Theil nehmen wolle. Ich nahm einige meiner Officiere mit mir und fuhr dahin. Das Portal und der schmale Hof waren brillant erleuchtet, und die bemalten Holzfiguren*) nahmen sich in der Beleuchtung gar glänzend aus. Im Hintergrund des Saals war ein Amphitheater errichtet, wo der Hausgott vor einem mit Zuckerwerk und Confect, Blumen und unzähligen Lichtern bedeckten Tisch präsidirte, gerade wie bei Brojonauth Dhur. Jeder ankommende Gast ward hier heraufgeführt, becomplimentirte den Gott, brachte eine kleine Gabe an Confect, nahm einen Mundvoll von dem Tisch und ging dann in die Gesellschaft hinab, wo ihm Plätze auf Stühlen mitten im Saal angewiesen wurden. Nach hinten war ein abgetheilter Raum für die Dienerschaft. Man reichte mir ein Bouquet Jasminen und schmierte mir wohlriechende Salbe in die Hand. Nun ging, wie gewöhnlich, der Tanz der Bajaderen vor sich, den ich hier nicht näher beschreiben, sondern nur der für mich sehr auffälligen Bewunderung erwähnen will, mit welcher er von den Zuschauern

---

*) So weit ich habe in Erfahrung bringen können, hält man diese Holzfiguren in den Pagoden, von wo aus sie zu dergleichen Festen ausgeliehen oder vermiethet werden.

aufgenommen ward. Es war in der That sehr komisch anzusehen, wie die Männer mit ernster, gespannter Aufmerksamkeit diese Vorstellungen betrachten, und auf diese, mir wenigstens scheußlich vorkommende, Musik mit einem Interesse horchen, das kaum seinesgleichen findet, wenn in unseren Schauspielhäusern ein Meisterwerk über die Bühne geht, oder eine Jenny Lind ihre Zaubertöne entfaltet. Neben mir saß ein Parser, ein ältlicher, hübscher Mann, vermuthlich sehr vornehm und sehr reich, nach den Umständen zu rechnen, die man mit ihm machte. Sein ernstes, schwarzes Auge stierte mit ununterbrochenener Aufmerksamkeit auf das häßliche Wesen, das sich vor uns bewegte; hin und wieder verzog sich, kaum bemerkbar, sein Mund zu einem stillzufriedenen Lächeln, und dann murmelte er ein leises Bravo, das sich nach und nach zu dem gewaltsamsten Ausbruch der begeistertsten Bewunderung steigerte. Was mir ferner noch in hohem Grade interessant war, das war, die Höflichkeitsbezeugungen anzusehen, mit denen Wirth und Gäste sich gegenseitig aufwarteten, und die in Nichts denen der Europäer etwas nachgeben. Mein Babu hatte diesen Abend ein schneeweißes Musselingewand angethan, mit einem weißen Turban, und sah sehr gut aus. Da hier weit weniger Menschen waren, namentlich wenig oder gar keine Europäer, so hatte ich gute Gelegenheit, die reichen orientalischen Costüme zu betrachten, die mich umgaben. Es gab hier Shawls und Juwelen von sehr bedeutendem Geldwerth. Mein Nachbar, der Parser, hatte einen Solitair auf dem Finger, der einer Keiserkrone zur Zierde gereicht haben würde.

Unter unseren hinduischen Bekanntschaften kann ich nicht umhin, des Besuchs eines Sohnes und Enkels des berühmten Tippo Saib zu erwähnen. Gleich dem sogenannten Großmogul in Delhi, dem Nabob von Arcot, dem Raja von Tanjore und der zahllosen Menge Fürsten, die in dem heiligen Benares gefangen gehalten werden, hat die brittisch-ostindische Compagnie auch diesen Beiden eine jährliche Pension bewilligt. Sie umgeben sich mit einer gewissen äußeren Pracht, werden „Königliche Hoheiten" titulirt, und haben bei den Levers des Generalgouverneurs das erste Entrée; übrigens dürfen sie sich aber nur auf einige Meilen von dem ihnen als Staatsgefängniß angewiesenen Alipore entfernen, und ihre Fürstenwürde besteht in Nichts, als einem leeren Namen. Ich hatte

Einen derselben früher auf einem Ball in der „Townhall" gesehen; er ging dort in aller seiner Herrlichkeit so verlassen und unbeachtet herum, als ob kein Einziger in der ganzen großen Gesellschaft ihn gekannt hätte. Als sie uns an Bord der Corvette besuchten, waren sie nur von einigen Domestiken und einem, ihnen als Dollmetscher dienenden, ziemlich zerlumpten Portugiesen begleitet. Das Schiff schien in Allem ihren Beifall zu gewinnen; im Begriff das Schiff zu verlassen, kehrte der älteste der Prinzen sich noch einmal um und sagte sehr gnädig: „I am very much pleased". Der Zufall wollte es, daß unser Consul Mackey an demselben Nachmittage die Artigkeit hatte, einen Theil der Mannschaft der Corvette zu bewirthen, indem er sie in einem kleinen Dampfboot, das er für den König von Birma gekauft hatte, nach seinem hübschen Landhause in Gardenreach hinausbringen ließ, wo sie, nach einer soliden Mahlzeit, unter einem großen Sonnensegel tanzten, sangen und sich überhaupt die Zeit auf's Beste vertrieben. Der Minister des Königs von Birma war bei dieser Gelegenheit, mit sammt einem zahlreichen Gefolge, selbst an Bord des Dampfschiffes; da er sich uns indeß nicht sonderlich verständlich zu machen vermochte, unterhielt er sich damit, Ceruten zu rauchen, die ein knieender Bediente ihm, die eine nach der anderen, angezündet überreichte.

Während unseres Aufenthalts in Calcutta machten die Herren Naturforscher verschiedene Ausflüge in die Umgegend und den Gangesfluß hinauf. — Anfangs December waren „Ganges" und das Transportschiff segelfertig; am 3ten gingen sie beide nach ihrem Bestimmungsort ab. Mit dem Ganges folgten Lieut. Rothe als Hydrograph, Herr Reinhardt als Zoologe, Herr Didrichsen als Botaniker und einstweiliger Schiffsarzt. Mit der „Christine" folgte der Mineraloge, Dr. Rink. Ein preußischer Botaniker, Dr. Philippi, hatte sich ferner ausgebeten, mit der Galathea die Expedition nach den Nicobaren mitmachen zu dürfen; er hatte sich schon zwei Jahre in Indien aufgehalten und namentlich die birmanischen Provinzen bereist. Er war eine Zeitlang auf Penang gewesen, und zwar mit der Absicht, auch die nicobarischen Inseln besuchen zu wollen; er hatte sich aber durch die in den letzten Jahren, nicht ohne Grund, umlaufenden Gerüchte von Mord, Plünderung und ungastfreier Gesinnung der Eingeborenen abschrecken lassen, und war nun,

auf der Heimkehr, nach Calcutta gekommen, als er, die Expedition der Galathea erfahrend, seinen Entschluß änderte. Ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, die Ansicht eines Mannes zu erfahren, der durch specielles Studium der indischen Pflanzungen im Stande sein würde, ein competentes Urtheil über die Zweckmäßigkeit der eventuellen Urbarmachung der nicobarischen Inseln abzugeben, und ich nahm ihn daher, mit dem Versprechen, ihn, nach beendeter Untersuchung der Inseln, auf Penang an's Land zu setzen, in unserem Kreise auf. Auch der Handelsagent, Herr Ropitsch, war anfangs December mit dem Dampfpaket über Suez angekommen. Erst nach Mitte des Monats war die Galathea mit den verschiedenen Schiffsarbeiten klar, und lag segelfertig auf der Rhede; ich beschloß nun, die nach dem 20sten anlangende Ueberlandpost abzuwarten, und darauf nach den Nicobaren unter Segel zu gehen.

Vor unserer Abreise suchten wir, soweit es in unserer Macht stand, die uns, sowohl von den Regierungsauctoritäten, als von der ganzen Gesellschaft in Calcutta erwiesene, ausgezeichnete Artigkeit zu vergelten. Zu dem Ende hatte ich Sonnabend den 19ten December, den Gouverneur, Sir Herbert Maddock, und eine Gesellschaft von Herren und Damen zu einer Collation an Bord eingeladen. Größere Kriegsschiffe werden überhaupt vor Calcutta selten gesehen: die englischen kommen dort sehr wenig, die größeren unter ihnen gehen nie ganz bis zur Stadt hinauf. Außerdem war die Galathea wirklich in hübschen Stand gesetzt, und meine Mannschaft, die sich wiederum eines wünschenswerthen Gesundheitszustandes erfreute, trug jetzt die, durch das Klima außerdem zur Nothwendigkeit gewordene elegante, weiße Matrosentracht. Ich konnte mein Schiff daher, selbst den forschenden Blicken der competenten Engländer, ohne Furcht vor Vergleichen zeigen. — Dienstag den 23sten gaben meine Officiere einen Ball an Bord, der von der beau monde des ganzen Calcutta besucht wurde. Aus der Schanze war ein geschmackvolles Zelt geworden, das mitten in einem tropischen Walde prangte; die Decoration bestand aus den Flaggen aller Nationen, die Beleuchtung aus zahlreichen Wachslichtern, und die Kronleuchter, worin man diese gestellt, aus Bajonetten, die man mit Grün und farbigen Flaggen umwickelt hatte. Der gute Dr. Wallich hatte den botanischen Garten geplündert, und sandte uns mehrere Bootladungen

voll Grün und Blumen, die unser Maler, Herr Plum, auf's Geschmackvollste zwischen den Zeltöffnungen anbrachte. Der Musik hatten wir auf dem Ruff ihren Platz angewiesen, meine Kajüten waren Conversations- und Spielzimmer, die Batterie war Büffet und Speisesaal. Das Ganze machte sich wahrhaft hübsch; bis 2 Uhr in die Nacht wurde getanzt, und trotz der großen Furcht der englischen Damen, sich nach Sonnenuntergang auch nur in einem Boot auf's Wasser zu wagen, war die zahlreiche Gesellschaft in hohem Grade aufgeräumt.

Den nächsten Morgen um 8 Uhr war die Galathea wieder das Kriegsschiff. Die Post war den Tag vorher angekommen und hatte uns die letzten Briefe aus der Heimath gebracht. Nichts hielt uns länger zurück, — wir lichteten daher unsere Vertäuung und ließen uns am Vormittag den 24sten December den Strom hinabtreiben.

VII.

Abreise von Calcutta. — Barren-Eiland. — Aufenthalt an den nicobarischen Inseln. — Reise nach Pulo Penang.

(24. Decbr. 1845. — 7. März 1846.)

Wie gesagt, Mittwoch den 24sten Decbr. lichteten wir die Anker und verließen Calcutta. Noch am vorigen Abend ein von Lichtern und Blumen strahlender Ballsaal, wo die beau monde Calcutta's sich in Gallopaden und Polkas herumschwang, stand die Schanze der Galathea um 8 Uhr des Morgens wieder in ihrer alten Gestalt, und die Ankerwinde, aus der man jüngst eine leuchtende Pyramide gemacht, drehte sich unter dem Klappern der Palen, und den ermunternden Tönen der Musik, mechanisch rund, während sie die Anker aus dem Boden des Gangesflusses heraufholte.

Wir trieben mit dem Strom den Fluß hinab; das Fort William passirend, begrüßten wir es mit 21 Schüssen, die augenblicklich Schuß für Schuß erwiedert wurden, und bald entschwand die „city of palaces" unserem Blick. Wir trieben an „Gardenreach" entlang und ankerten in der Dämmerung ein Stück außerhalb des botanischen Gartens.

Am nächsten Morgen kam ein Bugsirdampfschiff von Calcutta zu uns herab. Wir lichteten in aller Frühe, hatten aber dennoch die Freude, vorerst mehrere unserer Freunde zum Abschiedsgruß bei uns an Bord zu sehen. Als wir den botanischen Garten passirten, stand unser alter Freund und rühmlicher Landsmann, Dr. Wallich, auf seinem Balcon, und winkte uns eine glückliche Reise zu. Ich ließ als Lebewohl die Musik den „Kong Christian" blasen.

Um 4 Uhr Nachmittags ankerten wir, wegen zu niedrigen Wasserstandes, auf der Barre Rangafalla; am nächsten Morgen wurden wir weiter geschleppt. Die Bestimmung der Dampfschlepper

ist „Spitboy“; will man weiter, muß darum besonders accordirt werden: ich wußte dies und war bereit, separat zu bezahlen, um bis zum äußersten Feuerschiff hinausgenommen zu werden. Als wir aber bei Spitboy angelangt waren, machte der Dampfschiffs-capitän seine Forderung: 300 Rupien für eine zweistündige Arbeit; ich schlug es kurz ab, er ließ den Schlepper los, und wir ankerten. Später erbot er sich, es für 100 Rupien zu thun, allein nun antwortete ich Nein und ließ ihn gehen. Abends 7½ Uhr lichteten wir mit der Ebbe und sanftem südwestlichen Winde; vermöge des Stroms erreichten wir um 11½ Uhr das Lootsenschiff, wo wir den Lootsen absetzten, und um 1½ Uhr in der Nacht das Feuerschiff, mit dem wir den Ganges und Vorder-Indien aus dem Gesicht verloren.

Obgleich im Herzen des NO.-Passats, lagen wir, wahrscheinlich weil unter dem Einfluß des nahen Landes, mehrere Tage mit Windstille und veränderlichen Brisen von NO. nach SW.; der Strom brachte uns mit 1—2 Meilen Fahrt nach West. Erst in der Nacht zwischen dem 30sten und 31sten December erhielten wir frische Kühlung aus NO. mit ruhiger See und hübschem Wetter. Ich steuerte nordwärts und ostwärts von der Andamanen-Gruppe, um, meinen Instructionen gemäß, auf dem Wege nach den Nicobaren Barren-Eiland zu untersuchen.

Den Neujahrsabend feierten wir so lustig, wie die Umstände es uns gestatteten. Die Leute bekamen Punsch, tanzten bei'm Laternenschein und kleideten sich in allerlei Trachten, die, Gott weiß woher, bei solcher Gelegenheit zum Vorschein kommen. Die Officiere waren so gut gewesen, mich zur Weihnachts-Grütze einzuladen; sie hatten eine, ihnen vom Dr. Wallich geschenkte, Thuja orientalis als Weihnachtsbaum geschmückt und mit allerlei Geschenken behängt, die, mit passenden Devisen versehen, unter die Gesellschaft verloost wurden, was denn zu manchem Spaß Anlaß gab.

Der Strom trieb uns anhaltend nach SSW., eine Meile in der Wache. Den 2ten Januar in der Frühe gewahrten wir Preparis, die nördlichste der Andamanen, eine hohe, waldige Insel mit steilen Küsten, und von mehreren Klippeninseln — darunter die nördlichen „Kuh“ und „Kalb“ — umgeben. Ich steuerte im Norden derselben; das Senkblei gab 45 bis 29 Faden, der Strom brachte

uns, ungefähr eine Meile in der Wache, gerade nach Süden. Um 6 Uhr Nachmittags peilten wir „die Kuh" in S. 58° W., steuerten etwa eine Stunde SSW., um die Insel deutlicher in's Auge zu fassen, und richteten dann unseren Lauf SzO½O., auf Barren-Eiland zu.

Den 3ten Januar, in der Morgendämmerung, lag uns die Insel Narcondam quer links, 8 - 9 Meilen entfernt; sie sieht nackt und öde aus und gleicht in der Form einem Heuschober. Das Land von Groß-Andaman lag uns zu'r selben Zeit rechts, und zwar der große, kenntliche „Saddle"-Berg Narcondam gegenüber. Die ganze Küste um den Cornwallis-Hafen herum ist sehr hoch.

Vormittags 10½ Uhr wurden wir Barren-Eiland von der Marsraa, Mittags 12 Uhr wurden wir es vom Schiffsdeck gewahr; wir waren noch 10—11 Meilen von der Insel entfernt. Abends 6 Uhr, eine Meile vom Lande, merkten wir uns eine kleine Bucht auf der nordwestlichen Seite des Strandes, wo sich die ringförmige Bergkette mit einer Kluft öffnete, durch die der, inmitten des Kraters emporsteigende, Aschenkegel frei hindurchblickte, während wir im Norden und Osten derselben nur seine Spitze den Bergrücken hatten überragen sehen. Der Kegel stand hier als eine grauschwarze, völlig ebene Pyramide, inmitten der lichtgrünen Vegetation, welche die ringsum liegenden Abhänge bedeckte; und oben aus ihm erhob sich ein anhaltender weißer Rauch und bildete eine, von der untergehenden Sonne röthlich beleuchtete, Säule gegen den schönen, dunkelblauen Himmel. Im Thal um den Kegel herum sahen wir die kohlenschwarze Lava in großen Haufen aufgethürmt. War Landgang überhaupt möglich, mußte er an diesem Einschnitt des Berges geschehen, ich beschloß also die meisten der Segel einzunehmen, und mich die Nacht über diesem Punkt so nahe wie möglich zu halten.

Den nächsten Morgen um 6 Uhr befanden wir uns auf derselben Stelle, wie Abends vorher; ich ließ noch näher auf's Land zu steuern und drehte dann bei. Eine halbe Stunde später fuhren wir, zwei Böte voll, ab, theils mit Naturforschern und anderen Wißbegierigen, theils mit Provisionen, Zelten und sonstigen Materialien beladen. Es war uns gelungen, den rechten, und wie es sich später erwies, den einzigen Landungsplatz der Insel ausfindig

zu machen. Ein kleines Riff von Klippen bildet hier gleichsam einen Boothafen; die Küste ist niedrig und bei tiefem Wasserstande zugänglich. Eine warme Quelle mündet hier aus, ihr Wasser war so heiß, daß die Leute, welche in den Strand sprangen, um das Boot heraufzuziehen, sich daran brannten. Es war das einzige Wasser, das wir auf der Insel finden konnten.

Ein Platz ward nun im hohen Grase unter der Felsenwand aufgesucht, wo zwei Zelte aufgeschlagen, und unweit davon, auf einem hohen Lavahaufen, eine Flaggenstange errichtet wurde. Hier wehte die dänische Flagge, vermittelst deren wir Signale mit der Corvette wechselten.

Sobald der Captlt. Flensborg uns die Flagge aufziehen sah, setzte er Segel und umschiffte, der Verabredung gemäß, die Insel. Es bestätigte sich, daß Barren-Eiland senkrecht aus dem Meere emporsteigt: 10 bis 15 Faden vom Lande ab war, auf 100 Faden Tiefe, kein Grund zu finden.

Kaum am Lande, kletterten die Meisten zwischen den Steinen umher und suchten nach Conchylien und Korallen, während Andere, um noch einige Augenblicke in ruhiger Betrachtung zu genießen, sich auf dem Teppich von Convolveln ausruhten, der sein frisches Grün so einladend über den Korallensand ausbreitete. Nach dem Frühstück trennten wir uns dann, um Jeder seinen Untersuchungen nachzugehen.

Barren-Eiland, das erst im Jahre 1787, als sein Vulcan im vollen Ausbruch war, entdeckt wurde, bildet nach Leopold v. Buch das nordwestliche Ende einer großen Vulcanenkette, die sich von Amboina über Timor, Flores, Sumbava, Lombok, Bali, Java und Sumatra nach Barren-Eiland hinaufzieht, während zwei ähnliche Reihen von Vulcanen sich von der erstgenannten Insel aus, die eine gegen Norden und später Nordost über die Philippinen, Formosa und die japanischen Inseln, die andere gegen Ost, später Südost und Süd, über Neuguinea, Neubrittannien und die Neuhebriden bis nach Neuzeeland verbreitet. Ganz Barren-Eiland ist ein großer Hebungskrater, etwa wie La Somma mit dem Vesuv in seiner Mitte, oder wie der den Pico Teneriffa umgebende Kreis von 1000—2000′ hohen, senkrechten Felsen. Der Bergring steigt steil aus dem Meere empor, hält 2—3 Meilen im Diameter und

scheint etwas breiter von Ost nach West, als von Süd nach Nord; wie schon erwähnt, ist er nur gegen NW. offen, und durch diesen Einschnitt erblickt man das Thal oder den Kessel, der den eigentlichen Kern der Insel ausmacht und sich kaum 30—40′ über den Meeresspiegel erhebt, während der Aschenkegel in seiner Mitte, unter einem Winkel von etwa 32°, regelmäßig bis zu einer Höhe von 1650′ hinaufsteigt. Der Bergring, der auf seiner innern Seite dem Auge größtentheils Nichts als Lava-Asche darbietet, ist nach Außen mit der üppigsten Vegetation bewachsen. Während des SW.-Monsuns soll der Vulcan besonders häufige Ausbrüche haben.

Die Herren Rosen und Kjellerup übernahmen es, vereint den Aschenkegel zu besteigen; der Erstere giebt folgenden Bericht über diese Expedition:

„Wir waren eine Strecke durch das Thal gegangen, als wir, in dem Wahn, daß es unmöglich sein würde, den Aschenkegel zu besteigen, fünf bis sechs an der Zahl an der Binnenseite des Bergrings gegen NO. hinaufkletterten. Die durch Verwitterung durchaus zerbröckelte Lava, die ein der Dammerde nicht unähnliches Aussehen hatte, machte indeß das Ersteigen ziemlich beschwerlich. Wir sanken jeden Augenblick, wie in den Sand einer dänischen Haide, und ehe wir noch den dritten Theil der Höhe des Berges erreicht hatten, waren alle Anderen zurückgekehrt, während wir Beiden, sinniger als im Beginn, von Zeit zu Zeit ruhend, unsere Wanderung fortsetzten. Wir mußten uns das Erklettern oft dadurch erleichtern, daß wir uns an Büschen und Pflanzen festhielten, die sich noch einzeln am Abhange befanden. Ungefähr nach Verlauf einer halben Stunde waren wir oben auf dem Berge; wir verfolgten nun den Weg über das Hochland hin, zu einigen der anderen, noch um etwas höheren Gipfel, während unsere Müdigkeit sich bald wieder gänzlich verlor. Schöne fremdartige Bäume und Gesträuche bedeckten häufig die Abhänge, die sich bis an die See hinab erstreckten, und in der Entfernung auf verschiedenen Punkten eine staunenswerthe Aehnlichkeit mit den großen Klüften auf Möen's herrlichem Klint hatten. Ein Büchsenschuß, aus dem Walde herauftönend, unterbrach von Zeit zu Zeit die feierliche Stille der Natur, und bald sahen wir einen Zug aufgescheuchter Holztauben durch einander flattern, während der einsame Adler, hoch oben in der

Luft, ruhig in kleineren und größeren Schwingungen den Gipfel umkreiste. Die stille, blaue Meeresfläche schien dem Auge im klaren, tiefen Horizont fast zu verschwimmen. Die Natur war so schön, so einladend, und doch schien es uns, als würde uns, die wir nie früher einen Vulcan gesehen, das Beste fehlen, wenn wir den Aschenkegel selbst nicht besteigen könnten. Bei'm Anbruch des Tages hatten wir die Feuersäulen sich aus ihm in die klare Luft erheben sehen, und es kam uns vor, als müsse es eine leichte Sache sein, ihn zu ersteigen, so wie er sich uns jetzt aus dieser Höhe zeigte."

„Der Beschluß war daher rasch gefaßt; in wenigen Minuten liefen wir den inneren Bergabhang hinab, den zu erklimmen uns so viel Mühe gekostet hatte, gingen durch ein Thal, das kreisförmig den Aschenkegel umgab, und begannen darauf, den Kegel selbst an dessen östlicher Seite zu erklettern. Obwohl schon ungleich schwerer, als das Besteigen des vorigen Berges, ging es doch im Anfang recht gut; freilich wurde unser Durst bald ziemlich heftig, und die Sonne brannte wie Feuer auf der schwarzen Masse; unsere schwindenden Kräfte kehrten aber immer wieder, wenn wir einen Augenblick geruht hatten, und maßen wir mit dem Auge den Abstand vom Fuß des Kegels bis zu seiner Spitze, dann kam es uns vor, als hätten wir schon einen bedeutenden Weg zurückgelegt. Aber je höher wir stiegen, je beschwerlicher wurde es, denn bei jedem zweiten, dritten Schritt, den wir, mit Hülfe unserer langen Bambusstöcke, nach oben machten, glitten wir mindestens wieder einen zurück; Erde und Steine stürzten mit reißender Schnelligkeit nicht allein unter unseren Füßen, sondern schon von hoch oben herab, wo die Massen sich, durch unsere Fußtritte weiter unten, gelöst hatten; und wenn wir, von Zeit zu Zeit, sehnsüchtig den Weg, der uns noch bevorstand, mit dem verglichen, den wir schon zurückgelegt, wurde es uns immer klarer, wie sehr wir uns anfangs in dieser Beziehung getäuscht hatten, und fast wären wir zuletzt über unsere geringen Fortschritte verzweifelt. Uns der Spitze des Kegels nähernd, mußten wir eine längere Strecke auf allen Vieren über ein trachytartiges Gestein kriechen, das zuletzt so steil und glatt wurde, daß wir wahrscheinlich unser Vorhaben hätten aufgeben müssen, hätten wir nicht eine, gleich einer Treppenstiege ausgehauene, mehrere Fuß

breite und tiefe, im Grunde etwas feuchte, Rinne gefunden, in der wir ziemlich rasch und ohne Beschwerde in die Höhe steigen konnten. Schwache Schwefeldämpfe kamen uns schon ab und zu entgegen, wir hatten noch über dunkelbraune, basaltartige Lavamassen zu klettern, und erreichten dann, zu unserer unsäglichen Freude, den höchsten Gipfel, von wo wir wieder unser Schiff, unsere Zelte und Fahrzeuge begrüßten, so wie wir nun auch in den Kessel, der unmittelbar zu unseren Füßen lag, hinunter sehen konnten. Der Kegel hob sich am höchsten gegen NW. und W. Schwefeldämpfe, die aus unzähligen Ritzen emporstiegen, hatten fast den ganzen Gipfel mit kleinen nadelförmigen, gelbgrünen Krystallen bedeckt, während an einzelnen Stellen auf der Lava eine lose, weiche, weiße Masse lag, die, wenn man sie aufnahm, zwischen den Fingern zerbröckelte. Die Schwefeldämpfe drangen uns betäubend entgegen, und das Gestein unter unseren Füßen war, während wir in den Kessel hinunterstiegen, stellweise brennend heiß. Der Kessel war ungefähr 40 Fuß tief, der Boden, welcher 15 bis 16 Fuß im Diameter hielt, mit einer rothgelben Sanderde gefüllt, in die wir mit unseren Stöcken ein „Galathea ¹/₁ 1846" ritzten, und ein Kreuz von Steinen über die Inschrift legten. An der südlichen Wand des Kessels tröpfelte, denn man kann nicht sagen lief, eine Quelle hinab, die sich ein reizendes Bett von Moosen und ganz kleinen Farrenkräutern gebildet, welche gegen den übrigen, nackten Aschenkegel wunderbar abstachen."

„Die Sonne begann indeß schon bedeutend zu sinken, wir mußten, nachdem wir eine kurze Zeit geruht und uns umgesehen hatten, daran denken, wieder nach dem Strande hinunter zu kommen, und wählten dazu die nordöstliche Seite des Aschenkegels, da derselbe gegen N. und NW. unzugänglich steil war, und wir auch den Rückweg so kurz, als möglich, zu machen wünschten. Jetzt erst wurde es uns indessen klar, wie das Gefährlichste der Expedition uns noch bevorstand. Ein einziger der Regenschauer, die der Himmel am nächsten Tage in solchem Uebermaaß über unsere Häupter ergoß, würde hingereicht haben, das Hinabsteigen unmöglich zu machen. Bald mußten wir auf der Seite kriechen, bald legten wir uns auf den Rücken, bald krochen wir rücklings auf allen Vieren, bald griffen wir mit letzter Kraft vor uns, während wir hinunter rutschten, ohne festen Fuß fassen zu können. Endlich

erreichten wir wieder die mehr verwitterte Lava, wo zwar Alles unter unseren Füßen wegrollte, wo es uns doch aber leichter wurde, ab und zu inne zu halten in der Fahrt, die uns bald an den Fuß des Aschenkegels brachte. Mit zitternden Beinen kletterten und sprangen wir umher zwischen den ungeheueren Lavablöcken, die in chaotischer Verwirrung das umgebende Thal erfüllten, und setzten unseren Weg über die Ebene fort, wo das mannshohe Gras uns alle weitere Aussicht benahm. Jeden Augenblick verloren wir uns gegenseitig aus dem Gesicht, und verschwanden in den vielen Ritzen und Furchen, die sich hier in allen Richtungen kreuzten. Ich war eben in eine derselben hineingestürzt und fühlte mich so ermüdet, daß ich schon die Hoffnung aufgegeben hatte, je wieder herauszukommen; ich mußte des vorhergehenden Abends gedenken, als wir, während das Schiff in der sternenklaren Nacht ruhig durch die wunderbaren, kohlenschwarzen Wogen glitt, die vor uns liegende einsame, unbewohnte Insel betrachteten und unser Gespräch auf den Robinson Krusoe hinlenkten, den wir vielleicht auf diesem einsamen Fleck des Weltmeers verschlagen finden würden. Schon hatte ich mich jetzt mit einem ähnlichen Schicksal vertraut gemacht, als ein Signalschuß von einer unserer Haubitzen uns verkündete, daß wir dem Landungsplatz ganz nahe waren. Wir rafften nun unsere letzten Kräfte zusammen, drangen durch das Dickicht, in der Richtung, aus der wir den Schuß gehört hatten, und wurden unserer Kammeraden ansichtig, die, nachdem sie unsere Rückkehr beinahe aufgegeben, uns jetzt freudig entgegeneilten, uns unserer Jagdtaschen entledigten, uns zu den Zelten fast hintrugen, und uns mit Lebensmitteln erfrischten."

„Später amüsirten sie sich noch oft an unserem Aussehen, als wir aus dem „Jungle" herausgekommen waren, an unseren von der Sonne mehr als kupferroth verbrannten Gesichtern, unseren starr hervortretenden Augen, unserem schlotterndem, unsicheren Gange, und unseren entsetzlich beschmutzten und zerrissenen Kleidern. Ein tüchtiger Schluck aus der warmen mineralischen Quelle, die bei'm Landungsplatz sich in's Meer ergoß, gab den erschöpften Lebensgeistern wieder neue Kraft, und als wir eine Stunde später am Bord der Corvette, nach einem erfrischenden Bade und nachdem wir uns völlig umgezogen, zum abendlichen „Dinner" versammelt

waren, und bei'm Champagner Barren-Eiland unser letztes Lebewohl sagten, während das Schiff sich unter vollen Segeln von dort entfernte, war die Ermattung fast schon gänzlich überstanden. Ein nicht zu stillender Durst und ein lästiges Brennen der Haut waren die einzigen unangenehmen Erinnerungen an unsere Wanderung, die uns noch am nächsten Tage verfolgten."

Ich selbst ging mit dem Pastor Hansen und einigen der Schiffsmannschaft durch das Thal um den Kegel herum. Der Mühseligkeit dieser Wanderung darf ich natürlich nach jenem Bericht keine Erwähnung thun, dennoch war sie beschwerlich genug. Wir legten sie in 4–5 Stunden zurück, von denen wir 1—1½ Stunden ausruhten. Die Herren Naturforscher machten ihre Streifzüge, Jeder nach seiner Richtung und zu seinem Zweck. Höchst auffallend war der Mangel an animalischem Leben in dieser üppigen Vegetation; Krabben und Ameisen kamen noch am häufigsten vor, dagegen keine Fliege, kein Muskito noch andere dergleichen tropische Plagegeister. Säugethiere sahen wir gar nicht, einige Vögel wurden von den Schützen erlegt. Das Ganze war jedoch todt und öde.

In einem flachen Granit, dicht an unserem Zelt, ließ ich „Galathea 1846" aushauen, und vergrub hier bis zur Hälfte eine Bouteille mit einem Papier darin, das meinem Nachfolger in der englischen Sprache erklärte, wann wir hier gewesen, in welchem Zustande wir den Krater gefunden, und wie wir dicht an der Quelle ein Merkmal des Wasserstandes in den Stein gehauen. Zugleich hatte ich eine Krönungsmedaille hineingelegt, die ich dem Finder als Andenken an den Aufenthalt der „Galathea" anbot. Das Document wurde von allen Anwesenden unterschrieben. — Um 4½ Uhr Nachmittags brachen wir die Zelte ab, strichen die Flagge und gingen an Bord; darauf steuerte ich SWzS. nach Klein-Andaman zu, im Westen der „Invisible Bank" und des darauf liegenden, höchst gefährlichen „Flat rock". Die Lage Barren-Eilands bestimmten wir als 12° 16′ 54″ N. Br. und 93° 48′ 6″ O. Grw. L.; die englische Specialkarte der Andamanen giebt 12° 16′ 30″ N. Br. und 93° 54′ 10″ O. L. an.

Den nächsten Morgen war es düster und nebelig. Unsere Mittagsobservation setzte uns ganz in die Nähe von Klein-Andaman, ohne daß wir es jedoch gewahr wurden; ich hielt SW.,

gerade auf's Land zu, und bekam es um 1 Uhr zu Gesicht, lief dann mit diesem Cours 26 Viertelmeilen aus, während der Strom uns in derselben Zeit 2½ Meilen nach Süden trieb, und steuerte nun, von 4 Uhr an, die muthmaßlich 2½ Meilen enfernte Küste entlang. Wir hatten um 4¾ Uhr die südöstliche Spitze von Süd-Andaman in N. 67° W., etwa 4 Meilen entfernt. Die Chronometer gaben uns 92° 48′, jene Peilung 93° 2′ O. L. Nach Horsburgh ist dieser Punkt in der Charte 7′ zu östlich angegeben, und da wir die Entfernung zu groß angeschlagen haben mögen, würde der Unterschied auch hierdurch geringer werden; Unsicherheit herrscht aber jedenfalls in der Aufnahme dieser Inseln, was in einem so besuchten Fahrwasser wohl Wunder nehmen darf. Mit dem Dunkelwerden verlor ich die Andamanen aus dem Gesicht; steuerte SzO. bis 1 Uhr Nachts und schätzte mich um 4 Meilen von Car-Nicobar ab; ich legte das Schiff um und kreuzte, bis wir bei Tagesanbruch Car-Nicobar in SO. erblickten. Der Strom hatte uns also hart nach Westen getrieben; ich forcirte Segel und stand um 10 Uhr Vormittags 1½ Meilen in Lee von der südwestlichsten Spitze der Insel, weshalb ich das Schiff wendete und NzO. hielt. Die Küste war hier mittelmäßig hoch und sehr überwachsen, der Wald jedoch von einzelnen lichtgrünen Hügeln unterbrochen. Es war meine Absicht, auf der NW.-Seite der Insel zu ankern; um 1 Uhr Nachm. wendete ich daher und steuerte SO. Unter dem Lande sah ich eine Brigg vor Anker liegen, und unweit derselben ein Dorf, das nun mit seinen von Cocuspalmen umgebenen, bienenkorbförmigen Hütten hervortrat. Sobald wir auf der Höhe der NO.-Spitze der Insel waren, gab das Senkblei uns eine unregelmäßig abwechselnde Tiefe zwischen 15 und 25 Faden, und ehe die Segel eingenommen und der Anker gefallen war, nur 8 Faden Korallenboden. Wir peilten hier die NO.-Spitze in N. 40° O. und die westlichste Spitze in S. 69° W.; der Ankerplatz etwas östlicher, obgleich vom Dorfe Saoui weiter entfernt, mag wohl, wenigstens in diesem Monsun, etwas besser sein.

Ehe ich über unseren Aufenthalt und unsere Arbeiten bei den nicobarischen Inseln berichte, glaube ich es passend, der Seite 13

besprochenen Expedition mit dem „Espiègle“ Erwähnung zu thun. In Calcutta angelangt erfuhren wir, daß jener Schooner Ende Mai (1845) von seiner Reise zurückgekehrt sei; Herr Busch, der Leiter des Unternehmens, war nach Dänemark gereist, Lewis, der Capitain, führte mittlerweile das Dampfboot „Ganges“, und Löwert hatte sich durch Unvorsichtigkeit bei einer Jagd auf dem Hooghly-Fluße erschossen. Das Resultat der Expedition war eine, mit verschiedenen Ansichten und zwei Karten von Lewis, versehene Brochüre: „H. Busch's Journal of a cruise amongst the Nicobar Islands, Calcutta 1845“. Der „Espiègle“ kam am 31sten März auf der Rhede von Saoui an, besuchte dann Lapate auf der Ostseite von Car-Nicobar, wo die dänische Flagge einem sogenannten Hafencapitain anvertraut wurde, und ging endlich nach der SW.-Seite der Insel herum. Von dort begab er sich, an Batty Malve und Chowry vorüber gehend, nach Terressa, und von Terressa nach dem Hafen von Nancovry; lief dann in den von Pulo*)-Milú (Busch-Eiland) und der NW.-Seite von Klein-Nicobar gebildeten Hafen ein, und pflanzte auf der letzteren Insel die dänische Flagge auf. Darauf besuchte er den St. Georgs-Canal, wo Pulo-Condul im Namen des dänischen Königs förmlich in Besitz genommen, und die dänische Flagge dem sogenannten Raja, Namens Tamorra, übergeben wurde; segelte an der Ostküste von Groß-Nicobar herunter, lief in die südlichste Bucht der Insel hinein, fand den hier ausmündenden Fluß und trat endlich, den nordwestlichen Hafen Klein-Nicobar's und Terressa unterweges noch einmal anlaufend, seine Heimreise an. Die Expedition hatte überall nach Steinkohlen gesucht, jedoch nur einzelne lose Stücke auf den südlichen Inseln gefunden; die sonst von ihnen angetroffenen Producte lernt man am besten aus dem Journal selbst kennen, sie stimmen wesentlich mit mit dem Ergebniß unserer Untersuchungen überein. Zu einem entscheidenden Resultat konnte die Expedition selbstfolglich nicht führen; es standen ihr zu wenig Kräfte zu Gebot, und überdieß wurde sie erst im Wechsel der Monsune vorgenommen, so daß man sich mit der Heimkehr beeilen mußte, um der mit dem SW. einsetzenden Regenzeit und bösen Witterung zu entgehen. Dennoch hat Busch's

*) „Pulo“ bedeutet in der malaiischen Sprache: eine Insel.

Journal mir manchen Fingerzeig gegeben, und Capt. Lewis's Karte, obgleich weit davon entfernt, genau abgelegt zu sein, ist mir, in Ermangelung einer größeren Specialkarte der Inseln, von nicht geringem Nutzen gewesen.

Herr Busch berichtet unter Anderem von den auf den Inseln, zu verschiedenen Zeiten, vorgefallenen Seeräubereien, über die ihm die damals auf Terressa befindlichen französischen Missionäre Auskunft gegeben. Da diese Veröffentlichung einer Sache, die schon vorher, und zwar mit so vielem Grund, die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf sich gezogen, letztere dazu anspornte, die Nothwendigkeit einer effectiven Besitznahme der nicobarischen Inseln geltend zu machen, kann ich nicht umhin, diesen Gegenstand des Näheren zu erwähnen. Busch führt vier verschiedene Seeräubereien an, deren die drei an Nancovry und Kamorta, die vierte an der NO.-Seite von Terressa stattgefunden. Der erste Fall ereignete sich in dem äußeren Hafen zwischen Kamorta und Trincutti, dem von Busch unrichtig genannten „false harbour". Die Besatzung eines Wallfischjägers, „the pilot", wurde hier im Jahre 1839 überfallen und bis auf fünf Mann ermordet; diese entflohen in einem Boot, und wurden von demjenigen Orlogsmann aufgenommen, der den General Sir Hugh Gough nach China brachte. Busch hat sicher Recht, wenn er dieses erste Attentat der Zügellosigkeit der Schiffsmannschaft und ihrer Nachstellung der nicobarischen Frauen zuschreibt; ich füge noch meine Vermuthung hinzu, daß das Gelingen dieses ersten Versuchs, der die Thäter in den Besitz so unschätzbarer Güter versetzte, ihnen Blut auf den Zahn gegeben. Dies mußte um so mehr der Fall werden, da sie ihr Vorhaben ungestraft ausübten; denn daß ein englisches Kriegsschiff „the cruiser" (Busch sagt „the wanderer", ich glaube aber, meine Angabe ist die richtige) im folgenden Jahr nach Kamorta kam, einige Hütten abbrannte und auf's Gerathewohl nach einigen Leuten schoß, war keine Strafe, sondern nur eine schlecht angewandte Rache. 1843 wurde daher auch an demselben Ort ein, mit Lascaren besetztes, zweimastiges Fahrzeug überfallen, die Besatzung ermordet und das Schiff in den Grund gebohrt; 1844 wurde ein Schooner „Mary", Capt. Ventura, auf der NO.-Seite von Terressa zwischen den Dörfern Lallong und Bengala überfallen, Capitain und Mannschaft ermordet und das Schiff in

Brand gesteckt, ohne daß hier eine Beleidigung vorausgegangen zu sein scheint. Es kam wieder ein englischer Dampfer „Phlegeton" nach den Inseln; seine Untersuchungen führten jedoch zu keinem Resultat. In demselben Jahr wurde auf Kamorta eine Brigg angegriffen; der Capitain, Namens Caw, und mehrere der Mannschaft wurden ermordet; als aber ein „Serang" (Unterofficier), sein Gewehr ergreifend, einen der Mörder erschoß, flüchteten sie Alle, und das Schiff ward gerettet.

Nachdem ich diese Bemerkungen vorausgeschickt, will ich zu unserer eigenen Ankunft auf den nicobarischen Inseln zurückkehren. Jenachdem wir einliefen, kamen mehrere Cano's mit Eingeborenen auf uns zu. Sie schienen, als sie unsere großen Kanonen gewahr wurden, die sie wohl auf eine unangenehme Weise an den Besuch der letzten englischen Kriegsschiffe erinnern mochten, anfangs etwas bedenklich; bald wagten sie sich jedoch näher und näher, ja einer unter ihnen legte sich schon an die Schiffsseite an, und die Besatzung selbst stand im Begriff die Seitentreppe hinauf zu klettern, als wir in demselben Augenblick den Anker fallen und die Kette herausrutschen ließen. Bei diesem Lärm wurden Alle von einem panischen Schrecken ergriffen, mit Pfeiles-Schnelle fuhren die Cano's aus einander, und erst als sie weit genug entfernt waren, um sich in Sicherheit zu glauben, sammelten sie sich wieder, hielten mit dem Pagaien einen Augenblick inne und beriethen sich, was zu thun sei; darauf ruderten sie alle nach dem Lande zu.

Die vorerwähnte Brigg lag etwas westlich von uns vor Anker; sie hatte die arabische Flagge aufgezogen. Ich schickte ein Boot hin, das mir den Capitain, einen alten graubärtigen Muselmann, zurückbrachte; er erzählte mir, seine Brigg heiße „Seraphine" und komme von Pulo Penang, ihre Bestimmung sei, eine Ladung Cocusnüsse einzunehmen, worauf sie nach Rangoon gehen wolle. Er schien sich am Bord des Orlogsmanns nicht ganz behaglich zu fühlen, obgleich ich das Mögliche that, ihn zu beruhigen; er versicherte mich übrigens, die hiesigen Einwohner seien friedliche und ordentliche Leute, die Niemanden etwas Leides anthuen. Nachdem ich ihn, so viel es mir nothwendig schien, ausgefragt, gab ich ihm eine Kiste Cigarren mit auf den Weg, über die er sehr glücklich war, was ich, als ich später den hiesigen Preis dieser Waare

erfuhr, begriff. Sein Vertrauen wuchs indessen nicht mit seiner Zufriedenheit; in der Nacht ging er unter Segel, und am nächsten Morgen sahen wir ihn unter der NO.-Spitze vor Anker, wo er sehr schlecht gelegen haben muß. Ich vermuthe, daß unser Wachtschuß ihm Schrecken eingejagt hat, da alle Küstenfahrer ein mehr oder weniger unsicheres Gewissen haben.

Noch an demselben Nachmittage begannen wir unsere Arbeiten. Lieut. Bruun wurde ausgeschickt, die Bucht zu sondiren und aufzunehmen; die Naturforscher und anderen Liebhaber gingen an's Land. Die Einwohner hatten sich zu deren Empfange auf dem Meeresufer versammelt; ein hoher Grad von Furcht und Mißtrauen lag hinter ihrem Wohlwollen nur schlecht versteckt. Viele von ihnen sprachen einige Worte Englisch mit Portugisisch vermischt, Andere Malaiisch und Einzelne gar ein wenig Französisch, das sie im vorhergehenden Jahre von den, sich auf der Insel aufhaltenden, katholischen Missionären gelernt haben mochten; durch alles Dieses wurde eine Art Mittheilung möglich. Sie meldeten sich uns als Lord Byron, Nelson, Capt. John, Dr. Young Crisp, Dr. Morgan u. s. w.: lauter, uns schon aus Busch's Beschreibung bekannte Namen. Ja Mehrere schämten sich sogar ihrer ursprünglichen nicobarischen Namen; so hatte z. B. Dr. Young Crisp von einigen fremden Schiffscapitainen ein Certificat*) erhalten, das folgendermaßen anfing: „Young Crisp, früher genannt .....", das folgende Wort war sorgfältig ausgekratzt, und er wollte uns nicht sagen, was da gestanden hatte. Sie waren augenscheinlich sehr angst, wir möchten Uebeles gegen sie vorhaben, und sie sagten das eine Mal nach dem anderen, auf die Flinte des Prof. Behn hinzeigend: „Take care! — take care fowling-piece! — not shoot!" Zu den anderen Unbewaffneten hatten sie etwas mehr Vertrauen, und, als wollten sie ihre eigene Unruhe einschläfern, gingen sie bald zu Diesem, bald zu Jenem, reichten ihm die Hand oder legten sie ihm recht fidel auf die Schulter und sagten: „Good friends! — good people!" Ganz besonders wünschten sie doch zu wissen, womit wir geladen wären, und konnten nicht begreifen, was wir bei ihnen wollten,

---

*) Fast alle angesehene Nicobaren verschaffen sich solche Zeugnisse für Ehrlichkeit, um das Zutrauen der neuankommenden Schiffer zu gewinnen, mit denen sie in Handelsverbindung zu treten wünschen.

wenn wir Nichts zu verkaufen hätten. Das Haus des Capt. John hatten sie abgeschlossen und allen Zutritt dazu verweigert, sie hatten hier die Frauen und Kinder des Dorfes eingesperrt, die sie bei unseren späteren Besuchen, um sie zu verbergen, zugleich mit ihren Schweinen in das Dickicht des Waldes hineinzujagen pflegten. Hühner und Schweine schienen hier in ziemlichem Ueberfluß zu sein, und wünschten wir eine junge Cocusnuß, wurde sie sogleich für uns von den Bäumen herabgeholt.

Der Landgang hatte durch die Brandung geführt und war mit großer Schwierigkeit verbunden gewesen; die Herren kamen durchnäßt an Bord. Man brachte mir ein, von dem sogenannten Capt. John überliefertes, Schiffsbuch mit, worin ich meinen eigenen Namen und den der Corvette niederzuschreiben gebeten wurde. Derselbe Capt. John hatte sich etwa als Häuptling des Dorfes gerirt und sich durch eine, für dieses Klima wirklich gewissermaßen luxuriöse, Bekleidung mit Hemd und Hosen ausgezeichnet. Das Schiffsbuch war ein schmutziger Bogen Papier, mit Rubriken abgestrichen, die schon von etlichen Schiffern ausgefüllt waren; es war in die Emballage einer Eau de Cologne-Flasche eingewickelt, hatte aber wahrlich all' seinen früheren Wohlgeruch verloren.

Den nächsten Morgen gingen die Naturforscher an's Land, um ihre Excursionen anzufangen; ich gab ihnen ein Detaschement Landgangstruppen mit, ein Zelt wurde aufgeschlagen, Wache dabei gesetzt, und jeder der Herren von einem bewaffneten Mann begleitet.

Etliche Cano's hatten sich um's Schiff herumgelegt; wir konnten aber Niemanden dazu bewegen, an Bord zu kommen. Endlich mitten am Vormittag, als ich mich schon selbst dazu anschickte, an's Land zu gehen, legte ein Cano an die Seite, und zwei Insulaner betraten das Schiff. Sie trugen Hüte auf dem Kopf, Cigarrenfutteräle in den Ohrenlappen und waren sonst völlig nackt. Sobald der Erstere über dem Fallreeb war und die hier stehende Schildwache erblickte, warf er sich in meine Arme und rief: „You take away sipoy? — me good man, me no fear!" Ich beschwichtigte sie so gut ich es vermochte, ihre Furcht war aber ohne Gränzen; erst als ich sie in die Kajüte heruntergebracht, wurden sie ruhiger. Nun begann eine andere Scene; hier saßen diese

beiden nackten Menschen, betrachteten sich selbst mit unendlicher Wohlgefälligkeit in dem Spiegel und ließen sich, als große Herren, von meinem Steward aufwarten. Branntewein, Schiffszwieback, Schinken, Alles glitt mit einer unglaublichen Schnelligkeit herunter. Bei dem dritten Schnaps ließ ich einhalten, worüber sie verletzt wurden und sich über eine solche Mäßigkeit sehr verwunderten. Um wieder gute Freunde zu werden, gab ich Jedem eine Bouteille Branntewein und etliche Schiffszwiebacke als Geschenk mit: nun verlangten sie aber Alles: Gläser, Silberzeug, Tische, Stühle, Röcke, Knöpfe, Uhren, Wäsche, kurz Alles war ihnen gut genug, Alles wollten sie, und zwar gleich, mit sich haben. — Einer dieser Leute war der vorerwähnte Young Crisp, — vermuthlich nach einem uns aus Calcutta bekannten, auf die nicobarischen Inseln fahrenden Capt. Crisp getauft, — der sich für Doctor ausgab. Er wurde mit unserem Schiffsarzt in Verbindung gesetzt, und dieser erkaufte sich die Freundschaft seines neuen Collegen mit einer Aderlaß-Lancette, einigem Terpenthin, Campher und Naphta, das Jener Alles zu begehren wußte. Andere seiner Landsleute verlangten wiederholt Eau de Cologne, das sie ganz deutlich aussprachen. — Während dieses vor sich ging, trat ein halberwachsener, völlig nackter Junge in die Kajüte hinein, mit einem entsetzlich alten Hut auf dem Kopf und einem anderen in der Hand; den letzteren hatte er voller Schiffszwiebacke, über die er, mit höchst ausdrucksvollen Geberden, seine unverhohlene Freude an den Tag legte.

Da meine Gäste übrigens nicht viele Umstände machten, ließ ich mich auch nicht geniren, sondern überließ sie der Belustigung der an Bord bleibenden Officiere und ging bei unserem Hauptquartier Saoui an's Land. Die Brandung war ziemlich stark, und ich kam nicht, ohne naß zu werden, hindurch. Ich wurde bald von den Eingeborenen umringt, die mich zu dem unter ihren bienenkorbförmigen Häusern liegenden freien Raum hinführten, mir aber nur sehr ungern gestatteten, die Treppe zu besteigen und in ihre Wohnungen hinaufzugehen. Ich wurde dem Capt. John und einem Greise, den er seinen Vater nannte, vorgestellt; beide hatten Kleider an und schienen eine gewisse Mündigkeit zu besitzen. Nach Frauen und Kindern sah ich mich vergebens um; bis auf einige halberwachsene Jungen waren sie Alle in's Innere der Insel geschickt.

Capt. John war Patient, unser Arzt hatte ihn diesen Morgen mit Pillen tractirt, und nun wollten alle Anderen auch Pillen haben, beschwerten sich über ihren Magen und verklagten den Doctor vor mir, weil er er ihnen keine geben wollte.

Man schenkte mir einige Cocusnüsse und Hühner. Neugierde zu wissen, was wir wollten, und der Wunsch, wir möchten wieder gehen, beschäftigte übrigens die Leute vor allem Anderen. Sie gaben ihre Gefühle theils mit Zeichen und Mienen, theils in ihrem kauderwelschen Englisch zu erkennen. „When you go away? — what you want? — when take up anchor?" war immer ihr gastfreundlicher Gruß, während sie mich, der ich als Capitain der besondere Gegenstand ihrer Neugierde war, umringten. Dieses Ueberlauf's bald müde, verließ ich die Hütten und spazirte einen Fußsteig entlang, der nach ihren Cocuspflanzungen hinzuführen schien. Sechs bis acht Nicobaren folgten mir, wohin ich ging, und hin und wieder kletterte ihrer Einer, so gewandt wie ein Eichhörnchen, den Baum hinauf, um zu unserer Erfrischung Cocusnüsse herabzuholen. Mit einem Schlag hieb er, vermittelst seines scharfen, langen Messers, die Spitze der Nuß ab, damit wir aus dem so entstandenen Loch die frische Milch trinken möchten; dann schnitt er, mit zwei anderen Hieben, aus der grünen Schale der Cocusnuß einen zugespitzten Span heraus, und gab uns dies Instrument als einen Löffel, um damit das Gelée aus ihrem Inneren herauszuschälen.

Nach einigem Herumwandern bemerkte ich, daß alle Pfade von den Pflanzungen wieder zum Dorf zurückführten; auch ich kehrte daher heim. Man zeigte mir den Friedhof, ein mit Stäben umzäuntes Plätzchen. Für jeden Todten stand hier ein größerer Stecken, mit einigen Lumpen, dem Nachlaß des Verstorbenen, behängt, während man eine Axt, einen Speer, oder was dem Hingeschiedenen sonst das Liebste gewesen war, an dessen Fuß in die Erde gesteckt hatte.

Unweit Saoui, westlich davon, liegt ein schönes kleines, fließendes Wasser, während das Brunnenwasser im Dorf brack und modericht ist. Feuerung giebt es im Ueberfluß, doch glaube man ja nicht, ohne weiter Holz schlagen zu können, da, wenigstens soweit meine Erfahrung reicht, aller Wald unweit des Strandes Privateigenthum ist, auf das die Insulaner ziemlich eifersüchtig zu wachen scheinen.

Wir lagen auf dieser Rhede bis Freitag den 9ten Januar. Inzwischen hatte sich ein gutes Vernehmen und gegenseitiges Vertrauen zwischen uns und den Eingeborenen eingestellt. Sie besuchten uns häufig, brachten Geschenke von Cocusnüssen, Bananen, ja wohl auch Hühnern, und erboten sich, „Rupien von uns für Schweine zu erkaufen". Eines Tages kam ein junger Bursche an Bord, mit einem Bastband um den Kopf und einem Streifen Zeug um die Lenden gebunden; ein langer Schwanz hing von diesem letzteren zwischen seinen Beinen herab, in den Ohren trug er das gewöhnliche Bambusrohr, und den Mund hatte er mit Betel vollgestopft. Er war widerlich anzusehen, allein ein lustiger Bruder; er nannte sich Dr. Morgan und bat sich Medicin aus. Man schenkte ihm einen alten Mackintosh, den er sogleich anzog; dazu eine Halsbinde und ein Paar papierne Vatermörder, worauf er sich mit kenntlichem Wohlgefallen im Spiegel besah. Einem Anderen, der mit ihm war, wurde eine sehr hohe und steife Halsbinde umgegeben, übrigens war er vollkommen nackt. Obgleich sein Halsschmuck ihn augenscheinlich genirte, war er doch darüber sehr froh und legte ihn nicht wieder ab, so lange wir bei Car-Nicobar blieben; denn wir hatten das Vergnügen, ihn später auch noch auf der Südseite der Insel am Lande wiederzusehn.

Eines Tages ging ich in der nordwestlichen Ecke der Bucht an's Land. Die Brandung ist hier bei weitem nicht so heftig, die Küste ist noch hübscher, als bei Saoui, und das Land steigt unmittelbar innerhalb des Meeresufers. Mangrove findet man auf dieser ganzen Strecke der Insel nicht; der flache Korallenstrand wechselt aber mit steilen Abhängen von blauem Thon und Grotten sowohl, als zusammengeworfenen Haufen, von schwarzen Kalkconglomeraten ab. Ein Fußsteig, der von hier mitten in die Insel hineingeht, führt vorerst durch einen Gürtel von bis 100 Fuß hohen Cocuspalmen, Areca's und Casuarinen; und nachdem diese Bäume allmählich verschwunden sind, durch ein undurchdringliches Netz von Rotang (Spanischrohr) und Pandanus (Caldeira), die von Orchideen und unzähligen anderen Schling- und Schmarotzerpflanzen umflochten werden.

Wir waren keine hundert Schritte gegangen, als wir vier Nicobaren von dem auf der Ostseite der Insel gelegenen Dorf Moose begeg-

neten; sie waren Alle nackt, nur hatte Einer von ihnen einen Hut auf mit einer unechten goldenen Tresse. Er nannte die drei Anderen seine „Lascaren", er redete uns englisch an, und wir wurden bald gute Freunde. Sie folgten uns, so weit wir gehen wollten, und als wir uns später in's Gras niedersetzten, wurde einer der Lascaren gleich in einen Cocusbaum hinaufgeschickt, um Nüsse herunterzuholen. Ich mußte die dem Nicobaren hierbei eigenthümliche Gewandtheit wiederum bewunderen. Er umarmt den Stamm der Palme und faßt sein langes Messer, oder rechter seine Säbelklinge, zwischen beide Hände; er sammelt die, gern mit Bast zusammengeschnürten, Füße an der Wurzel des Baums, streckt das Messer so hoch wie möglich hinauf, und drückt die Schneide desselben in die Baumrinde hinein, worauf er die Füße unter sich in die Höhe zieht und von dem stufenförmigen Absatz des Stammes, den er jetzt betreten, dasselbe Manoeuvre mit dem Messer wiederholt. Das Ganze gleicht den Gliederbeugungen eines guten Schwimmers und wird unglaublich schnell ausgeführt. In einem Nu waren denn auch einige und zwanzig Nüsse herabgeschlagen, und die Mahlzeit ging ebenso schnell von statten. Man lachte mich aus, weil ich die Cocusnuß nicht in einem Zuge austrinken konnte; mein vornehmer Freund aus Moose trank vier in einem Augenblick und reichte den um ihn stehenden Lascaren sehr gnädig die Ueberreste. Nachdem auch der geleeartige Kern der Nuß verzehrt, wurde mit zwei Stücken Holz und etwas welkem Laub Feuer gemacht, um ihre Cigarren — Tabaksblätter, die sie in einem schmutzigen Fetzen mit sich führten und in einige, an Ort und Stelle aufgesammelte, dürre Blätter einwickelten — nach dem nun beendeten Frühstück anzuzünden. Als ich dem Wirth von meinen Cigarren einige anbot, stiegen seine Freude und sein Vertrauen zu mir auf's Höchste und hatten warme, allein, die Wahrheit gesagt, höchst unangenehme Umarmungen zur Folge. Als ich diese Wilden hier im Grase liegen, sie lachen und schwatzen sah, konnte ich den Gedanken nicht abweisen, daß sie im Grunde höchst glückliche Wesen wären. Sie haben es ihren Begriffen nach vortrefflich, sie verlangen nichts Besseres und scheuen sich daher mit instinctmäßiger Furcht vor jedem Schritt, der zur Civilisation hinführt; sie haben das Vorgefühl, daß diese, auf ihren Inseln eingeführt, weder ihnen, noch ihren Abkömmlingen, je von

Nutzen, — im Gegentheil daß sie das Todesurtheil ihres Stammes sein werde. Ohne daher unsere Handlungen zu kennen, noch zu verstehen, sahen sie alle unsere Unternehmungen mit einer ängstlichen Ahnung an, und auch diese meine Busenfreunde fragten mich, mitten unter den wärmsten Umarmungen, was ich bei ihnen wolle, und ob ich sie nicht bald verlasse.

Von der nordwestlichen Ecke der Bucht fuhr ich nach dem hohen Lande, das sich nordöstlich erstreckt und den nördlichen Arm der Bucht ausmacht. Die Natur hat auf der Spitze einen Brückenbogen gebildet, worunter zwar etliche Steine im Meeresboden liegen, unter dem man aber doch mit einem Fahrzeuge durchgehen kann, und wo man mit Leichtigkeit anlegt, wenn man an's Land gehen will. Biegt man links um, kömmt man in ein kleines, ganz stilles Bassin hinein, über dem sich die Klippe wölbt; und setzt man die Fahrt durch diesen natürlichen Tunnel fort, befindet man sich bald jenseits der Spitze. In der Grotte war es so tief, daß wir mit unseren langen Rudern den Boden nicht erreichen konnten.

Am nächsten Morgen, den 9ten Januar, lichteten wir die Anker und gingen in See, um im Norden und Osten der Insel nach ihrer Südseite herumzugehen; wir lavirten darauf los, der Strom trieb aber so hart nach Westen, daß wir die nordöstliche Spitze erst, nachdem er gekehrt war, um 3 Uhr Nachm. passirten. Bei einem der Schläge, als wir, nachdem wir unter dem Lande gewendet, nördlich steuerten, sahen wir plötzlich Brandung vor uns zu Luvart. Ich glaubte, es sei das Korallenriff, das sich von der nordöstlichen Landspitze nach WzS. streckt, hielt daher ein kleines Stück ab, drehte bei und schickte ein Fahrzeug aus, um auf der vermeintlichen Untiefe zu sondiren; es zeigte sich nun, daß es nur ein Strudel des Wassers gewesen, der Boden war hier indeß außerordentlich uneben, und das Senkblei gab abwechselnd von 17 bis 35 Faden Korallengrund.

Die NO.-Spitze ist von Ost nach West etwa ½ Meile breit; auf ihr liegt das Dorf Arrow. Darauf nimmt das Land eine ganz südliche Richtung, und auf dieser, sechs Viertelmeilen langen, Küste liegen die Dörfer Moose und Lapate. Letzteres ist das wichtigste, eine nicht unbedeutende Anzahl Schiffe laufen hier jährlich an, um Cocusnüsse zu laden; ein Hafencapitain hält hier,

nach Busch's Angabe, Register über die ankommenden Schiffe, die jährlich 25–30, mit einem gesammten Export von 2½—3 Millionen Nüssen, betragen sollen. Einer der Herren Naturforscher sah später dieses Hafenbuch und fand darin, seit dem letzten Jahre, 20 Schiffe angeführt; da aber unter den, die Inseln besuchenden, Fahrzeugen manche Küstenfahrer sind, deren Capitaine nicht schreiben können, wodurch eine große Unvollständigkeit der Hafenbücher entsteht, ist jene Zahl von Busch kaum zu hoch angeschlagen; und rechnet man außerdem noch alle von den Nicobaren selbst verbrauchten Cocusnüsse und Alles, was verdirbt und weggeworfen wird, oder auf den Bäumen sitzen bleibt, so ersieht man hieraus, daß die Production eine ganz außerordentliche ist, und daß ein auf die, theils Oel-, theils Seifen-Fabrikation bezweckende Veredlung dieses wichtigen Erzeugnisses gebautes Etablissement, bei Ueberwindung sonstiger localer Hindernisse, eine bedeutende Ausbeute versprechen würde.

Wir hielten unseren Cours die Küste entlang, 1 Meile ab vom Lande, peilten Moose, Lapate und mehrere andere Gruppen von Hütten. Auf der äußersten Spitze bei Lapate stand ein Gestell, das man an jedem anderen Ort für eine Baake, einen Telegraphen oder dgl. angesehen haben würde; der Zweck desselben war jedoch nur, den Teufel aus dem Dorf zu vertreiben. Wir sondirten die ganze Zeit in 15—20 Faden, ohne Grund zu finden; nur bei einem einzigen Wurf hatten wir 15 Faden: die erwähnte Baake lag in einer Linie mit der Nordostspitze und bildete einen Winkel von 83° mit der Südostspitze der Insel. Die ganze Küste steht in einer Brandung, und Landung ist hier, wenigstens während des NO.-Monsuns, gewiß unmöglich. Nachmittags 5 Uhr drehten wir um die südöstliche Ecke des Landes, sondirten jedoch auch auf der Südseite der Insel, obgleich wir an einem Steinriff ziemlich nahe vorübergingen, vergebens in 15 Faden, bis wir uns in der, von dem Riff und der südwestlichen Spitze des Landes gebildeten, südwestlichen Bucht befanden. Wir ankerten hier in 11 Faden in ziemlich ruhiger See, jedoch mit schwerer Dünung aus Osten.

Die Arbeit dieses Tages war ziemlich ermüdend gewesen, dennoch zwang mich ein starkes und nahes Gewitter die Mannschaft in ihrer nächtlichen Ruhe zu stören, um gegen eventuelle Feuersbrunst Vorkehrungen zu treffen. Am nächsten Morgen ward ein

Boot an's Land geschickt, um den Landgang zu untersuchen. Es zeigte sich nun, daß wir an einem sehr glücklichen Platz, nämlich gerade außenvor einer Oeffnung des Korallenriffs, geankert waren, durch die unsere Fahrzeuge in eine Art von Bassin, ganz auf den Strand hinauf, laufen konnten, so daß man mit trocknen Schuhen auf's Ufer sprang. Binnen kurzer Zeit war daher auch Jeder mit seiner Arbeit beschäftigt: das Zelt wurde aufgeschlagen und ein Detaschement der Landgangscompagnie in ihm einquartiert, die Naturforscher machten ihre Ausflüge, der Maler nahm Prospecte, die mit den Fahrzeugen ausgeschickten Officiere sondirten und peilten, und die übrigen Wißbegierigen gingen Jeder auf seine Entdeckungen aus.

Eine Gruppe einzelner Hütten, Namens Kummios, war das uns am nächsten liegende Dörfchen; dennoch fanden die Insulaner sich bald in großer Menge ein, und zwar nicht nur Leute aus Lapate und anderen Dörfern der Ostseite, sondern auch wohlbekannte Gesichter aus Saoui: ein Beweis, daß der Verkehr vom Norden nach dem Süden der Insel nicht so sehr schwierig sein mag. Dieses Herumstreichen der Einwohner macht denn auch jeden Ueberschlag über die Volksmenge der Insel unsicher; ich meines Theils sehe die (im speciellen Rapport) für Car-Nicobar angegebene Zahl von 1000 Menschen als zu groß an, während diese Insel doch, etwa mit Ausnahme von Chowry, die am stärksten bevölkerte der nicobarischen Gruppe zu sein scheint.

Der Empfang der Wilden trug hier dasselbe Gepräge, wie auf der Nordseite: zudringliche Freundlichkeit mit Furcht und Mißtrauen gepaart. Sie begleiteten uns schaarenweise, waren alle bewaffnet, und zeigten eine kenntliche Unlust, uns tiefer in's Land hineinzuführen. Auf den Irrwegen, die vom Landungsplatz in den Wald leiteten, kamen wir sehr bald zu einem Wasser, das theils aus einem vom Inneren herabfließenden Bach, theils aus dem mit der Fluth einströmenden Meer gebildet war. Hier mußten wir, um weiter zu kommen, durchwaten oder übergetragen werden; ich war nicht wenig erstaunt, die Nicobaren zu dem Letzteren sehr bereit zu finden, das Räthsel löste sich aber bald auf, denn der Pfad jenseits des Wassers führte, nach wenigen Schritten, zu einigen mitten im Wald gelegenen Hütten, und von da wieder nach dem Strande

herab, wo wir über die Mündung des Reviers zu unserem alten Landungsplatz zurückkehrten.

Die Küste ist hier sehr flach, und ein großer Theil des Waldes steht während der Fluth unter Wasser, was das Mangrove-Dickicht doppelt unzugänglich macht. Die Naturforscher kamen, insofern auch sie in die Insel hatten eindringen wollen, ebenso unverrichteter Sache, wie ich, von ihren Ausflügen zurück; Alle hatten sich in demselben Kreis bewegt. Da man indeß, von der Sahlung des Schiffs aus, eine offene Ebene und einen See, oder ein stehendes Wasser, hinter dem Walde liegen sah, wurden wir uns in einer Naturforscherversammlung einig, Sonntag Nachmittag, den 12ten Januar, vereint ein tieferes Eindringen zu versuchen. Auf dem Meeresufer begegnete uns, wie gewöhnlich, eine große Masse der Eingeborenen; ein förmlicher Landsturm schien aufgeboten zu sein, denn über hundert Menschen waren hier, Alle mit Messern oder Speeren bewaffnet, und von keinem einzigen Kinde oder Frauenzimmer begleitet. Ihr Empfang war, wie immer, zuvorkommend allein ziemlich zudringlich; sie folgten uns Alle in den Wald hinein, holten unermüdlich Cocusnüsse für uns von den hohen Palmen herab, fragten uns aber ebenso unermüdlich, was wir wollten, woher wir kämen, wann wir gingen, ob wir Cocusnüsse zu kaufen Willens wären u. s. w. Ein junger Mann war hinzugekommen: er nannte sich James Booth und trug, sonst völlig nackt, einen Hut auf dem Kopf und eine weiße Weste auf seiner braunen Haut; er wäre recht hübsch gewesen, hätte das Betelkauen seinen Mund nicht gänzlich entstellt. James Booth wurde bald mein guter Freund; er trug mich auf seinem Rücken über das Wasser, stellte mir seine Lascaren zur Verfügung, trank Wein mit mir, verkaufte mir seine Schweine und Hühner u. s. w. Er war offenbar ein Matador, der von den Anderen mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt wurde. Mein Anerbieten, ihn nach den übrigen Inseln mitzunehmen, verwarf er mit tiefem Abscheu. Ebenso wenig wollte er es mir gestatten, mich auf der Insel anzusiedeln, im Gegentheil erklärte er mir in seinem kauderwälschen Englisch, ich könne kein guter Mensch sein, wenn ich in meinem eigenen Lande nicht bleiben wolle.

Nach vergeblichen Versuchen, uns von den Einwohnern einen anderen Pfad zeigen zu lassen, der in die Insel hineinführte, entschloß ich mich dazu, nach dem Compaß nordöstlich durch den Wald zu dringen. Binnen Kurzem befanden wir uns aber in der dichtesten Wildniß, wo die Nicobaren, giftiger Schlangen halber, ein jedes Vordringen für unmöglich erklärten. Dies kümmerte uns wenig, denn wir sahen darin nur einen Vorwand, und glaubten gerade jetzt auf dem rechten Wege zu sein. Wir gingen also weiter, standen aber bald auf einem uns unbekannten, völlig unzugänglichen Terrain. Der Boden war mit 1—2″ hohem, stinkendem Brackwasser bedeckt, sehr weich, jedoch außerordentlich uneben; die Unebenheiten bestanden aus ziemlich hohen Ameisenhaufen, die den, in Ostindien so gefürchteten, namentlich für alle Gebäude so gefährlichen, Termiten angehörten. Die Mangrovebäume wucherten hier in der wildesten Gestalt mit ihren in die Erde herabschießenden Aesten und aus ihr wieder hervortauchenden Wurzeln; — es waren dies ebenso viele Knorren und Fußangeln, unter denen wir herumtanzen mußten. Dabei war die Luft drückend heiß, kein Windhauch drang in das Dickicht hinein, und verpestete Dünste füllten unsere Lungen. So ging es eine halbe Stunde weiter, immer mit nordöstlichem Cours; da es aber ärger und ärger wurde, beschloß ich endlich anzuhalten, steuerte südlich und kam nun sehr bald zum Meeresufer zurück. So endeten unsere Untersuchungen auf Car-Nicobar.

Montag den 12ten Januar, Morgens 4 Uhr, lichteten wir die Anker und steuerten SOzS. auf Batty Malve zu. Um 8 Uhr lag uns dieser kleine, unbewohnte, verhältnißmäßig nackte Fels quer rechts, wir umschifften ihn und fanden eine von seiner südwestlichen Ecke auslaufende Untiefe, mit regelmäßig steigenden 13—20 Faden, worauf im nächsten Wurf 40 Faden ohne Grund; der Strom setzte hier stark nach SW.

Wir richteten darauf unseren Lauf auf Chowry zu. Nach der von Lewis in seiner Karte angegebenen, 13—8 Faden haltenden, Untiefe nördlich von Chowry, drei Viertelmeilen vom Lande entfernt, sondirten wir vergebens; wir umschifften sodann die Insel nördlich und östlich. Dicht an der Spitze kamen fünf Cano's mit Wilden,

uns Cocusnüsse und andere Früchte zum Verkauf anbietend. Wir drehten bei, und sie hakten schon fest; als sie aber unsere Kanonen gewahr wurden, ließen sie plötzlich mit lautem Schrei los und beeilten sich, wieder an's Land zu kommen. Wir füllten daher die Segel und setzten unsere Fahrt nach Süden, die Küste entlang, fort; versuchten später, außen vor einem ungewöhnlich großen Dorf Anker zu werfen, setzten aber die schon eingenommenen Segel, wegen eines plötzlich von 18 auf 9 Faden steigenden Korallengrundes, wieder bei, und kreuzten die Nacht über in Lee von Chowry. Die Nacht war unruhig, brachte jedoch mehr Regenschauer als Windböen. Bei Tages-Anbruch lag uns Batty-Malve in NzO. und Chowry in SOzO.; wir steuerten nun wieder vor vollen Segeln in den Canal zwischen Chowry und Terressa hinein und passirten hier, eine Viertelmeile vom Lande entfernt, in 13, 14 und 15 Faden Tiefe, die südwestliche Spitze von Chowry. Die Ebbe ging durch den Canal hindurch so hart nach Westen, daß wir, obgleich mit Force von Segeln lavirend, nur eben unseren Platz behaupten konnten. Es giebt hier keine unsichtbare Gefahren, und man kann sich beiden Küsten auf eine Viertelmeile nähern. Chowry's Südküste steht in einer ununterbrochenen Brandung; mit der Küste von Terressa geht es nicht viel besser, wenn ihr die hohen, lachenden Hügel, mit abwechselnden Wäldern und freien, lichtgrünen Hochebenen, auch ein freundliches Ansehen verleihen. Chowry's Küste ist niedrig und mit einem, nur von den ewig beweglichen Cocuspalmen überragten, Unterholz dicht bewachsen; auf der Südseite liegen ganz einzelne Hütten. Chowry's SO.-Spitze ist ein sehr merklicher, isolirt stehender Berg „Hatrock"; seine Seiten scheinen senkrecht in die Höhe zu steigen, oben ist er ganz flach und sehr waldig.

Sobald die Fluth sich einstellte, waren wir in einem Augenblick durch den Canal und um die SO.-Spitze herum, worauf wir die Küste entlang segelten. Nachmittags 5 Uhr gingen wir bei dem früher erwähnten Dorf vor Anker; der Grund war hier so steil, daß er sich, ehe wir den Anker fallen ließen, von 16 auf 23 Faden verändert hatte, und daß wir, nachdem das Schiff sich vor der Ankerkette gedreht, neben dem Steuerruder nur 13 Faden sondirten. Wir sahen hier Hatrock über dem flachen Lande der Ostspitze, die

Südspitze Terressa's hinter dem Hatrock versteckt und Bompoka von Terressa gänzlich frei. — Da der NO.-Monsun gerade auf die Rhede hineinweht, ist sie in dieser Jahreszeit nicht einladend; gefährlich aber ist sie nicht, da das Schiff immer zwischen Wind und Strom liegt. Die Küste steht in einer Brandung, so daß man, wenigstens während dieses Monsuns, mit europäischen Fahrzeugen nicht landen kann; ob es im SW.-Monsun ausführbarer, mag wohl zweifelhaft sein, da das Meer in dieser Periode zu stürmisch bewegt ist, um von einem so kleinen Punkt, wie diese Insel, aufgehalten zu werden.

Als die Herren sich am nächsten Morgen an's Land begaben, mußten die Insulaner sie daher mit ihren Cano's durch die Brandung setzen, was sie sehr bereitwillig und zwar mit einer Gewandtheit und Lebendigkeit thaten, die für einen Augenblick das sonst über ihr Wesen ausgebreitete stumpfe, schlaffe Gepräge durchaus vertilgte. Sie schienen recht freundlich, jedoch argwöhnisch, und hatten, obschon nicht geradezu feindliche Gesinnung zeigend, etwas mehr Zurückhaltendes, Wildes und Trotziges als die Car-Nicobaren. Als ich später am Vormittage mit dem Lieutn. Brunn an's Land gehen wollte, konnte ich sie nicht dazu bewegen, uns durch die Brandung zu bringen, und mußte mich, nach langem Parlamentiren, wieder unverrichteter Sache an Bord begeben. Als die Anderen bei Sonnenuntergang auf's Schiff zurückkehrten, wurden sie von mehreren Cano's mit Wilden begleitet. Ein Häuptling, Namens Barba, brachte Zeugnisse für Ehrlichkeit und gutes Betragen von einem portugisischen Capitain de Castro mit. Er verkaufte uns zwei Ferkel, vier Hühner, hundert Cocusnüsse und eine Masse Yams und Bataten für ein Beil, einen Hammer und zwei Messer; darauf enfernte er sich in der größten Eile, vermuthlich weil er fürchtete, ich möchte den Handel bereuen.

Die Herren hatten Chowry besser angebaut gefunden, als Car-Nicobar; auch waren die Einwohner, obgleich weniger mit Europäern verkehrend, ihnen civilisirter vorgekommen. Das Dorf, wo sie gelandet waren, zählte 21 bienenkorbförmige Hütten, und verschiedene kleinere Dörfer lagen dicht an einander zwischen ihm und dem Hatrock. Die Hütten waren solider, als die car-nicobarischen; ihr Fußboden bestand meist aus dicken Planken, anstatt aus Bambus-

stäben, und der unter demselben liegende freie Raum war auf seiner halben Höhe oft noch durch einen zweiten Boden getheilt, auf dem sich nicht nur Hühner, Hunde, ja oft die ganze Nicobarenfamilie niederließen, sondern auch neu verfertigte irdene Töpfe getrocknet, Früchte aufgehängt und Toddytonnen (dicke Bambusröhre) hingelegt wurden. Es führten hübsch ausgehauene Holzwege sowohl ins Innere als nach dem vorerwähnten Berge; unweit des letzteren war der Boden des Waldes mit großen Stücken Korallenkalks angefüllt, eine üppige Vegetation schoß aber zwischen diesen empor. Der Cocuswald war gut eingefriedigt, und überall um die Hütten herum waren umzäunte Pflanzungen von Yams, Batatos, Orangen und Bananen. Mitten im Walde lag ein freundlicher offener Rasen. Die Frauen, welche in den Wald und auf den Berg gejagt worden waren, hatten ein widerlich garstiges Aussehen und geschorene oder doch fast gänzlich abgeschnittene Haare; ihre Tracht war ein kurzer, von Bast geflochtener und mit Quasten ausstaffirter Rock. Die Männer schienen größer und kräftiger, als die Car-Nicobaren; allein Alle hatten den vom Gebrauch des Betels scheußlich entstellten Mund. Es werden auf Chowry eine Art großer irdener Töpfe, in der Form halber Cocusschaalen, fabricirt; ähnliche sahen wir auf Terressa. Wir haben es uns nicht recht erklären können, wie diese getrocknet und geformt wurden, sie waren indeß wohlgebildet und zeugten schon von einer, bei den Bewohnern der anderen nicobarischen Inseln ungekannten, Gewerbsamkeit.

Chowry hält von Norden nach Süden etwas über eine Viertelmeile, von Osten nach Westen 1½ Viertelmeilen. Der Hatrock auf der Südostspitze ist etwa 400′ hoch, und sein Plateau wird von dem Prof. Behn, der den Berg bestiegen, auf 1000 □ Ellen geschätzt. Gutes Wasser scheint auf der Insel zu fehlen; der Inhalt der Brunnen war sparsam und modericht. Die Einwohnerzahl der Insel mochte, der Menge der Hütten gemäß, etwa 500 betragen; demzufolge würde Chowry die am stärksten bevölkerte Insel des ganzen Archipels sein.

Denselben Abend lichtete ich die Anker, nicht ohne Gefahr gegen die Korallenriffe angetrieben zu werden, und als es tagte, war ich im Angesicht der Inseln Kamorta, Tillangschong und Bompoka. Um 8 Uhr Vormittags richtete ich meinen Cours darauf, Kamorta

und Trincutti ostwärts zu umsegeln. Von Trincutti's NO.-Spitze geht ein landfestes Korallenriff ungefähr ½ Viertelmeile in See; ähnliche Riffe, auf denen die Wellen stark brechen, erstrecken sich auch von der Südspitze der Insel, und kaum hatten wir die letztere passirt, als uns der östliche Einlauf des Nancowry-Hafens offen lag.

Die Einfahrt ist wunderhübsch, das Land tritt in Form von großen Coulissen an beiden Seiten hervor; das Mangrove-Dickicht zieht sich längs den Ufern hin, der frische, undurchdringliche Urwald reicht bis zu ihm hinaus, und jenseits des Waldes heben sich große, freie Hügel, deren einladender, freundlicher Anblick gleich den Eindruck verwischt, den man mitbrachte aus Beschreibungen von dem kümmerlichen Leben, das über Alle ergangen, die diese Inseln zu ihrem kürzeren oder längeren Aufenthalt gewählt haben.

Zu meiner großen Freude sah ich den „Ganges„ im nördlichen Theil des sogenannten „Kreuzhafens“ vor Anker liegen; ich ging an ihm vorüber, bedeutete ihm durch Signale, er möge mir folgen, und suchte dann den von mir auf der Karte gewählten Ankerplatz etwas westlicher im großen Hafen, in 9 Faden Tiefe mit offenem Luftzuge und freier Strömung.

Der Bericht des Captl. Aschlund besagte im Wesentlichen Folgendes: Nach einer 19-tägigen Ueberfahrt von Calcutta nach Penang, mit bösen Stürmen aus O. und OSO. hatte er am 28sten December diesen letzten Platz erreicht, wo er alsdann, meinem Befehl gemäß, vierzig chinesische Arbeitsleute auf ein Jahr engagirt hatte. Es sind dies arme Auswanderer, die jährlich mit den, im Anfang des NO.-Monsuns, also gegen Ende des October, segelnden Junken China verlassen, und Sincapore, Batavia, Manila, Penang oder auch wohl andere Handelsplätze aufsuchen. Gewöhnlich haben sie Nichts, womit sie ihre Passage bezahlen könnten; gewisse chinesische Agenten an diesen Plätzen nehmen sie aber in Empfang, bezahlen für sie, geben ihnen Kleider und Obdach und verkaufen sie alsdann auf gewisse Zeit an europäische oder chinesische Pflanzer, Fabrikanten und andere Gewerbtreibende. Für eine gewisse Anzahl Monate wird vorausbezahlt, und diese Summe wird dem Agenten übergeben; der Preis ist in der Regel 2—4 Piaster monatlich,



Der Hafen von Nancowry.



A. Plum del. Em. Bærentzen & C° lith. Inst.

Der Hafen von Nancowry.

außerdem sogleich einige Kleider und freie Kost. Um gesunde, starke, und namentlich dem Opiumsrauchen nicht verfallene Arbeiter sich auszusuchen, findet der Pflanzer sich selbst auf dem Markte ein, sobald die ersten Junken anlangen; und gerade deshalb war es auch mir darum zu thun gewesen, den „Ganges" zeitig genug von Calcutta wegzuschicken, damit er noch im Lauf des December, also während der Ankunft der Junken, in Penang eintreffen könnte. Das Ganze ist, wie man sieht, ein Menschenhandel, wenn auch vom Sclavenhandel dadurch verschieden, daß das Auswandern der chinesischen „Kulis" freiwillig ist, und daß sie nach Ablauf ihres Schuldcontracts die Freiheit wieder erlangen; die Art ihres Vermiethens wird aber unbedingt vom Agenten bestimmt, und so fragte denn auch kein Mensch die 40 Kulis, die jetzt neben uns, auf dem „Ganges", lagen, ob sie nach den Nicobaren gehen wollten oder nicht, weshalb der Captl. Aschlund, der ihre Lust dazu wohl mit guten Grunde bezweifelte, unter Segel gegangen war, sobald er sie an Bord hatte. — Nach dreitägiger Reise hatte er den von uns sogenannten Pulo-Milu-Hafen erreicht, wo er das Transportschiff „Christine" mit dem Dr. Rink antraf. Die Officiere hatten gleich die Aufnahme des vortrefflichen Hafens, die Naturforscher die Untersuchung der Inseln Klein-Nicobar und Pulo Milu in Angriff genommen; darauf war der Captl. Aschlund am 14ten Abends in See gegangen und am 15ten Morgens bei Nancovry angelangt. Auf Pulo Milu hatte er die dänische Flagge an dem Hause eines Eingeborenen, Namens Sadulla, dem sie von Busch anvertraut worden war, aufgezogen gefunden; der Mann war jetzt mit dem „Ganges" nach Nancovry hinaufgekommen, litt aber an Seekrankheit und Heimweh. Er schien eine alte ehrliche Haut zu sein; von Geburt ein Malaie, war er schon als Junge mit einem der vielen Schiffe, die hier Trepangs, Salanganneſter und Schildkrötenschalen sammeln, nach Klein-Nicobar gekommen, seine Kammeraden waren von ihm gesegelt, und er blieb auf diesen Inseln, wo er jetzt völlig naturalisirt war.

An demselben Nachmittage, an dem wir im Hafen von Nancovry angelangt waren, erschien „die Christine" und ankerte außenvor dem westlichen Einlauf; am folgenden Tage versuchte sie mit der Fluth hineinzulaviren, der Strom läuft aber hier so unregelmäßig,

und die Brise ist, wegen des an beiden Seiten liegenden hohen Landes, so abwechselnd, daß dies kaum irgend einem Schiffe gelingen wird. Sie stieß am südlichen Landgrunde, kam jedoch gleich wieder davon ab und ankerte nun außerhalb und etwas im Norden des Einlaufs. Am nächsten Morgen schleppte der „Ganges“ sie herein, worauf die Chinesen an Bord derselben einquartirt wurden, und die Arbeit mit aller Kraft begann. Ein Zelt wurde jeden Morgen an dem zu untersuchenden Punkt des Hafens aufgeschlagen, ein Detaschement der Landgangscompagnie zum Schutz der Herren im Zelt einquartiert, und ein bis zwei Chinesen Jedem der Naturforscher als Gehülfen mitgegeben. Bald wußten diese, mit den Verhältnissen schnell orientirten Fremdlinge, sich ihren neuen Herren unentbehrlich zu machen, während die Uebrigen, um den „Ganges“ mit Brennmaterial zu versehen, an's Holzen gesetzt wurden.

Der Premlt. Rothe nahm den Hafen und das rings umgebende Fahrwasser auf und bestimmte genau unsere Breite und Länge. Die Karte des Capt. Alexander Kyd vom Jahre 1790 erwies sich alsbald in jeder Beziehung zuverlässig. Nur fanden wir die Korallenriffe überhaupt gewachsen und von den Landspitzen weiter hervorschießend, als nach Angabe dieser Karte; ferner zeigte es sich, daß der Landgrund an der südlichen Küste der östlichen Einfahrt sich besonders vor dem Dorf Malacca (Mala) mehr nordwärts erstreckt; daß auf der Südseite, dicht innerhalb der westlichen Einfahrt, etwa eine Kabellänge vom Lande entfernt, ein bei niedrigem Wasser trockner Stein steht; und daß die auf der Karte, in der nordwestlichen Bucht des westlichen Hafens, angedeutete Korallenbank bei niedrigem Wasser nur 2½ Faden hält. Was den Westhafen von dem Kreuz- oder Osthafen scheidet, ist namentlich das Riff der von der Nordseite auslaufenden Landspitze; da es sich ziemlich südlich streckt, und seine Tiefe plötzlich abnimmt, achte man darauf, dem nördlichen Ufer nicht zu nahe zu kommen. Die Hafenzeit ist richtig auf 8¾ Uhr angegeben. Der Strom läuft ziemlich unmerkbar durch den ganzen Hafen, stärker in der Mitte des Fahrwassers, doch auch hier westwärts sehr unregelmäßig. An dem Abend, als „die Christine“ vergeblich hineinzulaviren versuchte, setzte der Strom stark nach Osten mitten im Fahrwasser und stark nach Westen unter dem nördlichen Ufer.

Die auf dem Mongkata-Hügel genommenen Beobachtungen gaben 8° 2′ 25″ N. Br., 93° 35′ 58″ O. Grw. L. und eine nordöstliche Abweichung der Magnetnadel von 2° 20′ 30″.

Auch das Fahrwasser zwischen Kamorta und Trincutti ward vom Lieut. Rothe aufgenommen. An der Ostküste von Kamorta erstreckt sich von der Hafenmündung aus ein bedeutendes Korallenriff etwa eine halbe Meile nordwärts hinauf; von Trincutti's Westküste geht eine, nur 2—2½ Faden haltende, Untiefe aus; zwischen diesen beiden Riffen aber ist das Fahrwasser, südlich von der Mitte der letzteren Insel, rein und bildet eine gute Rhede, mit 7—8 Faden Wasser, die jedoch gegen SO. offen liegt, so daß ein Sturm aus dieser Richtung vor den Ankern abgeritten werden müßte, wenn man nicht so südlich läge, daß es möglich wäre, sich in den Hafen von Nancovry hineinzuflüchten. Nördlicher wird der Lauf schmäler und unregelmäßiger, und für größere Schiffe daher, obgleich tief genug, weniger fahrbar, bis Boyen und Tonnen ausgelegt oder wenigstens sehr genaue Segelmarken angegeben sind.

Trincutti ist 5 Viertelmeilen lang, 1½ Viertelmeilen breit, es ist eine niedrige, mit Unterholz dicht überwachsene Insel; selbst unbewohnt, gehören ihre Cocuspflanzungen den Einwohnern auf Kamorta und Nancovry. Ihre bedeutenden Korallenriffe sind reich an Holothurien; an der SW.-Spitze der Insel liegen ein Paar Hütten; dies ist der beste Landungsplatz: keine Korallen und, 25 Ellen vom Lande ab, 7 Faden Wasser. Die Abweichung der Magnetnadel war hier 2° 13¼′ nordöstlich.

Da die Bewohner der angränzenden Küste von Kamorta angeblich die ärgsten Seeräubereien begangen haben sollten, ging ich bei dem Dorf Ikena oder Inaka an's Land, um in den dortigen Hütten möglicherweise geplünderte Sachen anzutreffen. Ich entdeckte jedoch in dieser Beziehung Nichts, und ihr freimüthiges Entgegenkommen schien ihren bösen Ruf Lügen zu strafen. Einer von ihnen hatte noch eine rothe Jacke mit dem weiß eingenähten F. R., und derselben königlichen Namenchiffre in den Knöpfen; es war ein Geschenk vom Pastor Rosen, den er mit sichtlicher Ehrfurcht und Liebe nannte. Die Jacke — die er offenbar nur in Betracht unserer Ankunft angezogen hatte — war noch wohl erhalten; wie es überhaupt für diese Naturmenschen bezeichnend ist, daß sie,

was ihnen gegeben wird, sorgfältig verwahren und es nur zum Staat zur Schau tragen. Die Aussicht von den, hinter Inaka liegenden, Hügeln war durch die rings umgebenden Hölzungen begränzt, obgleich ich doch von hier zwei Stellen des Nancowry-Hafens erblickte, so wie mir auch das ganze Fahrwasser zwischen Kamorta und Trincutti offen lag. Die Hügel waren hier mit dem, alle andere Vegetation erstickenden, üppigen Lalanggrase, dem schlimmsten Feind der Rosen'schen Pflanzungen, bedeckt.

Von Inaka ruderten wir wieder in den Hafen hinein und besuchten die Einwohner auf Nancowry oder, nach ihrer eigenen Benennung, Laoi. Die Meisten bewohnen die südliche Bucht des Kreuzhafens und die, Trincutti gegenüberliegende, Küste außerhalb des Hafens; hier liegen die Dörfer Injoang und Eldegoang, gerade auf der Spitze Malacca, im Kreuzhafen Enuang, und im Westhafen Itoë. Dem letzteren Dorfe schräg gegenüber liegt auf Kamorta, unweit der westlichen Einfahrt und vom undurchdringlichsten Urwalde umgeben, Bajuha, in dessen unmittelbarer Nähe wir eine gute und ziemlich ergiebige Quelle fanden, während übrigens der Hafen an Wassermangel leidet, und bei einer Colonisation diesem Mangel nur vermittelst Cisternen abgeholfen werden könnte. Vor allen diesen Dörfern stehen reihenweise im Wasser die vorerwähnten langen, mit Cocusschaalen, Schweinskiefern, Lumpen, Blättern u. s. w. behängten Stangen, die dazu dienen sollen, den Teufel von den Häusern abzuhalten.

Bei Malacca gingen wir an's Land und legten in den Hütten etliche Besuche ab, unter Anderen bei dem von Rosen erwähnten alten Neger João*). Ich habe diesen Alten in Verdacht, daß er seitdem seinen ehrlichen Namen durch Theilnahme an Seeräuberei und Plünderung eingebüßt hat; jedenfalls zeugte sein Betragen von großer Furcht und keinem guten Gewissen. Gleich nach unserer Ankunft war er, uns scheinbar ergeben, an Bord gekommen und hatte Kleider, wie andere Geschenke erhalten; als er aber später bemerkte, daß ich Untersuchungen anstellte, verschwand er spurlos. Desselben Manoeuvres bedienten sich mehre Andere, von denen ich Aufklärungen suchte, so z. B. ein alter Mann aus Itoë, der mit

---

*) D. Rosen: Erindringer om mit Ophold paa de nicobariske Øer; pag. 15.

einem, auf dem silbernen Knopf mit F. R. versehenen, Stock, und einem Zeugniß des Pastor Rosen an Bord erschien und in Folge dessen mit Auszeichnung behandelt wurde; der aber, sobald er meinen Wunsch, von den Plünderungen Etwas zu erfahren, merkte, das Reißaus nahm und, wie die Anderen, mit seiner Familie in's Mangrove-Dickicht hineinlief, wo sie sich vor jeder Verfolgung gesichert wußten.

Auf der Landzunge zwischen Malacca und Enuang liegen die Reste des Etablissements der mährischen Brüder*). Ein niedriges, viereckiges Gemäuer mit einigen Treppenstufen, und unweit desselben ein aufgemauerter Brunnen, ist Alles was an die hier einst wohnenden Europäer noch erinnert; rings um liegt die dichteste Wildniß. Bei einer dieser Ruinen, sagt Rosen, schien es ihm, als riefe ihm eine Stimme aus dem Urwalde zu: „Dort seht Ihr, was Euer wartet," – und wahrlich! die Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen: den Beweis gab seine, erst seit zehn Jahren verlassene, Ansiedelung auf dem Mongkata-Hügel.

Was das Haus der mährischen Brüder betrifft, so schien seine Lage freilich darauf berechnet, von dem umgebenden Walde erstickt werden zu sollen; ohne Luft und ohne Sonnenstrahl — wenn auch

*) Nach „William Brown: History of the propagation of christianity etc." kamen die ersten mährischen Brüder, sechs an der Zahl, im Jahre 1768 nach Nancovry; 1773 war fast die ganze Colonie ausgestorben, und ein von Tranquebar gesandtes Schiff holte die noch lebenden Menschen und Güter zurück. Im Jahre 1779 ging der bekannte Hänsel mit dem bald darauf verstorbenen Wangemann hinüber; ihnen folgten später mehrere andere Brüder, nachdem sie vorerst durch Sturm und Ungewitter nach Junkseilan, Quedda und anderswohin verschlagen waren. Im Jahre 1784 schickte das tranquebarsche Gouvernement ein Schiff, nicht nur mit Lebensmitteln, sondern auch mit einem, angeblich von europäischen Ansiedlern (?) auf Sombrero (Bompocka) hinterlassenen, hölzernen Hause, nach Nancovry hinüber. Elf Missionäre waren schon dort gestorben, und dreizehn fielen, kurz nach ihrer Rückkehr nach Tranquebar, als Opfer des Klimas. Im Septb. 1787 holte darauf Hänsel den einzigen noch zurückgebliebenen Missionär ab. Der Flaggencapitain unseres Transportschiffes „Christine" war endlich noch 1801 mit einem dänischen Paket, „Twe Gezwisters", Capt. Holdermann, erster Lieutn. O. Fr. Rask, hier gewesen; ein mährischer Bruder, ein gewisser Palm, und seine Frau waren nach dem Nancovry-Hafen mit hinübergeführt worden, von ihrem späteren Schicksal wußte er Nichts zu sagen. Weder die religiösen Begriffe, noch der Gewerbfleiß der Einwohner tragen irgend Spuren von dem langen und wiederholten Aufenthalt der „Brüder" auf diesen Inseln.

nicht immer so verwachsen wie jetzt — lag es zwischen See und Hügel eingeklemmt. Das Beispiel der Nicobaren scheint freilich den Schatten des Waldes und die unmittelbare Nähe der See anzuempfehlen; dies hat aber sicher seinen Grund in den hier wachsenden Cocuspflanzungen und in dem hier möglichen Verkehr vermittelst der Cano's, während gesundheitliche Rücksichten diese trägen, und von der Unveränderlichkeit des Schicksals überzeugten, Menschen gewiß nicht geleitet haben.

Von dem in Busch's Journal besprochenen, jetzt angeblich verstorbenen, englischen Knaben Goldsmith fand auch ich Spuren; man zeigte mir seine Habe: eine alte Schiffskiste voller Kleidungsstücke und anderer Kleinigkeiten, Bücher u. s. w., die von verschiedenen Stellen zusammengescharrt waren, — darunter ein alter dreieckiger Hut mit silbernen Cordons und einer russischen Cocarde. Auf dem Kopfe eines Nicobaren fand ich einen alten blanken Hut mit einem messingenen Schilde, worin der russische Adler mit dem St. Georg im Herzschilde. In der einen Klaue hält der Adler den Blitzstrahl und Fackeln, in der anderen einen Lorbeerkranz anstatt des Scepters und Reichsapfels; da diese Veränderung, ein Andenken an den freiwilligen Brand Moskau's, erst auf Befehl des Kaiser Nicolaus bei seiner Thronbesteigung eingeführt wurde, müssen dies Schild und dieser Hut sich ja gewiß von einem späteren Datum, als 1826 herschreiben; während es mir jedoch, da russische Kriegsschiffe, meines Wissens, die bengalische Bucht nie und nimmer besucht haben, ein Räthsel bleibt, wie diese Sachen hierher gekommen sind.

Von Malacca führt ein Fußsteig durch den Wald nach Enuang; von hier ruderte ich nach Kamorta hinüber und landete in der Bucht am Mongkatahügel. Hier war Alles in Thätigkeit: die Chinesen holzten, die Naturforscher strichen im Gebüsch umher und sammelten Pflanzen, Insecten und Vögel; da mußte ich wohl, bei diesem Leben und dieser Geschäftigkeit, des armen Rosen gedenken, der hier Jahrelang gelebt und so viel durchgemacht hatte, während ich ihm wünschte, daß die hier jetzt in Bewegung gesetzten physischen und intellectuellen Kräfte ihm damals zu Gebote gestanden hätten.

Es machte sich unter den Wissenschaftsmännern die Ansicht allgemein geltend, daß Rosen in der Wahl seines Platzes nicht glücklich gewesen war. Wie es aus unseren Untersuchungen hervor-

ging, daß die südlichen Inseln überhaupt weit fruchtbarer und leichter anzubauen waren, als die nördlichen, so fand man nämlich, daß selbst unter den letzteren Kamorta sich vorzugsweise unfruchtbar erwies, was schon die vielen offenen Hügel und Thäler bezeugten, wo die übrige Pflanzenwelt dem alles vernichtenden Unkraut, dem Lalang-grase, völlig gewichen war. Und gerade von dem Mongkatahügel und dem dahinter liegenden Thal galt dies ganz besonders. Einige junge Cocusbäume und einzelne Bananen waren daher die einzigen noch übrigen Spuren der Rosenschen Anpflanzungen; ein Pfad war in dem dicken, eingewickelten, hohen Grase nicht mehr zu finden, und indem man mühsam durchdrang, stieg bei jedem Schritt ein warmer, feuchter, unangenehmer und ohne Zweifel der Gesundheit verderblicher Dunst daraus empor. Der unserem wilden Rosen-strauch nicht unähnliche Melastoma war fast der einzige, der diesem furchtbaren Unkraut widerstehen zu können schien. Auf dem Hügel lagen, mitten in der Wildniß, die Ueberbleibsel des steinernen Hauses, das Rosen mit so großer Mühe aufgemauert hatte, und das nun vom dichtesten Grase angefüllt und von allerlei Schling-pflanzen umgeben war. Wo Rosen noch vor wenigen Jahren seine Wohnung gehabt, war ein Baum hoch emporgeschossen und über-ragte mit seinem Stamme schon längst die umgebenden Mauern. Mehrere spätere, oder doch, da sie nicht wie die Umgebungen über-wachsen waren, noch stets von den Eingeborenen benutzte Fußpfade führten längs der Hügel, an den Resten eines Brunnens, in's Thal nach dem Walde hinunter, hübsche Spazirgänge und freundliche Aussichten über Hafen und Umgegend darbietend.

Da ich fürchtete, die Brigg „Patriot“ mit dem Etatsrath Hansen möge bei Teressa angekommen sein, ohne zu wissen, wo sie uns aufzusuchen habe, schickte ich den 19ten Januar Morgens den „Ganges“ aus der westlichen Einfahrt des Hafens hinaus mit dem Befehl, das Fahrwasser nordwärts von Katschull aufzunehmen und darauf nach Terressa zu gehen, um dem Etatsrath Hansen, falls er noch nicht dort wäre, mündlichen oder schriftlichen Bescheid zu hinterlassen. Schon am 21sten Abends kam „der Ganges“ zurück. Der Captl. Aschlund war auf der SW.-Seite von Terressa geankert und hatte den Bewohnern des dortigen Dorfes einen Brief an den

Capt. Lewis übergeben, dessen sie sich, von seinem Aufenthalt mit dem „Espiègle", sehr gut erinnerten.

Ich hatte noch kein einziges nicobarisches Frauenzimmer gesehen; eines Abends ging ich daher, in Gesellschaft der Mrs. Major, der Frau des englischen Führers der „Christine", an's Land und legte dem alten João in Malacca meinen Besuch ab. Er hatte zu unserem Empfang einen blanken Hut auf den Kopf gesetzt: ein Rest seines Sipoydienstes unter Rosen; auf dem Hut waren zwei verschränkte dänische Flaggen, und unter diesen mit gelben Buchstaben der Name „Dänemark" gemalt. Da ich ihm erklärte, daß wir, seine Frau zu besuchen kämen, wurde er sichtbar verlegen und weigerte sich stark, sie zu uns zu führen; als ich indeß dabei beharrte und immer mehr in ihn eindrang, schleppte er wirklich zuletzt aus der Hütte eine Person an's Tageslicht, die er — was doch wohl zweifelhaft, da sie nur 30—40 Jahre alt zu sein schien — seine Frau nannte. Weiß Gott, sie war nicht schön; sie war nackt bis auf das Stück dunkelblauen Baumwollenzeuges, das sie um die Lenden geschlagen hatte; ebenso wie die Männer, zeigte auch sie sich freundlich und zuvorkommend. Man brachte uns Hühner, Mainavögel, Cocusnüsse, Yams u. s. w., und ich bemerkte diesen Abend zum ersten Mal einen, sich mir später oft wiederholenden, hübschen Characterzug der Nicobaren: daß es ihnen nämlich unlieb ist, wenn man ein Geschenk gleich mit einem Gegengeschenk vergelten will. Sie ziehen sich dann zurück und erklären mit vielen Geberden, daß sie, was sie bringen, nicht feil haben, sondern als „present" darbieten.

An diesem selben Abend war der Entomologe, Herr Kjellerup an derjenigen Landspitze von Nancovry gelandet, die den Kreuzhafen vom Westhafen trennt, und war vom Dorfe Itoé so tief in's Dickicht hineingedrungen, daß er sich verirrte und nicht mehr zurückfinden könnend, sich vorwärts arbeiten mußte, bis er das Meeresufer an der östlichen Seite erreichte. Hier liegen jedoch keine Hütten, und er sah sich somit verlassen, während die Nacht einbrach; endlich gelang es ihm, sich einem, in seinem Cano vorbeirudernden, Nicobaren bemerkt zu machen, und dieser brachte ihn, spät des Abends, nach dem Schiffe hinaus. Dieser Nicobar, der natürlich gut behandelt und reich beschenkt wurde, kam von nun an täglich an Bord und

und verweilte dort Stunden lang; es war unser Freund „London": — ein Name, den er vom Pastor Rosen erhalten zu haben behauptete. Er war ein junger, starker Bursche, aufgeweckter und lebendiger als die Mehrzahl seiner Landsleute; es bedurfte nur sehr geringer Ueberredung, um ihn, nachdem ich ihm feierlich versprochen, er solle wieder in Nancowry an's Land gesetzt werden, dazu zu bewegen, uns auf unseren bevorstehenden Fahrten nach den anderen Inseln zu begleiten. Er wurde somit als „bekannter Mann" in die Schiffsrolle eingeschrieben, in ein blaues wollenes Hemd, weiße Hosen und ein rothes Halstuch gekleidet, und von nun an als dem Schiffe angehörend betrachtet. Er war uns bei mehreren Gelegenheiten von Nutzen und diente uns während seines ganzen Aufenthalts zur allgemeinen Belustigung. Da man bemerkt hatte, daß er Mrs. Major mit einem gewissen Wohlbehagen betrachtete, sagte man ihm, er müsse, wolle er ihr gefallen, nothwendig seine Zähne weiß bürsten*); sogleich scheuerte er die vordersten mit Kohlen und erreichte wirklich, daß sie ganz weiß wurden, was ihm weit besser stand und ihm selbst zum großen Vergnügen gereichte. Wie verhältnißmäßig civilisirt Mr. London aber auch war, verläugnete er dennoch keinesweges seine nicobarische Natur; einen Beweis gab er mir später bei dem letzten Abschiede, als ich ihm das auf sein Verlangen für ihn ausgefertigte Zeugniß überreichte, und ihm bei dieser Gelegenheit eine kleine silberne Uhr und einen dazu gehörenden, mit mehrerem Flitterstaat in einer blauen Schnur hängenden, Schlüssel schenkte. Da ich öfters seine kindische Freude über diese Uhr, die wirklich ging, gesehen hatte, glaubte ich ihm ein großes Vergnügen zu machen. Das Einzige, was ich erlangte, war aber, daß er sie sehr phlegmatisch um den Hals hing, in die Westentasche steckte (man hatte ihn nämlich zum Abschied von oben bis unten aufgekleidet), und eine Falte meiner Hosen zwischen zwei Finger faßte, indem er sagte: „Captain, you give me that pantaloon!"

Donnerstag den 22sten Januar machten ich und alle Naturforscher mit dem „Ganges" einen Ausflug nach der Ulala-Bucht

*) Wie alle seine betelkauenden Landsleute hatte auch er kohlenschwarze Zähne. Die Malaien sehen dies für eine Schönheit an und sprechen von „wundervollen schwarzen Zähnen", wie die Europäer von weißen Perlenreihen. „Nur die Hunde", sagen sie, „haben weiße Zähne, die Menschen müssen schwarze haben."

und nach der Küste von Katschull; wir ankerten außerhalb der ersteren in 16 Faden, etwa ½ Viertelmeile vom Lande, westsüdwestlich von der Einfahrt, die, und zwar mit vollkommenem Recht, den Namen „canale falso" trägt, weil sie, namentlich für die von nordwärts kommenden Schiffe, mit ihren zwei steilen Spitzen ganz wie die Einfahrt zum Nancowry-Hafen erscheint. Wir fuhren darauf mit den Böten in die Bucht hinein und befanden uns sogleich in einem Bassin, das selbst für Linienschiffe Wasser genug hat, allein von, fast ganz in der Oberfläche liegenden, Korallenriffen eng begränzt wird; eines dieser Riffe sperrt nordwärts fast die ganze Bucht und hatte nur mit genauer Noth Tiefe genug für eine flache Gigg, die innerhalb desselben in einem breiten und gleichmäßig tiefen nördlich gehenden Canal, und darauf in ein zweites, sehr geräumiges Bassin hineinlief. Es eröffnete sich uns hier eine ziemlich bedeutende, waldlose Landstrecke: wir eilten hinein, freudig einmal wieder ein Stück Weges auf freiem Lande gehen zu können, die Freude war aber nur kurz, das Lalanggras ging uns bis an den Gürtel, und der Marsch war höchst beschwerlich; endlich erstiegen wir einige Anhöhen und hatten nun eine weite Aussicht über das rings umgebende Land. Die Vegetation war an diesem Platz weniger üppig, während an der Ost- und Südküste des Bassins das Mangrove-Dickicht in voller Kraft bis an's und in's Wasser hineindrang. Die Zeichen von Bewohntsein waren überall gering; nur im vorderen Bassin lagen auf der Süd- und Ostküste einige Hütten, die wir jedoch, als wir hinüberkamen, von den Bewohnern verlassen fanden; Schweine, Hühner und Hunde gingen umher, und von den Cano's war eines noch so eben mit Cocusnüssen geladen worden; wir nahmen einige von diesen, legten anstatt ihrer Cigarren hin, schossen ein Paar Tauben und gingen wieder auf's Dampfschiff, das nun nach Katschull steuerte.

Wir sondirten dies Fahrwasser, liefen längs der Ostküste nach Süden, fanden aber allenthalben Korallenriffe; und zwar war die, an der Ostseite liegende, tiefe Bucht mit diesen völlig überwachsen, was mich Wunder nahm, da Rosen ihrer als vortrefflich erwähnt und von ihren Dörfern spricht. Wir sahen nur Wald, mögen aber wohl die hinter den Bäumen versteckten Dörfer übersehen haben, da Rosen mir überhaupt zu zuverlässig vorkömmt, als daß

ich seine Aussage bezweifeln sollte. Die hiesigen Riffe sind aber unzweifelhaft; und wenn auch für Böte und Cano's zwischen den Untiefen zugänglich, größere Schiffe können ganz gewiß nicht hineingehen. Die ganze Südseite, an der sich keine einzige Wohnung fand, stand in einer Brandung und bot keinen Ankerplatz dar, weßhalb der „Ganges", da es Abend wurde, nach Itoé hineinlief und am nächsten Morgen seine Untersuchung fortsetzte. Man fand nun an der SW.-Seite von Katschul eine tiefe Bucht, deren südlicher Theil mit Korallenriffen angefüllt, deren nördlicher aber rein war, weßhalb hier geankert und nach den drei am Strande liegenden Dörfern hineingerudert wurde. Die Einwohner waren hier sehr zuvorkommend und brachten Schweine, Hühner, Cocusnüsse und andere Früchte in großer Menge zum Verkauf. Tief in der Bucht fand man die Einfahrt zu einem Bassin, das in's Land weit hineindrang, dessen Barre aber kaum mit Cano's passirt werden konnte. — Katschul liegt 4 Meilen in SO½S. von Terressa, ist von Norden nach Süden 7 Viertelmeilen lang, von Osten nach Westen 10 Viertelmeilen breit, hat aber, da es, wie Kamorta, von tiefen Buchten ausgehöhlt ist, bei weitem nicht den Flächeninhalt, den man nach der Ausdehnung der Insel vermuthen könnte.

Während meines ganzen Aufenthalts in Nancovry hatte ich darauf geachtet, über die hier begangenen Seeräubereien Aufklärungen einzuholen, fest entschlossen, falls ich eines der Häupter derselben ertappte, ein abschreckendes Exempel an ihm zu statuiren. Dies mislang mir aber völlig; die weniger furchtsamen und mit uns am meisten verkehrenden Einwohner von Malacca und Enuang schienen zwar stets auf ihre Landsleute aus Itoé und Bajuha als auf die schlimmsten hindeuten zu wollen, und wirklich begab sich die Bevölkerung dieser Dörfer auf die Flucht, sobald wir ihnen nahten. Es ist indeß meine Ueberzeugung, daß Alle ungefähr gleich gut waren; und sobald ich irgend Einem der Angesehensten etwas Vertrauen eingeflößt und ihm das Versprechen abgewonnen, mich auf die Spur zu leiten, entfernte er sich alsbald und kam garnicht wieder zum Vorschein.

Fehlte es mir aber auch an der erforderlichen Zeit, Sprach- und Localkenntniß, um in dieser Sache etwas Bestimmtes zu entdecken, so schien es mir doch, um die Regierung nicht später zu

compromittiren, nach diesen vorläufigen Untersuchungen doppelt nothwendig, den Hafen in Besitz zu nehmen und die Einwohner unter Zucht zu halten; nur weil man von der Galathea erfuhr, wurde jene englische Expedition aufgegeben, in den calcuttaschen Zeitungen standen aber, während unseres dortigen Aufenthalts, häufig Aufsätze, die das Unrichtige beweisen sollten, den Dänen die Expedition nach diesen, für den englischen Handel so wichtigen, Inseln zu gestatten*). Die englisch-ostindischen Regierungsauctoritäten schienen das dänische Hoheitsrecht über die Nicobaren in Frage zu stellen und wollten es jedenfalls nur anerkennen, wenn es durch factische Besitznahme behauptet würde, wodurch die dänische Regierung denn auch die Verantwortlichkeit für die Seeräubereien übernähme. Ich berief mich auf die Consequenz dieser Folgerung, wonach die Andamanen auch kein englisches Eigenthum wären und von jedem Lusthabenden colonisirt werden könnten; — die Antwort war aber: ich habe wohl Recht; hiervon zu sprechen sei aber früh genug, wenn Jemand sich dort niederzulassen versuche. Diesen mündlichen und confidentiellen Verhandlungen mit der brittisch-ostindischen Regierung ließ ich, damit sie unsere Occupation der Nicobaren nicht ignoriren könne, auch noch bevor ich Calcutta verließ, eine officielle Note folgen; die Erwiederung des Gouvernements war aber völlig ausweichend.

Für die Anlage der ersten Colonie eignete sich der Nancovry-Hafen, der Aussage aller Naturforscher zufolge, durchaus nicht; diesen Punkt, das Centrum des Archipels und etwa den besten Hafen in der bengalischen Bucht, nicht in Besitz zu nehmen, während man das Hoheitsrecht der Nicobaren behauptete, wäre indeß ein militärischer, wie politischer Fehler gewesen, und ein bestimmter Entschluß wegen der Occupation mußte nach jenen Verhandlungen sogleich gefaßt werden. Da ich nun keines der Schiffe hier hinterlassen konnte, beschloß ich also das mir noch übrig bleibende, obschon mangelhafte, Mittel zu ergreifen und, dem Exempel der Herren Rosen und Busch zufolge, den Hafen mit umliegenden Inseln förmlich und feierlich für den König von Dänemark in Besitz zu nehmen, eine Flaggenstange auf dem zwischen Malacca und Enuang gelegenen

*) Ein besonders eifriger Widersacher unserer Expedition war ein gewisser Capt. Crisp, der viel auf die Inseln gefahren hatte, und sich dahin verlauten ließ, daß er, einem Contract zufolge, Besitzer einer großen Strecke von Terressa sei.

Hügel zu errichten, die dänische Flagge dort aufzuziehen, und sie von dazu gewählten Häuptlingen bewachen zu lassen. Dieser Act wurde Sonntag den 25sten Januar, so feierlich wie es die Umstände gestatteten, vollzogen. Die verschiedenen Stöcke mit den Namenchiffern der hochseligen Könige Christian VII. und Friedrich VI. waren schon nach und nach gegen Geschenke eingelöst worden; die beiden von mir ernannten Häuptlinge Luha und Angré, Vater und Sohn, der Erstere in Malacca, der Letztere in Enuang wohnhaft, wurden am 24sten Januar an Bord anständig angekleidet, erhielten Jeder einen Stock mit der Chiffre König Christians des Achten, und wurden vermittelst eines, dänisch und englisch geschriebenen und ihnen von dem Dollmetscher Jambov in der malaiischen Sprache erklärten, Certificats mit ihrer Würde belehnt und mit ihren Verpflichtungen (Sr. dänischen Majestät unterthan zu sein; die ihnen überlieferte dänische Flagge, bei'm Anlaufen aller Schiffe, auf jener Flaggenstange aufzuziehen; Seeräuberei, Plünderung und anderen Unfug zu hemmen; den auf der Station commandirenden dänischen Orlogsmann von Allem was sich ereigne in Kenntniß zu setzen) bekannt gemacht. Endlich gab ich ihnen auch ein, regelmäßig zu führendes, auctorisirtes Schiffer- oder Hafenbuch. — Die beiden Beamten freuten sich über ihre neue Stellung, wie über ihre Kleider: ein weißes Hemd, ein Paar weiße Hosen, und einen Hut, worauf der Namen der Galathea; besonders glücklich wurden sie aber, als sie auch noch mit einer rothen Achselschärpe ausstaffirt wurden. In diesem Staat tranken sie, Jeder mit seinem Stock in der Hand, auf des Königs Gesundheit, aßen mit vortrefflichem Appetit das für sie aufgetischte Frühstück und gingen alsdann zu ihren Unterthanen an's Land. Bei der Feierlichkeit des folgenden Tages empfingen die neuen Staatsdiener uns am Strande bei Enuang, und marschirten, unter klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, an der Spitze unseres zahlreichen Zuges nach dem Hügel hinauf, wo, nach einigen einleitenden Worten des Pastor Hansen, die Flagge unter Salutschüssen der Galathea aufgezogen wurde, worauf ich die Inseln für das Eigenthum des Königs von Dänemark erklärte und unseren Dollmetscher den ringsum stehenden Eingeborenen die Bedeutung der Handlung erklären ließ, — gegen die zwar Niemand

etwas einwandte, die jedoch, der Wahrheit getreu zu bleiben, mit großer Gleichgültigkeit aufgenommen ward.

Montag den 26sten Januar, Morgens früh, lichtete ich den Anker und ging aus der westlichen Einfahrt des Nancovry-Hafens hinaus. Der südliche Theil des Westhafens ist bedeutend tiefer, als der nördliche, und als der Ost- und Kreuzhafen; im Canale selbst ist es 30—40 Faden tief. Das von Kamorta ausgehende Korallenriff vermeidet man, indem die Landspitze nördlich von Itoé so eben mit dem lichtgrünen Lande des ersten Rosenschen Etablissements in einer Linie gehalten wird, bei welcher Landkennung man mitten durch den engen westlichen Canal hindurchsteuert. Der Strom setzt hier stark und unregelmäßig.

Wir gingen längs der Westküste von Kamorta nach Terressa hinüber. Um 12 Uhr Mittags standen wir NO. von Bompocka — von den Portugisen „Sombrero" (der Hut), genannt, eine hübsche kleine Insel, die aus einer einzigen, von allen Seiten sanft steigenden Anhöhe besteht*) — und steuerte nun auf die nördliche Küste von Terressa zu. Terressa bildet einen gegen Osten concaven Halbmond und hebt sich hübsch in zwei Hügeln mit einem dazwischen liegenden flachen Lande; seine Südspitze liegt ½ Meile südwestlich von Bompoka. Der Canal zwischen den beiden Inseln ist ganz rein und sehr tief, doch läuft ein reißender, unregelmäßiger Strom durch ihn hindurch.

Wir richteten unseren Lauf auf etliche am Strande liegende Hütten zu, suchten jedoch vergeblich einen Ankerplatz; erst eine Viertelmeile vom Lande sondirten wir 70 Faden, und ½ Viertml. von der Brandung 35 Faden, dabei wehte es gerade auf's Land zu. Ich ließ für die Naturforscher ein Boot in's Wasser und fuhr fort, mit dem Schiff unter wenigen Segeln zu laviren; bei Sonnenuntergang kamen die Herren zurück, nachdem sie, der Brandung halber, nirgends hatten landen können, bis ein Cano aus dem Dorf Eoie, vermittelst der Ueberredung unseres Freundes London, der hineingeschwommen war, sie an's Land gesetzt hatte. Die Insel war

*) In Dr. Rinks Beschreibung der nicobarischen Inseln findet sich eine sehr ähnliche Zeichnung dieser Insel.

ihnen fruchtbar vorgekommen, die Häuser waren ihres Erachtens besser gebaut und hatten von größerem Wohlstand gezeugt, als die des Nancovry-Hafens. Die Eingeborenen, die uns an Bord besuchten, sahen gesund, Mehrere sogar sehr kräftig aus; sie hatten eine weniger plattgedrückte Nase, zeichneten sich aber durch tückische Augen und widerwärtige Physiognomien aus. Sie hatten zur Feier des Tages den vorderen Theil der Backe bis unter's Auge mit saffrangelber und stark dachsteinrother Farbe bemalt: eine der Birmanen entnommene Sitte, die Rosen im Nancovry-Hafen angetroffen zu haben erwähnt, während ich sie hier selbst nur an zwei Schädeln angewandt gefunden hatte, die, von ihren Verwandten in einer Hütte aufgestellt, an den Wangenknochen roth angestrichen waren, während man sie außerdem mit Grashalsbändern und alten Filzhüten geputzt hatte. Einer unserer Terressaer nannte sich Capitain Francisco, er war jung und klein, hatte aber ein entschlossenes, dreistes Gesicht und sprach gut Englisch; er trug eine Mütze und einen gewürfelten langen Rock. Seine Taschen waren voller Zeugnisse von gutem Betragen; eines derselben war jedoch ein Uriasbrief, worin man gewarnt wurde, ihm nicht zu sehr zu trauen, da er der Mann sei, der nachdem er, was er wünsche, erhalten, sich ohne zu bezahlen aus dem Staube mache. An dieser Küste war der Capitain Ventura 1844 ermordet und sein Schooner „Mary" geplündert worden.

Bei Tagesanbruch befanden wir uns, bei außerordentlich heiterem, schönen Wetter, drei Meilen nordöstlich von Terressa, im Angesicht dieser Insel und der Inseln Bompocka, Chowry, Tillangschong und Kamorta. Ich war Willens die Ostküste von Terressa genau zu untersuchen und steuerte daher auf diese zu; hatte ½ Viertml. vom Lande stets 30—40 Faden und längs der ganzen Küste starke Brandung. Den von südwärts kommenden „Ganges" ließ ich vor mir durch den Bompocka-Canal gehen und fand das Fahrwasser rein, die Strömung aber hart: die Fluth nach Norden, die Ebbe nach Süden, beide um die Südspitze von Terressa herum laufend. An der SW.-Seite von Bompocka gab das Senkblei ½ Viertml. vom Lande 30 Faden, sonst keinen Grund auf 50 Faden. Gerade im Süden von Terressa liegt, etwa 2000 Ellen vom Lande entfernt, ein bei niedrigem Wasser 4 Fuß trockener, großer Stein; zwischen ihm

und dem Lande steht ein Riff voller Steine, das, zumal da der Strom stark um diese Spitze herumläuft, für die Nachts passirenden Schiffe sehr gefährlich sein muß. Es ist eines der am weitesten in See gehenden Riffe an den sonst so reinen nicobarischen Küsten.

Der „Ganges" führte uns nun die Westküste von Terressa entlang nach dem ihm bekannten Ankerplatz vor dem Dorfe Henam, wo eine kleine Oeffnung in dem die Insel umgebenden Korallenriff den Landgang gestattet. Wir ankerten hier in 28 Faden, der „Ganges" dem Lande etwas näher in 14 Faden Wasser, so daß also der Grund steil aufsteigt. Während des NO.-Monsuns ist diese Rhede als sehr sicher zu betrachten; da Ebbe und Fluth regelmäßig nordwärts und südwärts laufen, liegt das Schiff immer zwischen Wind und Strom.

Indem wir Lakfee, ein ziemlich großes Dorf an der SW.-Seite von Terressa passirten, legte sich uns ein großer Cano an die Seite, und zwei Insulaner sprangen, ohne das geringste Zeichen von Furcht oder Verwunderung, auf's Schiff hinüber. Der Eine, ein ungeheuer fetter, quabbeliger Mann von etwa 40 Jahren lachte beständig über Alles, was um ihn herum vorging; die rothe Farbe troff mit dem Schweiß an seinen glänzenden Backen hinab, er konnte Englisch weder sprechen noch verstehen, erwiederte aber ein ebenso unverdrossenes wie sinnloses „all the same you" auf Alles, warum er befragt wurde. Der Zweite, eine ernste, hagere Gestalt, sah ebenso verdrießlich und phlegmatisch, wie Jener froh und vergnügt, aus. Beide mochten wohl hauptsächlich gekommen sein, um die Größe, Stärke u. s. w. des Schiffes zu erspähen; als unser Freund London am nächsten Tage an's Land ging, unterließen sie es nicht ihn davor zu warnen, in einem „schlimmen" Schiffe zu bleiben, das solchen „Bumbum mache".

Beide waren aus Lakfee, und zwar der Fette kein Anderer, als der uns aus Busch's Beschreibung bekannte „Gold-Mohur". Er schien unter seinen Landsleuten ein Matador zu sein und zeigte mir eine seinem Vater vom Pastor Rosen überlieferte dänische Flagge, sammt Certificaten und einem Stock mit der Chiffre Friedrichs VI. Die Flagge nahm ich ihm, da es hier zum Colonisiren nicht der Ort war; anstatt des Stocks gab ich ihm einen anderen mit dem

Namen Christians VIII., und dabei ein Certificat als Häuptling, worüber er, zumal da einige Kleider und andere Geschenke mitfolgten, sehr erfreut war. Er erzählte mir, daß die französischen „Padres" in seinem Hause gewohnt hätten, und sein Gefährte hüllte sich in einen kurzen Mantel, der wahrscheinlich ein Stück eines catholischen Ornats war. Als ich sie fragte, weshalb sie den guten „Padres" ein Haus zu bauen nicht hätten erlauben wollen, antworteten sie mir: „weil alle Cocusnüsse dann von den Bäumen fallen würden."

Der „Ganges" wurde den nächsten Tag auf Vermessungen nach Chowry und Batty Malve geschickt; ich blieb mit der Galathea bis am 29sten Mittags bei Henam liegen. Die Frauen waren auch hier verschwunden; die Häuser fand ich kleiner und schlechter gebaut, als die carnicobarischen, allein zum Theil von eingezäunten und wohlerhaltenen Gärten umgeben. Unweit der Hütten hingen zwischen den Bäumen mehrere übergeschnittene Cano's, mit den Gerippen der vom Friedhof wieder aufgegrabenen Leichen darin. Gold-Mohur that sehr wichtig und gab sich große Mühe mir zu beweisen, daß er und Alle, die auf dieser Seite der Insel wohnten, honette Leute, die Bewohner der Ostseite aber Räuber und Schurken wären, die seinen Freund, den Capitain Ventura, ermordet hätten. Ich ging in seiner Gesellschaft durch einen Wald in's Land hinein; als ich aber auf eine offene Ebene gekommen war, sagte er mir: nun dürfe ich ohne Wache nicht weiter gehen, den Leuten sei nicht zu trauen, sie versteckten sich hinter den Bäumen, erstächen Einen mit ihrem Speer und liefen darauf in's Dickicht hinein. Dies erklärte er mir mit so flehentlichen Geberden, daß ich, da ich allein und unbewaffnet war, umkehrte.

Terressa ist eine der größeren und zwar der fruchtbarsten Inseln des Archipels. Sie erstreckt sich 10 Viertml. von NO. nach SW. und ist gegen Norden im Durchschnitt 3, gegen Süden 2 Viertml. breit; das nördliche Land ist hoch nnd weniger waldig, als das der anderen Inseln. Die Einwohnerzahl wird auf 800—1000 geschätzt; diese sind auf folgende, höchstens jede aus 10—12 Hütten bestehende, Dörfer vertheilt: An der Ostseite Bengala, Eoie, Meniaine (Laome, Terressa), Bahiale und am südlichsten Meniong; an der Westseite von Süden nach Norden Lakfee, Henam, Tameïka und Jalumle.

Cocus- und Areca-Nüsse, Yams, Schweine und Hühner giebt es auf Terressa im Ueberfluß, und seine ziemlich großen waldfreien Anhöhen zeugen von einem ausgezeichneten Boden und sind mit keinem Lalang-Unkraut bewachsen. Es ist daher beklagenswerth, daß die Insel keinen einzigen Hafen oder irgend sichere Rhede noch Landungsplatz hat.

Wir fanden hier, was auch Busch erwähnt, etliche als Gesinde herübergekommene Chowryer; ebenfalls die von Chowry stammenden, wahrhaft colossalen irdenen Gefäße; endlich unter einem Schuppen eine Cocus-Oelpresse.

Den 29sten Januar, Nachmittags zwei Uhr, lichteten wir die Anker, gingen durch den Canal zwischen Terressa und Chowry und waren am nächsten Morgen bei Tagesanbruch unter der, Kakäna genannten, Nordspitze von Kamorta, wo wir drei Viertml. vom Lande in 11 Faden Wasser vor Anker gingen. Es ist dies der angebliche Aufenthalt der von Rosen erwähnten Büffel; die Landspitze ist nicht sehr hoch, die Abhänge bestehen aus unfruchtbarem Thon und eisenhaltigem Sande, das mit seiner rothen Farbe überall durchschimmert: sie sind von Wald mehr entblößt, als die Ostküste, besonders als ihre mit Mangrove stark überwachsenen Buchten.

Als die übrigen Herren Naturforscher gegen Abend auf's Schiff zurückkehrten, fehlte der Professor Behn mit seinem Präparateur Göttsch, dem Sergeanten Wilhelmi und einem Mann der Landgangscompagnie. Dies beunruhigte mich, denn: Wo mochten sie sein? hatten sie sich vielleicht im Walde verirrt oder waren sie von den Insulanern angegriffen worden? wie sollten wir ihrer wieder habhaft werden? war es verantwortlich, auf's Ungewisse hin nun bei Nachtzeit ein Boot hinzuschicken? Alle diese Gedanken drangen auf mich ein, unsere Feuersignale waren vergeblich; endlich um 9 Uhr sahen wir den Blitz mehrerer Flintenschüsse, — das mußten sie sein. Ein Fahrzeug ward an's Land geschickt und brachte sie in einigen Stunden an Bord. Behn war mit seinen Begleitern um die Ostspitze der Insel herumgegangen, hatte sich, von den Dörfern Takaroit und Taka aus, in Cano's über die im Süden derselben liegende tiefe Bucht setzen lassen, die eine noch tiefere in

ihrer Mitte hat, und hatte nun wirklich Büffel=Spuren und frische Büffel=Excremente entdeckt, die er jedoch vergebens weiter verfolgt hatte. Als sie darauf umkehren wollten, konnten sie selbst mit den Cano's, des niedrigen Wassers halber, nicht über die Bucht gelangen und mußten also den Strand entlang wandern; hierdurch hatten sie sich verspätet.

Morgens den 31sten Januar richtete ich erst unseren Lauf nach Tillangschong herüber; darauf wendete ich das Schiff, um östlich von Trincutti nach dem Nancovry=Hafen hinunterzulaufen. Tillangschong ist von uns nicht näher untersucht worden, die Nicobaren selbst bezeichnen diese Insel als öde und unbewohnt. Ihre Lage ist 62 Viertml. SOzO., von Carnicobar's SW.=Spitze, und 32 Viertml. NOzO. von Terressa's Nordspitze. Sie sieht finster und hügelig aus, erstreckt sich 7 Viertml. von NNW. nach SSO. und hat sowohl im Norden als Süden, bis in einer Entfernung von 3 Viertml., mehrere isolirte Felsen, deren südlichster, Namens Laouk, hoch und pyramidenförmig ist. Die von mehreren Schriftstellern wiederholte Behauptung, daß Tillangschong ein Exil, ein nicobarisches Siberien, sein sollte, kömmt mir höchst unwahrscheinlich vor; der träge Character der Wilden und ihr völliger Mangel an socialen Formen widerspricht Diesem zu sehr.

Nachmittags 1 Uhr passirten wir den Nancovry=Hafen, die Flagge war auf dem Malaccahügel aufgezogen und die versammelten Einwohner grüßten durch Auf= und Niederziehen derselben. Unserem Freund London hatte ich gesagt, daß er sich jetzt entschließen müsse, ob er an's Land wolle, während er widrigen Falls erst nach einigen Wochen in seine Heimath zurückkehren könne. Er that tapfer, versicherte er habe uns sehr lieb und wolle bleiben, und prahlte damit, er fürchte sich nicht vor dem Segeln. Ich hatte ihn scharf in's Auge gefaßt, als wir in den Hafen einsegelten: Er sah mit strahlender Freude sein Vaterland an und winkte seinen Landsleuten an der Flaggenstange mit triumphirender Mine zu; als wir aber aus der westlichen Einfahrt hinausliefen, wurde sein Gesicht finsterer und finsterer. Ich erbot mich noch einmal ihn an's Land zu setzen, ja drehte, eines herausrudernden Cano's gewärtig, außerhalb des Hafens in Lee von Nancovry bei; nun erwachte jedoch der Stolz und besiegte seine Weichlichkeit, von diesem Tage an wurde

er aber schwermüthig und still, und bald lag er krank danieder und rief weinend sein „liebes Nancowry" an. Er betrachtete seine Krankheit als eine von den „Jvis" (Göttern) über ihn verhängte Strafe und baute nur wenig auf die Kunst unserer Aerzte; sein erster Wunsch, als wir im Hafen von Pulo Milu ankamen, war daß ihm als Arzneimittel eine recht frische, junge Cocusnuß gereicht werde, und kaum so wohl, daß er das Bett verlassen konnte, ging er zu einem der Malunen (Teufelbeschwörer)*) hinein, um bei ihm Hülfe zu suchen. Erst auf Groß-Nicobar, wo er einige sogenannte Verwandte antraf, erholte er sich wieder und war uns noch mannigfach behülflich.

Wir steuerten zwischen Katschul und Nancowry über den Sombrero-Canal hin nach dem Hafen von Klein-Nicobar; gingen ½ Viertml. ostwärts von der flachen und höchst unbedeutenden, obschon bewohnten Insel Meroe, die 26 Viertml. SzW¼W. von der Südspitze Nancowry's und 9½ Viertml. WNW. von der NO.-Spitze Klein-Nicobars gelegen ist. Wir mußten auch noch Treis und Track, diese beiden Inseln, die den nordwestlichen Schutz des Pulo Milu-Hafens bilden, östlich umsegeln, da wir aber noch conträren Strom hatten und es dunkel zu werden anfing, legte ich das Schiff um, um nicht in Lee dieser Inseln zu kommen. Indeß sahen wir unter dem Lande das ebenfalls den Hafen suchende Transportschiff, und da nun der Strom kehrte, ließ ich die Corvette wieder wenden, um hineinzukommen und meiner Mannschaft nach diesem Segeln in brennender Sonnenhitze, bei einer Wärme von 25—27°, mit ewigem Ankerlichten und Ankerwerfen, steten Manoeuvres und häufigem Sondiren einmal wieder eine ruhige Nacht zu gönnen. Wir zeigten daher Blinkfeuer und Raketten, die sogleich von dem im Hafen vor Anker liegenden Ganges erwiedert wurden, und liefen somit, vermittelst dieser Signale und unseres

---

*) Ich besuchte später die Hütte dieses Malunen; sein Hauptzaubermittel war ein unter der Decke aufgehängter Rahmen, oder ein Gestell, woran eine Menge ausgeschnittener Männlein und Vögelchen, zusammengerollte und roth angestrichene Blätter, Gräser, Fleischfetzen, Küchlein-Knochen, ganz kleine, an den beiden Seiten gleich Vogelflügeln ausgeschnittene Cocusnüsse u. dgl. m. angebracht waren. Ebenfalls sah ich auf Pulo Milu zwei der nicobarischen Götzen: Gariau und Kalibao; der Letztere hatte drei Gesichter und hielt einen Kris (malaiischen Dolch) in der Hand.

Senkbleis, in die Oeffnung des Hafens hinein, wo wir in 13 Faden Tiefe unseren Anker warfen.

Alle Berichte, die ich über den Pulo Milu-Hafen und das umliegende Land erhalten, ließen mich annehmen, daß hier, wenn irgendwo, unsere erste Ansiedelung werden müsse. Das Land war hier fruchtbarer, als das der nördlichen Inseln, namentlich als die Umgebung des Nancovry-Hafens; der hiesige Hafen, obgleich dem Nancovry-Hafen an Größe und Vortrefflichkeit nachstehend, war dennoch sehr gut zu nennen und hatte vor diesem den wesentlichen Vorzug, luftiger und also hoffentlich auch gesunder zu sein; ferner war die Bevölkerung hier weit sparsamer, was bei dem niedrigen Culturstande der Nicobaren, ihrer Trägheit und Unlust zur Arbeit, ihrer Indolenz und angeborenen Antipathie gegen jedwede Niederlassung von Fremden, ein entschiedener Vortheil war, insofern jede einzuführende Bevölkerung diese ursprüngliche übertreffen mußte; endlich stellte sich auch die, auf den nördlichen Inseln mehr oder weniger vorkommende, Schwierigkeit des Eigenthumsrechts an Boden und Pflanzungen uns hier nicht in den Weg. Andererseits waren hier weniger Lebensmittel, namentlich kein solcher Ueberfluß an Hausthieren und besonders an Cocusnüssen, dem Haupterzeugniß der Inseln; wie aber diese dennoch in ziemlicher Menge vorkamen, und jene eingeführt werden konnten, so schien mir dies Ungemach gegen die obigen Vortheile kaum in Betracht kommen zu können, und überhaupt mußte, meines Erachtens, der Hauptgrund für eine Ansiedelung der Nicobaren nicht in ihrer Bepflanzung und Anbauung, sondern in ihrer vortheilhaften geographischen und mercantilen Lage gesucht werden, in welcher Beziehung der Pulo Milu-Hafen, wie es aus einem Blick auf die Karte und einer Erwägung der die Schiffahrt regulirenden Monsune hervorgeht, den Mittelpunkt zwischen Indien, dem malaiischen Archipel und China bildet.

Klein-Nicobar liegt gerade im Süd von Nancovry, 29 Viertml. davon entfernt; es erstreckt sich 12 Viertml. von Nord nach Süd, 9 Viertml. von Ost nach West; der St. Georgs-Canal trennt es von Groß-Nicobar. Die südwestliche Spitze ist hoch und fällt gegen die See jäh' ab; Alles ist hier, und westlich davon, mit

Jungle und Waldungen bis an den Strand bewachsen. Fast die ganze Ostseite bildet eine einzige, wenig tiefe Bucht, worin einzelne Hütten, das sogenannte Dorf Jurforte: südlich von diesem findet man keine Spuren, weder von Cocusbäumen noch von sonstiger Anbauung; die NO.-Spitze bildet eine lange, schmale, ziemlich hohe Landzunge. Die ganze Südseite ist eine tiefe, reine Bucht, in deren Mitte, etwa nördlich von Pulo Condul, einige Cocusbäume stehen. Die Westseite besteht aus mehreren kleinen Buchten, mit einzelnen, von geringer Cocuspflanzung umgebenen Hütten. Von allen Landspitzen schießen Korallenriffe, obschon nicht weit, aus; längs der ganzen Küste hat man 13—20 Faden Ankergrund. Von der NW.-Spitze läuft das Land in kleineren Buchten nach ONO., darauf biegt es sich nach Norden und bildet in einer Länge von 3 Viertml. die Westseite der vorerwähnten Landzunge und die Ostseite des Pulo Milu-Hafens. Die NO.-Spitze selbst ist ½ Viertml. breit, und von ihr geht in NWzW. ein 3 Kabellängen langes Riff aus, auf dessen Spitze ein bei niedrigem Wasser 4 Fuß trockener Stein liegt. Inmitten der von den beiden Küsten gebildeten, tiefen Bucht liegt die kleine Insel Pulo Milu, 2200 Ellen lang, 1400 Ellen breit, an der nordöstlichen und nördlichen Seite hügelig und ziemlich steil, übrigens flach und stark überwachsen; an ihrer Westseite liegen tiefe Grotten, die bei niedrigem Wasser trocken stehen, Korallenriffe umgeben die ganze Insel, gestatten jedoch durch einzelne Oeffnungen hindurch den Landgang.

Der Pulo Milu- oder Klein-Nicobar-Hafen ist etwa 1 Viertml. lang von Nord nach Süd, doch kann man auch ungehindert nördlicher längs der Küste ankern, und das Fahrwasser ist zwischen den Untiefen 4 Kabellängen breit und hält 9½—15 Faden; den nordwestlichen Schutz des Hafens gegen See und Wind bilden die, eine Meile entlegenen, von einander nur 6 Kabellängen entfernten, kleinen und unbewohnten, allein ziemlich hohen Inseln Treis und Track, deren Cocuspalmen die Nicobaren auf Pulo Milu sich als ihr Eigenthum anrechnen. Das Fahrwasser zwischen der letzteren und jenen beiden Inseln ist rein, aber ungleich tief; auf einer Korallenbank sondirten wir 6 Faden. Am sichersten gegen nordwestliche Stürme, die jedoch nur bei Monsunwechseln eintreten, liegt das Schiff tiefer im Hafen, in Lee von Pulo Milu und seinem Korallen-

riff. Zwischen dem südlichen Pulo Milu und Klein-Nicobar läuft ein geschlängelter und schmaler, allein 13—16 Faden tiefer, völlig reiner Canal, und der Hafen hat somit denselben unschätzbaren Vortheil, wie der Nancovry-Hafen, den nämlich, in Besitz zweier Einfahrten, einer für jeden Monsun, zu sein. In der südöstlichen Ecke des Hafens liegt eine sich eine Viertelmeile östlich erstreckende, bei niedrigem Wasser nur 2—3 Fuß tiefe Bucht mit einer Korallenbarre und übrigens mit Lehm- und Modergrund; im Inneren dieses Bassins mündet ein kleiner Fluß aus, der bei hohem Wasserstande seine Umgebung in einen Sumpf verwandelt, der aber leicht weit genug hinauf fahrbar gemacht werden könnte, um zu dem dort befindlichen, wirklich ausgezeichneten Wasser zu gelangen. Ein anderes rinnendes Wasser fanden wir an der Westküste der nordöstlichen Landzunge; es bahnt sich von den Felsen herab seine Bahn durch den Wald und hat sehr schönes Trinkwasser, nur in der trockenen Jahreszeit war es jedoch ziemlich sparsam, und wir füllten nicht ohne Schwierigkeit einige Barkassen voll.

In meiner Phantasie sah ich schon an den Abhängen der das Bassin umgebenden Anhöhen eine blühende Stadt mit frischem östlichen Luftzuge durch den hinter ihr ausgehauenen Wald; das Bassin ausgegraben und mit Kais umschlossen; den Fluß eingedämmt und den sie umgebenden Sumpf ausgetrocknet und zu lichtgrünen Reisfeldern ausgelegt. Ich sah die Stadt sich allmählig längs der Küste gegen Norden mit, auf den waldigen Anhöhen gelegenen, hübschen Villas ausdehnen, die Rhede voller Schiffe, Pulo Milu gelichtet, in Schiffswerften umgewandelt und mit luftigen Casernen und Werkstätten prangend, während auf seiner nordöstlichen Spitze ein kleines Fort, ein Leuchtthurm und eine Flaggenstange ständen. „Eine überschwengliche Phantasie!" wird wohl Dieser und Jener bemerken, und zwar mit Recht, wenn er ängstlich den Gedanken auf die zur Bewerkstelligung dieser Pläne zu verwendenden Kräfte richtet und sich es seufzend eingestehen muß, daß unser kleines Vaterland ihrer ermangelt; keinesweges räume ich aber ein, daß das Bild selbst zu großartig wäre, um verwirklicht zu werden. Erinnert man sich, was Calcutta, Penang und Sincapore gewesen, und hat man gesehen, zu welcher Höhe sie jetzt gelangt sind, so leuchtet es ein, daß wenn überhaupt die Colonisirung der Inseln sich als vortheilhaft erwiese,

alle Schwierigkeiten dem unerschütterlichen eisernen Willen des menschlichen Interesse und dem unwiderstehlichen Strom der fortschreitenden Cultur, wie der Thau den Strahlen der Sonne, weichen würden.

Montag Morgen den 2ten Februar wurden alle Kräfte zur Untersuchung der Küsten und Aufnahme des Hafens in Bewegung gesetzt; die von den Naturforschern nicht benutzten Chinesen wurden auf Pulo Milu, unter Aufsicht des Dollmetschers Jambov, zum Aushauen eines hinter den, auf der Ostküste gelegenen, Hütten laufenden und nordwärts nach der, von mir zum Flaggenstangen-Hügel ausersehenen, Nordostspitze herumbiegenden Weges verwandt. Das hierbei gefällte Holz wurde als Brennmaterial für den „Ganges" zum Trocknen aufgestapelt. Die beiden von Busch mit einer Flagge belehnten Nicobaren, Sadulla und George Piken, hatten dieselbe bei unserer Ankunft aufgezogen und meldeten sich gleich bei mir; Ersterer war alt und kränklich, Letzterer ein mäßiges Subject und dem Trunke stark ergeben, dennoch mußte ich ihn nothwendig benutzen, da er auf seine Landsleute großen Einfluß zu üben schien. Wenn er uns an Bord seine Besuche ablegte, hatte er immer alle seine Kleider an: eine weiße Jacke über einem alten dunkeln Rock und einen alten Hut über seiner kleinen Mütze; in diesem Staat ließ er sich, auf seinen Reichthum und sein Ansehen sichtbar stolz, in seinem Cano herumrudern. Ich suchte durch ihn die Nicobaren, für reichliche Bezahlung, zum Arbeiten zu bewegen; den ersten Tag stellten sich 8 Leute ein und holzten etwa 1½—2 Faden, was ihnen mit baaren Rupien vergütet wurde; schon den Tag nachher fehlten sie aber, und später erschienen sie nie wieder.

An der mit jungen Cocusbäumen bewachsenen, flachen Südostspitze von Pulo Milu ließ ich das aus Calcutta mitgebrachte Zelt als Ruhestätte für die herumstreifenden Naturforscher aufschlagen; da kein Wasser auf Milu war, ließ ich hinter den Hütten einen Brunnen graben, der uns auch in einer Tiefe von zehn Fuß sehr trinkbares Wasser gab, das aber, wahrscheinlich wegen des durch den Korallensand sickernden Meereswassers, in wenigen Tagen brack wurde.

Vormittags den 5ten Februar kam die Brigg „Patriot" mit dem Etatsrath Hansen aus Tranquebar, mit seinem Secretair, dem Herrn Rehling, und dem Arzte von Teilingen im Hafen an; Letzterer hatte sich lange im indischen Archipel aufgehalten, verstand



George Piken in seinem Boot — Pulo Milu.



A. Plum del.

Em. Bærentzen & Co. lith. Inst.

George Piken in seinem Boot — Pulo Milú.

sowohl Malaiisch als Portugisisch und war überhaupt ein kenntnißreicher Mann, der sich zu der Stelle als Arzt des eventuellen Etablissements ganz besonders eignete und als Schiffsarzt des „Ganges", anstatt des Herrn Didrichsen, sogleich seinen Dienst antrat. Der „Patriot" war den Tag nach uns bei Terressa angekommen und hatte dort zwei Axis-Hindinnen an's Land gesetzt, von denen die eine angeblich trächtig war; darauf hatte er zwei Tage im Nancowry-Hafen verweilt, wo die Flagge auf dem Malacca-Hügel geweht, und Luha und Angré sich an Bord gemeldet hatten.

Die Ankunft des Etatsrath Hansen war mir außerordentlich lieb, da es mir sehr daran gelegen war, mich mit einem, von der Regierung dazu bemündigten, Manne wegen meiner Pläne zu berathen. Es leuchtete mir nämlich während der Untersuchungen der nicobarischen Inseln immer mehr ein, daß die in der Königl. Instruction (pag. 8) an mich gestellten Fragen, namentlich in Betreff der klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse, so wie auch der nur durch practische Versuche zu bewährenden Ergiebigkeit des Erdbodens, während der kurzen Zeit unseres Aufenthalts bei weitem nicht genügend beantwortet werden könnten; dagegen waren Alle darin einig, daß die Nicobaren zwar angebaut zu werden verdienten, daß es jedoch bedeutende Geldsummen erfordern würde. Ein verlängertes Hierbleiben mit der Galathea war schon nicht thunlich, weil es unseren ganzen Reiseplan gestört und leicht die mir unbedingt auferlegte Umschiffung des Cap Horn vor Ende April 1847 unmöglich, oder wenigstens das Aufgeben gar zu vieler der von uns anzulaufenden Plätze nothwendig gemacht haben würde. Ueberhaupt wußte ich auch nicht, wie lange ich in China aufgehalten werden würde. Der „Ganges" sollte jedenfalls auf der Station bleiben, um unser Hoheitsrecht über die Inseln zu behaupten, und da die Chinesen auf ein ganzes Jahr geheuert waren, meinte ich diese Umstände zur Fortsetzung der Untersuchungen und zur Anlegung einer einstweiligen experimentirenden Niederlassung benutzen zu wollen, die der Regierung, falls sie nach Einsendung unserer Berichte eine Colonisation der Nicobaren beschließen sollte, als Ausgangspunkt dienen könnte, während ein solcher Punkt widrigenfalls mit der größten Leichtigkeit verlassen würde, ohne die zu den Untersuchungen normirte Summe von 60,000 Rupien zu überschreiten.

Was ich hier kurz entwickelt, legte ich mit allen mir zu Gebote stehenden Aufklärungen dem Etatsrath Hansen vor, und die nächste Frage wurde nun, wo die einstweilige Niederlassung anzulegen sei. Doch auch dies konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. Die Unzweckmäßigkeit der nördlichen Inseln habe ich erwähnt; die Frage blieb nur noch, ob irgend ein Punkt auf Groß-Nicobar dem Pulo Milu-Hafen vorzuziehen sei. Zwar hatten wir nun Grund anzunehmen, daß jene Insel ebenso fruchtbar wie Klein-Nicobar sei, und wir wußten, daß in ihrer südlichsten Bucht ein möglicherweise schiffbarer und also die Verbindung mit dem Inneren bedeutend erleichternder Fluß ausmündete; wir wußten aber zugleich, daß der Landgang sich überall sehr schwierig erwiesen hatte, und daß der Wachsthum des Dickichts und Urwaldes hier stärker als auf irgend einer der anderen Inseln war, ja endlich, daß zwei gegen einander feindlich gesinnte Menschenracen Groß-Nicobar bewohnen sollten. Alle diese Schwierigkeiten fielen auf Klein-Nicobar weg: der Hafen war hier ausgezeichnet, die Einwohner an Zahl geringe allein friedlich, die uns zu Gebote stehende Insel Milu klein, leicht zu lichten und baldige Resultate versprechend. Sobald daher der Etatsrath Hansen meine Ansichten gebilligt hatte, traf ich, ohne jedoch irgend einen endlichen Entschluß gefaßt zu haben, vorbereitende Maaßregeln zur Anlegung eines hiesigen Etablissements. Zuvörderst richtete ich auf Milu eine Wohnung für die Chinesen ein, um diesen, durch ihre unverdrossene Thätigkeit, ihre unzerstörbare Laune und kräftige, wie gescheute, Ausführung der ihnen anvertrauten Arbeiten, uns liebgewordenen Leuten, bei Verabschiedung des Transportschiffs „Christine", ein Obdach zu verschaffen. Ich benutzte dazu die beste der an der Ostküste von Pulo-Milu gelegenen 4—5 Hütten, die, weil die Nicobaren sie „von dem Teufel besetzt" glaubten, unbewohnt stand und mir gegen einige Cigarren und eine Bouteille Branntewein überlassen wurde; den unteren Theil derselben schlug ich mit Brettern zu und machte ihn zum Proviantmagazin, den oberen richteten die Chinesen sich mit der ihnen eigenthümlichen Leichtigkeit bald als eine sehr comfortable Wohnung ein.

Hinter den, George Piken und Sadulla gehörenden, Hütten auf Klein-Nicobar lief ein Fußsteig durch den Wald über die Landzunge nach der Ostküste der Insel, die von Menschen unbewohnt

ist, auf deren weißem Korallensande aber viele tausende von kleinen Schmarotzer- (Eremit-) Krebsen geschäftig hin- und herlaufen und, mit dem unbestreitbaren Recht des Eroberers, die vom Meere herangespülten Muscheln in Besitz nehmen, jenachdem die See in ihrem regelmäßig einförmigen Rollen die Wurzeln der Cocusbäume bespült. Bei'm Aushauen des, diese Landzunge bedeckenden, dichten Waldes würden hier höchst malerische Situationen zum Vorschein kommen; auf dem Wege dahin kam man über einen ziemlich steilen Bergrücken, von dem man schon jetzt über das innere Hafenbassin und das umgebende Thal eine reizende Aussicht genoß. Dieser hübsche Weg wurde bald mein Lieblingsspaziergang; die Ueppigkeit der Vegetation ließ hier fast keinen Flecken unbedeckt, und ich verlor mich im Staunen der herrlichen, großstämmigen Bäume, die, mit ihren Zweigen dicht in einander geschlungen, von den wuchernden Schmarotzerpflanzen ganz umwunden wurden, die, ohne an deren Lebenskraft zu nagen, Jahrhunderte lang auf ihre Kosten gelebt zu haben schienen.

Das von Klein-Nicobar ausgehende Korallenriff wimmelt von Trepangs (Holothurien); bei'm Eindrehen in's Bassin finden sie sich in solcher Menge, daß sie förmlich auf einander liegen. Ein eigentliches Dorf hat diese Küste nicht, 5—6 kleinere Hütten sind aber über eine längere Strecke zerstreut, und in ihrer Mitte steht das größere Haus George Pikens, das durch seinen Luxus im Inneren, wie durch die in der Nähe befindlichen 4—5 Cano's und eine Menge von Schweinen und Hühnern, den für diese Inseln ungewöhnlich reichen und vornehmen Mann bezeichnen. Die ganze Küste ist malerisch schön: Eine prachtvolle Lilie, Crinum asiaticum genannt, und eine Scävola mit hübschen rothen, gespaltenen und zurückgeschlagenen Blumen, wachsen der See so nahe, daß sie von den Wogen fast bespült werden. Mangrove giebt es hier nicht; dagegen wird die Cocuspalme von der Hernandia ovigera, Gelarda speciosa, Calophyllum inophyllum, Hibisken, Leguminosen und anderen mächtigen Bäumen umgeben, und hoch über dem übrigen Waldkranze hebt die Barringtonia speciosa ihre Krone, während die weiße kreuzförmige Blüthe derselben mit den großen hellrothen Staubfäden überall zwischen dem vollen Laub ihrer dicken glänzenden Blätter durchschimmert. Die Casuarine und die bis 80 Fuß

hohe, schlanke Nibongpalme erheben sich majestätisch auf den ferneren Anhöhen, und ungeheuere Ficus- und Laurus-Arten, Terminalien und andere fremde Bäume bilden, wie auf den nördlichen Inseln, einen mächtigen Urwald, in dem nur scharfe Waffen mühsam den Weg bahnen durch das undurchdringliche Netz von Lianen hindurch, die bald an den Stämmen emporklettern, bald in großen Guirlanden herabhängen, bald durch die wunderbarsten Verschlingungen jedes Vordringen versperren. Die in den Wipfeln verborgenen Sangcicaden erfüllen den Wald mit ihrer betäubenden Musik, und zahllose Kolibris (Nectarinien) fliegen von Baum zu Baum, obgleich in dem dichten Laub so schwer zu entdecken, daß sie gewöhnlich sogar dem scharfen Blick des Jägers entgehen, und, selbst wenn von ihm erlegt, nur selten seine Beute werden.

Am Bassin liegt eine Höhle, die Guano und etliche eßbare Vogelnester, wenn auch nicht von der ersten Sorte, enthält. In der inneren Bucht leben Alligatoren, deren Fleisch die Insulaner wohlschmeckend finden; unser Prediger kaufte in einer der Hütten ein Alligator-Kranium.

Wir unternahmen eines Tages eine Excursion den sich in's Bassin ergießenden Fluß hinauf; wir vermochten indeß, obgleich wir uns der leichtesten Fahrzeuge und Schaufeln, anstatt Ruder, bedienten, selbst mit der größten Mühe nur 1½ Viertml. vorwärts zu dringen, nachdem wir mehrmals die Böte über große herabgefallene Baumstämme hinweg geschleppt hatten. Das der Mündung zunächst liegende Land ist ein fast undurchdringlicher und gewiß sehr ungesunder Mangrove-Sumpf; das Flußbett ist so modericht, daß wir die Nicobaren bis an die Brust hinein sinken sahen. Später wird der Fluß schmäler, und das Land hebt sich an beiden Seiten; Caldeiras, Nipas, Arecapalmen, Calamus Regis Daniæ u. s. w. beugen sich aber oft so ganz über und in das Wasser hinab, daß das Vordringen sehr mühsam wird. Ungefähr nach einer Viertml. theilt sich der Fluß in zwei Arme, von denen der breitere und ursprüngliche vom südlichen Gebirge kommt; hier konnte selbst mein Gigg nicht weiter kommen, über Land drangen wir aber bis zu einem offenen Flecken vor, wo Cocus-, Bananen- und Yams-Pflanzungen angelegt waren.



A. Plum del. Em. Bærentzen & Co. lith. Inst.

Urwald auf den Nicobaren.



A. Plum del. Em. Bærentzen & Co lith. Inst.

Urwald auf den Nicobaren.

Den „Ganges" hatte ich Morgens den 3ten Februar nach dem St. Georgs-Canal geschickt, um dies Fahrwasser aufzunehmen und Pulo Condul — das von Busch für den König von Dänemark in Besitz genommen, und wo dem sogenannten „Raja" Tomorra eine Flagge anvertraut worden war — zu untersuchen. Den 6ten Februar kam der Captlt. Aschlund von seinem Ausfluge zurück; er hatte das Fahrwasser zwischen Klein-Nicobar und Montschall ½ Meile breit und vollkommen rein gefunden, hatte sich darauf 24 Stunden bei Pulo Condul aufgehalten und, diese Insel für ein Etablissement zu klein findend, meinem Befehle gemäß dem Häuptling Tomorra die Flagge genommen. Tomorra schien übrigens ein braver Mann zu sein; er kam mit dem „Ganges" nach Pulo Milu hinauf und erhielt von mir einen Stock mit der königlichen Namenchiffre und ein Certificat gleich den Häuptlingen auf Terressa, im Nancowry- und im Pulo Milu-Hafen. Pulo Condul war 1½ Viertml. lang, 1 Viertml. breit, an der Nordseite ziemlich hoch und felsig, an der Westseite flacher; an der letzteren standen mehrere Hütten, und außerhalb derselben war ein, während des NO.-Monsuns, guter Ankerplatz mit 11—14 Faden Wasser. Dr. Rink hatte Spuren von freilich nur schlechteren Steinkohlen gefunden. Sowohl der nördliche als südliche Canal von Pulo Condul waren rein; der letztere jedoch voller Stromstauungen und kaum 1 Viertml. breit, so daß Segelschiffe ihn nur mit offenem Winde suchen dürfen. Von der NO.-Spitze geht ein, mehrere Kabellängen langes, Riff aus, auf dem die See sich stark bricht. Die angränzende Küste von Klein-Nicobar schien ganz rein; auf der Nordseite von Groß-Nicobar lief der Captlt. Aschlund in eine, seines Erachtens gegen alle Winde geschützte, aber nicht sehr tiefe, Bucht hinein.

Den 13ten Februar gingen wir mit dem „Ganges" nach Treis hinüber und ankerten an dessen Südostspitze; der Landgang war nicht ohne Gefahr. In der Mitte der Insel lag ein durch einen niedrigen Kamm getheiltes Thal, in dessen waldlosem nördlichen Theil ein kleiner See mit sehr reicher Kräuter-Vegetation lag. Auch auf dieser Insel fand Dr. Rink Steinkohlen, doch meistens als Geröll e; eine große Menge Tauben wurden erschossen, Ratten waren hier in Masse.

Den 15ten Februar, Morgens 8 Uhr, wurde die dänische Flagge auf der NO.-Spitze von Pulo Milu aufgezogen und von der Galathea mit 9 Salutschüssen begrüßt. Ich nahm darauf die Insel im Namen des Königs in Besitz und ließ Jambov den Chinesen die Bedeutung dieses Acts erklären und sie zur Ordnung und zum Gehorsam während unserer Abwesenheit ermahnen. Ich hatte nämlich bestimmt, während 10 Chinesen, um bei den Untersuchungen auf Groß-Nicobar behülflich zu sein, an Bord des „Ganges" blieben, die übrigen 30, mit dem Dollmetscher und einem der Constabel des „Ganges", als Besatzung und Wache bei der Flagge auf Pulo Milu zurückzulassen, wo sie zugleich das Lichten des Waldes fortsetzen, Brunnen graben und, nach Anweisung unserer Botaniker, säen und pflanzen sollten. Ihr Magazin war zu diesem Behuf mit zweimonatlichem Proviant versehen.

Nach vollzogener Ceremonie ging ich an Bord und lichtete die Anker; das Dampfschiff hatte uns schon früh des Morgens verlassen, um den Hafen auf Sambelong (Groß-Nicobar) aufzunehmen. Ich ging durch den 10—15 Faden tiefen, jedoch schmalen und nur mit offenem Winde zu passirenden Canal südlich von Pulo-Milu; Korallenriffe gehen von der SO.- und SW.-Spitze dieser Insel, und ein ähnliches, weiter nach außen, von der Nordküste Klein-Nicobars aus. Klein-Nicobar nördlich und westlich umsegelnd, bog ich in den St. Georgs-Canal ein und lavirte durch das, als das reinste zu empfehlende, Fahrwasser im Norden von Pulo Condul; unter Groß-Nicobar sondirte ich, 1½ Viertml. von der Küste, 8 Faden. An Pulo Condul vorübergekommen sahen wir den „Ganges" unter Sambelong vor Anker liegen; als es dunkelte, zeigte er Laternen und Blinkfeuer. Um 6½ Uhr gab das Senkblei plötzlich von 20 bis 10 Faden, ich wendete das Schiff und hatte im Wenden zuletzt nur 4 Faden Wasser; als diese landlose Untiefe — die einzige unsichtbare Gefahr, die ich zwischen den nicobarischen Inseln angetroffen habe — später sondirt wurde, fanden wir die seichteste Stelle nur 15 Fuß tief. Um 7½ Uhr ließ ich wieder wenden und steuerte SO.; der Captlt. Aschlund, der den Tag zum Aufnehmen dieses, meines Wissens, bisher unbekannten,

von Horsburgh wenigstens nicht erwähnten Hafens benutzt hatte, kam zu uns hinaus und lootste uns in den Hafen ein, wo wir um 8½ Uhr Abends, in 14 Faden, neben dem „Ganges" ankerten; die ganze Einfahrt hielt 15 Faden, von der Ostküste sondirten wir 6 Faden.

Dieser von mir benannte „Ganges-Hafen" wurde in den folgenden Tagen vom Lieut. Rothe genau vermessen und abgelegt. Nur gegen N. bis NW. liegt er scheinbar offen, doch auch hier von dem so eben erwähnten Landgrunde beschützt, der sich eigentlich in zwei Theile theilt und eine 7—8 Faden tiefe, schmale Rinne zwischen sich und dem Lande läßt. Da auch von der Nordspitze des Landes ein Riff gegen Westen ausschießt, bildet dies eine krumme, 1700 Ellen breite, Einfahrt nach dem Hafen hinein. Obgleich im Nordost-Monsun, war das Wasser vollkommen ruhig; der Grund ist Lehm und Sand; Ebbe und Fluth sind sehr schwach, die erstere läuft nach West, die letztere nach Ost, beide den Unregelmäßigkeiten der Küste folgend. — Nachdem ich der Sicherheit des Hafens Erwähnung gethan, habe ich aber auch Alles, was er Gutes darbietet, gesagt. Die Küste ist mit Korallenriffen umkränzt, die den Landgang mehr oder weniger erschweren, und sobald man den Fuß auf den Strand setzt, steht man vor einer undurchdringlichen Wald- und Jungle-Mauer. Die südöstliche Ecke des Hafens bildet auch hier eine, bei niedrigem Wasser trockene, Lagune, die nach Sonnenuntergang ihre verpesteten Dünste mit dem Landwinde weit über's Meer hinauswirft; zwei kleine Auen fließen hier durch das, während der Fluth überschwemmte, niedrige aber dichte Mangrovedickicht: längs denselben in den Wald zu dringen mißlang mir wegen der sie versperrenden, umgefallenen Baumstämme.

Die Bucht war fast ohne Cocuspflanzungen, also auch ohne Bewohner; nur westlich vom Hafen lagen einige höchst jämmerliche Hütten mit ein Paar Dutzend Menschen. Sie besuchten uns in ihren recht guten Cano's, hatten aber weder Früchte noch Schweine, sondern nur ein Paar alte Hähne und ganz wenig Cocusnüsse zu verkaufen. Sie glichen in Allem den uns bisher bekannten Küstennicobaren, nur waren sie noch ärmlicher; London fraternisirte gleich mit ihnen, doch schienen sie sich mit einander nur schwer verständlich zu machen. Ich habe Grund zu glauben, daß das, im Jahre 1755 unter dem Commando des Lieutn. Thank angelegte, erste dänische

Etablissement an diesem ungesunden und fast undurchdringlichen Platz gelegen hat; ich brauche indeß wohl nicht hinzufügen, daß keine Spur von einst angesiedelten Europäern mehr zu finden war.

Da Sambelong mir zur genauen Untersuchung ganz besonders anempfohlen war, beschloß ich, selbst so nahe wie möglich an der Ostküste hinunterzugehen und den „Ganges" die Insel westlich umschiffen zu lassen, um dann in der uns aus Busch's Journal bekannten Bucht an der Südspitze zusammenzutreffen. Dies wurde Sonntag Nachm. den 15ten Februar in's Werk gesetzt. Wir passirten im Herauslaviren aus dem St. Georgs-Canal das tiefe und völlig reine, ½ Meile breite Fahrwasser zwischen der Nordostspitze von Sambelong und der NzO. davon gelegenen, hohen, unbewohnten Insel Cabra.

Die ganze Ostküste von Sambelong, deren Hauptrichtung von Nord nach Süd geht, ist 7 Meilen lang und besteht aus einer fortlaufenden Reihe ziemlich flacher Buchten, hinter denen das Land einen, überall ungefähr gleich hohen Bergrücken bildet, dessen höchster Gipfel annäherungsweise auf 2500 Fuß berechnet ist. Mehrere, jedoch nur unbedeutende Auen fließen von dem Gebirge in die verschiedenen Buchten hinab. Ich ankerte des Abends in der nördlichsten und bei weitem tiefsten dieser Buchten auf 20 Faden Wasser; da der Strom immer die Küste entlang läuft, liegt man hier ohne Gefahr. Am folgenden Mittag ging ich wieder unter Segel und lief 1½ Meilen südlicher in eine andere sehr freundliche Bucht hinein, in der, wie in den nördlichsten, mehrere Hütten lagen. Es war meine Bestimmung hier zu ankern; da ich aber, ½ Viertml. vom Lande, 30 und gleich darauf 18 Faden sondirte, wagte ich nicht den Anker zu werfen, sondern mußte wieder unverrichteter Sache davon gehen.

Besseres Glück hatte ich in der etwas südlicher gelegenen, ziemlich tiefen und breiten Bucht, an deren Südspitze ein mit dem Lande durch ein Stein- oder Korallenriff verbundener, zuckerhutförmiger Fels steht, und in der man sowohl nach Busch's Journal, als nach der Aussage eines Capt. Miller im „nautical magazine", Wasser einnehmen kann. Wir fanden hier Ankergrund auf 15 Faden, keine Viertelmeile vom Lande entfernt, dicht hinter uns 9—10 Faden und darauf eine regelmäßig abnehmende Tiefe; ganz

dicht am Strande noch 4 Faden. Den erwähnten Fluß fanden wir wirklich, doch war die Brandung so stark, daß man, wenigstens während des NO.-Monsuns, die Fahrzeuge bei'm Wassereinnehmen in gar zu große Gefahr setzen würde. Den Naturforschern ging es, wie in den vorigen Buchten: sie kamen triefend naß durch die Brandung, und an's Land gelangt, versperrte ihnen der undurchdringliche Wald jedes Vordringen. Bei'm Ankerlichten des Mittags ereilte uns eine harte Bö mit darauf folgender Windstille, die uns, indem die Corvette zweimal das Wenden verweigerte, bis wir endlich Bugsier-Fahrzeuge in's Wasser setzten, beinahe an den südlichen Felsen herangetrieben hätte. Ich setzte den Cours längs dem Lande fort, das sich hier unmerklich nach SzW. und SSW. biegt, und dessen verschiedene Buchten sich alle nördlich einzuschneiden scheinen. Mehrere isolirte Klippen liegen im Wasser, eine von diesen hat Lewis, weil sie einem umgekehrten Boot ähnlich sieht, „Boatrock" benannt; ich kreuzte, da ich vor dem Dunkelwerden nach der Südbucht nicht hinuntergelangen konnte, die Nacht über in der Nähe dieser Klippe, weil ich südlicher im Fahrwasser vom Strom zu sehr nach Westen versetzt zu werden fürchtete. Am nächsten Morgen 7½ Uhr ankerte ich in der Südbucht, außerhalb der drei anderen Schiffe, in 10 Faden Wasser, Lehm- und Sandgrund. Das südwestlichste Land lag uns hier in S. 17° W., die Südostspitze in S. 83° O.

Um, von ostwärts kommend, die Bucht zu machen, folgt man dem Lande in einer Entfernung von 1—1½ Viertml., bis man die Südspitze von Sambelong in West hat, alsdann steuert man gerade nach Westen, bis sehr bald die Bucht offen kommt. An der SO.-Spitze bricht es stark, doch nicht weit in See; die westliche Seite der Bucht hat mehrere hervorspringende Landspitzen. Die Bucht ist durchaus rein und hat einen von 15 auf 7 Faden allmählig steigenden Grund, die Dünung war bedeutend und ist während des SW.-Monsuns wahrscheinlich noch ärger. Die Brandung wird nur an zwei Stellen unterbrochen: dicht innerhalb der SO.-Spitze der Bucht, wo sich, unweit einiger Hütten, ein sehr trinkbares rinnendes Wasser findet, und an der Westseite, ebenfalls vor einigen Hütten, wo jedoch der steinige Grund die Einfahrt für Böte gefährlich macht. Ganz in der Tiefe der Bucht ergießt sich

der kleine Fluß, den wir zum Gegenstand unserer besonderen Untersuchungen machen wollten; vor dessen Mündung jedoch zu meiner Verwunderung — denn der Capt. Lewis hatte der Expedition schon in Calcutta den „Patriot" angeboten, um zum Behuf unserer Untersuchungen mit dieser Brigg den Fluß hinaufzugehen — eine Barre lag, die selbst den kleinsten Böten die Einfahrt versperrte. Das die Bucht umgebende Land war mit undurchdringlichem Jungle bewachsen, die wenigen Einwohner friedfertig aber ärmlich; nur die Cano's waren hier, in offener See, natürlich besser, als auf den nördlichen Inseln. Cocusbäume gab es wenig, angebautes Land garnicht.

Donnerstag, den 19ten Februar, bereiteten wir unsere Flußfahrt vor, schlugen das Zelt am Strande auf, setzten Wache dabei, verwahrten hier unsere Requisiten, Provisionen und Privatbedürfnisse und schleppten die 22- und 23-Fuß langen Fahrzeuge der Corvette, nachdem sie durch die Brandung gebracht waren, über Land in den Fluß hinein. Gegend Abend gingen wir Alle an's Land: der Etatsrath Hansen und ich, die Herren Naturforscher, die Lieutn. Bruun und Roepstorff, die Aerzte Rosen und Teilingen; auch der Capt. Lewis hatte sich die Erlaubniß ausgebeten, sich mit seinem Boot der Expedition anschließen zu dürfen. Als es dunkelte, zündeten wir vor unserem Zelt am Strande einen großen Scheiterhaufen an; alle Bewohner der Bucht versammelten sich nun bald, und nachdem London eine enge Freundschaft mit ihnen besiegelt, wurde der Abend mit Tanz, Gesang und Lustigkeit eingeweiht. Sie stellten sich, 20—30 Mann hoch, mit verschlungenen Armen in einen Kreis und führten einen Rundtanz auf, der sich durch seine gelassenen, langsamen Bewegungen, seine verschiedenen „Batiments", seine „Pas" vorwärts und zurück, sein Sinken in die Kniee und hin und wieder durch einen grotesken Sprung auszeichnete, während ein näselnder, kläglicher Gesang ihn die ganze Zeit begleitete. Darauf zeigten sie ihre Fertigkeit in einer Art von Zweikampf, vermittelst sehr langer, schwerer Stöcke, die sie, bis zum Augenblick des Angriffs, mit beiden Händen in der Mitte fassen, während sie das eine oder andere Ende ihrer Waffe sehr gewandt benutzen, um damit anzugreifen, oder sich damit zu vertheidigen. Sie springen sehr schnell auf einander ein, während sie, den Stock mit der einen

Hand schwingend, besonders nach dem Kopfe zielen; darauf ziehen sie sich ebenso plötzlich zurück und pausiren, sobald Einer getroffen wird. Unser Freund London war einer der Eifrigsten und Ausgezeichnetsten in diesen nicobarisch-olympischen Kampfspielen.

Um 5½ Uhr des Morgens begaben wir uns auf den Weg; jedes Boot hatte eine Besatzung von einem Quartiermeister, 6 Matrosen und einem Zimmermann; Waffen und Geräthschafte waren natürlich mitgenommen, der Proviant in beide Böte vertheilt.

Der Fluß behält etwa 6 Viertml. innerhalb der Mündung eine Breite von 50—60 Fuß, wird darauf schmäler und war, wo wir umkehrten, keine 20 Fuß breit. Es war dies längs dem Flußbette 5, in gerader Linie aber kaum 2 Meilen von der Barre entfernt; indem der Fluß, obgleich hauptsächlich von NNW. nach SSO. laufend, eine unendliche Menge Biegungen, darunter mehrere in einem Winkel von 140—150° macht. Ebbe und Fluth machten sich auf der ersten Meile geltend, später ward das Wasser ausgezeichnet; die Tiefe war anhaltend 10—12 Fuß. Die Ufer waren anfangs so niedrig, daß sie einen großen Theil des Jahres ganz unter Wasser stehen zu müssen schienen; ein undurchdringliches Mangrovedickicht wechselte auf ihnen mit zerstreuten, schlanken Mangrovebäumen ab. Der nächsten, längeren Strecke hatte die Nipapalme sich ganz und gar bemächtigt: im Blatt der Cocuspalme, in der Frucht dem Pandanus sich nähernd, erfüllte diese die ganze Landschaft mit dem Duft ihrer schönen Blüthe, bis der letztgenannte Baum, jenachdem die Ufer höher wurden, die Nipa verdrängte. Hin und wieder hielten wir mit dem Rudern inne; bald um einen von den Jägern erlegten Vogel im Jungle aufzusuchen; bald um, an dem einzelnen offneren Platz, durch's hohe Gras einen, wenn auch mühsamen, Raubzug nach der naheliegenden Cocus-, Bananen- oder Arum-Pflanzung zu unternehmen; bald um die feste Barricade der von beiden Seiten des Flusses unentwirrbar in einander verschlungenen Zweige und Aeste überzuhauen, oder die den Weg gänzlich sperrenden Baumstämme von den in's Wasser herabgelassenen Zimmerleuten übersägen zu lassen. Ein üppiger Wachsthum erfüllte das ganze Flußthal: Farrenbäume, Bignonias mit ihren prachtvollen, weißen, eingekerbte Blüthen, zahllose mit den benachbarten Gewächsen sich verwickelnde Rotangs und Bambusse, und

große Netze von über dem Fluß herabhängenden Schmarotzerpflanzen. Die Ufer wurden immer höher und senkrechter; an den sanfter steigenden Abhängen stand das Zuckerrohr im besten Gedeihen, und wie ein alter Bekannter winkte der Brombeerbusch uns von den Anhöhen zu. Uebrigens waren es, hier wie sonst, besonders die Wasserpflanzen, die sich unserer eigenen Flora näherten. Teilingen, der einige Jahre vorher auf Borneo gewesen, fand die ganze Flußfahrt der großartigen Natur auf jener, noch so wenig gekannten, Insel zum Erstaunen ähnlich.

Wir hielten Mittag neben einem offenen Platz, wo etliche Cocusbäume standen, wo aber kein lebendiges Wesen zu sehen war; die Hitze war unerträglich und die Leute ziemlich ermüdet. Etwa 2½ Meilen den Fluß hinauf traten die Felsenwände so dicht zusammen, daß der Fluß durch eine zwischen ihnen liegende tiefe Kluft strömte. Das Flußbett ward hier plötzlich nur zwei Fuß tief, und wir mußten durchwaten und die Böte hinüberschleppen, was sich auf ungefähr tausend Ellen dreimal wiederholte; der Fluß bildete hier einen kleinen Fall.

Bei allen diesen Hindernissen, und immer gegen den Strom anrudernd, erreichten wir Nachmittags 5 Uhr eine winkelförmige Biegung des Flusses, wo ein waldiger, senkrechter Abhang aus dem Wasser emporstieg, hinter dem eine kleine Bucht gelegen, wo 3—4 Cano's am Lande festgemacht waren. Wir legten hier mit den Böten an, enterten an dem schon ganz von unten mit einem Stacket eingefriedigten Abhange hinauf und fanden, innerhalb der oben fortgesetzten Umzäunung, 7—8, von ihren Bewohnern verlassene, Hütten. Vom Abhange bildete ein umgeworfener Baumstamm eine schwebende Brücke über die kleine Bucht, in der die Cano's vertäut waren, und ruhte mit seinem Gipfel im jenseits liegenden Walde. Aus der vorsichtigen Umzäunung des Platzes mußte man glauben, daß sich die Wilden vor einem Ueberfall sehr fürchteten und sich im Nothfall dieses Rückzugs versichert hatten. — „Was befürchteten sie aber? und wer waren ihre Feinde?“ Als der Captlt. Aschlund den Tag vorher diesen selben Platz besucht hatte, fand er ihn so kurz verlassen, daß das Feuer noch auf den Heerden brannte; sie konnten unsere Ankunft aber unmöglich voraus wissen, und die Furcht vor uns war es also nicht, die sie

verjagt hatte. Die Küstennicobaren schienen es auch nicht zu sein, gegen die sie ihre Vertheidigungsanstalten getroffen hatten; diese beiden Menschenstämme, obgleich in einem, kaum 7 Meilen langen und 3—4 Meilen breiten Land zusammengedrängt, kannten sich so ganz und gar nicht, daß die Bewohner der Küsten die des Innern als wahre Waldteufel schilderten, die in den Bäumen lebten und Schlangen und Frösche durch Zaubermittel einfingen und äßen. Sie behaupteten von diesen „Orang-Utangs" (Waldmenschen), daß sie weder Hütten noch Cano's hätten, und doch trafen wir nun hier Beides an. Gegen wen hatten diese Wilden sich nun aber in einen solchen Vertheidigungsstand gesetzt? Sollte der Krieg mit seinem Jammer auch schon nach den inneren Urwäldern dieser kleinen Insel den Weg gefunden haben? sollten die Paar hundert Menschen, die diesen kleinen Fleck bewohnten, sich schon gegenseitig zu vernichten suchen? Alle diese Fragen und daraus entstehenden Hypothesen drangen auf uns ein, als wir in dem verlassenen Dorf herumwanderten, dessen einziger, in ein Gefängniß von Stämmen und Stecken, eingesperrter Bewohner — ein Ferkel war, das so verhungert schien, als müßten die Menschen hier schon mehrere Tage lang fortgewesen sein.

Die Ansiedelung war neu angelegt: das frische Aussehen der Pallisaden und der zu den Hütten gebrauchten Stämme zeugten davon. Die Stufe der Cultur, auf der die Waldbewohner standen, war übrigens so niedrig nicht, wie die Küstennicobaren es behauptet hatten. Freilich! die Hütten waren die mäßigsten, die wir noch gesehen hatten: kaum konnten zwei Menschen darin sitzen, viel weniger darin liegen, und mehrere der Hütten stützten sich mit der einen Seite gegen einen großen Baum und waren kümmerlich genug mit einem aus Nipa- und Rotangblättern oder Baumrinden bestehenden Dach bedeckt. Hütten waren es aber doch immer, und zwar auf, über die Erde erhöhten, Pfählen ruhend, also nach demselben System gebaut, dessen sich die Küstennicobaren, und überhaupt alle in sumpfigen Gegenden wohnenden Malaien, bedienen. Die Kochkessel dieser Leute bestanden aus einer Baumrinde und ruhten auf vier mit einem Queerstab galgenförmig zusammengefügten Stöcken, die aber, als wir ein solches Apparat, um es für das ethnographische Museum mit nach Hause zu bringen, aufnahmen, aus einander gingen,

ohne daß wir sie wieder zusammenzusetzen wußten. Wir fanden ein Paar hölzerne Speere und einige sehr zerlumpte Stücken Zeuges, das aus der Celtis-Rinde zusammengepreßt war; auf der Erde lagen eine Masse gebrauchter Caldeira-Früchte, in einer der Hütten sogar ein Stück „Mellori" (das aus jenen zubereitete Brod); ja endlich war, was auf nicht so ganz unvollkommenes Geräth hindeutet, ein großer Baum im naheliegenden Walde vor wenigen Tagen gefällt worden. Es ging somit aus Allem hervor, daß die Bewohner dieser Niederlassung und die Küstennicobaren ganz dieselben Menschen waren, obgleich London für seinen Stamm über diese Behauptung so beleidigt wurde, daß er im Zorn seinen Speer durch einen der vorerwähnten Kessel hindurchstach.

Wir untersuchten noch alle diese Gegenstände und staunten die ungeheueren, schattigen Bäume, die nackten, ausgegangenen Stämme und die oben auf ihnen, fast wie kleine Kronen, sich frisch entfaltenden, mächtigen Orchideen an, als die Sonne unterging, und das Dunkel mit der verzweifelten Schnelligkeit der tropischen Himmelgegend einbrach. Ein Paar Zelte waren indeß aufgeschlagen, die Fahrzeuge vertäut, der Proviant heraufgeholt, Feuerung zusammengelesen, drei große Scheiterhaufen angezündet und größere und kleinere Gruppen um sie herum auf der Erde gelagert: kurz Alles für die Nacht geordnet, als das gewaltsamste Gewitter ausbrach, das ich je erlebt zu haben weiß. Der Etatsrath Hansen und ich mußten in der kleinen Nicobarenhütte bleiben, wo wir, um die Aussicht über den Fluß zu genießen, Platz genommen hatten. Der Regen stürzte in Wolkenbrüchen herab, der Blitz schlug Schlag auf Schlag unmittelbar um uns nieder, es krachte und stöhnte in Bäumen und Aesten, der Donner rollte und wiederhallte unaufhörlich, und der Fluß kochte unter dem peitschenden Regen und knitternden Blitz. Zwei Stunden hielt dies entsetzliche, tief erschütternde Schauspiel an, endlich ließ der Regen nach, das Ungewitter zog über uns hin, und wir krochen aus unserer Hütte hinaus. Eine wunderbare Phosphorescenz war über die ganze Natur verbreitet, und zahlreiche Feuerfliegen schwärmten zwischen den Pflanzen umher; eine Giftschlange, die im Anfange des Ungewitters bei den Naturforschern ein Obdach gesucht hatte, war, da sie sich vermöge des einzigen noch nicht erloschenen Lichts

verfolgt sah, wieder ebenso schnell verschwunden. Alles war darauf in's tiefste Dunkel gehüllt, Alles in und um die Zelte herum schwamm in Wasser. Endlich gelang es mit der größten Anstrengung, wieder ein Paar Feuer, zum Trocknen der Kleider und zur Zubereitung des Abendessens, anzuschüren; darauf legten wir uns auf der nassen Erde oder in den armseligen Hütten ein wenig schlafen. Es war eine höchst unheimliche Nacht, und der heranbrechende kühle, frische Morgen wurde mit Jubel begrüßt, um eiligst unser Bivouac wieder zu verlassen.

Wir ruderten noch 3 Viertml. weiter hinauf, fanden aber immer denselben Boden, dieselbe Vegetation, denselben totalen Mangel an Bewohnung; da nun der Fluß zugleich so schmal wurde, daß wir die Ruder nicht länger gebrauchen konnten, ließ ich, fest entschlossen die Mannschaft nicht eine dritte Nacht am Lande schlafen zu lassen, den Rückzug antreten, der, nachdem alle Hindernisse nun beseitigt waren und der vom Regen in den Gebirgen angeschwollene Fluß rasch dahinströmte, sehr bald zurückgelegt ward. Um 8½ Uhr Morgens kamen wir an unserem Nachtquartier vorüber, um 3 Uhr Nachmittags waren wir bei der Flußbarre, um 4½ Uhr an Bord. Hier hatte man dasselbe Gewitter, wie wir im Walde, gehabt, der Blitz war in die Spitze des großen Mastes eingeschlagen und hatte den Wimpel an zwei Stellen versengt. Am nächsten Morgen ward das Zelt an der Flußmündung abgebrochen, und alle Requisiten wurden wieder auf's Schiff gebracht.

Hiemit betrachtete ich meine Untersuchungen der nicobarischen Inseln als beendigt. Es fragte sich nun um das Resultat: ob eine Colonie anzulegen sei? ob es für die dänische Regierung rathsam sei, sich auf die mit einer solchen Ansiedelung verbundenen Unkosten einzulassen. Diese Fragen legte ich sowohl mir, als dem Etatsrath Hansen vor, und zu ihrer Beantwortung hatte ich, theils schon gleich bei unserer Ankunft auf den Inseln die verschiedenen Wissenschaftsmänner, der pag. 8 mitgetheilten Königlichen Instruction gemäß, aufgefordert, mir in schriftlichen Berichten ihre respectiven Ansichten über die Nicobaren mitzutheilen, — theils hatte ich, während unseres ganzen hiesigen Aufenthalts, häufige berathende Zusammenkünfte mit den Herren gehabt, und ihnen in der letzten Sitzung am 22sten Februar die Schlußfrage gestellt: „ob die Nicobaren der

Colonisation werth wären oder nicht?" Von den öconomischen Rücksichten abgesehen, wurde diese Frage von Allen bejahend beantwortet. Ich werde sowohl die verschiedenen wissenschaftlichen Rapporte, als auch das von dem Etatsrath Hansen und mir an die Regierung eingesandte, auf jene gestützte Bedenken dem Leser auszugsweise im folgenden Abschnitt mittheilen.

Die hier erwähnten Ausarbeitungen erforderten mehrere Tage, in welchen indeß Wasser gefüllt und verschiedene Schiffsarbeiten vorgenommen wurden. Darauf wurde es bestimmt, daß „die Christine" mit dem Etatsrath Hansen und Herrn Rehling nach Tranquebar abgehen, und daß auch Herr v. Teilingen mitfolgen sollte, um dort einige, für das mittlerweilige Etablissement erforderliche, Sachen einzukaufen und dann mit dem Schiff nach Pulo Milu zurückzukehren. Der „Ganges" sollte, theils um Pflanzungsversuche, theils um gründlichere geologische, klimatologische und gesundheitliche Untersuchungen anzustellen, auf der Station bleiben und vorerst nach den nördlichen Inseln gehen, um, unter Anderem, London nach Nancovry zurückzubringen, darauf den Hafen von Pulo Milu aufsuchen, und hier die Ankunft der „Christine", sowohl als auch des von mir in Pulo Penang zu befrachtenden, und von dort dahin zu schickenden, Schiffes abwarten. In Penang war es nämlich der Plan, Vieh für die Colonie einzukaufen, so wie einige malaiische Fischer, ein Paar Zimmerleute und einen Schmied, am liebsten lauter Chinesen, zu werben; zu diesem Behuf wurden wir denn auch vorläufig von dem damit beauftragten Dr. Rink nach Penang begleitet.

Mittwoch, den 25sten Februar Nachmittags, war ich segelklar. Der Etatsrath Hansen und sein Gefolge gingen an Bord der „Christine"; er nahm ein Duplicat meiner Depeschen mit, um es mit der Ueberlandspost über Madras nach Europa zu schicken. Um 5 Uhr Nachm. lichtete der „Ganges" seine Anker, lief hinten um uns, begrüßte uns mit einem dreifachen Hurah, das wir beantworteten, und steuerte einen östlichen Cours; gleich darauf ging die Galathea unter Segel und suchte ebenfalls seewärts zu kommen;

die „Christine" blieb bis zum nächsten Morgen liegen, auch die kleine Brigg „Patriot" blieb auf der Rhede.

Unsere Fahrt von Sambelong nach Pulo Penang, eine Entfernung von nur 110 dänischen Meilen, dauerte bis zum 7ten März Nachmittags. Der Nordost-Monsun nimmt in diesem Monat an Kraft ab und giebt gerne schwachen Wind bei sehr hübschem Wetter; außerdem fühlt man aber hier, in der südöstlichen Ecke der bengalischen Bucht, den Einfluß des nahen Landes, das den Wind unregelmäßig macht, während auch ein harter Strom, aus der Malacca-Straße hinaus, gegen Südwest zwischen die Nordspitze von Sumatra und die nicobarischen Inseln hinläuft. Um diesem, der mich mehrere Tage, bis auf 14 dänische Meilen in 24 Stunden, westlich versetzte, und der sich durch starken Lärm im Wasser um's Schiff herum deutlich zu erkennen gab, aus dem Wege zu gehen, steuerte ich nördlich, sobald ich mich gehörig von den Nicobaren entfernt hatte. Die langsame Reise war mir um so unangenehmer, da ich zu spät nach Penang zu kommen fürchtete, um das, auf der Rückkehr von China, am 8ten März erwartete Dampfschiff, mit dem nicht nur alle meine Depeschen expedirt, sondern auch der höchst kränkliche Kamphövener und der Dr. Philippi ihre Reise nach Europa antreten sollten, dort noch anzutreffen.

Am 4ten März, 25 Meilen vom festen Lande und 17½ Meilen von der Küste Sumatra's entfernt, doch außer Sicht vom Lande und auf einer Tiefe, wo die Karten noch gar keinen Grund angaben, stellte ich zwei Versuche an, um die Temperatur des Wassers zu finden, und erreichte den Grund (blauen Lehm) bei dem ersten, durch einen leichten Wind etwas unsicher gemachten, Experiment auf 250, bei dem zweiten, des Nachmittags angestellten, völlig zuverlässigen auf 180 Faden Tiefe; auf jener Tiefe fanden wir 11°, auf dieser 12°, im Wasserspiegel 24° C. Schon an demselben Nachmittage hatte die See eine schmutzig grüne Farbe angenommen, am 5ten hatten wir Grund auf 60—70 Faden; erst am 6ten Morgens bekamen wir Pulo Butou und Laucava in Sicht, Nachmittags hatten wir das letztere seitwärts und anderes Land an mehreren Stellen vorne. Auf der Morgenwache am 7ten wurden wir Pulo Penang mit seinem hohen Berge und der ganzen Küste von der Halbinsel Malacca nach der Straße hinunter gewahr.

Unter der Nordseite von Penang fielen wir in Stille, und der Strom setzte uns hart westlich; wir waren gerade im Gange, einen Wurfanker fallen zu lassen, als ein leichter nördlicher Windhauch uns gestattete, in das Gewässer hineinzusegeln. Es war ein herrlicher Morgen. Die Sonne beleuchtete mit ihrem schönsten Glanz die wunderhübsche, hellgrüne Insel und die ihr gegenüber liegende Küste der „Province Wellesley" mit ihrer Mannichfaltigkeit von Gebäuden, Villas, Fischerdörfern, Plantagen, Gärten, kurz mit allen diesen Zeichen einer vorwärtsschreitenden Cultur, deren Betrachtung, wenn man von der hohen See kömmt, stets dem Auge so wohlthut, uns jetzt aber nicht nur durch ihre unmittelbare Wirkung, sondern auch durch die Vergleiche und Betrachtungen, die sich uns bei dem Gedanken aufdrängten, daß Pulo Penang vor nur 60 Jahren noch in demselben Urzustande wie die nicobarischen Inseln gelegen, doppelt erfreute. Kurz darauf kamen mehrere Böte vom Lande mit den uns wohlbekannten geschäftigen „Dobaschen" heraus, die sich uns um die Wette als Lootsen, Bediente, Commissionäre, Wäscher u. s. w. anboten; Alle brachten sie ausgezeichnete Zeugnisse mit, und Jeder zog mit wichtiger Mine die letzte Zeitung aus der Brust heraus, um sich durch diese Aufmerksamkeit besser zu empfehlen. Auch hier war der Unterschied zwischen dem, was wir kürzlich erlebt hatten, und was wir jetzt sahen, schon bei dem ersten Vergleich äußerst auffallend. Anstatt der schmutzigen, nackten Nicobaren mit ihrem ekelhaften Mund, dem Bambusrohr in den Ohren, den aus ausgehöhlten Stämmen verfertigten Cano's; anstatt dieser widerlichen Menschen, die mit ihrer zudringlichen Neugierde Alles, was sie gewahr wurden, verlangten und, was man ihnen gab, doch nur mit stupider Gleichgültigkeit entgegennahmen; deren erste und letzte Frage und Wunsch es war, daß wir sie bald möglichst verließen; — anstatt dieser begrüßten und bewillkommten uns hier freundliche, zuvorkommende und blendend weiß gekleidete Menschen, die in eleganten, mit Sonnenzelten, bequemen Ruhekissen u. s. w. wohl ausgestatteten Böten mehrere Meilen zu uns herauskamen. Und doch war hier nur eine Entfernung von 100 Meilen, und die Bevölkerung gehörte hier derselben Race an, wie dort; die lauen Lüfte der Civilisation sandten aber ihren wohlthätigen Hauch über diese schöne kleine Insel hin und verwehten die Ungesundigkeit des Klima's

und die Barbarei der Sitten; Elend und Rohheit wichen dem Wohlstande und den abgeschliffenen Formen, Sümpfe und Urwälder den Pflanzungen und macadamisirten Landstraßen. Aus diesen Betrachtungen, die mich ganz in Anspruch genommen hatten, als die Galathea langsam in die schöne trichterförmige Straße zwischen Pulo Penang und der gegenüber liegenden Küste hineinglitt, wurde ich erst durch den Lootsen wieder herausgerissen, als dieser zu ankern wünschte, was denn auch, 1½ Viertelmeilen von der Stadt entfernt, geschah. Ich erfuhr indeß bald, daß dieß viel zu weit vom Lande war, und da mein Aufenhalt häufigen Verkehr mit demselben erforderte, lichtete ich wieder den Anker und legte mich bedeutend näher, auf 14 Faden Wasser, die Flaggenstange des Forts in N. 87° W., die Nordost-Spitze der Insel in N. 45° W., den Telegraphen in N. 89° W. Wir hatten von hier kaum ¼ Viertelmeile bis zur Landungsbrücke.

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, habe ich noch die betrübte Krankheit zu besprechen, welche auf dieser Ueberreise im Schiffe ausbrach. In meinem Rapport vom 25sten Februar hatte ich mit Befriedigung einberichtet, daß die Mannschaft sich der besten Gesundheit erfreute, und ich glaubte nun, indem wir dieses berüchtigte Klima verließen, mir wie uns Allen dazu glückwünschen zu können, daß wir so gut davon gekommen waren. Am 2ten März aber zeigten sich die ersten Symptome des nicobarischen Fiebers, und nun erkrankten, stets unter denen, die den Galatheafluß mit hinauf gewesen, oder im Zelte an der Mündung des Flusses Wache gehabt hatten, allmählig Mehrere und Mehrere. Als wir in Penang ankamen, hatten wir 19 auf der Krankenliste, darunter Einige sehr hart angegriffen, und die Krankheit entwickelte sich mit jedem Tage heftiger. Es war unter diesen Umständen nothwendig, die ernstesten Vorkehrungen zu treffen; gleich am ersten Tage wurden vier der am schwersten Erkrankten nach dem kleinen Militär-Hospital in's Fort gebracht. Da hier aber nicht für Mehrere Platz war, und das große Landhospital über eine Meile landwärts lag, miethete ich ein Haus in der Stadt, und richtete hier, theils mit Dem, was wir selbst an Bord hatten, theils mit Dem, was wir in der Stadt leihen oder miethen konnten, ein ordentliches Hospital für alle unsere Kranken ein, das der Oberarzt Matthiessen als seine feste Wohnung

bezog. Ihm zur Seite stand, mit seiner 18=jährigen Kenntniß dieser gefährlichen Klimate, der auf einer Inspectionsreise gerade hier anwesende Oberarzt der Malaccastraße, Dr. Ochsley. Das sogenannte „Navy-house", ein fürstliches Gebäude mit geräumigen Sälen und großen, kühlen Gallerien und Verandas, hatte die Regierung gleich zu meiner Verfügung gestellt, und hier logirten wir die kranken Officiere und Naturforscher ein. Von den verschiedenen Auctoritäten und den ersten Familien der Stadt gab man uns durch Senden von Bettzeug, Erfrischungen u. s. w. die hübschesten Beweise des Wohlwollens und der Theilnahme; besonders halte ich es für meine Pflicht, der unermüdlichen Sorgfalt zu gedenken, die Sir William Norris, der Oberrichter der Malaccastraße, und seine edle Frau für unsere Kranken an den Tag legten, so wie auch des hübschen Anerbietens des Unterrichters, Mr. Kerr, der sein ganzes Haus uns als Hospital einräumen wollte: ein Anerbieten, das ich doch natürlich nicht annehmen konnte. Es war somit, so weit es in unserer Macht stand, für unsere armen Leidenden gesorgt, und die kräftigsten Mittel wurden angewandt; dennoch erfuhr ich das harte Geschick, vier Leute in drei Tagen zu verlieren; die meisten Anderen waren dem Tode sehr nahe, und die Convalescenz bei Manchen derselben höchst langsam. Am 20sten und 21sten März sah ich mich indeß im Stande, sie an Bord zu nehmen und die Reise mit ihnen als Reconvalescenten fortzusetzen.

Dreißig in Allem hatten von der Corvette die Expedition den Galatheafluß hinauf, mitgemacht: 11 von der Kajüte und Messe, 19 von der Besatzung; unter den ersteren blieben 4, unter den letzteren 5 vom Fieber befreit, während die übrigen 21 auf ein, für Alle mehr oder minder gefährliches, Krankenlager geworfen wurden. Die Krankheit glich, nach der Aussage der englischen Aerzte, ganz dem in Sincapore und Batavia endemischen „Junglefieber" und brach, wie es auch dieses zu thun pflegt, bei dem allergrößten Theil der Patienten zwischen dem 14ten und 17ten Tage nach Aufnahme des Miasma in den Körper, aus; während die Regel, daß es sich fast nie nach dem 25sten Tage entwickeln sollte, nicht völlig Stich hielt. Zwei unserer Kranken wurden nämlich später, der Eine erst am 30sten Tage nach der Infection, angegriffen, doch muß ich ausdrücklich bemerken, daß das Unwohlsein bei diesen,

wie bei Allen, die in einer späteren Periode erkrankt waren, sich auffallend milde gestaltete. Die Hauptsymptome der Krankheit waren eine außerordentliche Mattigkeit und oft von Ohnmachten begleitete Entkräftung, Reißen in allen Gliedern, besonders Schmerzen über Rücken und Lenden, Cardialgie und Oppression vor der Brust, Uebelkeiten, galliges Erbrechen, Schwindel, Schwere, Schmerz und Eingenommenheit des Kopfes, etwas später auch Delirien. Das Fieber trat von Anfang an fast bei Allen als ein obschon etwas unregelmäßiges Wechselfieber, meist mit tertianem Typus, auf; es zeigte indeß große Neigung, in eine remittirende Form überzugehen, und nahm alsdann einen außerordentlich bedenklichen Character an. Die Aerzte in der Malaccastraße riethen daher vorzüglich, Chinin gleich und zwar in großen Dosen zu reichen, während sie dahingegen, was sich mit unseren Kranken auch bestätigte, jede Blutausleerung, wegen des ungeheuer raschen, heftigen und hierdurch noch mehr beschleunigten Sinkens der Kräfte, als gefährlich ansahen. Das nicobarische Fieber hinterließ bei mehreren unserer Leute langwierige Entkräftung, Diarrhöen und Leberleiden, bei Einem sogar eine, fast an Blödsinn gränzende, Monate lange Abgespanntheit des Geistes; überdies litten aber fast Alle an monatlichen Rückfällen des Wechselfiebers, das, auch ohne den erneuerten Gebrauch des Chinin's, nach einem oder zwei Anfällen innezuhalten pflegte, allein erst, als wir ein halbes Jahr später nach der Südsee kamen, gänzlich zu erscheinen aufhörte.

VIII.

Amtliche Berichte über die nicobarischen Inseln*).

1. Bedenken des Capt. Steen Bille und Etatsr. Hansen.

Für den Anbau der nicobarischen Inseln spricht Folgendes: 1) Das Hoheitsrecht der Krone kann nur durch die wirkliche Besitznahme eines festen Punkts gewahrt werden. — 2) Der dänischen Seefahrt in den indischen Gewässern wird eine hiesige Niederlassung zum Ausdehnen ihrer Handelsverbindungen mit dem östlichen Indien und China dienen, während Dänemark, bei der jetzigen Abhängigkeit von englischen Zollanordnungen und Navigationsgesetzen, zu wenig hierher zu versendende Exportartikel besitzt und zu wenig indische und chinesische Waaren verbraucht, um nicht von dem größten und besten Theile Asiens fast ausgeschlossen zu sein. — 3) Bei der wachsenden Volksmenge in Dänemark sichert der Anbau der nicobarischen Gruppe den daheim nicht nützlich zu verwendenden Kräften eine Zuflucht; auch wird er die Energie der Nation anregen und überhaupt ihre Erfahrungen und Kenntnisse vermehren.

Als dem Anbau des nicobarischen Archipels speciell das Wort redend erweist sich ferner: 1) Die für ausgedehnte Handelsverbindungen ganz besonders glückliche Lage der Inseln in der bengalischen Bucht, nur wenige Tage von Madras, Calcutta und Moolmain entfernt, zwischen Ceilon einerseits und der malaiischen Küste andererseits, fast in der Mündung der Malaccastraße, in der Nähe von Penang und Sumatra gelegen, und in leichtem Verkehr stehend mit den großen Inselgruppen der japanischen und indischen See. — 2) Der sehr große Vortheil zweier vortrefflicher Häfen (Nancovry und Klein-Nicobar) und zweier brauchbarer

*) Auszugsweise mitgetheilt.

Häfen (an der Nord- und Südseite von Sambelong) außer den, wegen der herrschenden Strömungen, überhaupt recht guten Ankerplätzen rings um die Inseln herum. — 3) Die Fruchtbarkeit des Erdbodens, die zum Anbau der meisten tropischen Pflanzenproducte, namentlich des hier wild wachsenden Zuckers, und des sich für die vielen Anhöhen besonders eignenden Kaffees, auffordert. — 4) Der Reichthum des Meers an Fischereien, namentlich am Trepangfang. — 5) Die an Zahl, wie an Cultur und geistigen Fähigkeiten, unbedeutende und somit unschädliche Bevölkerung, die der Colonisation der Inseln keine Hindernisse in den Weg zu legen im Stande sein wird.

Als Schwierigkeiten bei der Colonisation zeigen sich: 1) die klimatischen Verhältnisse, 2) der Mangel an Arbeitskräften und 3) das Zuwegebringen der erforderlichen Kapitale.

Das Klima ist zwar keinesweges tödtlich, aber doch der Gesundheit gefährlich, wie es der Urzustand und die überaus starke Vegetation der Inseln im Verein mit ihrer Lage zwischen den Wendekreisen, ihrer außerordentlichen Feuchtigkeit den größten, und ihren scharfen, kalten Winden den übrigen Theil des Jahres hindurch, erwarten ließen. Es erfordert daher extraordinäre Maaßregeln und in Folge dessen extraordinäre Ausgaben in Betreff der Wohnungen, Kleidung, Lebensmittel und ärztlichen Hülfe der Ansiedler.

Der Mangel an Arbeitern ist auch kein unübersteigbares Hinderniß, sondern löst sich zunächst in eine Geldfrage auf, insofern sie das Einführen fremder Arbeitskraft nothwendig bedingt. Auch diese Geldauslage ist übrigens vorzugsweise eine temporäre, da den Arbeitern, wenn erst der Boden gelichtet und angebaut wird, Stücke dieser Erde überlassen und die Erzeugnisse derselben ihnen gegen eine gewisse Vergütung abgekauft werden können, wodurch die Kosten für Arbeiter sich bedeutend verringern.

Gerade bei den obwaltenden klimatischen und anderen natürlichen Schwierigkeiten würde ein Colonisationsversuch mit wenigen Leuten und geringen Mitteln nur Täuschungen und Geldverlust, Unzufriedenheit und neue falsche Vorstellungen von den Inseln mit sich führen. Aufopferungen, Kraft und Ausdauer sind für das Gelingen der Colonisation unumgänglich nothwendig, und da es

hierzu bedeutender Kapitale bedarf, frägt es sich nun, wie diese zu Wege geschafft werden können. Es bieten sich hier folgende Mittel dar: 1) Die Regierung macht die ganze Auslage selbst, bis das Land einen solchen Werth erlangt, daß die Colonisation als gelungen anzusehen ist; dies Mittel ist indeß wohl keinesweges anzurathen und ist hier nur als eine Möglichkeit hingestellt worden. — 2) Die Regierung beschränkt sich darauf, Leben und Eigenthum (am zweckmäßigsten durch ein auf der Station zu haltendes Kriegsschiff*)) zu schützen und höchstens einzelne, vorbereitende Arbeiten auszuführen, überläßt dagegen die sonstige Colonisation freien Privatversuchen, die sie durch Zusicherung des Eigenthumsrechts, der Steuerfreiheit auf gewisse Jahre u. s. w. begünstigt. Außer der bedeutenden augenblicklichen Auslage für vorbereitende Arbeiten, die hier erforderlich wäre, um den Kapitalisten Vertrauen einzuflößen und somit dem Unternehmen Stabilität zu geben, hat dies Mittel auch zwei andere, besonders bei dem geringen dänischen Speculationsgeist bedenkliche, Uebel zur Folge: daß nämlich die Arbeit höchst langsam von statten gehen und der beste Besitz in fremde Hände fallen würde. — 3) Die Regierung räumt den Ansiedlern, außer jenen Vortheilen, directe Unterstützung durch Geldanleihen ein, wogegen diese den Boden nach einem vorgeschriebenen Plan anbauen, oder wofür sie sich Maschinen, Geräthschaften und andere practische Bedürfnisse anschaffen. Dies Mittel scheint zu kostbar, um anders als in ganz besonderen Fällen, angewandt zu werden. — 4) Die Regierung auctorisirt die Errichtung einer, unter ihren Schutz gestellten, mit gewissen Freiheiten und Gerechtsamen versehenen Compagnie, und überläßt ihr ganz und gar die Colonisation der Inseln. Dies Mittel, obgleich in der Theorie vielleicht nicht das beste, scheint uns in Wirklichkeit das einzige zu sein; nur wollten wir, wenn auch fremde Kapitale nicht ganz verwerfend, vorschlagen, daß wenigstens die Hälfte des Geldes bona fide dänisches Eigenthum wäre. Um eine kräftige Wirksamkeit entwickeln zu können, müßte der realisable Fond dieser octroyirten Compagnie, unseres Erachtens, wenigstens eine Million Reichsbkth. betragen. An augenblickliche Ausbeute

*) Der desfallsige Plan wird in einem, hier ausgelassenen, Schreiben vom Capt. Steen Bille näher angegeben.

wäre nicht zu denken, und man müßte darauf rechnen, für vorbereitende Arbeiten, — namentlich für Aushauen und Lichten des Bodens, Einrichten bequemer Landungsplätze und Wohnungen, Einführung und Löhnung der Arbeitsleute und Bezahlung der Administratoren, Aufseher und Wissenschaftsleute, — ansehnliche Summen zu verausgaben. Wäre man Willens, diese Opfer zu bringen, ließe das Unternehmen aber auch mit der Zeit einen günstigen Erfolg erwarten.

---

2. Geologischer Bericht.

Die Geognosie unterscheidet unter den nicobarischen Inseln zwei von einander scharf getrennte Gruppen: die südliche (mit Inbegriff von Katschull) und die nördliche; jene ist aus geschichteten Gebirgsarten, aus Sandstein und Thonschiefer zusammengesetzt, diese besteht im Wesentlichen aus plutonischen Massen, die sich in geschmolzenem Zustande von dem Meeresboden emporgedrängt haben. Ein geognostisches Verhältniß haben indeß alle Inseln, sowohl die der ersten als zweiten Classe, mit einander gemein: es ist dies das jüngste Alluvialland, welches ringförmig jede der Inseln umgiebt und von den sie umringenden Korallenriffen herrührt, die sowohl dessen Material, fast ausschließlich kohlensauren Kalk, hergegeben, als auch die Anhäufung desselben durch ihre eigenthümliche Natur befördert haben. Dieses Land ist, theils durch Anhäufung der von der Brandung aufgeworfenen Korallenbruchstücke, theils durch unterirdische Hebungen, noch fortwährend im Wachsen begriffen. — Die Korallenbildung der nicobarischen Inseln hat ein doppeltes Interesse, theils ein geologisches wegen der hier befindlichen so characteristischen Darwinschen „fringing reefs"; theils ein culturhistorisches, insofern diese Niederung, ein schmaler Streifen Landes, der kaum 1/20—1/30 des Inselareals ausmacht, annoch ausschließlich bewohnt wird und alle Producte liefert, von denen die jetzige Bevölkerung lebt. Für die Untersuchungen der Expedition war es indeß besonders wichtig, die älteren Bildungen der Inseln auszumitteln: aus diesen nämlich bestehen die Berge, so wie der größte Theil des Flächeninhalts der

Inseln, und auf den eventuellen Producten dieser Bildungen mußte die künftige Urbarmachung hauptsächlich begründet werden.

Eine durch die Expedition der Herren Busch und Capt. Lewis im Frühling 1845 angeregte und zwar für die Colonisation der Inseln wesentliche Frage war das Vorkommen von Steinkohlen, die als abgerundete Bruchstücke in der Brandung der südlichen Inseln, zwischen Korallenkalk- und Sandstein-Gerölle von jenen Männern freilich mehrfach gefunden worden, die es ihnen aber nicht gelungen war, als feststehende Lager zu finden, so daß es noch ungewiß, ob nicht irgend ein zufälliger Umstand sie herbeigeführt habe. Die Einwohner wurden von uns vergebens befragt, ob jenes Mineral vorzugsweise an gewissen Localitäten vorkäme; sie wußten hierüber nichts, brachten aber Kohlen von den verschiedensten Stellen von Groß- und Klein-Nicobar und den umliegenden kleineren Inseln. Endlich gelang es jedoch bei einer sorgfältigen Untersuchung der schroffen Abhänge, hin und wieder kleine, in Sandstein eingelagerte Kohlenpartien zu entdecken; und da diese Kohlen mit den als Gerölle gefundenen große Uebereinstimmung zeigten, schien es jeden Zweifels überhoben, daß auch jene einst in den Felsen eingebettet gewesen, und durch Verwitterung des Hauptsandsteins mit den Bächen von den Bergen herabgeführt oder mit der Brandung weggespült worden. Die ganze Natur der Sandsteinbildung, so wie die Beschaffenheit der Kohlen, deuteten indeß entschieden darauf hin, daß man mit der eigentlichen, älteren Steinkohlenbildung oder mit den bisher im südlichen Asien entdeckten, dieser zunächst entsprechenden Formationen, hier nicht zu thun habe. Es fanden sich hier keine Schiefer mit Pflanzenabdrücken, sondern die Schiefer und der Sandstein zeigten durch und durch dieselbe Beschaffenheit, ohne die geringste Variation rücksichtlich der Feinheit ihres Korns und ohne Spur von fremden Bestandtheilen, mit Ausnahme jener hin und wieder, und zwar in der größten Unordnung, eingelagerten Kohlenpartien. Am wahrscheinlichsten rühren diese Kohlen daher vom Treibholze her, das nebst dem Thon und Sande abgesetzt wurde, und es steht kaum zu erwarten, daß sie in ausgedehnten Schichten vorkommen. Auch ihre Beschaffenheit deutet auf ein ziemlich junges Alter hin; die meisten der gefundenen Gerölle tragen das Gepräge einer hölzernen Structur, gewöhnlich die dicotyledoner Formen,

in einzelnen Fällen aber auch die der Palmenfasern. Endlich haben spätere chemische Analysen dargethan, daß die besten der Kohlen einen Brennwerth haben, welcher den der bornholmschen Braunkohlen kaum übersteigt, und das Aufsuchen größerer Schichten scheint somit von keinem praktischen Werth, da es bei Dampfschiffkohlen — den einzigen, die den Nicobaren Bedeutung geben zu können scheinen — besonders darauf ankömmt, daß sie von der ausgesuchtesten Qualität sind.

Die geognostische Natur der nördlichen Inseln ist der der südlichen Gruppe ganz entgegengesetzt; ziemlich verschiedenartige plutonische Gebirgsarten bilden ihre Grundlage. In der Regel haben diese ein serpentinartiges Aussehen, und einen dichten Bruch, in dem die Mischungstheile sich nur sehr undeutlich getrennt zeigen; an einzelnen Stellen, z. B. an der Ostküste von Terressa und an der Küste von Kamorta, fand sich Gerölle von einer sehr großkörnigen, krystallinischen Structur, nämlich Porphyr, Diorit, Syenit und vorzüglich Gabbro und Hypersthen. Basalt oder eigentliche plutonische Gebirgsarten kamen dahingegen merkwürdiger Weise nicht vor, obgleich Bompocka in seiner äußeren Form einem Vulcane auffallend ähnlich sieht, und obgleich die ganze Nicobarengruppe offenbar ein Glied der Kette ist, die sich durch die Inseln Java und Sumatra hindurchzieht und in den Andamanen und dem Kap Negrais wieder zum Vorschein kommt.

Da die Inseln von Urwald überwachsen sind, mußte man darauf verzichten, durch hinreichende Terraindurchschnitte das wechselseitige Verhältniß benannter Gebirgsarten darzuthun; die steilen Felsenwände gaben indeß mehrere in dieser Beziehung interessante Belege. So beobachtete man, theils auf Kamorta, theils bei Groß-Nicobar, daß serpentinische, sowohl als euritische und schaalsteinartige Gebirgsarten, indem sie an die Oberfläche traten, von einem Conglomerat umgeben waren, das nicht aus der Wirkung des Wassers, sondern nur aus der Bewegung der unteren geschmolzenen Masse, nach der Erstarrung der äußeren Rinde, erklärt werden konnte; und verschieden von diesem Erstarrungsconglomerat sah man die aus magnesiahaltigem Thon behehenden Hügel, aus denen Kamorta, Nancovry und Trinkutti zum größten Theile bestehen, von Gerölle und Conglomeraten serpentinischer Gesteine durchzogen, die ihrem Ursprunge nach zwar plutonisch, später jedoch

von jenen Gebirgsarten losgerissen und von Wasser abgesetzt waren. Es scheint hieraus hervorzugehen, daß die letztgenannten Inseln ursprünglich als plutonische Felsenspitzen dastanden, die, durch die Einwirkung der Luft und Brandung allmählig verwittert und untergraben, mit der Zeit verschwanden, während die Producte ihrer Zerstörung sich zwischen denselben ablagerten, und durch spätere Hebungen zum Vorschein kamen. Hieraus erklärt sich auch die wellenförmige hügelige Oberfläche dieser Inseln im Gegensatz der den plutonisch zusammengesetzten Inseln Bompocka und Tillangschong eigenen steilen, schroffen Formen.

Wir haben also auf den nicobarischen Inseln 4 oder 5 von einander scharf getrennte geognostische Bildungen: 1) die Sandstein- und Schieferbildung mit Braunkohlen, 2) die plutonischen Berge, 3) die von diesen herrührenden, aufgespülten Thon- und Conglomerat-Massen, 4) die jüngste Korallenbildung. Die erste und ausgebreitetste faßt Groß- und Klein-Nicobar sammt wahrscheinlicher Weise auch Katschull in sich; die zweite Terressa, Bompoka und Tillangschong; die dritte Nancovry, Kamorta und Trinkutti, die vierte umgiebt in einem schmalen Gürtel ringförmig jede der Inseln. Endlich findet sich 5) noch auf Groß- und Klein-Nicobar, und vielleicht zugleich auf Katschull, ein Süßwasser-Alluvium oder eine Deltabildung; diese schließt sich den größeren Bächen und Auen an, welche in tiefe, eingeschlossene Buchten ausmünden, in denen das Wasser ruhig genug ist, um die Ablagerung und Anhäufung des herabgeführten Sandes und Thones zu gestatten. — Die nördlichen Inseln Chowry, Batty Malve und Car-Nicobar wurden von dem Geognosten der Expedition nicht besucht, doch scheint es nach den Beobachtungen der anderen Reisenden, daß Car-Nicobar und Chowry ähnlich wie Kamorta zusammengesetzt sind. Endlich liegen auf der südöstlichen Seite von Groß-Nicobar einzelne felsichte Inseln plutonischen Ursprungs; auf der Flußexpedition in's Innere der Insel entdeckte man aber keine Spur solcher an die nördlichen Inseln erinnernden Bildungen.

Man darf nach dem Obigen kaum erwarten, Mineralien anzutreffen, die für die Colonisation der Inseln von wesentlicher Bedeutung wären. In den plutonischen Gebirgsarten fand man hin und wieder Rotheisenstein und Kupferkies, doch nur zerstreut und

in geringer Menge. Zinnstein, den man auch hier gemuthmaßt hat, kömmt in Hinterindien bekanntlich im Granit und dem daraus entstandenen Alluvium, in Europa zwar in porphyrartigen Gebirgsarten, jedoch nur in solchen vor, die eines älteren Ursprungs sind und sich der Urformation anschließen, während die plutonischen Gebirgsarten der nicobarischen Inseln aller Wahrscheinlichkeit nach sogar jünger sind, als die Braunkohlen-Sandsteinbildung der südlichen Gruppe. — Daß edle Metalle, wie Gold und Platina, in serpentinartigen Gesteinen vorkommen können, und daß über die Inselkette, zu der die Nicobarengruppe gehört, Gold vorzugsweise ausgebreitet, ist wohlbekannt; eine speciell hierauf gerichtete Untersuchung wäre indeß kaum von practischem Interesse.

---

3. Zoologischer Bericht.

Um die Thierwelt der Nicobaren in wenigen Worten zu characterisiren, kann man sagen, daß die Seethiere das Gepräge der Fauna der bengalischen Bucht tragen, während doch eigenthümliche Verhältnisse der Inseln, namentlich die im übrigen Theile der Bucht fehlenden Korallenriffe, in gewissen Richtungen eine Aehnlichkeit einerseits mit der Strand- und Meerfauna des indo-malaiischen Archipels, andererseits mit der des rothen Meers und der mascarenischen Inseln bewirken. In Bezug auf die Landthiere schließen sich die Inseln den malaiischen Ländern am nächsten an, und die sich hier darbietenden Abweichungen sind meistens nur solche, welche die isolirte Lage und unbedeutende Größe der nicobarischen Inseln nothwendig mit sich führen mußten.

Von Säugethieren finden sich hier, wie auf allen, vom Festlande entfernten, kleinen Inseln, nur sehr wenige; die Expedition, die bei ihrem kurzen Aufenthalt freilich, besonders den kleinen nächtlichen Arten, nur sehr ungenügend nachzuspüren im Stande war, setzte die Existenz von nicht mehr als 8 oder 9 Säugethieren außer Zweifel. Namentlich vermißte man alle größeren Formen, die in zahlreicher Menge die dichten Wälder Sumatra's und der malaiischen Halbinsel durchstreifen, nicht nur die Colosse des Thierreichs: den Elephanten, das Nashorn und den Tapier, denen die

nothwendige Nahrung hier fehlen dürfte, sondern auch die im indischen Archipel so zahlreichen Hirscharten, Antilopen und Eber, und in Folge dessen auch die größeren Raubthiere, die unter jenen ihre Beute aufsuchen. Um so auffallender ist die Thatsache, daß auf der Nordostküste von Kamorta Büffel vorkommen; da sie indeß auf diese eine von Sumatra entferntere, zu Colonien aber wiederholt ausgewählte Insel beschränkt sind, gewinnt ihre Einführung bei einem der früheren Colonisationsversuche dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit.

An Vögeln haben die Inseln einen großen und sehr verschiedenartigen Reichthum; die Mehrzahl der Arten sind auch auf der Halbinsel Malacca zu Hause. Als den Inseln eigenthümliche Vögel nennen wir einen zum Palæornis-Geschlecht gehörenden, langhalsigen, grünen Papagei mit zinnoberrothen Wangen, einen Eisvogel (Halcyon sp.?), zwei den Geschlechtern Treron und Macropygia angehörende große Taubenarten, und namentlich einen kaneelbraunen Megapodius, eine Art Waldhühner, die hier zu finden um so mehr überrascht, da die übrigen Arten alle auf Neuholland und den alleröstlichsten Inseln des indischen Archipels zu Hause sind. — Unter den von anderen Ländern schon bekannten Arten muß die Salangana, eine Mauerschwalbe, welche die eßbaren Vogelnester baut, erwähnt werden. Die Nester der Collocalia fuciphaga Th. (?), die außerordentlich zahlreich in den Felsenhöhlen auf Klein-Nicobar und Sambelong gefunden werden, bestehen größtentheils aus Grasstroh und feinen Pflanzenfasern, die mit einer geringen Menge der eßbaren Materie zusammengeleimt sind; es findet sich indeß auch eine andere Art auf den Inseln, deren Nester ausschließlich aus der geleeartig faserigen Masse bereitet sind, und die Eingeborenen brachten uns deren mehrere zum Verkauf während des Aufenthalts der Corvette auf der Nordküste von Groß-Nicobar. — Eine Menge der nicobarischen Vögel geben vortreffliches Vogelwild, — so die oben erwähnten Waldhühner, die 7 verschiedenen Taubenarten, mehrere Strandvögel u. s. w., — es fehlt aber den Eingeborenen an Mitteln sie zu erlegen, und sie beschränken sich daher auf's Wegnehmen der Eier und Jungen, die sie dann zu ihrem Vergnügen oder als Handelsgegenstand großziehn.

Die Hausthiere der Nicobaren werden schlecht gewartet und sind wenige an der Zahl; es sind Katzen, Hunde, Schweine und Hühner, und von diesen die ersten sogar keineswegs allgemein. Der nicobarische Hund ist klein, kurzhaarig, mit aufrechtstehenden Ohren, von verschiedener Farbe; er wird mit Cocusnüssen aufgefüttert, was ihn fett aber träge macht, er bellt nicht, so wie unsere Hunde, den Fremden an. Die Schweine sind gewöhnlich kleiner und haben kürzere Ohren, als unsere europäischen Racen, sie sind gern schwarz oder doch schwarzgefleckt; sie verwildern oft, sind sehr fett, vermehren sich aber nicht stark. Die nicobarischen Hühner sind von den europäischen nicht verschieden.

Von Reptilien sind bisjetzt nur 13 oder 14 Arten gefunden worden, unter diesen aber einige, namentlich ein Paar kleine Eidechsen (Calotes und Lophyrus), die in überaus großer Menge vorkommen. Das Meer enthält eine, jedoch wie es scheint nicht zahlreiche, Krokodillenart und zwei Schildkröten. Unter den Schlangen, die überhaupt nicht häufig sind, giebt es nur zwei giftige Arten, einen kleinen, sparsam vorkommenden Trigonocephalus und eine Seeschlange: Hydrophis colubrina.

Meer und Flüsse sind an Fischen reich; sogar in den beinahe ausgedorrten Wasserpfützen auf der unbedeutenden Insel Pulo Milu lebten ein Aal und ein Eleotris. Als gefährlich ist unter den hiesigen Fischen ein Tetrodon zu nennen, dessen Fleisch so giftig ist, daß der Genuß desselben sehr bald den Tod herbeiführt, und eine sehr hübsch-farbige Art des Pterois-Geschlechts, die mit den langen, dünnen Strahlen ihrer Rückenflossen feine, jedoch äußerst schmerzliche Wunden sticht, von denen aus die Lymphengefäße sich entzünden, worauf das ganze Glied bald anschwillt.

Der obigen mannigfachen Wirbelthiere ungeachtet sind es doch namentlich die niederen Thierclassen, die auf den nicobarischen Inseln und in dem sie umgebenden Meere in besonderer Menge hervortreten.

Die Insectenwelt kam der Expedition zwar eher arm als reich an Arten vor, dieses scheint jedoch der Zeit unseres Aufenthalts zugerechnet werden zu müssen, indem die trockene Jahreszeit in den Tropen, gleich dem Winter bei uns, eine Hemmung des Insectenlebens mit sich führt. Einzelne Formen fanden wir auch dennoch

in außerordentlicher Anzahl vor; zahlreiche Fliegen und Ameisen bedeckten augenblicklich alle thierische Ueberbleibsel, jedes faule Holz war von Termiten buchstäblich angefüllt, und die lästigen Muskitos kamen in Menge vor.

Als unmittelbar nützliches Insect nennen wir eine, nicht gerade in großer Menge, aber doch auf allen Inseln vorkommende kleine Biene. Sehr zahlreich sind die Landschnecken der Geschlechter Helix, Cyclostoma, Helicina, Pupina, Scarabus; Flüsse und Auen wimmeln von Neritinen, Navicellen, Melanien und mehreren Arten einer großen eßbaren Cyrena-Muschel.

Und doch entwickelt die Thierwelt sich erst in ihrem vollen Reichthum und ihrer buntesten Mannigfaltigkeit auf den, aus Korallenkalkstein bestehenden, bald mit Korallen- und Felsblöcken überworfenen, bald mit Korallensand bedeckten, bald endlich mit ganzen Wäldern ausgestorbener Korallenbüsche bewachsenen Riffen, die, als ein bis an mehrere hundert Ellen breiter, fast horizontaler Gürtel die Inseln umgebend, abwechselnd von der Fluthwelle überspült und von dem ebbenden Wasser trocken gelassen werden. — Schon auf dem blendend weißen Strandsande, namentlich in der Nähe von Cocusbäumen, kriechen in unzähliger Menge ein Paar Arten Bernhardskrebse', die leere Muschel, in der sie den weichen Hinterleib verbergen, mit sich herumschleppend; Laufkrabben (Ocypoda) eilen in der größten Geschwindigkeit über den Sand hin, und auch eine große Landkrabbe, vermuthlich eine Cardisoma, hat ihren Aufenthalt an diesen Stellen, verkriecht sich aber des Tages in tiefe Löcher. — Die großen herabgestürzten Felsblöcke sind mit Schwärmen von den so scheuen „Kellereseln" bedeckt; mehrere Grapsus- und Cancer-Arten sieht man hier zahlreich, und von Schaalthieren lebt, außer den Littorina- und Nerita-Arten, besonders eine kleine, jedoch wohlschmeckende Auster (Ostrea cucullata Born.) auf dieser Gränze zwischen Land und Wasser. — Etwas entfernter vom Strande treten wiederum andere Formen hervor: in den Vertiefungen, in denen das Wasser während der Ebbe stehen bleibt, kleine Fische des Gobius-, Blennius-, Serranus-, Glyphisodon- und Amphiprion-Geschlechts, in den Steinritzen und Spalten schlangenähnliche Muränen. Mehrere Arten von Bernhardskrebsen und Porcellana's, vielfache Krabben, große Langusthummer (Palinurus), Gonodactylus-

und Alpheus-Arten kriechen unter den Korallenblöcken herum, die gewöhnlich mit olivengrünen Seenesseln dicht bewachsen, oder mit zusammengesetzten Ascidien und schönfarbigen Schwämmen bunt überzogen und inwendig von Seewürmern und Lithodomus-Muscheln durchbohrt sind. Verschiedene nackte Schnecken (Orchidien, Doriden, Aplysien und Diphyllidien) saugen sich in den Löchern fest, und überall sieht man eine Masse der verschiedensten Conchylien, unter denen die ächte Perlenmuschel und die colossale Riesenmuschel wohl besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Fünf, sechs Arten hübschgefärbter Seesterne und die weit beweglicheren, zugleich aber leicht zerbrechlichen Schlangensterne (Ophiura) finden sich auch auf diesem Theile des Riffs, und endlich fangen hier die lebendigen Korallen an, deren Büsche weiter nach außen immer dichter und größer werden und zuletzt die ganze Oberfläche einnehmen. Die vorherrschenden Korallen auf der horizontalen Fläche des Riffs sind Heteroporen, namentlich eine hübsch rosenrothe Art und eine gelbweiße mit blauen oder violetten Spitzen; wo Schutz gegen den stärkeren Wellenschlag, sieht man auch hin und wieder verschiedene zum Theil große Korkkorallen und einzelne Gruppen blutrother Orgelkorallen (Tubipora); auffallend aber ist der Mangel an Gorgonien. Die schroff herabsteigende Fläche des äußeren Randes des Riffs bietet der Untersuchung größere Schwierigkeiten dar; es scheint aber, daß andere Formen, namentlich ein mehr compakter, abgeründeter Porites, die ästigen Korallen hier ablöst. — Ein Bewohner der Korallenriffe, dessen noch Erwähnung geschehen muß, ist der als großer Leckerbissen in China angesehene Trepang, der in 12—13, den Geschlechtern Holothuria und Bohadschia angehörigen Arten auf allen von der Expedition besuchten Inseln vorkömmt, die Riffe um Klein-Nicobar und Pulo-Milu, auf der Nordküste von Sambelong und Ostseite von Nancovry und Laoi aber doch in besonderer Masse bedeckt. Ein Paar schwarze Arten fanden sich überall unzählig angehäuft, während die weißlichen, gelbbraunen und röthlichen Arten meistens sparsamer vorkamen. Die allermeisten Trepangsorten liegen ohne Unterschied über die ganze Fläche des Riffs zerstreut, einige aber, z. B. die schlangenförmigen oft 4—5 Fuß langen Synapta-Arten, suchen sich den mit Bandtang bewachsenen Sandboden aus

und theilen diesen Aufenthaltsort mit einigen kleinen silberblanken Fischen und mit einer Art der sogenannten Seehasen (Dolabella).

Bei weitem der größte Theil der Inselküsten ist von den so eben beschriebenen Korallenriffen umgeben; da aber die Korallen nur bei völlig klarem salzen Wasser und ewig frischem Wellenschlag gedeihen, sieht man die Riffe unterbrochen, wo tiefe, enge Buchten die Wellenbewegung hemmen oder Flußmündungen das Wasser brack machen. An solchen Stellen ist der Meeresboden ein mehr oder oder weniger mit Sand gemischter Lehm, und hier findet man den, bei hohem Wasserstande überschwemmten, Gürtel mit dem so eigenthümlichen Mangrove bewachsen. Mit den Korallenriffen verschwindet auch die ihnen angehörende Thierwelt, und, anstatt des Gewühles der verschiedensten Formen, kriechen in dem lehmigen Schlamm dieser Sümpfe nur ganz wenige Arten herum, als ob diese für den Menschen so gefährliche Vegetation auch auf die Thierwelt im Allgemeinen feindlich einwirke. Characteristisch für diese Strecken sind vorerst ein Paar Cerithien, namentlich eine ziemlich große Art (Cer. palustre L.) in bedeutender Menge; ferner zahlreiche Gelasimus-Krabben, und wo der Boden fester und sandiger wird, mehrere Nassa-Arten und, hin- und wieder an den Mangrovewurzeln, die früher erwähnte Auster.

Es erhellt aus der gegebenen Uebersicht über die Fauna, daß es den nicobarischen Inseln nicht geradezu an Hervorbringungen des Thierreichs fehlt, die Werth als Handelswaaren oder sonstige Bedeutung für eine Colonieanlage haben könnten; man baue indeß nicht zu sehr auf eine Ausbeute derselben. Die Production der Schildkrötenschale ist viel zu geringe, um in Betracht zu kommen. Mit dem vom Spermwallfisch erzeugten Ambra, das man, als Räucherwerk für die buddhaistischen Tempel, mit dem ungeheueren Preise des siebenfachen Gewichts in Silber bezahlt, und das siebenmal so wohlfeil auf den nicobarischen Inseln zu haben, ist gerade dasselbe der Fall. Die Menge der eßbaren Vogelnester ist noch zu unbekannt, um über ihren Werth ein Urtheil fällen zu können. Für die Brauchbarkeit der Holothurien als Handelswaare bürgt das jährliche Ankommen malaiischer Trepangfischer; und daß sie in bedeutenden Massen gesammelt werden können, ist keinem Zweifel unterworfen; die verschiedenen Trepangsorten stehen indeß auf den

chinesischen Märkten in außerordentlich verschiedenem Preise, und die Ausbeute beruht also auf der, noch nicht durch direkte Versuche ermittelten, größeren Quantität der hochgeschätzten, feineren Sorten. Auch ist die Trepangfischerei überall in Indien der ärmsten Classe unter den Malaien überlassen, und der Trepanghandel selten oder nie in den Händen der Europäer, was auf keinen großen Gewinn hindeutet. Den sichersten Ertrag verspricht der Fischfang bei zweckmäßiger Einrichtung desselben und bei Zubereitung von trockenem Fisch, ähnlich wie auf Pulo Penang, wo dieser Artikel als Proviant, theils für die indischen Schiffsbesatzungen, theils für die chinesischen Ansiedler, bedeutend abgeht und einen ansehnlichen Industriezweig bildet. — Endlich kann noch hervorgehoben werden, daß die Korallenriffe einen unerschöpflichen Reichthum an Kalk enthalten.

Die nicobarischen Hausthiere geben den Eingeborenen einen unverhältnißmäßig geringen Ertrag und es schiene rathsam, neue Racen von Pulo Penang aus einzuführen. Besonders vortheilhaft wäre sicher das Uebersiedeln von Rindvieh, das, wie frühere Versuche erwiesen, auf den Inseln wohl gedeiht, das zu halten fast nichts kosten würde, und dessen Häute ausgeführt werden könnten, während man das Fleisch niedersalzte. Büffel wären als Lastthiere anzurathen, und atjinsche oder penangsche Pferde würden sich, nachdem die Urbarmachung der Inseln etwas fortgeschritten, den europäischen Ansiedlern hier ebenso nützlich zeigen, wie in den übrigen malaiischen Ländern. Ziegen dahingegen, und namentlich Schaafe, haben unter diesem außerordentlich regnerischen Klima nie gedeihen wollen, und wiederholte Versuche hiemit würden kaum besser ausfallen. — Die Bienenzucht wäre anzurathen, nachdem die fortschreitende Cultur einen größeren Blumenreichthum mit sich gebracht, und die Einführung des, den bekannten Färbestoff liefernden, auf verschiedenen Feigenarten in Indien lebenden Coccus lacca würde sicher den Versuch lohnen, während die Cochenille (Coccus cacti) des Klima's wegen nicht gedeihen kann.

Schließlich ist noch hervorzuheben, daß schon, während des Aufenthalts der Expedition auf den Inseln, mit der Brigg, die den Etatsrath Hansen von Tranquebar herüberbrachte, einige Axishirsche nach Terressa gebracht wurden, und daß man zur Ausrottung von

Schlangen, Ratten u. dgl. ein Paar Ichneumons auf Nancowry an's Land setzte.

---

4. Botanischer Bericht.

Man kannte bisher mit Bestimmtheit von diesen Inseln kaum mehr als 7 Pflanzen, nämlich: Boerhavia glutinosa Vahl. En., Scirpus subulatus Vahl. En., Cyperus cephalotes Vahl. En., Pandanus milore (Nicobar Breadfruit, Al Moon, View of the plants of Ceylon), Davallia heterophylla Willd., Lindsæa tenera Dryander, (Transact. of the Linn. Soc. III.), Micrococcos glabra Jack, (Malayan miscellanies). Dennoch hat man die Inselgruppe, wahrscheinlich ihrer Lage gemäß, in pflanzengeographischer Bedeutung schon früher zu dem von Schouw als das Reich der Scitamineen (das indische oder Roxburghs Reich) bezeichneten Gebiet hingeführt, das die beiden großen ostindischen Halbinseln, Ceilon, die Malediven, Lakediven, Nicobaren, Andamanen und das südliche China umfassen sollte; und die folgende Untersuchung wird in Wirklichkeit den Beweis liefern, wie glücklich diese Zusammenstellung gewesen, wenn gleich die nicobarische Vegetation als eine Ausstrahlung der genannten Festlands-Flora und (worauf namentlich die Geschlechter Dissochaete, Orophea, Pterisanthes, Arthrophyllum und Visenia hindeuten) als ein Uebergangsglied zur Flora des, östlich von Sumatra gelegenen, als polynesisches oder Reinwardts Reich bezeichneten Archipels zu betrachten ist.

In dieser pflanzengeographischen Andeutung ist der vegetative Ausdruck der nicobarischen Inseln so ziemlich angegeben. Dennoch ist zu bemerken, daß schon die südliche (Sambelong, Klein-Nicobar und Katschull) und nördliche Inselgruppe verschiedene geognostische Verhältnisse und, in Folge dessen, eine in ihrer Masse und ihrem specifischen Gepräge verschiedene Vegetation darbieten. Das Hauptareal der ersteren Inseln besteht nämlich aus kalkhaltigem Sandstein und Thonschiefer; beide werden von den Atmosphärilien leicht angegriffen, das Bindemittel, der Kalk, durch Kohlensäure in Verein mit Regen herausgezogen, — und wo der Fels nicht gar zu abschüssig, wird man ihn daher mit einem, mehrere Fuß mächtigen,

und wie es scheint außerordentlich fruchtbaren, aus sandgemischtem, kalk- und glimmerhaltigem Thon bestehenden Boden bedeckt finden, weshalb auch diese Inseln, obschon die höchsten, bis an die Gipfel mit Wald bewachsen sind. Anders gestaltet sich das Verhältniß auf den nördlichen Inseln, wo plutonische, besonders serpentinartige Bergarten vorherrschen. Diese können zwar auch durch Verwitterung einen fruchtbaren Boden bilden, der Proceß geht aber viel schwieriger vor sich, und die Ablagerung ist demnach bei weitem nicht so mächtig; dabei liegt diese Bildung nur auf Bompocka, Tillangschong und Terressa in einiger Ausdehnung bloß, während sie auf Nancowry, Trinkutti, Car-Nicobar und zum Theil auf Terressa in einen Mantel von meerschaumähnlichem, stark wassersaugendem Thon eingehüllt ist, der Eisenoxyd, Talkerde und bisweilen Kalk, allein keine Alkalien enthält, der kaum überall mit einer selbst wenige Zoll dicken Erdschichte überzogen, und der so gut wie für alle Cultur untauglich ist. Die wellenförmigen Hügel dieser Inseln sind daher, im Gegensatz der scharfen Firsen der südlichen, nur waldloses Grasland mit gruppenweise gesammelten, oder einzelnen, zerstreuten Pandanus- und Areca-Arten; und nur in einzelnen Thälern mit reicherem Boden, trifft man Laubhölzer in größeren Parthien an. Der folgende Vergleich des allgemeinen Vegetationscharakters der Nicobaren mit dem der umliegenden Länder gilt daher auch vorläufig für die Verhältnisse auf den südlicheren Inseln.

Wohl nirgends in Indien tritt die Vegetation mit einem größeren Massenreichthum hervor, als hier; fast die ganze Oberfläche der Inseln ist mit Urwald so dicht bedeckt, daß das Sonnenlicht zu den Gräsern und Kräutern vergebens durchzudringen sucht, und diese überwältigende Fülle verdankt der Wald nicht, wie in den temperirten Zonen, dem geselligen Vorkommen einzelner, sondern dem buntesten Gemisch einer großen Menge von Arten. Ungefähr $^{11}/_{19}$ der 70 Dicotyledon-Geschlechter*) kommen als Bäume oder Sträucher, zuweilen (z. B. Ficus) in zahlreichen Arten, vor.

Der Reichthum des Waldes zeigt sich demnächst auch in der großartigen Ueppigkeit der Individuen, namentlich in der colossalen

---

*) In der dänischen Ausgabe findet sich ein Verzeichniß von 98 nicobarischen Pflanzengeschlechtern, 260 Pflanzenarten.

Entwickelung der Ficus- und Terminalia-Arten, doch auch in der tropischen Fülle mancher Kräuter (Musa sapientum, Musa Troglodytarum?) und Gräser (Bambusa).

Obgleich mitten in der trockenen Jahreszeit (Januar, Februar), erinnere ich auch keinen einzigen gesunden Baum blattlos gesehen zu haben, und der Wald war völlig so belaubt und frisch grün, wie im Juni bei uns; dies beruht indessen nicht so sehr auf einer überwiegenden Masse immergrüner Bäume, obgleich auch diese (Aurantiaceæ, Clusiaceæ, Rhizophoreæ, Myrtaceæ) nicht selten vorkommen, als vielmehr auf einer ununterbrochenen, oder im Großen unkenntlich retardirten, Wachsthätigkeit; so daß z. B. Thespesia populnea, Paritium tiliaceum, Sterculia Balanghas (?), und Sophora tomentosa, Bäume mit weichen krautartigen Blättern, nicht nur vollkommen belaubt, sondern in Blüthe und Frucht standen.

Die Bäume des Urwaldes stehen gewöhnlich so dicht zusammengedrängt, daß sie gleichsam dazu gezwungen sind, schlank heranzuwachsen, sie sind astlos bis hoch in die Höhe, und ihre laubreichen, dicht zusammenschließenden Kronen bewirken eine starke Dämmerung. — Die Blätter zeigen oft sehr große Verhältnisse, namentlich die mehrerer Laurineen, Mappa-, Artocarpus-, Uvaria-, Barringtonia-Arten; Bäume mit zusammengesetzten Blättern sind sehr gewöhnlich (Mimoseæ, Papilionaceæ, Aurantiaceæ, Sapindaceæ, Canarium, Cnestis), und zwar sind diese zum Theil von großem Umfang (Sapindus, Palmæ); als Beispiele großblättriger krautartiger Pflanzen dienen Musa, Colocasia, Caladium, Asplenium Nidus, Leea. — Die Früchte der Citrus decumana (Pompelmuß), der Carica Papaya (Papai), der Nipa fruticans (Atap), der Artocarpus integrifolia (Jacca), Art. incisa (Brodfrucht), Entada Pusaetha, Barringtonia speciosa und Pandanus erinnern ebenfalls durch ihre ansehnliche Größe an die sehr hohe Entwickelung und Fülle der indisch-tropischen Pflanzenwelt.

In dem starken Dunkel des inneren Waldes kamen selten phanerogame Pflanzen vor; die Erde war mit undurchdringlichen Massen vermodernder Pflanzentheile angefüllt, und nicht ohne Mühe entdeckte man in den Wipfeln der Bäume ein Heer kletternder, schlingender oder schmarotzender Pflanzen. Wo der Wald offener und lichter, findet sich ein aus Guilandina, Psidium, Briedelia,

Gelonium, Feronia, Orophea, Nauclea, Morinda, Jasminum, Elæagnus, Boehmeria, Epicarpurus und Ficus (F. racemosa)-Arten gebildetes Unterholz. Dieses ist mit einem unendlichen Wirrwarr schlingender Pflanzen durchwebt: zierliche Farrenkräuter (Lygodium), Menispermen, zahlreiche Convolvulaceen, Ampelideen, Cucurbitaceen, Aristolochia-, Roxburghia-, Smilax-, Piper-, Dioscorea-Arten bilden die Hauptmasse der hier vorkommenden Schlingpflanzen; die größeren Bäume sind mit mächtigen Lianen (Mucuna, Canavalia, Pongamia, Conocephalus und die gigantische Entada Pusaetha) überspannt, und an ihren Stämmen wuchern halb parasitische Ficus-Arten, Hoya viridiflora, Pothos scandens, niedliche Lycopodien und manche Farrenkräuter (Antrophyum, Vittaria, Asplenium) unter denen doch besonders die großartige Asplenium Nidus den üppigen Ausdruck wesentlich bedingt. Allein nur sparsam und in wenigen Arten kamen die Orchideen (Dendobrium) vor, und es waren dies fast die einzigen Pflanzen, die durch ein etwas welkes Aussehen auf eine der Vegetation weniger günstige Jahreszeit hindeuteten. — Das Unterholz ist demnach an sich dicht genug, um dem Wanderer bedeutende Hindernisse in den Weg zu legen, es wird aber durchaus unzugänglich, wo es mit dornigen Calamus-Arten (Spanisch-Rohr-Palmen) vermischt steht, und nur das mit großer Fertigkeit gehandhabte Messer des Eingeborenen weiß sich hier einigermaßen geschwinde einen Weg zu bahnen. Weder auf dem naheliegenden Pulo Penang, noch sonst irgendwo, fand ich den Urwald so großartig, so mächtig und massenreich, oder das Unterholz so dicht und unwegsam, wie auf den südlichen nicobarischen Inseln.

Der dunklere Theil des Urwaldes ist den südlichen Inseln eigen; der lichtere, offnere, mit Unterholz versehene Theil desselben ist, vielleicht mit Ausnahme Car-Nicobars, auf den nördlichen Inseln viel schmaler, geht an seinem äußeren Rande unmerklich in die Vegetation der jüngeren Alluvien über und verlängert sich nach innen in die tiefer liegenden Thäler, wo er sich jedoch an keinen dichteren Urwald stützt, sondern im Gegentheil allmählig offener und niedriger wird und sich in ein außerordentlich hübsches Gebüsch verliert, das vorzüglich aus Arten der Geschlechter Ixora, Inga, Cassia, Colubrina, Flemingia, Bauhinia, Vitex, Maesa, Erycibe, Leea, Rubus (moluccana), Mussaenda (frondosa) und Melastoma

(malabathricum) gebildet und mit baum- oder strauchartigen Farren vermischt ist, und das zuweilen mit haideähnlichen, von einer Gleichenia eingenommenen Flecken, oder mit weniger ausgedehnten, üppigen Grasplainen abwechselt. Innerhalb des von dieser Buschvegetation gebildeten Kranzes ist das Hügelland im Ganzen nur mit Gras bewachsen. Der Rasen wird hier gegen die innere Gränze des Waldes, wo der Boden etwas reicher und feuchter ist, von weicheren und saftigeren Gräsern und zum Theil von rauhen, scharfen Halbgräsern (Scleria, Cyperus, Diplacrum) gebildet; sonst ist aber das größte Areal von feineren, jedoch trockenen und steifen Gräsern eingenommen, unter denen besonders eine Imperata-Art (Lalang) eine wichtige Rolle spielt. Es ist dies die einzige in hohem Grade gesellige, und über weite Strecken alle andere niedere Vegetation ausschließende Pflanze der nicobarischen Inseln; nur hin und wieder, namentlich auf tiefer liegenden Stellen, räumt sie anderen Gräsern und einigen Arten der, mit unseren Kleearten zu vergleichenden, Pflanzen Alysicarpus, Desmodium, Uraria, Smithia und Crotolaria den Platz, während der Graswuchs gegen den Gipfel der Hügel niedriger und dünner wird, und endlich aufhört, wo der Thon fleckenweise von einem eisenhaltigen, groben, durch die häufigen Regengüsse ausgewaschenen, unfruchtbaren Sande bedeckt wird, der nur wenige, verkümmerte Individuen der Leucas-, Aërva- und Evolvulus-Arten hervorbringt. Dieses ganze Grasland entbehrte zwar nicht einer gewissen Frische, bot aber dennoch ein so steifes, trockenes, ödes, ein so ausgedehnt einförmiges und steppenähnliches Bild dar, daß man, im Gegensatz unserer Wiesen und Felder mit deren Fülle, deren stark ausgesprochenem Leben und Mannichfaltigkeit an Arten, dieses Land nicht ganz unrichtig als Grashaide bezeichnen könnte. Die schwach wellenförmigen, weichen, hinfließenden Umrisse der Landschaft tragen durch ihre ermüdende Einförmigkeit zu diesem Charakter noch das Ihrige bei, und nur Bompocka, mit seinen kühneren, vulcanischen Formen, seinem abgestutzten, inmitten kraterförmig vertieften Gipfel und den von diesem ausstrahlenden Bergrücken und dazwischenliegenden Thälern, weicht hierin von den übrigen Inseln ab und läßt Einen vergessen, daß seine Seitenflächen nur mit jenem, fast alle andere Vegetation ausschließenden, Grasteppich bekleidet sind.

Wir schilderten bisher die Vegetation des größten Flächeninhalts der Inseln, die nämlich der Höhen und der diese zunächst umgebenden Niederung; es bleibt uns noch übrig, das jüngste Niederland zu beschreiben, das zwar eine bedeutend geringere Ausdehnung hat, allein, namentlich für die jetzige Bevölkerung der Inseln, von weit größerer Wichtigkeit ist. Wie verschieden auch in seinem Ursprung und seiner inneren Beschaffenheit, hat dieses Land doch einen bestimmt ausgesprochenen, gemeinschaftlichen vegetativen Charakter, nämlich die an sich zwar nicht ausnehmend hervortretende, jedoch im Gegensatz zum bunten Gewühl des Urwaldes sehr in die Augen springende Geselligkeit mehrerer dort vorkommenden baum- und strauchartigen Pflanzenarten.

Längs der Küsten streckt sich ein Streifen Landes, dessen Hauptbestandtheil Korallenbruchstücke sind, mit denen sich, und zwar reichlicher je mehr man sich vom Strande entfernt, ältere Bergarten vermischen. Dieses Land fehlt hin und wieder, namentlich wo schroffe Abhänge oder süsses Wasser der Bildung desselben Hindernisse in den Weg legen; und überhaupt ist es schmaler auf den südlichen als auf den nördlichen Inseln, was, da es das wichtigste Ackerland der Eingeborenen ist, auch eine überwiegend zahlreichere Bevölkerung der letzteren zur Folge hat. — Das frühere Meeresufer, der durch Wind und Wellen wenige Fuß hoch angehäufte Wall blendend weißen Korallensandes, hat, gerade an der Gränze der gewöhnlichen Fluth, einen ganz schmalen Streifen niedriger, kriechender Pflanzen: eine Ischæmum-Art, Dolichos luteus (?) und den an allen tropischen Küsten allgemeinen Convolvulus maritimus. Innerhalb dieser Pflanzen findet sich im natürlichen Zustande ganz allgemein eine schmale, allein sehr dichte Vegetation zweier Sträucher, Tournefortia argentea (?) und Scævola Taccada, die hier alle anderen Pflanzen und sich gegenseitig (so daß auf Treis ausschließlich die erstere, auf dem naheliegenden Pulo Milu die letztere vorkömmt) verdrängen, und die beide so dicht, so gleichförmig und üppig heranwachsen, daß man einen wohl gewarteten Zaun vor sich zu haben glaubt. Die bis 20 Fuß hohe, silberhaarige Tournefortia zeichnet sich schon in größerer Entfernung durch einen eigenen graulichen Ton aus; die reichblättrige, hellgrüne Scævola tritt mit einer außerordentlichen Frühlingsfrische auf, ist aber, gleich dem außenvor wachsenden

Ischænum, oft von Moosen einer fadenförmigen, blattlosen, blaßgelben geselligen Schmarotzerpflanze, der Cassytha filiformis, durchaus überwältigt. — Zunächst innerhalb dieser zaunförmigen Vegetation, seltner außerhalb derselben und dann nur ganz einzeln, treten mehrere Bäume auf, die entweder nur, oder doch in ihrer größten Individenanzahl, hier vorkommen, jedoch nicht gesellig sind. Zu den gewöhnlichsten unter diesen gehören die prachtvolle Barringtonia speciosa, die namentlich gegen Abend außerordentlich wohlriechende Guettarda speciosa, Calophyllum inophyllum, Paritium tiliaceum, Thespesia populnea, Hereliera littoralis (?), Hernandia ovigera (?) und Sterculia Balanghas. Weniger mächtig, allein durch ihre Häufigkeit nicht weniger charakteristisch, sind Arten der Sophora (tomentosa), Canavalia, Briedelia, Glochidion, Mappa und Ricinus (communis); diese letzte kam auf Katschull als ein 10—12 Fuß hoher Baum mit ausnehmend kleinen Saamen vor, und bildete hier einen, mehrere Tonnen Landes umfassenden, sehr dichten, vermuthlich unter einer Art von Cultur stehenden Hain. Die einzige Pflanze, welche von den Nicobaren mit einiger Sorgfalt gewartet wird, ist aber die Cocuspalme, welche den größten Flächeninhalt des Korallenlandes einnimmt und durch ihre Form, wie durch ihre Häufigkeit, das Auge von der übrigen Vegetation wegleitet, die nur einen Rahmen um diese zu bilden scheint. Mit Ausnahme der kleinen Felseninsel Montschall, wo sie auf einer Höhe von ungefähr 100 Fuß wächst, und mit Ausnahme des oberen Theils des Flusses auf Klein-Nicobar, findet man meines Wissens die nicobarische Cocuspalme nur auf dem Korallenlande. Sie ist hier ohne Ordnung und meistens etwas dichter, als in einer gewöhnlichen ostindischen Cocusplantage, angepflanzt, wird von Unkraut, das hin und wieder sogar ein ziemlich dichtes Gebüsch bildet, nicht freigehalten, und auch von keinem ringförmigen, in der trockenen Zeit zur Begießung dienlichen, Wall umgeben, und doch wüßte ich sie nirgends üppiger und mit reicherer Fruchtbildung gesehen zu haben, als auf den nicobarischen Inseln.

Ungefähr in der Mitte von Pulo Milu trifft man einen, nur gegen Westen an die Thonschiefer- und Sandstein-Formation stoßenden, sonst aber vom Korallenland eingeschlossenen Süßwasser-Sumpf, dessen feiner, sehr dunkler und torfähnlicher Boden noch gegen

Ende der trockenen Zeit außerordentlich feucht und so wenig zusammenhaltend war, daß man überall einsank. Er war von jeder niedrigen Vegetation völlig entblößt, um so reichlicher aber mit Pandanus und Areca's versehen, namentlich mit den ersteren, die, überhaupt durch ihre Ueppigkeit für diese Inseln so bezeichnend, hier gewöhnlich bis zu einer Höhe von 30—40 Fuß heranwachsen, oft 4—6mal verzweigt sind und 18- bis 20-Zoll lange Fruchtköpfe tragen. Auf der Insel Treis war ein ähnlicher, allein durch Mangel an Ablauf nach dem Strande von jenem abweichender, während unseres Besuchs im Februar fast ausgetrockneter Süßwasser-Sumpf; sein Boden war bei weitem nicht so humushaltig und nicht ohne niedrigere Vegetation (Helminthostachys dulcis), die Pandanus trat hier viel seltener auf, und Ficus-Arten, sowohl wie Barringtonia racemosa, bildeten einen hohen aber offenen Wald mit einem Unterholz von Feronia elephantum und einer Ardisia. Andere derartige Sumpfbildungen sind mir von den Inseln nicht bekannt, dahingegen findet man an dem Galatheaflusse, an dem in den Hafen bei Pulo Milu ausmündenden Flusse, und wohl noch an mehreren Stellen auf den größeren Inseln, weit ausgedehntere Unterbrechungen im Korallenlande: die sogenannten Mangrovesümpfe. Der innere Theil des letzteren Hafens ist mit einem, während der Ebbe nur von wenigen Fuß Wasser bedeckten, Schlamm angefüllt, in den sich eine ganz einzelne kleine Mangrove gleichsam verirrt; wo aber das Meer während der Ebbe völlig zurücktritt, fängt der Mangrovewald an und erstreckt sich etwa über das äußerste Drittel des Flußthals. Diese ganze Strecke ist ohne alle Vegetation, mit Ausnahme der Mangrove (Bruguiera gymnorrhiza) und einer seltener vorkommenden krautartigen Acanthacee (Dilivaria); die erstere bildet der Bucht zunächst ein sehr dichtes Gebüsch, das einem Erlenholz nicht unähnlich ist, bald aber geht sie in einen hohen, etwas offenen Wald über, wo nur der schlüpfrige Schlamm und die überall hieraus hervorragenden knieförmigen Wurzeln das Wandern erschweren. Bei aufhörendem Einfluß des Meerwassers verschwindet die Mangrove, und es tritt nun, so weit der Fluß in der Regenzeit über seine Ufer tritt, eine Vegetation auf, die, wie verschiedenartig sie auch sonst erscheint, (Ficus, Pandanus, Flagellaria, Calamus, Inga, Cordyline, wilde

Bananen, baumartige Farren, Convolvulaceen) dennoch durch die sehr häufige Atap (Nipa fruticans, eine stammlose, palmenähnliche Pflanze, deren große Früchte während des Reifens oft unter dem Wasser versteckt sind), ein ganz eigenes Gepräge gewinnt. Sobald die Ufer sich mehrere Fuß über die Fläche des Flußes erheben, verliert die Atap sich ganz und gar, und die Vegetation nimmt hier einen außerordentlichen Reiz an; der reiche, allein noch etwas offene Wald ist mit Pandanus und Areca-Palmen vermischt und wechselt bald mit offenen Plätzen, wo baum- und strauchförmige Farren, Melastomen, hohe Gräser, Rubus und Carica Papaya sich in Ueppigkeit überbieten, bald mit kleinen, zum Theil eingefriedigten Garten-Parzellen, wo das Zuckerrohr, Cocus, Orangen, Bananen, Colocasia indica, Caladium nymphæifolium (Yamsarten) so ausgezeichnet gedeihen, daß dieses Terrain mit Grund als der fruchtbarste, und, zumal da das Korallenland schon fast ganz in Anspruch genommen, als der bei einer Colonisation vorzüglich anzubauende Boden betrachtet werden darf.

Das Korallenland wird endlich auch noch durch die auf's Riff hervorspringenden und so die Bildung eines sichtbaren früheren Meeresufers verhindernden Felsen unterbrochen; auf diesen oft nackten Felsen ist die Häufigkeit einer Casuarina, sammt einer Callicarpa und einer Sponia (Celtis vestimentaria Kamphövener) das Bezeichnendste der Vegetation.

Unter den auf den Nicobaren gefundenen Pflanzengeschlechtern vermißt man manche Formen, die man, der geographischen Lage der Inseln gemäß, dort zu finden erwartet hätte; als Beispiele nenne ich Ceratopteris, Marsilea, Stratiotes, Nepenthes und Quercus, die alle auf dem naheliegenden Penang vorkommen: die Eiche sogar in 9 Arten. Dieser Mangel mag theils in dem, mit Ausnahme von Treis, fehlenden, sonnigen, stillstehenden Wassern, theils wohl auch in der kurzen Untersuchung der Inseln begründet sein, die in der trockenen Jahreszeit stattfand und die größeren waldigen Anhöhen nie erreichte.

* * *

Frägt man: „Von welchen Pflanzenproducten der Inseln kann man bei einer Colonisation unmittelbaren Vortheil zu gewinnen

erwarten?“ so beschränkt sich die Antwort auf: Betelnüsse und Nutzholz. Die Betelnuß wächst wild in großer Menge und geht überall in Ostindien und dem südlichen China ab; die Aushülsung ist aber eine sehr mühsame Arbeit, und unausgehülst kommt ihre Frucht um so theurer, wegen des größeren Lastraums und der sich, durch die Gährung derselben im Schiff entwickelnden unerträglichen Hitze und Gestanks. Das gewöhnlichste ostindische Schiffs-Bauholz: Teak (Tectona grandis), fand sich auf den Inseln zwar nicht, doch bieten dieselben manche andere Holzarten dar, welche an Härte, an Zähigkeit, und wahrscheinlich auch an Dauer sich mit dem Teak zu messen vermögen; so wächst z. B. die Pinei (Caloyhyllum inophyllum), die auf der Coromandelküste, wo man sie zu Schiffsknieen anwendet, in hohem Preise steht, überall unweit des Strandes und zwar in größeren Exemplaren, als sonst in Ostindien oder auf den Südsee-Inseln. Hausbauholz trifft man in Menge an.

Stellt man die Frage: „Welche Handelspflanzen können auf den Inseln gebaut werden?“ so wird man nicht sehr irren in der Antwort: daß, natürlich mit Ausnahme solcher Pflanzen, die wie Thee und Opium eine größere Höhe über der Meeresfläche erfordern, eine jede, innerhalb des Wendekreises in Ostindien mit Erfolg gezogene Pflanze, auch hier durch umsichtsvolle Wahl des Bodens und durch eine vernünftige, sorgfältige Pflege gelingen wird.

Frägt es sich endlich: „Welchen Culturpflanzen würde man bei einer Colonisation der Nicobaren den größten Vortheil abgewinnen können?“ so wird die Antwort ungleich schwerer, selbst für Denjenigen, der mit den agronomischen und commerciellen Verhältnissen Ostindiens genau bekannt ist. Die Frage muß etwa in folgende zwei aufgelöst werden:

1. „Wie führt man eine Anpflanzung mit den geringsten Kosten aus? — welche Arbeiter sind die kündigsten, kräftigsten und wohlfeilsten?“

2. „Welche Culturpflanzen werden nach Monats- oder Jahres-Frist, d. h. bei ihrem ersten vollen Ertrag, am wahrscheinlichsten an irgend einem bequemen Markte in solchem Preise stehen, daß sie das angelegte Kapital meist möglich verzinsen?“

1. Man erinnere, daß die Eingeborenen dieser Inseln nur unbedeutende Viehzucht, und noch weniger Jagd und Fischerei

treiben, und daß sie, des dazu einladenden Klima's und Bodens ungeachtet, durchaus kein Korn bauen, sondern sich meistens darauf beschränken, dann und wann eine keimende Cocusnuß, eine Banane oder Yams anzupflanzen. Man wird demnach nicht erwarten dürfen, daß sie, mit der ihnen angewohnten Trägheit und ihrem geringen Bedürfniß für fremde Gegenstände, sich, ehe eine Reihe von Jahren auf sie gewirkt, dazu bewegen lassen sollten, eine regelmäßige und längere Zeit hindurch fortgesetzte Arbeit auszuführen; und da neuangekommene Europäer eine solche unmöglich übernehmen können, ist man also auf die gewöhnlichen ostindischen Arbeiter: Madras-Kulis, Bengalen, Malaien und Chinesen hingewiesen. Die Thätigkeit dieser Arbeiter, sowohl im Ganzen, als auch bei besonderen Culturen, ist indessen so verschieden, und der Unterschied zwischen ihrer Löhnung so groß, daß man keinesweges auf's Gerathewohl wählen darf. Der starke Kuli wird unter gleichen Verhältnissen den höchsten Lohn verlangen, der thätige Chinese kömmt ihm am nächsten, den zart gebauten Hindu hat man am wohlfeilsten. Der Malaie arbeitet am liebsten im Reisfelde, der Chinese hat Widerwillen gegen den Reisbau, liebt aber den Zucker- und Gartenbau im Großen wie im Kleinen. Der Kuli zieht jede andere wenn auch härtere Arbeit vor, der Bengale übernimmt alle Feldarbeit, wenn sie seine geringen Kräfte nur nicht übersteigt. Der Lohn eines Kuli ist auf Penang viermal so hoch wie in Vorderindien, und die bekannte Ungesundheit der Nicobaren, so wie auch der Mangel an Frauenzimmern, wird die Arbeit sicher noch vertheuern und den Arbeiter abgeneigt machen, sich auf eine längere Anzahl von Jahren zu verdingen. Der Chinese übernimmt am liebsten die Pacht einer Pflanzung, oder er führt seine Arbeit gegen einen bestimmten Theil des Ertrages aus. Diese verschiedenen Umstände sind bei einer Colonisation natürlich von großer Bedeutung, sie verändern sich aber, namentlich was den Lohn anbelangt, im Verhältniß zu eintretenden Schwingungen in der Production und dem Handel Ostindiens und im Verhältniß zu einem zufällig größeren Zusammenströmen chinesischer oder anderer Arbeit suchender Auswanderer an den allgemeinen Stapelplätzen, Sincapore und Penang, so daß ich hier keine specielle Wahl der Arbeiter, noch eine annähernde Berechnung über die Unkosten bei einer Anlage anzudeuten wage.

2. Die zweite Frage ist wohl durchaus commerciel, und ich werde mich insofern auf ihre Beantwortung nicht einlassen'; einzelne dabei in Betracht zu ziehende Bemerkungen möchten aber doch hier einen passenden Platz finden. Die Einsammlung und vorläufige Zubereitung der oelgebenden Calophyllum-, Elæorcarpus- und Ricinus-Früchte, der farbehaltigen Bixa Orellanea-Samen, der flachsähnlichen Stoffe des Bananenstengels und Ananasblatts; so auch das Pflanzen von Salep, Ingwer, Cardemomme und dgl. könnten der Colonie zwar etwas einbringen, nachdem sie erst so weit fortgeschritten, daß eine hinreichende Anzahl Frauen und Kinder da wären, die gegen einen geringeren Ersatz eine solche weniger ausgedehnte Wirksamkeit übernehmen wollten; so lange das nicht der Fall, können aber diese nur im niedrigen Preise stehenden Stoffe gar nicht in Betrachtung kommen. — Alle Cocusbäume gehören den Eingeborenen, und man müßte sich also die von ihnen selbst nicht verwendeten Nüsse durch Tauschhandel aneignen. Man hat angenommen, daß die nördlichen Inseln im Ganzen 10 Millionen Nüsse jährlich produciren, und die Production der südlichen beträgt wahrscheinlich 4 Millionen; von diesen 14 Millionen führen fremde Schiffe kaum über 4 Millionen aus, und zwar 2½ Millionen von Car-Nicobar allein; andere 2 Millionen könnte man wohl durch Tauschhandel im Kleinen von den verschiedenen Inseln im Laufe des Jahres noch erhalten, und für die 8000 Bewohner blieben also 8 Millionen oder 1333⅓ pr. Individ zurück, eine Zahl, die kaum zu niedrig angesetzt ist. Diese 6 Millionen kann man 3—6mal wohlfeiler erhalten, als an den Küsten der bengalischen Bucht und der Malaccastraße, und da die Bezahlung in blauer Leinewand, in Tabak u. dgl., am seltensten aber in baarem Gelde geschieht, wird sie in Wirklichkeit noch viel niedriger werden, und wenn die Colonie selbst Tabak erzeugte, der auf den Inseln vortrefflich gelingt, oder an Ort und Stelle das Cocusöl auspreßte, würde der Vortheil noch größer werden. In dem, was man solchermaßen an Bauholz, Betel- und Cocus-Nüssen, Trepangs, Kalk, Salz und Kohlen gewönne, müßte eine Colonie ihren einstweiligen Unterhalt suchen. Pfefferpflanzungen bezahlen sich durchaus nicht, Reis nur, insofern er sich auf den Verbrauch der Colonie selbst beschränkt. Das Zuckerrohr sollte gewiß versucht werden; günstige Localitäten sind zwar

auf den Inseln nicht sehr ausgedehnt, doch sind die beiden obersten Drittel der von den Flüssen durchströmten Thäler ganz vorzüglich dazu geeignet. Es scheint kein Grund vorhanden, weshalb Indigo auf den Inseln nicht sollte gelingen können, dennoch kann ich nicht umhin zu bemerken, daß keine einzige Art davon auf den Nicobaren gefunden worden ist, während man auf der Coromandelküste deren 24 trifft, und überhaupt sind die Productionsunkosten beim Indigo so groß, daß er sich kaum bezahlen würde.

Binnen 5—8 Jahren würde somit eine Colonie kaum bedeutend vermehrte Einnahmen erwarten können. In diesem Zeitraum müßte nämlich der noch nicht benutzte Theil des Korallenlandes gelichtet und mit Cocus bepflanzt sein können, ja meines Erachtens sollte das ganze übrige flache Land, insofern es jetzt mit Urwald bekleidet ist, ja selbst der Fuß der Höhen, wo der Abfall nicht 20 Grad übersteigt, auf dieselbe Art benutzt werden. Später fordert die Cocuspalme eine sehr geringe Pflege, — vom 7ten, 8ten Jahre an, da sie Früchte trägt, nur die zum Pflücken derselben nöthigen Unkosten; und bedenkt man demnächst, daß, den Berechnungen zufolge, eine allgemeine englische Cocuspflanzung 20—40 Procent des darin angelegten Kapitals verzinst, und daß diese Pflanze kaum irgendwo in solcher Fülle, Kraft und Fruchtbarkeit vorkömmt, wie auf den nicobarischen Inseln, so dürfte man sich wohl nicht darin irren, wenn man, bei Beantwortung der vorgelegten Frage, Cocus als die vorzugsweise in Betracht zu ziehende Pflanze nennt. Außer dieser wären größere Versuche nur noch mit Kaffee und Zucker zu machen, die beide hier so ausgezeichnet gedeihen würden, daß es in Bezug auf ihre Vortheilhaftigkeit nur zu entscheiden stände, inwiefern man in billiger Arbeitskraft mit den ringsumliegenden Ländern concurriren könnte, wo die Zucker- und Kaffee-Production in den späteren Jahren, namentlich der veränderten westindischen Productionsverhältnisse wegen, in so bedeutendem Grade gestiegen ist.

---

5. Ethnographischer Bericht.

Die Einwohner-Anzahl der Nicobaren wird auf 5—6000 geschätzt, von denen doch nur etwa 600 auf die südliche Insel-

gruppe gerechnet werden, während die nördlichen Inseln, und namentlich einige unter ihnen bei weitem stärker bevölkert sind. Mit Ausnahme des sehr wenig bekannten, wie es heißt, im Inneren von Groß-Nicobar lebenden Volks, gehören die übrigen Nicobaren Alle einem Stamm an, sind alle Küstenbewohner, haben alles Wesentliche mit einander gemein und betrachten sich selbst als ein Volk, obgleich sie übrigens, was namentlich durch ihre größere oder geringere Entwickelung bedingt, unter sich nicht wenig verschieden sind, indem namentlich die Bewohner der größeren, allein an Korallensand armen, südlichen Inseln auf einer niedrigeren Stufe der Cultur stehen, als die der nördlichen Inselgruppe.

Die Nicobaren sind weder in physischer noch geistiger Hinsicht eine edle Race zu nennen; von den übrigen südöstlichen asiatischen Völkern nicht wenig verschieden, mögen sie wohl mit den Malaien am nächsten verwandt sein. Ihre Hautfarbe ist ziemlich viel heller, als die der Hindus, bedeutend dunkler, als die der Chinesen, und von beiden durch einen starken, rothbraunen Anstrich verschieden. Der Hinterkopf ist auffallend flach, die Scheitel spitz aufgehend und die Breite zwischen den Knoten der Scheitelbeine (tubera parietalia) ungewöhnlich groß; auch die Seiten des Kopfes sind sehr flach, die Stirn schmal, nicht hoch und weder sich bedeutend hebend, noch stark zurückweichend. Die Augen sind von einander weit entfernt, dunkel mit gelblicher Sclerotica; die Nase flach und breit, die Kinnbacken stark hervortretend, der Mund breit und plump mit dicken Lippen, das Kinn spitz, die Ohren gewöhnlich so breit durchbohrt, daß eine Cigarre darin getragen werden kann. Der Bart ist gewöhnlich ausgerupft und sehr sparsam, der Körper im Ganzen schwach behaart; das Haupthaar, das immer schwarz, glatt und glänzend, tragen sie bald lang, und dann gerne mit einem Bastbande oder dgl. umbunden, bald kurz abgeschnitten, doch gerne mit einem oder mehreren Haarbüscheln, bald endlich, und zwar bei den über alle Begriffe garstigen Frauen, völlig abrasirt. Die vom übertriebenen Betelkauen schwarzen Zähne sind bisweilen gesund, in manchen Fällen aber durchaus entartet, lose und angeschwollen, so daß sie, gleich einer bösartigen, formlosen Geschwulst, zwischen den dicken, wunden und nicht zu schließenden Lippen hervortreten. An Statur sind sie in der Regel unter Mittelhöhe,

etwas untersetzt und plump, allein oft von athletischem Wuchs. Der Hals ist kurz, die Brust gewölbt, der Unterleib oft etwas hängend, der Rücken sehr hohl, die Extremitäten muskulös, die Hände kurz und stumpf, die Füße breit mit niedrigem Riste. Tatovirung kennt man nicht, obgleich wohl Einzelne, als Spur ihres Verkehrs mit den Malaien, eine tatovirte Figur auf dem Arm haben mögen; allgemeiner aber ist der von den Birmanen aufgenommene Gebrauch des stark hochrothen oder saffrangelben Anstreichens der mit Schweinefett eingeriebenen Wangen, obgleich auch dieses wohl nur bei festlichen Gelegenheiten geschieht. Unter ihren Sinnen ist namentlich ihr Gesicht außerordentlich scharf; ihre Haltung ist schlank und gerade, es fehlt ihnen aber an Leichtigkeit und Elasticität; sie gehen mit gespreizten, hoch aufgehobenen Füßen; in den ihrer Lebensweise angemessenen Uebungen, im Klettern, im Rudern des Cano's, im Tauchen, Schwimmen, Speerwerfen u. s. w. sind sie rasch, ja selbst geschmeidig und gewandt. Ihre Ruhe besteht im Liegen oder Niederkauern. Im Begegnen grüßen sie sich nicht; sie danken nicht, wenn man ihnen Etwas giebt, werden aber auch nicht böse oder neidisch, weil man durch seine Gaben einen Anderen vorzugsweise begünstigt. Dahingegen haben wir ein Gefühl verletzten Stolzes zu spüren geglaubt, wenn man durch ein unmittelbares Gegengeschenk ihre Gaben zu vergelten suchte. Sie kennen Umarmungen, das Küssen ist aber eine ihnen, wie den übrigen südasiatischen Völkern, fremde Liebkosung; sie zeigen mit den Lippen, wie mit den Fingern, sprechen leise und gewöhnlich ohne Gestus; sie tragen ihre Kinder, indem sie sie auf der Hüfte reiten lassen.

Ihre Sprache ist voll unzähliger Gutturale und Nase-Laute und gleicht weder der birmanischen noch anderen Sprachen des indischen oder Südsee-Archipels; sie ist übrigens nicht arm, sondern hat sogar Bezeichnungen mancher abstracten Ausdrücke*). Schrift- und Zahl-Zeichen sind unbekannt, und statt der letzteren gebrauchen die Nicobaren Kerbstöcke; es wird überhaupt nichts als Cocusnüsse gezählt:

*) In der dänischen Ausgabe folgt als Anhang ein, hauptsächlich von einem französischen Missionär gesammeltes, nicobarisches Wörterbuch; manche der abstracten Benennungen mögen doch wohl von ihm selbst neu zusammengesetzt sein, und der oft höchst verschiedenartige Sinn eines und desselben Wortes zeigt am deutlichsten die geistige Armuth der Einwohner.

die Tageszeit bezeichnen sie durch Angeben des Sonnenstandes am Himmel, ihr eigenes Alter, so wie alle längere Zeitrechnung und jede historische Erinnerung, ist ihnen unbekannt. Von ihrem Alter kann man nur sagen, daß sie nicht selten die Geburt ihrer Enkel, fast nie aber die ihrer Urenkel erleben, und daß kindische Greise vorkommen.

Der hervortretendste Characterzug der Nicobaren scheint Faulheit, Gleichgültigkeit und Trägheit zu sein. Sie zeigten sich uns in der Regel nicht unfreundlich gestimmt und nicht abgeneigt, uns ihr Eigenthum zu überlassen, ja mitunter sogar, selbst Anstrengung nicht scheuend, sich uns gefällig zu erzeigen; im Ganzen aber fiel es ihnen nicht ein, uns auch nur den geringsten Gefallen anzubieten, oder, selbst für Bezahlung, Etwas zu tragen, einige Schritte für uns zu gehen oder dergleichen mehr. So lange sie uns fürchteten, waren sie um uns, sobald sie die Herren Naturforscher sich ihren friedlichen Beschäftigungen widmen sahen, legten sie sich schlafen oder rauchen und waren nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Sie zeigten sich durch und durch wortkarg und zurückhaltend, was doch möglicherweise zum Theil auch der Schwierigkeit zuzuschreiben war, die es hatte, sich gegenseitig verständlich zu machen. Von Heiterkeit war keine Spur zu finden. Die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erfordert keine große Anstrengung, in ihren Arbeiten zeigen sie wenige Ausdauer, und gewöhnlich findet man sie ruhend und mit Betel oder Tabak sich gütlich thuend. Sie leben in der rohesten Unwissenheit und haben von dem, aus dem herrlichen Boden zu ziehenden, Vortheile nicht die fernste Ahnung; sie scheinen aber daher auch, einen gewissen ängstlichen Blick auf die Folgen wendend, jeden Schritt zur Civilisation oder besseren Cultur abzuweisen. Vergebens erklärte unser Botaniker ihnen den Nutzen und Gebrauch der Saatkörner; sie weigerten sich sogar, diese annehmen, geschweige denn sie pflanzen oder säen zu wollen. Furchtsamkeit und Argwohn, sowohl unter sich als gegen Fremde, sind nämlich die characteristischen Züge, und von dem hieraus fließenden Lastern: Feigheit, Hinterlist, Verstellung und Wortbrüchigkeit, scheinen sie auch kaum freigesprochen werden zu können. Ihre nicht seltenen, immer heimtückisch ausgeführten, Überfälle und Plünderungen fremder Schiffe, so wie auch die als Strafen begangener Verbrechen, oder sonst,

unter ihnen selbst in's Werk gesetzten meuchelmörderischen Attentate, mögen als Beweise dienen. Sinnliche Laster scheinen dagegen nicht allgemein zu sein, Unkeuschheit scheint unter ihnen nicht stattzufinden, und der Fresserei sind sie keineswegs verfallen; Trunkenheit ist zwar gewöhnlicher, jedoch nicht sehr ausgebreitet. Im Gegensatz der obigen Laster sind die Nicobaren überdies in Besitz anderer Eigenschaften, die den Fremden mit ihnen versöhnen müssen, so wie sie auch Zeichen einer, von den Lastern der Civilisation noch ziemlich unberührten, kindlichen Unschuld sind. Gutmüthigkeit und Freundlichkeit sind bei ihnen Hauptzüge; sie sind unter sich freigebig und im hohen Grade ehrlich, dazu auch so friedliche Leute, daß wir unter der uns umgebenden Menge nie Zank oder Uneinigkeit gehört haben. Sie erscheinen gastfrei unter sich, wie gegen denjenigen Fremden, von dessen wohlwollenden Absichten sie überzeugt sind; sie hängen mit Liebe an ihrem Lande, Geburtsorte und Landsleuten; sie kennen nnd achten das Eigenthumsrecht, und Diebstahl ist etwas fast Unerhörtes. Auch kein einziges Stück verloren wir von Allem, was wir zu verschiedenen Zeiten an's Land schleppten. Die sogenannten „captains", die von den englischen Schiffern, mit denen sie ihren Cocushandel getrieben, die besten Scheine empfangen, hatten, wie mehrere der Zeugnisse es bewiesen, auf der letzten Reise bezahlt, was sie denselben von der ersten her schuldig waren. Die französischen Missionäre hatten, als sie die Inseln verließen, ihre ganze Habe in den Händen der Eingeborenen auf Terressa zurückgelassen, und diese bewahrten nun Alles auf's Sorgfältigste; auch ein, auf der Untersuchungs-Expedition des Capt. Lewis mit dem Espiègle, hier verunglücktes Boot hatten die Eingeborenen aufgefischt, und es, den Kiel in die Höhe, auf's Land gelegt, wo sie dann den Capt. Lewis bei seiner Rückkehr mit dem wohlbehaltenen Boote überraschten. Die von den Nicobaren verübten Ueberfälle fremder Schiffe und ihre Bemächtigung gestrandeten Guts scheint freilich einen Beweis des Gegentheils zu liefern; sie fühlen auch das Schlechte dieser Handlungen, so wie aber diese Angriffe nicht selten durch das unredliche oder zügellose Betragen der Schiffsmannschaften hervorgerufen sein mögen, so haben auch keineswegs alle Nicobaren sich dessen theilhaftig gemacht, und die unschuldigen, „die guten Männer" suchen sich hierin auf's Eifrigste zu rechtfertigen. Ihre Bitten an den sich auf den Inseln aufhaltenden

Pastor Rosen, er möchte ihren Kindern Unterricht geben, zeugt von Gelehrigkeit; auch fehlt es den Nicobaren keinesweges an Intelligenz: sie erlernen mit Leichtigkeit fremde Sprachen, und die Mehrzahl unter ihnen spricht daher, außer der Muttersprache, etwas englisch und geläufig malaiisch und portugisisch. Fast Alle fragten nach dem Namen des Schiffs und seines Capitains und wiederholten dieselben gleich darauf ohne Schwierigkeit in der reinsten Aussprache; unser Prediger hatte öfters seine Freude daran, sie die Worte: „Der König von Dänemark ist unser König" auf dänisch sagen zu lehren, und sie faßten diese deutlich auf und wiederholten sie, bis sie verstehen lernten, was sie sagten. Es fiel uns dieses Sprachtalent bei ihnen um so mehr auf, da wir von dem hochcivilisirten Calcutta kamen, wo man täglich unsere Namen, selbst die einfachsten unter ihnen, schriftlich wie mündlich auf die abentheuerlichste Weise radebrach.

Die wichtigsten Beschäftigungen der Nicobaren sind das Einsammeln der Cocusnüsse, Holzfällen, Jagd und Fischfang, Anpflanzen von Ananas, Bananen, Yams u. s. w., sammt auf den südlichen Inseln Einsammeln von Vogelnestern, Ambra und Schildkrötenschalen; endlich ist auch der Handel mit fremden Schiffen überall ein sehr beliebtes Geschäft. Die Industrie beschränkt sich auf die Nothwendigkeitsartikel. Ihre Häuser und Cano's sind hübsch und sinnreich gebaut, nehmen indeß an Schönheit und Größe ab, jenachdem man südlicher kömmt. Auch verstehen sie selbst ihre Speerspitzen zu schmieden und die als Zierde gebrauchten silbernen Ringe auszuhammern; namentlich zeichnen die Chowrier sich als Waffenschmiede aus. Ausschließlich auf dieser Insel treibt man, wie es scheint besonders die Frauen, auch noch einen anderen Industriezweig, nämlich die Verfertigung von, allerdings unglasirten und zerbrechlichen, doch keinesweges plump oder schlecht verarbeiteten irdenen Gefäßen; es sind diese nach dem Stengeltheil der Cocusnuß geformt und gewöhnlich von bedeutender Größe, mit Streifen geziert. Auch das Korbflechten treiben die Frauen; die Körbe sind rund, gewöhnlich ziemlich klein, alle von Rotang, mitunter sehr hübsch. Die zu ihrer Bekleidung gebrauchlichen Zeuge können sie dahingegen nicht selbst verfertigen; nur im Inneren von Sambelong verarbeiten die Frauen des dortigen Volksstammes eine Art von Bastzeug, das

aus der inneren abgeschälten Rinde des Celtisbaums besteht, und zu 1½ Ellen breiten und 2—3 Ellen langen Stücken ausgeklopft wird, und das die Nicobaren dazu gebrauchen, sich darauf zu legen oder darin einzuhüllen. Große Kunstfertigkeit besitzen die Nicobaren wohl nicht, doch schneiden sie ganz gewandt in Holz; an mehreren Stellen fanden wir größere oder kleinere menschliche Figuren, zwar meistens roh, einzelne aber auch gelungener, während es doch zweifelhaft blieb, ob sie auf den Inseln verfertigt waren. Auf Klein-Nicobar hingen an der Wand einer Hütte ausgeschnittene Bilder europäischer Schiffe, an denen die verschiedene Takelung richtig angegeben war; an einer anderen Stelle trafen wir etliche kleine Modelle, welche die unserer Expedition angehörenden Schiffe darstellen sollten. Auch für Gesang und Musik, obgleich beide höchst unvollkommen sind, fehlt ihnen nicht der Sinn. Ihre musikalischen Instrumente bestehen in einer 6—7löcherigen Flöte von Bambusrohr, die vom einen Ende geblasen wird, und in einem freilich nur unvollkommenen Anfang einer Guitarre, die aus einem dicken, etwa zwei Fuß langen, an den Seiten mit Lautlöchern versehenen Bambusrohr besteht, dessen Rotang-Saite zur Modification der Töne an verschiedenen Stellen gegen das Rohr angedrückt wird.

Die Hauptspeise des Nicobaren ist die Cocusnuß, roh oder gekocht; er ißt davon, soviel es ihm gefällt, und wirft den Rest weg, und da jeder Nicobar diese Mahlzeit wiederholt, so oft er das Bedürfniß dazu fühlt, liegt der ganze Wald voller mehr oder weniger verfaulter Cocusschalen. Uebrigens genießt er Yams, Bananen und andere Früchte, namentlich die Caldeirafrucht, von der er eine Art Brod oder Pudding, das sogenannte Mellori, zubereitet; auch zieht er eine Art von Sago aus dem Fruchtkern der Nipa fruticans. Reis muß gekauft werden und gehört daher zu den größten Seltenheiten. Ein allgemeines Essen sind Fische, namentlich in geräuchertem und getrocknetem Zustande; Schweine- und Hühnerfleisch wird meistens nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Salz gebrauchen die Nicobaren sehr wenig und eigentlich nur zu Fisch. Fleisch, das nicht gar zu zähe ist, wie das der Ferkel oder kleiner Vögel, verzehren sie zuweilen roh; auch essen sie Hühner- und andere Eier, Muscheln und ähnliche Seethiere, Schildkröten, ja selbst Alligatoren. Wasser trinken sie garnicht, oder jedenfalls

sehr wenig; ihr bester Trunk ist Cocusmilch. Dem Palmentoddi, einem aus dem übergeschnittenen Blattstengel der Cocuspalme herausfließenden, gährenden Safte, sind sie leidenschaftlich ergeben und scheinen mit der Trunkenheit kein Gefühl der Schande zu verbinden. Da die Cocusmilch sehr nahrhaft ist, essen sie im Ganzen nur sehr wenig; sie halten keine bestimmten Mahlzeiten, sondern speisen, wenn der Hunger über sie kömmt. Uebrigens weisen sie keine europäische Kost von sich, Brod scheinen sie am liebsten zu mögen, von fremden Getränken ziehen sie Branntewein dem Weine vor. Auf Tabak sind Alle, Männer, Weiber und Kinder, leidenschaftlich verfallen; sie kauen unaufhörlich Betel und nehmen die Cerutte fast nie aus dem Munde, ja an Ermangelung dieser schneiden sie etwas Tabak ganz fein, wickeln ihn in getrocknete Blätter ein und rollen ihn, ungefähr wie die spanischen Cigaritos.

Ihre Tracht ist höchst einfach, die der Männer besteht nur in einem 2 Zoll breiten Streifen blauer Leinewand, den sie um die Hüften herumziehen, zwischen die Beine durchstecken und wieder hinten im Gürtel anbinden, von wo sein loses Ende wie ein Schwanz herabhängt. Uebrigens sind sie doch auch sehr begehrlich nach europäischen Kleidungsstücken, namentlich nach Kopfbedeckungen: alten Filzhüten, rothen Nachtmützen u. s. w.; sie gebrauchen diese aber nur als Zierathe, nie zum Schutz oder Bedecken, und sind in der Wahl keineswegs eigen. Die Frauen tragen eine Art von Unterrock, der gewöhnlich vom Busen bis unterhalb der Knie herabreicht, und gebrauchen außerdem, namentlich in den Häusern, ein großes Stück blauer Leinewand, in das sie sich vollkommen einhüllen können. Auf einzelnen der Inseln tragen sie auch einen Unterrock von Bast, der mehrere Mal um den Leib gewickelt ist. Von Zierathen pflegen die Nicobaren sich besonders mit Halsbändern zu schmücken, welche aus Glasperlen, oder auch oft aus paarweise zusammengebundenen Rupien, oder endlich aus silbernen Löffeln und Gabeln zusammengesetzt sind, welche letzteren fast in jeder Familie angetroffen und nie zum Essen gebraucht werden. In den Ohren tragen sie gewöhnlich eine Cigarre, zuweilen Röhrchen oder hölzerne Stecken, die vorn mit einer, aus Rupien oder anderen Münzen kalt ausgehammerten, silbernen Platte oder mit einem Federkranze geschmückt sind. Um die Handglieder, und oft auch um die Beine, haben sie Ringe von dickem

Silber-, Messing- oder Eisendrath. Ihr in den Augen der Europäer hübschester Schmuck ist indessen das, besonders auf den nördlichen Inseln gebrauchte Stirn- und Halsband von getrocknetem Bast oder von frischem Laubwerk.

Die Häuser der Nicobaren sind sich im Allgemeinen auf allen Inseln gleich, doch sind sie auf den nördlichen gewöhnlich größer und besser, als auf den südlichen. Mit ganz einzelnen, durch die Localitäten bedingten Ausnahmen sind sie alle am Strande, mitunter sogar theilweise im Wasser, übrigens vor dem Walde, im Schutz des Südwest-Monsuns, gebaut; auf der nördlichen Gruppe bilden sie in der Regel größere und kleinere Dörfer, auf der südlichen liegen sie einzeln, oder ganz wenige zusammen. Die Häuser sind meistens rund und bienenkorbförmig, selten viereckig; sie stehen auf 12—18 drei- bis vier-Ellen hohen Pfählen, so daß man bequem unter dem Hause gehen kann. In diesem offenen Raume, welcher der Luft freien Zutritt gestattet, die Feuchtigkeit der Erde abhält und die Bewohner gegen das giftige Gewürm des Waldes schützt, werden meistens Holz, Caldeira und andere Früchte, oder Schweintroge, Körbe für die Hühner zum Ausbrüten der Eier und mehr dgl. aufbewahrt. Der Fußboden ist von Brettern oder öfter von Bambus zusammengesetzt, und durch diese Zwischenräume fällt das Licht in's Gebäude hinauf. Das Dach ist auf den südlichen Inseln durch ½ Elle hohe, bretterne Seitenwände von dem Fußboden getrennt, auf den nördlichen ist es gewöhnlich unmittelbar über demselben angebracht; es besteht aus einem vollständigen Sparrwerk von Rotang, das mit den zum Dachdecken vortrefflichen Blättern des Nipa- (Atap) oder Pandanus-Baums belegt ist. Fensteroeffnungen sind selten im Dach angebracht; der einzige Eingang zum Hause geht durch eine Luke im Fußboden, zu der eine Bambusleiter oder ein mit Stufen versehener Baumstamm hinaufführt; dieser enge Eingang ist Thür, Fenster und Schornstein des Hauses. Der Rauch, welcher somit in der Hütte stehen bleibt, trägt gewiß nicht wenig dazu bei, die Wald- und Sumpf-Miasmen den Bewohnern unschädlich zu machen, auch bringt das nur schwach hereingelassene Licht eine gewisse Kühle mit sich; die Luft ist aber im Ganzen bei weitem nicht angenehm, sie ist eingeklemmt und stinkend. Der obere Theil des Hauses ist mit einem auf zwei

dicken Stöcken ruhenden Bambusboden abgetheilt, der zum Hinlegen der nicht gewöhnlich benutzten Sachen dient. Ueberraschend ist die Sorgfalt, mit der Alles in ihren Wohnungen ausgearbeitet ist, und Reinlichkeit herrscht allgemein in wie außer den Häusern. Der erwähnten Luke gegenüber liegt der Heerd, ein mit Steinen umsetzter und mit Sand bedeckter Platz. Hausgeräthe finden sich nur sparsam und einfach vor: sie beschränken sich auf ein Paar irdene Töpfe oder Cocus-Gefäße mit Blättern als Deckeln, auf einige kleine hölzerne Troge, Körbe und endlich die, namentlich zum Aufbewahren des Palmenweins bestimmten, Tonnen von dickerem oder schlankerem Bambusrohr. Diese Werkzeuge, so wie ihre Ruder, Waffen, ihr Jagd- und Fischergeräth, sind längs der Seitenwand aufgestellt, oder sammt dem Proviant (Cocusnüsse, Mellori) und anderer Habe unter's Dach gesteckt. Ist der Bewohner reich, so sieht man auch zuweilen eine oder mehrere Kisten, worin die Schätze und das Silber (Geld, Medaillen, Löffel, Gabeln) des Hauses aufbewahrt, ja worin nicht selten alte englische Gebetbücher gefunden werden, die ihnen von frommen Seeleuten geschenkt worden sind: diese Kostbarkeiten packt er jedoch nur bei ganz einzelnen festlichen Gelegenheiten aus, theils um sich selbst damit zu putzen, theils um sie in seiner Hütte zur Schau zu stellen.

Die Kano's der Nicobaren sind sehr schmal und mit einem Ausleger auf jeder Seite versehen, sie bestehen aus einem ausgehöhlten Stamm und sind von 6 bis 40 Fuß lang, im letzteren Fall mit einer Menge Ruderbänke und mit Platz für 20 Personen. Der Vordersteven stellt bisweilen einen Schweinekopf, oder eine andere in Holz geschnittene Figur vor. Man rudert das Kano nicht, sondern pageit es mit zugespitzten Schaufelchen, die fast senkrecht gehalten und somit gegen den Rand des Boots nicht angelegt werden; zuweilen führt es auch 4—5 von Palmenblättern verfertigte kleine Segel, die Maste sind von Bambusrohr und werden mit rotangenen Tauen an den Seiten des Kano's befestigt.

Waffen haben die Nicobaren nicht viele: Flinten sind selten und nur schlecht, auf Car-Nicobar fand sich eine Art Armbrust; Säbel, Aexte und Messer werden von den Engländern und Birmanen erhandelt, ihre allgemeinste Waffe ist aber doch der als Jagdgeräth benutzte Speer, der entweder ganz hölzern oder mit

einer geschmiedeten eisernen Spitze versehen ist, — und auch zum Fischen bedienen sie sich fast immer mit Haken versehener Speere, die unseren Aalgabeln ähnlich sehen und nach den Fischen geworfen werden. Netze wurden nicht und Angelschnüre sehr selten gefunden, auf Car-Nicobar sahen wir von Rotang geflochtene Reusen, und an anderen Plätzen wurden von Palmenblättern kleine Einfriedigungen zurechtgemacht, in denen die Fische bei ebbendem Wasser gefangen wurden. Es wird oft des Abends bei Fackeln gefischt, und den Fischspeer gebrauchen die Eingeborenen mit großer Uebung und Gewandtheit.

Hochzeit geben sie ohne Beobachtung irgend einer Ceremonie: ein Paar begegnet sich, mag sich und lebt darauf zusammen. Das Verhalten besteht kurz darin, daß das Mädchen, das sich zu verheirathen wünscht, die verschiedenen jungen Leute besucht, bis sie Einen findet, der ihr ansteht, und der Willens ist, sie zu unterhalten; sie machen nun die Sache unter sich aus, und damit ist die Ehe vollzogen. — Die Nicobaren leben in der Regel in Monogamie, bisweilen auch in Bigamie; namentlich sieht man öfters, daß ein hübscher Mann, der in unterhaltenden Liedern wohl bewandert und im Besitz einer guten Stimme ist, zwei Frauen hat. Scheidung der Ehe ist keinesweges selten, und zwar sind es besonders die Frauen, die sich, namentlich ehe sie Kinder bekommen, einen anderen Mann wählen. Die Scheidung geschieht mit Einwilligung Beider, ihr Eigenthum wird unter sie gleich getheilt, und darauf nimmt die Frau einen anderen Mann und der Mann eine andere Frau. In welchem Alter die Nicobaren sich ehelich zu verbinden pflegen, ist in Folge ihres völligen Mangels an Zeitrechnung, unmöglich zu erfahren; in einem frühen Alter geschieht es aber kaum. Das Verhältniß zwischen Mann und Frau ist nicht gerade sehr zart; sie theilen aber völlig dasselbe Loos, die Frau nimmt an des Mannes Arbeiten, aber auch an allen seinen Genüssen Theil, und er muß sich oft nach ihrem Willen richten. Die Männer sind gern eifersüchtig auf die Frauen, und diesem Gefühle mag es namentlich zuzuschreiben sein, daß sie die Frauen so ängstlich vor den Fremden zu verstecken suchen. Die Frauen zeichnen sich nicht durch Treue aus, auch wird über ihr Vergehen in dieser Beziehung nicht außerordentlich hart gerichtet, allein der Gatte zieht doch gewöhnlich den

Verführer seiner Frau zur Rechenschaft und sendet ihm eine Forderung, die dieser meistens gleich, bisweilen aber auch erst nachdem mehrmals zu ihm geschickt worden, annimmt. Zeit und Art werden festgesetzt, Fremde eingeladen und Toddi zuwegegebracht. Nachdem sie ein bedeutendes Quantum davon getrunken, beginnen die Gegner den Kampf, sie fechten mit langen Stöcken, und zwar dem Anscheine nach sehr ernsthaft, tödtliche Schläge fallen aber nie; sobald es einleuchtet, wer siegen wird, werden die Streitenden von den Zuschauern getrennt, und ist der Gatte Sieger, so nimmt er seine Frau zurück und lebt mit ihr, als wäre Nichts geschehen, wird er aber überwunden, so verliert er seine Frau, und damit endet die Sache. Die Nicobaren sind froh und stolz darauf, Kinder zu haben; die Zahl derselben ist gewöhnlich 5 oder 6, sie sterben aber großentheils in der Kindheit, und zwar besonders während der ungesunden Jahreszeit, aus Mangel an Pflege. Die Geburt ist bisweilen sehr hart und langwierig, ja man hat Beispiele, daß sie nicht hat vollendet werden können; von Drillinggeburten weiß man nicht zu sagen, bei Geburt von Zwillingen, wird der Eine — der, welchen die Mutter dazu ausersieht — gleich dadurch ermordet, daß man ihm Wasser in die Nasenlöcher gießt. Ein Malune — ein Priester, oder rechter ein Teufelsbeschwörer — stellt sich bei Geburten ein, haucht über die Frau, murmelt einige Formulare, um die Schmerzen verursachenden Ivi's herauszutreiben und zieht sich dann zurück, worauf eine der weiblichen Bekannten der Wöchnerinn kommt, um ihr nach Kräften Hülfe zu leisten. Sobald das Kind zur Welt gekommen, wird die Nabelschnur mit einem scharfen Stück Bambusrohr übergeschnitten. Die Mutter, welche schon während der letzten Zeit der Schwangerschaft aller Arbeit überhoben war, hält sich mit dem Kinde zehn Tage ruhig und fastet beinahe einen Monat lang. Darauf wird ein Fest bereitet, zu dem die Bewohner der nächsten Dörfer eingeladen werden, und wo man Toddi in Ueberfluß genießt, singt, tanzt und lustig ist. Im Verhältniß zwischen Eltern und Kindern findet keine Zärtlichkeit Statt, und von Erziehung kann nicht die Rede sein; die Kinder scheinen sich gänzlich selbst überlassen zu sein, und der kindische Greis fällt seinem unglücklichen Zustande anheim, bis ihn der Tod davon befreit.

Etwas das einer socialen Ordnung gleich käme, findet sich unter den Nicobaren durchaus nicht; der Eine ist nicht besser, als der Andere, sie lassen sich nie befehlen, und will man von ihnen etwas erreichen, muß man ihren guten Willen anregen. Dienstboten existiren auch nicht, und nur als Ausnahme ziehen die Bewohner des überfüllten Chowry bisweilen nach einer der anderen Inseln um Dienste zu nehmen, ohne jedoch dadurch in ein untergeordnetes Verhältniß zu treten. Auch wird dem Einzelnen kein Vorrang eingeräumt; die älteren Familienväter genießen allerdings ein gewisses Ansehen, haben aber durchaus keinen Einfluß. Eher erwirbt man diesen, obgleich doch nur in geringem Grade, durch Reichthum und Schlauheit im Handel, namentlich auf den nördlichen Inseln. Hier giebt es Einzelne, denen man eine Art von Ueberlegenheit und Einfluß auf ihre Landsleute einzugestehen scheint, was besonders darin hervortritt, daß sie gewissermaßen als Mittelsmänner zwischen diesen und den fremden Schiffscapitainen dienen; sie nehmen gern den „Capitain"-Titel an und sprechen von ihren „Lascaren" (denselben Namen gaben sie auch unseren Matrosen), welche sie begleiten, die Cocusbäume besteigen, Nüsse für sie abschlagen und endlich die zu verkaufenden Schweine zum Strande herunterbringen müssen. Als ich eines Tages, auf einer sehr ermüdenden Tour, am Rande eines Wassers, über das wir hinüber sollten, ausruhte und eine Flasche Wein unter die mitfolgenden Nicobaren vertheilte, fiel es mir auf, wie Einige von ihnen, vermuthlich die sogenannten Lascaren, sich zurückzogen, während die anderen mit großer Begierde tranken. Die Bewohner der nördlichen Inseln lieben im Ganzen, sich europäische Titel und Namen — z. B. Lord Byron, Lord Nelson, London u. s. w. — beizulegen; die unten erwähnten priesterlichen Aerzte nennen sich Doctores. Den Fremden, auch den Europäern gegenüber machen sie dasselbe Unabhängigkeitsgefühl, wie unter sich geltend; sie scheinen keine Art von Ueberlegenheit, die sie zur Nachgiebigkeit bewegen könnte, an ihnen anzuerkennen, und die französischen Missionäre haben während ihres mehrjährigen Aufenthalts auf den Inseln nie unter den Eingeborenen einen Diener erhalten können.

Die religiösen Gefühle der Nicobaren scheinen sich ausschließlich auf abergläubische Furcht vor bösen Geistern, „Ivi's", denen sie

Krankheiten und andere sie treffende Unfälle beimessen, zu beschränken; doch ist es möglich, daß sie auch das Däsein guter Geister annehmen, wenigstens hörten wir einen von ihnen äußern, daß die Ivi's die Bäume zum Wachsen brächten. Ob die an mehreren Stellen befindlichen Bilder Götzenbilder waren, ist schwer zu entscheiden, allein nicht unwahrscheinlich; sie legen übrigens den Geistern besondere Namen und verschiedenen Ursprung bei. Ihr Gottesdienst geht besonders darauf aus, theils Alles, was die sehr empfindlichen Ivi's beleidigen könnte, zu vermeiden, weswegen sie sich einer Menge Unbequemlichkeiten unterwerfen; theils dieselben, namentlich durch Opfer, zu versöhnen, womit denn gerne ein Fest verbunden wird, bei dem sie durch Trinken, Tanzen und Singen ihre Furcht zu verjagen suchen; theils endlich die Geister fern zu halten, oder, nachdem sie Eingang gefunden, sie mit List oder sogar mit Gewalt durch die Priester vertreiben zu lassen. Diese, die sogenannten Malunen, wissen durch ihre Beschwörungen oder plumpen Ceremonien die Ivi's zu bewältigen und stehen daher allen religiösen Handlungen vor; sie sind zugleich Wahrsager und namentlich auch Aerzte, als welche sie, nachdem sie die Geister zu Rath gezogen, Blätter u. dgl. als Arzneimittel anordnen, oder den bösen Geist unter abergläubischen Ceremonien aus dem Kranken heraustreiben, indem sie unter leisem Flöten die Glieder des Kranken der Reihe nach pressen und kneten und jedesmal damit enden, den Teufel herauszublasen, während sie sich zugleich die Hände stark reiben, als fürchteten sie, daß er sonst vielleicht dort stecken bliebe. Wenn der Malune gerufen wird, erscheint er oft mit der Lanze in der Hand; erholt der Kranke sich, so hat er den Ivi durchbohrt, tritt aber der Tod ein, so hat er sich zurückziehen müssen. Nur auf Car-Nicobar hat man an europäischen Arzneimitteln Geschmack gewonnen, um welche bei den Schiffscapitainen eifrige Nachfrage geschieht; man wendet sie aber auf's Gerathewohl gegen alle Krankheiten an. Der zum Malune zu erziehende Jüngling hält sich, so lange sein Unterricht dauert, in der Hütte seines Lehrers auf und wird durch alleiniges Genießen von Hühnerfleisch und anderen feinen Speisen zu seinem Berufe vorbereitet. Der Lehrer zeichnet darauf die sonderbarsten Figuren auf die Blattscheide der Nibongpalme, hält diese vor seine Augen und läßt ihn dann allein, indem er ihm befiehlt, ab und

zu durch die Löcher im Fußboden hindurch zu sehen, bis sich ihm gespenstische Thier- und Menschengestalten zeigen; diese Ceremonie wird wiederholt, bis der junge Priester diese Bilder vor sich zu sehen glaubt. Die Malunen genießen übrigens einerseits kein großes Ansehen und leben ganz wie die übrigen Nicobaren; andererseits setzen sie sich dem Verdacht aus, mit den bösen Geistern zu verkehren und werden leicht ein Opfer der Rache ihrer Landsleute, indem man, wenn viele Kranken eines Malune sterben, sich vereint ihn zu tödten, worauf ein Bekannter desselben unter der Maske der Freundschaft diese Handlung ausführt.

Die Nicobaren feiern manche Feste, deren Hauptsache gerne der Genuß von Toddi und Schweinefleisch, Musiciren, Singen, Fechten und Tanzen ist. Die Art des Einladens zu ihren geselligen Zusammenkünften ist recht eigenthümlich; die Einladung selbst wird „Koonie" genannt und durch ein Stück gespaltenen Rotangs ausgedrückt, an dem ein oder mehrere Knoten geschlagen sind. Jeder Knoten bezeichnet einen Tag, der noch vor der Versammlung hingehen soll; der Eingeladene löst jeden Morgen einen Knoten, und am Nachmittage, nachdem der letzte Knoten gelöst worden, begiebt er sich zum Hause der Freunde, wo er von der Veranlassung des Festes unterrichtet wird. Eines der größten Feste findet zu Anfang der trockenen Jahreszeit statt; sie verfertigen dann einige den europäischen ähnliche Schiffe und führen diese zu jedem Hause im Dorfe herum; die Hausbewohner jagen nun die Ivi's aus dem Hause heraus an Bord der Schiffe, und nachdem sie damit durch's ganze Dorf hindurchgegangen, setzen sie die Schiffe in's Meer hinaus und lassen sie vom Winde wegführen. — Hochzeiten gehen, wie schon erwähnt, ganz ohne Ceremonien ab, die größten Festlichkeiten aber werden bei den Begräbnissen unternommen. Man beerdigt die Leichen gleich nach dem Tode und setzt auf das Grab den größten Theil der Waffen und übrigen Habe, namentlich Kleidungsstücke und Schmücke des Verstorbenen; nach einiger Zeit gräbt man die Leiche wieder auf, putzt sie und stellt sie zur Schau im Hause, und nun finden die, unter furchtbarem Klagegeheul anfangenden eigentlichen Festlichkeiten statt. Die Begräbnißart ist übrigens nicht auf allen Inseln dieselbe, und es ist schon weiter oben erwähnt, daß eine besondere auf Terressa gebraucht wird. Als Andenken

ihrer Feste pflegen die Nicobaren, dem Eingange des Hauses zunächst, die Kiefern der verzehrten Schweine aufzuhängen.

Der mit den chinesischen Arbeitern von uns auf den Inseln zurückgelassene Aufseher Jambov beschreibt die Ceremonien der Nicobaren bei Tod und Beerdigung auf folgende Weise: Indem der Kranke seine Seele aushaucht, gießt der nächste Verwandte ihm wenige Tropfen Cocusmilch in den Mund; gleich nach dem Tode heulen Weiber und Kinder laut, eine Stunde später werden acht Stücke neues Zeug von beliebiger Farbe um die Leiche gewickelt, die dann am Ellbogen, an Hüften und Füßen mit Stricken gebunden wird. Sobald die Verwandten des Hingeschiedenen versammelt werden können, findet die Beerdigung statt, es werden Boten ausgeschickt, um die Einwohner der nächsten Dörfer einzuladen, und die Mehrzahl erscheint mit einem Speer in der Hand. Ein drei Fuß tiefes Grab wird unweit des Hauses gegraben, ein Schwein geschlachtet und der Rand des Grabes mit dessen Blut bespritzt; nachdem solchermaßen Alles vorbereitet, fangen die Begräbnißceremonien an. Die Verwandten legen ihren gewöhnlichen Schmuck, wie Glasperlen u. s. w., ab. Küchen- und Feldgeräth, das dem Verstorbenen angehörte, wird von Einem des Gefolges getragen, ein Stück Rinde des Upehbaums wird um den Leichnam gewickelt, ein lebendiges Küchlein an seine Brust gebunden. Das erste Schreien des Küchleins ist Zeichen zum Klagegeschrei aller Anwesenden. Die Leiche wird von zwei Männern aufgehoben und um das Haus herumgetragen, während der Vordere mit einem kurzen, ihm zu diesem Gebrauch gegebenen Stock an jeden Pfahl anschlägt. Darauf wendet die Procession sich dem Grabe zu, die Frauen hinterher; hier löst man die Stricke und legt die Leiche mit dem Küchlein in's Grab, worauf das ganze Gefolge, Jeder mit einem grünen Zweig in der Hand, nach dem Strande hinuntergeht sich zu baden, und dann nach dem Hause zurückkehrt, wo ein Mahl zubereitet ist, und wo man mit Gesang und Tanz den Abend beschließt. — Die Verwandten des Hingeschiedenen trauern ungefähr ein Jahr, in welcher Zeit sie ohne ihre Perlen und Schmücke gehen und sich des Schweinefleisch-Essens und Toddi-Trinkens enthalten; gegen Ende dieses Zeitraums wird zum Andenken des Verstorbenen ein Fest bereitet, das mehrere Tage dauert, und zu dem eine große

Gesellschaft eingeladen wird. Das Haus wird mit allerlei Zeugen und mit verschiedenen Kleinigkeiten, wie Rupien, Dollars, Löffeln, Cigarren, Perlen u. s. w., die man an verschiedenen Stellen aufhängt, ausgeschmückt. Alle Anwesenden haben ihre Gesichter roth angestrichen, und drei Tage lang weinen und jammern die Weiber, während die übrige Gesellschaft sich mit fettem Schweinefleisch und Ueberfluß an Toddi gütlich thut. Am letzten Festtage geht man nach dem Grabe, wo dann etliche Schweine geschlachtet werden; das eine wird nach dem anderen mit einem alten Säbel gestochen; und während die Schweine grunzen, heult die Gesellschaft und das Grab wird mit Blut bespritzt. Die Verwandten werden nun dazu aufgefordert, ihre Perlen wieder zu tragen und Toddi zu trinken, und man bietet ihnen einen Theil des rohen Schweinefleisches, das sie mit großem Appetit herunterwürgen; darauf gehen Alle nach dem Hause zurück und vertreiben den Abend mit Singen, Tanzen und Trinken.

Das Obige gilt Alles nur den Bewohnern der Küststrecken. Wie auf den meisten größeren Inseln im indischen Archipel, so soll sich auch, wie öfters erwähnt, im Inneren von Sambelong eine kleinere, schwarze, kraushaarige Menschenrace finden, die von den Küstennicobaren verschieden ist und mit ihnen in Feindschaft zu leben pflegt. Man kennt sie indeß fast nur aus den Erzählungen der anderen Nicobaren. Diesen zufolge sollen sie ihre Hütten in den Baumwipfeln im dichtesten Jungle bauen, und obgleich sie die Ehe nicht gerade in Ehren halten, doch Jeder seine Frau haben. Sie sollen mit gehärteten hölzernen Speeren fechten, finden mit Leichtigkeit durch das unwegsamste Dickicht hindurch, leben von denselben Früchten, wie die übrigen Nicobaren (nur daß sie keine Cocusnüsse haben) und außerdem von Schlangen, Crocodillen und anderen ähnlichen Thieren, die sie durch Zauberkünste zu fangen wissen; sie erhandeln von den Küstennicobaren für Bündel von Rotang sowohl Messer, als auch das Zeug, das sie um die Lenden tragen, und verfertigen das auf allen Inseln allgemeine, oben erwähnte Bastzeug. Die Küstennicobaren erwähnen ihrer nur mit Veracht und nennen sie Orangutangs d. h. Waldmenschen. Es ist schon erzählt worden, wie wir auf dem Galatheaflusse ein von seinen Bewohnern unlängst verlassenes Dorf antrafen, das mit Pallisaden eingefriedigt

war. Die Häuser waren denen der Küstennicobaren ähnlich, waren aber kleiner und elender und hatten, anstatt der Bienenkorb-Form, scharfe aus Holzrinde und Palmenblättern bestehende, an den Giebeln offene Dächer. Ihre Kano's waren auf die Flußfahrt berechnet, und daher schmächtiger und schlechter, als die der Strandbewohner. Wie diese hatten sie aber Schweine und Hühner, ja sogar Mellori. Ihr Feuerheerd bestand aus gebrannten Mauersteinen, die sie selbst verfertigt haben müssen, da solche bei den anderen Nicobaren nicht gefunden werden, und über dem Heerde hang auf vier Stöcken ein aus dicken Palmenblättern zusammengesetzter Kochtopf. Der Unterschied zwischen den Wald- und Küsten-Nicobaren scheint somit im Ganzen nicht sehr groß zu sein und sich namentlich auf die aus dem Mangel an Cocuspflanzungen stammenden Verschiedenheiten zu beschränken.

Es geht solchermaßen aus Allem hervor, daß es der nicobarischen Menschenrace an hohen geistigen Fähigkeiten fehlt, und daß sie überhaupt auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung steht; giebt man aber andererseits darauf Acht, daß die Inseln nur in geringem Grade von civilisirten Nationen besucht worden sind, und daß sowohl die eigenthümliche Sprache, als auch Körperbildung der Einwohner, darauf hindeuten, daß sie sich mit Fremden nur sehr wenig gemischt haben, so würde es uns nicht gewundert haben, wenn man bei ihnen eine noch viel geringere Entwickelung vorgefunden hätte, als es der Fall gewesen. Sie bauen das Feld, haben ihren bestimmten Besitz, achten das Weib und die Ehe, strafen Verbrechen nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft, treiben zwischen den verschiedenen Inseln einen eifrigen Tauschhandel, lernen leicht und fassen gut auf, sind freundlich und gastfrei, lieben ihr Vaterland, ihre Landsleute, ihre Freiheit und Unabhängigkeit; und verrathen sie auch nicht in Vielem besondere Erfindungsgabe oder Gewerbfleiß oder überhaupt geistiges Streben, so können doch wenigstens ihre Häuser, Kano's und kleinen Industriezweige davon zeugen, daß es ihnen an höheren Fähigkeiten nicht ganz fehlt. Zwar ist von dem früheren Aufenthalt der mährischen Brüder, oder dem späteren der französischen Missionäre, keine Spur mehr da, und was sie bisher von den Europäern aufgenommen, ist nur Flitter und Kinderei; wie aber bei Jenen zu bedenken, daß sie im Ganzen unter unglücklichen Verhält-

nissen wirkten, und daß die früheren Colonisationsversuche mit zu vielen Unfällen zu kämpfen hatten, um sich der Eingeborenen annehmen zu können, so haben sich fast alle Mitglieder der Expedition, nach dem Eindruck, den die Nicobaren auf sie hinterlassen, in der Hoffnung vereint, daß sie nicht nur im Stande sein werden, die Segnungen der Civilisation zu genießen, sondern daß man auch, wenn man, besonders durch gewissenhaftes Aufrechterhalten der Unverletzlichkeit ihres Eigenthums*), ihrer Häuser, ihrer Cocus- und anderen Pflanzungen, ihres Rechts zum Holzschlag und Fischfang, — ihr Vertrauen zu gewinnen wüßte, wenn man sie diejenigen Naturproducte, die ihre Inseln schon jetzt in so großem Reichthum darbieten, vortheilhafter und in größerem Umfang benutzen und besser schützen lehrte, wenn man diesen Producten andere hinzufügte, die ihnen leicht große und bisher ungekannte Vortheile verschaffen könnten, wenn man ihnen somit neue Bedürfnisse schüfe, und zurselben Zeit die Mittel zu ihrer Befriedigung reichte, — im Stande sein würde, die Hindernisse zu besiegen, welche ihre Faulheit und Trägheit, im Verein mit ihrem Unabhängigkeitsgefühl und Mißtrauen gegen Fremde, annoch solchen Plänen in den Weg legen würden, und daß man somit, wenn einst christliche Erziehung und Unterricht in nützlichen Künsten Hand in Hand ihre Segnungen über sie ergössen, in jeder Richtung brauchbare Arbeiter unter ihnen würde gewinnen können.

---

6. Handelsbericht.

Eine der wesentlichsten Rücksichten bei der eventuellen Anlage einer Colonie ist das Zuwegebringen der sogenannten Arbeitskraft, und da, wenigstens vorläufig, von den Eingeborenen nur sehr wenig

*) Eine unmittelbare Folge der größeren Bevölkerung auf den nördlichen Inseln ist die, daß der Begriff von dem Eigenthumsrecht des Bodens hier schärfer ist, als auf der südlichen Gruppe. Wir fanden hier häufig längs den Fußpfaden Markscheiden aufgestellt, die das Gebiet eines Jeden bezeichneten; auf den südlichen Inseln dagegen war Solches nicht der Fall. Auch unter meinen Verhandlungen mit den wenigen Bewohnern Pulo Milu's wurde es mir klar, daß sie der Ansicht waren, was auf dem Grunde stehe, gehöre ihnen an, der Grund selbst aber sei Gemeingut.

in dieser Beziehung zu erwarten steht, wird es nothwendig, Arbeiter anderswoher zu schaffen. Die Hindu's aus Bengalen wandern gerne aus, wenn man ihnen einen etwas höheren Tagelohn bietet, als die zu Hause bei ihnen gewöhnlichen zwei Rupien (oder etwas darüber); sie sind aber elende Arbeiter (man rechnet ihrer fünf gleich drei Chinesen) und ihr Kastenwesen wie ihre religiösen Vorurtheile legen überdies der vollständigen Anwendung ihrer Arbeitskraft manche Hindernisse in den Weg. Die Tagelöhner (Kuli's) der Coromandelküste sind kräftigere und bessere Arbeiter, fordern aber auch größeren Lohn; auf Penang giebt man dem Chinesen 9 Rupien monatlich, dem Madras-Kuli 6 Rup., dem Malaien 5—6 Rup. und dem Bengalen kaum 4—5 Rup. Den Malaien legt man dieselben schlechten Eigenschaften bei, wie den Nicobaren, nämlich große Unlust, sich einem dienenden Verhältniß zu fügen und anhaltend zu arbeiten; nur für den Reisbau sollen sie eine so entschiedene Vorliebe hegen, daß sie, um damit beschäftigt zu werden, zumal wenn sie dabei ihre eigenen Herren sein können, lieber mit geringerem Gewinn vorlieb nehmen. Sie eignen sich daher vortrefflich zu Reispächtern, und zwar um so mehr, da die Chinesen, mit wenigen Ausnahmen, den Reisbau so gänzlich verachten, daß sie sich nicht leicht dazu hergeben. Die Chinesen sind, wenn unter gehöriger Aufsicht, tüchtige Arbeiter, und es finden sich immer unter ihnen Ackerbauer und Gärtner, die Culturgewächse gut zu behandeln verstehen: ja die schwer zu behandelnden Gewächse können in der Regel nur den Chinesen anvertraut werden. Man muß indeß sehr vorsichtig mit ihnen umgehen: auf ihre Aussage kann man sich nie verlassen, da sie, ebenso wie die Hindu's, Malaien und Nicobaren, das Lügen weder für eine Sünde noch Schande halten. Sie sind eigennützig und trachten danach, den Pflanzer hinter's Licht zu führen, und da sie in jeder Collision mit diesem unter sich einig sind, wissen sie bald den Arbeitslohn zu bestimmen und die Erhöhung desselben zu erzwingen, indem sie sich weigern zu arbeiten. Es wird daher auch nothwendig sein, den Chinesen hinreichende Concurrenten in Hindu's und Malaien zu geben. Auch möchte es aus mehreren Rücksichten wünschenswerth erscheinen, verheirathete Arbeiter zu haben. Nicht nur kommen bei dem Feldbau, besonders bei dem tropischen, eine Menge Arbeiten vor, die ebenso gut von Frauen und Kindern

ausgeführt werden können, und zu denen der Pflanzer, der Unkosten wegen, nicht gut Andere anwenden kann; sondern es liegt auch in der Natur der Sache, daß derjenige Arbeiter, der in der Colonie keine Familie hat, noch erhalten kann, diese nur als einen vorübergehenden Aufenthaltsort betrachtet, an den er einzig und allein durch das Interesse gebunden, sich bald möglichst eine Summe zu erwerben, mit der er in seine Heimath zurückzukehren im Stande sei; — und endlich leuchtet es ein, daß sowohl Obrigkeit wie Pflanzer weit mehr Gewalt und Einfluß über den Arbeiter haben, der durch seine Familie an die Colonie gefesselt wird, als auf den, der wegzukommen strebt, sobald seine Dienstzeit verlaufen ist. Es wäre freilich sehr schwer, Frauen für die nicobarischen Inseln zu gewinnen. Die Chinesinnen wandern nie aus, die hinduischen Frauen außerordentlich selten, indeß heirathen die Chinesen gerne Malaierinnen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet.

Der Handel auf den Nicobaren ist, was in der Natur der Verhältnisse liegt, bisher nur sehr geringe gewesen und hat sich wesentlich auf das Ausführen der Cocusnüsse von den nördlichen Inseln, namentlich von Car-Nicobar, beschränkt. In Betracht der Lage der Inseln inmitten beider Indien und Java, auf dem Wege nach dem nicht weit entfernten China, und in Betracht ihrer Häfen, die zu den besten in der bengalischen Bucht gehören, steht es aber dennoch zu erwarten, daß sie bei einer größeren Entwickelung und Cultur mit den anderen Plätzen an denjenigen Vortheilen theilzunehmen vermögen werden, die auf einer gegenseitigen Auswechselung der Erzeugnisse und einer glücklichen Anwendung derselben für Schiffe beruhen. Als Entrepot chinesischer Waaren würde indeß ein Etablissement auf den Inseln, nachdem die neuen chinesischen Häfen geöffnet worden, kaum irgend Bedeutung zu gewinnen im Stande sein, und in dieser Richtung scheint Vortheil nur wahrscheinlich, insofern dadurch bewirkt werden möchte, daß eine größere Anzahl dänischer Schiffe bei der Hand wäre, um eine günstige Frachtconjunctur in den chinesischen Gewässern zu benutzen. Auf die brittisch-ostindischen Besitzungen könnte ohne Zweifel ein recht vortheilhafter Handel mit Cocusöl getrieben werden, das in Bengalen in ziemlich hohem Preise steht; für andere Waaren dagegen wäre ein solcher des Zolles wegen, der für alle nicht-englischen Erzeugnisse gilt,

kaum sonderlich zu erwarten, selbst wenn man sich die Nicobaren als eine Zwischenstation dächte, wohin die europäischen Waaren gebracht werden könnten, um wiederum nach dem brittischen Indien in Schiffen unter englischer Flagge geführt zu werden. Namentlich für Dänemark, das so wenige nach Ostindien ausführbare Gegenstände besitzt, würde ein solches Handelsetablissement nie große Bedeutung erwerben können, und wohl nur einzelne fremde europäische Waaren, wie deutsche Manufacturwaaren und Metalle, namentlich Zink, würden so viel wohlfeiler, als von England, herausgebracht werden können, daß sie Rechnung trügen. Auch würden die Nicobaren in den englischen Besitzungen Penang und besonders Sincapore, die bei einer ebenso glücklichen Lage schon eine so bedeutende Entwickelung als Handelsplätze erlangt haben, gefährliche Rivalen haben.

Für den Handel der Nicobaren läßt die Betrachtung der analogen Verhältnisse auf Penang doch auch auf mehrere günstige Resultate schließen. Der Handel dieses Platzes auf Europa und Amerika ist, obgleich im Zunehmen, sein wenigst bedeutender, während der wichtigste mit den brittisch-ostindischen Besitzungen und umliegenden Staaten und Inseln getrieben wird. Mit Sincapore besteht somit ein fortwährender Austausch verschiedener Waaren, jenachdem die Verhältnisse und Umstände es mit sich bringen, und von den brittischen Besitzungen in Vorderindien: Calcutta, Madras, Bombay und Cëilon, werden Opium, Reis, Baumwolle, indische Zeuge, Gunny-Säcke, Seide, Waizen, Salz, Häute, Coir-Tauwerke u. s. w. eingeführt, dagegen Betel- und Muskatnüsse, Pfeffer, Zinn, europäische Fabricata u. s. w. dahin ausgeführt. Von Arracan, Maulmain rc. kommen Reis, Teakholz, Vogelfedern, und dahin ausgeführt werden Betelnüsse, Zeuge, Cocusöl u. s. w.; die Häfen auf Sumatra (Achin, Delli rc.) lieferen Pfeffer, Betelnüsse, Kampher, Häute, Rotang, Wachs, Vogelnester, Trepang rc., und von Siam, Pungah und den malaiischen Häfen führt man besonders Zinn ein, demnächst Vogelnester, Trepang rc., während die Exportartikel nach diesen Plätzen namentlich Opium, europäische und indische Zeuge und andere europäische Fabricata sind. Von China endlich kommen Campher, Tabak und chinesische Industrieproducte, und dahin werden Betelnüsse, Zinn, Vogelnester und Federn, Pfeffer, Trepang u. s. w. versandt.

Für den Handel auf Arracan, Maulmain und die Insel Sumatra liegen die Nicobaren günstiger als Penang, und die dahin zu führenden Producte lassen sich theils auf den Inseln selbst gewinnen, theils können sie fast alle unter eben so günstigen Bedingungen dahin, wie nach Penang, gebracht werden. Auch würden nicht-englische Schiffe auf diese Weise eher eine Fracht erhalten können, als in einer englischen Besitzung, von wo sie nur auf eine andere nicht-englische fahren dürfen; dieser Vortheil hätte jedoch namentlich Bedeutung rücksichtlich der Zwischenfahrt auf Penang, Sincapore und Arracan, da die in Vorderindien geltenden Differentialzölle und die, fremden Schiffen sich darbietende Schwierigkeit, eine neue Fracht zu erhalten, hier ein Hinderniß wären. — Dagegen würde der, namentlich der Zinneinfuhr wegen, für Penang so wichtige Handel mit der Halbinsel Malacca, ohne Zweifel in den Händen dieses Platzes und Sincapore's bleiben, und in Bezug auf die Verbindungen mit den östlich von Malacca liegenden Meeren, ist Sincapore ein Rival, mit dem es kaum möglich wäre zu concurriren. Für den Abgang einiger der Hauptimporte Vorderindiens, namentlich indischer Zeuge und Opiums, werden Penang und Sincapore wahrscheinlich auch immer ein besserer Markt bleiben, da sie mitten zwischen den Völkern (Malaien; Bugis von Borneo, Celebes u. s. w.) liegen, die diese Artikel consumiren; und endlich werden etliche der Hauptexporte nach Calcutta, Madras u. s. w., namentlich Muskatnüsse und wahrscheinlich auch Zinn, des Differentialzolles halber, kaum so vortheilhaft von den Nicobaren aus ausgeführt werden können. — Andererseits würden die Nicobaren aber auch gewiß etliche Vorzüge vor Penang darbieten, und zwar muß insofern besonders die Production von Cocus- und Arecanüssen hervorgehoben werden.

Endlich brauchen wir es nur anzudeuten, daß die Lage der Inseln nicht vortheilhafter sein könnte, um in die ausgedehnten Dampfschiffsverbindungen hineingezogen zu werden, die jetzt Sincapore, Java und China mit Indien und Europa vereinen und wahrscheinlich in Kurzem auch Manila und Sidney umfassen werden, und die, durch den somit hervorgebrachten schnellen und regelmäßigen Verkehr, für Plätze, die, wie Sincapore, ausschließlich zu Entrepothäfen benutzt werden, von so außerordentlicher Wichtigkeit sind.

Auf den Inseln selbst stände es nicht zu erwarten, daß man für dänische Producte und Fabricata wesentlichen Abgang fände. Die Bedürfnisse der Eingeborenen sind annoch von zu geringer Bedeutung um in Betracht kommen zu können, und selbst wenn Europäer sich hier niederließen, würde es theils gewiß lange dauern, ehe die Zufuhr dieser Bedürfnisse ein irgend erheblicher Handelsgegenstand werden könnte, theils würde diese, wenn der Handel frei wäre, in manchen Fällen leichter von den umliegenden fremden Plätzen her stattfinden können. Die am nächsten zu berücksichtigenden Producte wären wohl allenfalls Schiffs- und andere Provisionen. — In Bezug auf die Wichtigkeit der Producte der Inseln als Exportartikel, ist es oben aus einander gesetzt worden, wie allerdings eine Menge Culturpflanzen, namentlich auf den südlichen Inseln, werden gedeihen können, wie zweifelhaft es aber zugleich sei, ob unter den bestehenden Verhältnissen, besonders bei dem hohen Arbeitslohn und den niedrigen Preisen, der Anbau derselben sich hinreichend lohnen würde, um die Concurrenz mit ähnlichen Producten der umliegenden, wie überhaupt der tropischen Länder auszuhalten. Cocusnüsse und namentlich Cocusöl sind fast die einzigen Artikel von Belang, von denen sicher angenommen werden kann, daß dies der Fall werde. Die Viehzucht wird, wie auch schon berührt, auf den Inseln wahrscheinlich einbringend werden können; die ostindischen Kuhhäute finden auf den europäischen Märkten immer Abgang, und zum Einpökeln des Fleisches könnten Salzereien angelegt werden, für die das Salz an Ort und Stelle gewonnen würde. An Salzausfuhr nach den brittischen Besitzungen wäre indessen, des hohen Einfuhrzolls halber, garnicht zu denken.

Wenn daher auch die Inseln als directer Handelsplatz für Dänemark kaum von Bedeutung werden können, möchte es sich doch etwa andererseits, unter der zur Zeit stattfindenden großen Entwickelung der Handelsverhältnisse im östlichen Asien, als besonders nützlich erweisen, daß dänische Schiffe hier einen von dem Einfluß englischer Zollverordnungen und Navigationsgesetze unabhängigen Platz finden könnten, der als Marktplatz herausgebrachter Waaren und Stapelplatz asiatischer Producte diente, und endlich muß ebenfalls bemerkt werden, daß die Anlegung einer Schiffswerfte auf den Inseln, mit Rücksicht auf die mit Schiffs-Reparationen überall in

Ostindien verbundenen ungeheueren Unkosten, mit der Zeit sowohl zweckmäßig als vortheilhaft sein würde; ein Theil der dazu nothwendigen Materialien, wie Theer, Pech u. s. w. würde sich dazu eignen, Ladungen von Dänemark aus zu ergänzen, und andere sind schon auf den Inseln zu haben oder können dort später genommen werden; so z. B. finden sich zu Masten passende Bäume in großer Menge und oft dicht am Strande; der Teakbaum könnte eingeführt werden und würde ein vorzügliches Schiffsholz abgeben; Dammar von guter Qualität wird von den Eingeborenen eingesammelt; von Cocusfasern könnte Tauwerk verarbeitet werden, und Hanf ist eines der auf den unfruchtbaren nördlichen Inseln am leichtesten anzubauenden Gewächse.

---

7. Klimatologischer und medicinischer Bericht.

Das Klima der Inseln characterisirt sich, wie man es auch ihrer Lage nach vermuthen mußte, durch eine hohe Mitteltemperatur, geringe jährliche Variation der Temperatur, stäte herrschende Winde und große Feuchtigkeit. Der Pastor Rosen giebt die Durchschnittstemperatur auf 28° C., die Variation auf 21—35° an, welches mit den während der Expedition angestellten Beobachtungen übereinstimmt; die Temperatur des Meeres, fand man, war im Durchschnitt 22,9° C. und die Variation derselben sehr geringe. Die Jahreszeiten werden vorzüglich durch die Monsune und die von diesen herrührende verschiedene Regenmenge bestimmt. Anfangs April fängt der Wind an, von Ost nach Süd bis Südwest umzugehen, wo er im April und Mai mit einigem Wechsel, im Juni, Juli, August, September, und zum Theil im October, dagegen ununterbrochen stehen bleibt; anfangs November wird er östlich, hin und wieder Nordost, und im Januar, Februar, März ist dies der anhaltende Wind. Die Regenzeit fängt mit dem Südwest-Monsun an, fährt im Mai obschon noch nicht ununterbrochen fort, wird vom Juni bis October am stärksten, und nimmt im November und December ab, so daß es in diesen Monaten, wie im August, Zwischenräume von mehreren trocknen Tagen giebt. Januar, Februar und März machen die trockene Zeit aus, doch selbst diese Monate sind nicht regenfrei.

Während des Aufenthalts der Expedition an den Inseln, goß es hin und wieder vom Himmel herab, und ein ganzer, wolkenfreier Tag gehörte zu den Seltenheiten. Die Regenmenge kann für das ganze Jahr nicht geringer als 100 Zoll angeschlagen werden. Der Wind ist oft heftig, Orcane aber kennt man nicht.

Die erste dänische Colonie stiftete 1756 der Lieutenant Tanck auf der Nordseite von Groß-Nicobar; nach seinem Tode wurde sie von Volquarts nach Kamorta verlegt, dieser starb aber auch und da Jens Twed, der ihn ablöste, auch schon nach 18 Tagen ein Opfer des Klima's wurde, gab man die ganze Colonie, der allgemeinen Kränklichkeit wegen, auf. Nur wenige Jahre später, 1766, ließen sich die mährischen Brüder auf Nancovry nieder, allein der Verlust an Menschen war so groß, daß die dänisch-asiatische Handelscompagnie auch diesen Versuch 1772 fallen ließ. Im Jahre 1790 wurde der Prediger Engelhardt nach den Inseln geschickt, um den Plan einer neuen Colonie zu entwerfen, allein er starb nach 19 Tagen. Endlich ging der Pastor Rosen im August 1831 nach den Nicobaren; er hatte sein erstes Etablissement auf der Friedrichshöhe auf Kamorta, das zweite auf den naheliegenden Mongkatahügeln, das dritte auf Trinkut und endlich das vierte, Friedrichshafen, an der unterhalb der Mongkatahügel gelegenen Küste. Er war indeß nicht glücklicher, als seine Vorgänger; der eine Platz zeigte sich ungesunder als der andere, und er verließ die Inseln im December 1834, eine kleine Besatzung hinterlassend, die bis 1837 von Zeit zu Zeit erneuert wurde, worauf man, zufolge königlicher Resolution, das ganze Etablissement aufgab.

Man ersieht hieraus, daß alle früheren Colonisationsversuche zunächst an der Ungesundheit der Inseln gescheitert sind, und die sanitären Verhältnisse derselben sind daher besonderer Gegenstand der Untersuchung der an der Expedition theilnehmenden Aerzte gewesen. Waren auch jene Versuche nicht hinreichend vorbereitet und ausgerüstet, noch im Besitz der Erfahrungen, die zum Vermeiden oder wenigstens Vermindern der traurigen Folgen hätten leiten können, so sind doch die tödtlichen Krankheiten, welche sie alle vernichteten, zu allgemein gewesen, als daß es möglich wäre, daran zu zweifeln, daß ihre wesentliche Ursache in der Natur der Inseln selbst zu suchen sei, und wenn andererseits der gute Gesundheits-

zustand, deren sich die Expedition während ihres ganzen Aufenthalts an den Inseln zu erfreuen hatte, dafür zu sprechen scheint, daß die Ungesundheit derselben ärger ausgeschrien worden, als sie es wirklich verdient, indem die Besatzungen dreier Schiffe, in Allem 400 Mann, worunter 250 Europäer, während eines zum Theil mehrmonatlichen Aufenthalts zwischen und an den Inseln, einer Gesundheit genossen, auf die Nichts zu sagen war, obgleich die Leute oft durchnäßt und anstrengender Arbeit in der Sonnenhitze ausgesetzt wurden, — so muß doch hierbei bemerkt werden, daß die Untersuchungen der Expedition in die beste Jahreszeit fielen, daß bis auf die weiter unten erwähnte Excursion Niemand des Nachts am Lande war, daß die Schiffe sich nie lange an einem und demselben Ort aufhielten (der längste Aufenthalt dauerte 13 Tage) und mit einzelnen Ausnahmen immer der frischen Seebrise ausgesetzt lagen, endlich daß es auch uns an einem traurigen Beweise der Ungesundheit der Inseln nicht gefehlt hat, indem, wie schon erwähnt, 21 der 30 Menschen, die von der Corvette Galathea aus die Expedition auf Sambelong den Galatheafluß hinauf mitmachten, 8—14 Tage nachdem wir die Nicobaren verlassen, heftig, die Mehrzahl lebensgefährlich, von einem, in seinem späteren Verlauf meist remittirenden, Fieber angegriffen wurden, das ihrer vier hinwegraffte.

Die Ungesundheit der Inseln scheint daher leider unzweifelhaft zu sein; auch die geringe Bevölkerung derselben, obschon keine Kriege, Auswanderungen, gefährliche Gewerbe, Mißwachs oder dgl. das Volk heimsuchen, zeugt entschieden hiervon. Diejenige Krankheit, welche unter den Eingeborenen die größte Verheerung anrichtet, ist, ihrer eigenen Aussage zufolge, ein besonders während des Südwestmonsuns häufiges Fieber, das jedoch für die Aelteren selten tödtliche Folgen hat, während es, gleich den Diarrhöen und Dysenterien, bei den Kindern der Eingeborenen (wie bei den jüngst angekommenen Fremden) oft tödtlich endet. Folgekrankheiten des Fiebers kennt man nicht. Die Dysenterie ist bisweilen epidemisch und sehr tödtlich; die Cholera grassirte 1831 auf den Inseln; von den Blattern tragen nicht Wenige starke Narben: die Vaccination ist ungekannt, von der Ansteckung der Blattern haben die Nicobaren aber einen deutlichen Begriff, indem sie die Kranken Jeden in seiner Hütte abgesondert halten. Brustkrankheiten sollen nicht selten sein.

Ein Catarrh verbreitete sich bei der Ankunft der Corvette nach Klein-Nicobar schnell vom Schiffe aus unter die Einwohner am Lande. Auf allen Inseln, besonders auf Chowry, fanden wir Elephantiasis, theils im Scrotum, theils in den Beinen, theils auf beiden Stellen, ja in den Armen zugleich; die Kranken gehörten den verschiedensten Altern, von 20 bis 60 Jahren, an, bei Niemanden von ihnen trafen wir offene Geschwüre an, ihr Aussehen war meistens gesund, und sie schienen von ihrer Krankheit kaum andere Unbequemlichkeit zu haben, als die Schwere der oft ungeheuer difformen Glieder. Narben und Abfärbungen, als Folge von Geschwüren und Hautkrankheiten, wurden sehr häufig gefunden. Von Augenkrankheiten entdeckten wir keine Spur. Syphilis soll selten sein; in Kakäna sahen wir ein Subject mit völlig destruirter Nase. Schlangenbisse sind nicht häufig und sehr selten tödtlich; im Nancovry-Hafen lebte ein Mann, der nach dem Bisse einer giftigen Schlange den Fuß verloren hatte. Die einzige Skorpionenart, die auf den Inseln lebt, ist sehr wenig gefürchtet. Lipome, tumores cystici (diese — ob vom Erklettern der Cocusbäume? — öfters auf der inneren Seite des Knies) u. s. w. finden sich hier wie allenthalben; Varices scheinen selten zu sein, Nabelbruch ist allgemein. Von Geisteskrankheiten kannten die Eingeborenen, so weit wir erfahren konnten, nur Fatuität.

Als Krankheiten, denen die Colonie in hohem Grade unterworfen war, nennt der Pastor Rosen vorerst die theils intermittirenden — quotidianen und tertianen — theils remittirenden Fieber; die letzteren waren die gefährlichsten und oft in wenigen Tagen todbringend. Als Folgekrankheiten des Fiebers erwähnt er namentlich Fieberkuchen und Lähmungen, die letzteren (vielleicht die in Indien nicht selten vorkommenden Beriberi's) bisweilen über alle Glieder ausgebreitet. Unter anderen Krankheiten hebt er besonders Cholera, Dysenterie und Diarrhöe hervor, und endlich nennt er mehrere Fälle einer mit hartnäckiger Verstopfung verbundenen heftigen und zwar schnell tödtlichen Colik, die etwa für die sogenannte congestive Cholera, die allergefährlichste Form dieser Krankheit, zu halten sein möchte.

Die aus dem obigen hervorgehenden Data sind jedoch nicht hinreichend, um einen klaren Begriff von dem Gesundheitszustande

der Inseln zu geben, das Mangelnde läßt sich aber zum Theil durch Benutzen der statistischen Aufklärungen ergänzen, die es von den Krankheiten und der Sterblichkeit auf dem in geographischer Lage wie klimatischen Verhältnissen den Nicobaren so nahekommenden Ceilon giebt. Auf dieser Insel betrug in den 20 Jahren 1817—36 die Anzahl der europäischen Truppen im Durchschnitt jährlich 2149 Mann; darunter zeigten sich jährlich 1678 Krankheitsfälle pr. 1000 Mann und starben 75 pr. 1000 Mann. Die häufigsten Krankheiten waren Fieber, nämlich continuirende 255 pr. mille (tödtlich in einem von 130 Fällen), intermittirende 122 pr. mille (tödtlich in einem von 50 Fällen) und remittirende 108 pr. mille (tödtlich in in einem von 5 Fällen*)); ferner Dysenterie: 195 pr. mille, andere Magen- und Darmkrankheiten: 163 pr. mille, epidemische Cholera: 18 pr. mille, Brustkrankeiten: 80 pr. mille (darunter überwiegende Schwindsucht, die auf Ceilon fast ebenso häufig ist, wie in Großbrittannien und Canada), und Leberkrankheiten: 55 pr. mille. Die tödtlichsten Krankheiten waren Cholera, remittirende Fieber und Dysenterie (die Tödtlichkeit der letzteren auf Ceilon zu der an anderen Stellen verhält sich wie 23 zu 16), endlich auch die acute Leberentzündung (die im Durchschnitt in einem von 12 Fällen, 1834 sogar in einem von 5 Fällen tödtete). Uebrigens war weder das Kranksein noch die Sterblichkeit allenthalben gleich groß. So war auf Trincomale, deren Lage eine solche ist, daß der Südwestmonsun ein regenloser, jedoch mit miasmatischen Dünsten in hohem Grade geschwängerter Landwind ist, die Sterblichkeit in den 17 Jahren 1820—36 so groß, daß sie 91 pr. mille (ja 1832 271 pr. mille) ausmachte, — am Fieber starben 20, an der Dysenterie 37, an der epidemischen Cholera 14 pr. mille —; und überhaupt starben in diesen 17 Jahren in den 6 Monaten des Landwindes fast doppelt so viele, als in denen des Seewindes. Auf Punto Galle dahingegen, welches so liegt, daß es beinahe das ganze Jahr hindurch von einer frischen Seebrise bestrichen wird, war die jährliche Sterblichkeit in denselben 17 Jahren im Durch-

---

*) Das ceilonsche remittirende Fieber ist also noch gefährlicher, als das westindische gelbe Fieber, das nur in einem von 8 Fällen tödtet. — Eruptive Fieber sind auf Ceilon auffallend selten: nur 52 unter 72,100 Krankheitsfällen; die Blattern waren die einzigen tödtlichen und zwar im Verhältniß 4 : 8.

schnitt nur 23 pr. mille; darunter 2 pr. mille an Fiebern, 4 pr. mille an Leberkrankheiten und 6 pr. mille an Dysenterie.

Man sieht also hieraus, daß die häufigsten und gefährlichsten Krankheiten in diesem Klima miasmatische Fieber und die aus ähnlichen Ursachen, wie die Miasmen, stammende Dysenterie und epidemische Cholera gewesen sind, welches auch mit den Angaben des Pastor Rosen, so wie mit dem, was man, der Beschaffenheit der nicobarischen Inseln zufolge, als die Hauptursache ihrer Ungesundheit ansehen muß, in der Hauptsache übereinstimmt. Schon die fortwährende hohe Temperatur ist, indem sie einen anhaltenden Schweiß hervorbringt, welcher die Kraft des Körpers bricht und die regelmäßige Thätigkeit der Verdauungsorgane, namentlich der Leber, stört, eine Krankheitsquelle, — und der Mangel einer kalten Jahreszeit läßt die Gelegenheit zur Ersetzung dieses Kraftverlustes und dieser Unordnung im Vegetationsprocesse vermissen. Auch die Feuchtigkeit der Luft trägt dazu bei, den Körper zu schwächen, so wie der ewige Regen und der Thau und Nebel, den die Kühle der Nacht verursacht, zu häufigen Erkältungskrankheiten Anlaß geben muß. Vor Allem aber müssen diese Verhältnisse, mit der Beschaffenheit des Bodens und der großen Masse vermodernder Pflanzen und Thiere vereint, Miasmen und miasmatische, die wesentlichen und eigentlich tödtlichen Krankheiten veranlassen. Ueberall auf den Nicobaren ist eine kräftige Vegetation, es regnet ab und zu das ganze Jahr hindurch, die Temperatur ist stets hoch, und die lehmige Erde auf der nördlichen, wie der lehmige Sandstein auf der südlichen Inselgruppe, saugt das Wasser in sich, ohne es durchträufeln zu lassen. Eine reichliche Fäulniß wird daher stattfinden; die im Wasser aufgelösten Stoffe werden großentheils vom Boden aufgesogen werden und allmählig verdunsten, und wenn nicht die Sonne oder ein frischer Wind die Wasserdämpfe verflüchtigt, wird man einen mit Miasmen überall geschwängerten Thau und Nebel haben. Hieraus folgt auch, daß die ungesundeste Zeit der Anfang, das Ende und endlich die Mitte der Regenzeit (der August) ist, zu welchen Perioden sie von trockenen Tagen unterbrochen wird, wohingegen während der übrigen Regenzeit der anhaltende starke Regen das Miasma zum Theil auflöst und wegspült. Alle stehenden Wasser, Süß- und Salzwasser-Sümpfe, Mangrovedickicht und besonders die

großen Flußbette mit niedrigen, dichtbewachsenen Ufern, welche häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, in der Regel also gerade alle fruchtbarsten Localitäten werden auch diejenigen sein, wo sich die Miasmen am stärksten entwickeln, während dieselben dahingegen auf sandigem Boden nicht entstehen, und sich an Orten, die durch einen Berg, eine Mauer, hohes Laubholz (dessen Kronen eine eigene Kraft besitzen, die Malaria an sich zu binden) oder sonst irgend eine Wehr gegen die hinter ihnen liegenden ungesunden Plätze geschützt sind, nicht auszubreiten vermögen. Auch Hügel und Anhöhen können als Schutz gegen die hinter denselben emporsteigenden ungesunden Dünste dienen, während sie selbst, durch ihre Anziehungskraft für diese Miasmen, — eine Kraft, welche durch die Wechselfieber mancher der westindischen Inseln, wie auch durch eine Reihe anderer ähnlicher Erfahrungen, hinreichend dargethan, — zu den allergefährlichsten Localitäten gehören. Die Erfahrung der Eingeborenen hat sie auch zu denselben Resultaten geführt, und sie bauen fast immer ihre Häuser unweit des Meeres, gegen den Südwestmonsun wohl geschützt. Sie haben sich solchermaßen den einzigen Boden auf den Inseln gewählt, der keine Miasmenbildung gestattet: den fast nackten Korallensand; sie wohnen im Nordostmonsun dem frischen Seewinde ausgesetzt, und im Südwestmonsun, vermittelst der hohen Waldbäume, die in der Gegend ihrer Hütten und Pflanzungen wachsen, wenigstens zum Theil gegen das Sumpf- und Jungle-Miasma gedeckt. — Der gesundeste Platz für eine Station auf den Nicobaren wäre daher eine der kleineren Inseln, die alsbald urbargemacht und ausgetrocknet werden könnte; man müßte auf dem Sandboden unweit des Meeres an einem Orte bauen, den beide Monsune bestrichen, ohne daß sie vorher über ungesunde Gegenden hingegangen wären; man dürfte das Land nicht zu einer Zeit urbarmachen und anbauen, wo der herrschende Monsun von da über die Wohnungen der Ansiedler hinwehte und ihnen die, unter solchen Verhältnissen so reichlich entwickelten, verpesteten Dünste zuführte; man müßte das Unterholz überall lichten und aushauen und alle Wasseransammlungen ableiten; den Gebäuden zunächst müßte man aber jenes bis zu einer Entfernung von 150 Faden oder mehr ringsum durchaus weghauen und den Boden völlig reinigen und trocken halten, während man landwärts die hohen Bäume in der genannten Entfernung in

einem Halbkreise stehen ließe und erst außerhalb dieser den Boden anbaute und bepflanzte. Fände man überschwemmtes Flußland oder Moore und stehende Wasser, und diese könnten durch Graben und Canäle nicht abgeleitet werden, so müßte man dieselben entweder eindämmen, oder da nur ein gewisses Verhältniß zwischen Hitze und Feuchtigkeit das Miasma entwickelt, den entgegengesetzten Weg gehen: die Gegend unter Wasser setzen. Endlich sollte der urbargemachte Platz, insofern es vermieden werden könnte, in den ersten darauf folgenden Monaten ganz unbewohnt bleiben. Es würde daher auch schon aus diesem Grunde nützlich sein, anfangs ein großes, wohl ventilirtes Schiff auf der Rhede zu haben; und dieses würde ebenfalls später als Hospital- und Reconvalescentenschiff, wie auch als Acclimatisationswohnsitz der Neuangekommenen, ausgezeichneten Nutzen stiften können. Zu Arbeitern müßten anfangs nur Chinesen, Malaien und, wenn es übrigens thunlich, Nicobaren gebraucht werden, da die Hindus beweislich nur schlecht das Klima vertragen, und die Europäer den miasmatischen Krankheiten und der anstrengenden Arbeit in tropischer Sonnenhitze noch schneller unterliegen würden. Die Wohnungen der Ansiedler müßten trocken, luftig, geräumig und, sobald die Umstände es erlaubten*), mit allen denjenigen Bequemlichkeiten, die in diesem Klima mehr als eine Nothwendigkeit, denn als Luxus zu betrachten sind, versehen sein: breite Verandas um's Haus herum, Punkas in den hohen Zimmern, ewig feuchte Tatties in Thüren und anderen Oeffnungen, Tarras auf den Fußböden, ja vielleicht auch doppelte Dächer und doppelte, mit Holzkohlen oder dgl. ausgefüllte Mauern wären ebenso sehr der Gesundheit wie der Annehmlichkeit wegen anzuempfehlen. Baute man erst Straßen, wären diese, des Luftstroms wegen, am besten in der Richtung von Südwest nach Nordost anzulegen. Als Desinfectionsmittel der mit giftigen Ausdünstungen geschwängerten Luft könnte man mit einer Chlorzink-, oder, wie in Indien gebräuchlich, mit einer Chlorkalk-Auflösung Mauern, Fußböden, Gänge u. s. w. bespritzen, ein nächtliches Feuer in den Häusern unterhalten, und

*) Im Anfang könnte man sich wohl mit hölzernen Häusern behelfen, diese müßten aber, nach Art der nicobarischen Hütten, auf Pfählen gebaut werden, damit die Luft unter dem Hause frisch durchströmte und so die sich etwa ansammelnde Malaria vernichtete.

sich, um Fenster und Thüren offen behalten zu können, mit einem Muskitnetze während des Schlafs umgeben. Es wäre ferner für gutes Trinkwasser zu sorgen, und in der Diät, Lebensart (Schlaf, Bewegung, Reinlichkeit ꝛc.), Kleidung und Arbeitszeit der Bewohner wären alle gesundheitlichen Vorsichtsregeln zu beobachten. Was namentlich das Arbeiten betrifft, so ist allerdings in der Regel die kühle Tageszeit die, welche vorzugsweise zu wählen ist; beim Urbarmachen eines kürzlich gelichteten und umgewälzten Bodens würde indeß die Kühle vor 10 Uhr Morgens (ehe die ungesunden Dünste in die Höhe gestiegen sind und sich vertheilt haben) und nach 6 Uhr Abends (da sie sich auf's Neue ansammeln) die allergefährlichste Zeit für die Arbeiter sein, und es wäre deßhalb, da hier die Tageshitze zur Arbeit benutzt werden müßte, doppelt nothwendig, sich ausschließlich asiatischer Colonisten zu bedienen, weil Europäer binnen Kurzem diesen ungünstigen Verhältnissen unterliegen würden. — Mit Beobachtung aller der im Obigem angegebenen Vorkehrungen wäre es aber auch sicher zu erwarten, daß die Ungesundheit der Nicobaren sich bei weitem nicht so furchtbar zeigen würde, wie sie es bisher gewesen ist; und müßte man auch im Anfang, der von Ceilon genommenen Analogie zufolge, auf einen jährlichen Verlust von 7½ pCt. gefaßt sein, so wäre doch die Hoffnung kaum zu gewagt, daß es mit der Zeit, nachdem die Urbarmachung und Austrocknung der Inseln sich über eine weitere Strecke ausgedehnt hätte, den Nicobaren gehen würde, wie es Penang und mehreren ähnlichen Colonien schon gegangen ist, die, anfangs wegen ihrer Ungesundheit verrufen, jetzt der Zufluchtsort so mancher Reisender sind, die hier ihre untergrabene Gesundheit wiederzugewinnen suchen.

IX.

Penang. — Fahrt durch die Malaccastraße. — Sincapore. — Fahrt durch die Rhio- und Bankastraße nach Batavia.

(7. März. — 22. April).

Wer las wohl von dem Ursprunge Pulo Penang's als englische Colonie und erinnerte sich nicht unwillkührlich seiner Kinderjahre und jener Mährchen, in die er einst seinen höchsten Genuß setzte! Wer horchte nicht mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung von dem fremden Unbekannten, der auf seinen Wanderungen an einem morgenländischen Hofe ankam, und durch seine wunderbare Tapferkeit das Land von einer großen Gefahr rettete, und zum Lohn die Tochter des Königs ehelichte und ein Stück Landes als Mitgift erhielt!

Gerade so erging es dem englischen Capitain Light, als ihm im Jahre 1786 die kleine niedliche Insel Penang als Erbe und Eigenthum geschenkt wurde. Durch welche Dienstleistungen er den König von Quedda verpflichtet hatte, lasse ich dahin stehen; durch kriegerische Thaten oder wenigstens durch die von ihm veranlaßte Organisation des Heerwesens mag es aber doch wohl hauptsächlich gewesen sein. Der Capt. Light fühlte indeß bald das Lästige des ihm gemachten Geschenks und eilte, der englisch-ostindischen Regierung sein Land anzubieten; die Compagnie war klug genug, die Wichtigkeit eines so vortheilhaft belegenen Besitzthums zu schätzen, und entschloß sich eine Colonie anzulegen, zu deren erstem Gouverneur der Capt. Light ernannt wurde. Man taufte die Insel „Prince of Wales Island", was stets ihr officieller Name geblieben; das malaiische „Pulo Penang" (Areca-Insel) hat aber bis zum heutigen Tage sein Recht behauptet, und manche Reisende mögen wohl dahin und davon gegangen sein, ohne jenen ersteren Namen je ge-

hört zu haben. Von demselben Tage, an dem der Capt. Light Gouverneur wurde, vertauschte er auch sein abentheuerliches Leben mit der seiner neuen Stellung gebührenden Besonnenheit und Würde; von diesem Tage an ward auch Penang von einer fast unbewohnten wald- und junglebewachsenen Felsen-Insel zu dem reizenden Flecken, den es jetzt ausmacht, umgeschaffen.

Ich werde dieses allmählige Werden der Colonie mit ihren Perioden des Fortgangs und der Widerwärtigkeiten nicht weiter verfolgen*); wie interessant war es uns aber, so eben von der Untersuchung der nicobarischen Inseln zurückgekehrt und noch mit den letzten Berichten über ihre eventuelle Colonisation beschäftigt, nach einem Punkte zu kommen, der in dieser Richtung so viele unmittelbare Vergleiche und Erfahrungen darbot. Hier gab es eine Insel, die, — vor 60 Jahren nur von malaiischen Fischern und Seeräubern bewohnt, mit Jungle überwachsen, morastig und im höchsten Grade ungesund, — nun mit herrlichen Landstraßen, Brücken und Wasserleitungen, Kirchen und Schulen, kurz mit allen Gütern der Colonisation und Civilisation prangte.

Man denke sich übrigens nicht, daß die ganze Insel oder auch nur der größte Theil derselben schon angebaut wäre; jeden Abend sahen wir die Flammen auf den Bergen auflodern: es war dies der Jungle, der, um neues Terrain zu gewinnen, an dem Rande des Urwaldes abgebrannt wurde. Pulo Penang ist auch überhaupt kein eigentliches Productland, obgleich Muskat, Nelken und Zucker (der letztere doch besonders in der gerade gegenüber liegenden „Province Wellesley") als Ausfuhrartikel gebaut werden; vielmehr ist die Insel ein Depot für alle umliegenden Plätze, und wirklich hat sie es durch ihre Begünstigung als Freihafen bis zu einem jährlichen Handelsumsatz von 12 Millionen Rupien gebracht. Dagegen vermögen die unmittelbaren Einnahmen der englischen Besitzungen in der Malaccastraße, — selbst nachdem die Unkosten für Unterhaltung des Militärs und der Verbrecher abgegangen sind, — nur 3/4

---

*) Wer sich dafür interessiren möchte, den Zustand der Colonie im engsten Detail kennen zu lernen, lese das Werk des Lieutn. Newbolt über die brittischen Colonien in der Malaccastraße (2 Bände, London 1839) und die „Dissertation on Penang" des Capt. James Low (Sincapore 1836).

der Ausgaben zu decken, und für Penang allein stellt sich das Verhältniß noch ungünstiger.

Penangs Mittelwärme ist + 80⅓° F. (27° C.), 1° höher als die Temperatur an der gegenüberliegenden Küste; die Eigenthümlichkeit des Klimas besteht in häufigen Gewittern und in einer sehr bedeutenden Regenmasse. Vom Mai 1833 bis April 1834 giebt der Capitain Low die Regentage folgendermaßen an: 145 für Penangs Ebenen, 166 für die Flaggenstangenhöhe und 228 für die gegenüberliegende „Province Wellesley."

Diese übertriebene Regenmasse macht die Bearbeitung des Landes beschwerlich, und spült nach und nach die fruchtbare Erde von den gelichteten Abhängen weg, so daß sie kein geringes Uebel ist. Die beste Erde auf Penang liefern indeß gerade die Höhen, da sie aus zersetztem Granit bestehen, — und das Mangroveland, mit dem daran stoßenden zu Reisfeldern benutzten Alluvium. Dahingegen ist das dazwischenliegende hügelige Land weniger reichhaltig. Die Höhen haben außer dem schon erwähnten Uebelstande, daß die Erde nach und nach schlechter wird, auch noch das gegen sich, daß der Pflug hier nicht anwendbar ist, und daß sowohl Arbeiter als Transport hier theurer sind, als auf dem flachen Lande. Das Lichten des Urwaldes wird angeschlagen für ein Orlong — 1⅓ acre — Land unter den günstigsten Verhältnissen auf 10, aber oft auf 15, ja 20 spanische Piaster. Das Gouvernement veräussert unter sehr billigen Bedingungen, auf zwanzig Jahre, solche unbebaute Ländereien.

Die kleine Stadt auf Penang, die in der officiellen Sprache „Georgetown" genannt wird, zeichnet sich mehr durch ländliches, freundliches Aeussere, als durch architektonische Schönheit aus. Sie hat nicht, wie Calcutta, großartige Gebäude; aber hübsche, sauber, luftige, geräumige Häuser begränzen die breiten schnurgeraden Straßen, und liegen zumeist in niedlichen, kleinen, wohlgehaltenen Gärten, wo herrliche Blumen und großartige tropische Gewächse das Auge erfreuen und gegen die brennende Sonne Schatten bieten.

Das kleine Fort, „Fort Cornwallis" genannt, taugt kaum zu etwas Anderem und ist auch wohl zu keinem anderen Gebrauch bestimmt, als die Eingeborenen, namentlich die chinesische Besatzung, im Zaum zu halten. Einer feindlichen Macht von Außen kann es

durchaus nicht widerstehen. Wer könnte und würde aber auch Penang angreifen, solange Englands mächtige Flotten das Meer beherrschen!

Etwas nördlicher als das Fort, in einer kleinen Bucht zwischen der Landzunge, auf der das Fort liegt, und der Küste, die nach Norden ausläuft, die westliche Gränze des Penang-Canals bildend, liegt das sogenannte „Navyhouse", ein prächtig luftiges Gebäude mit einem hübschen Garten und schattigen Bogengang, der ganz an den Strand hinunter führt. Große Gebüsche blühender Nereum und Hibiskus erstrecken sich bis zum Wasser an den Seiten der Säulengänge; Palmen winken mit ihren leicht bewegten Wipfeln, und bilden den Vordergrund gegen die herrlich gezackten Berge an der gegenüberliegenden Malaccaküste. Dies Haus ist von der englisch-ostindischen Compagnie der Marine überlassen; in seinen luftigen, kühlen Räumen wohnen die englischen Commandeure, die für kürzere oder längere Zeit nach Penang kommen, und die Officiere dieser Schiffe haben hier, wenn sie krank oder in der Genesung sind, einen gesunden und bequemen Aufenthalt. Sie finden hier nicht allein freie Wohnung und Aufwartung, sondern gegen Bezahlung auch Speise und Trank sammt allen anderen Bequemlichkeiten.

Die Kriegsschiffe pflegen in dieser Bucht zu ankern, und haben dann nur einen sehr kurzen Weg bis zu der Brücke, die von dem obenerwähnten Bogengang ausgeht. Dies Haus ward zu meiner Verfügung gestellt, als an Bord der Galathea die Krankheit so gewaltsam ausbrach; und mehrere meiner kranken Officiere und Naturforscher nahmen hier Wohnung, um sich der eingeschlossenen dumpfen Schiffsluft zu entziehen. Das Haus, welches ich für meine kranke Mannschaft miethete, lag weiter in die Stadt hinein, in einem ziemlich geräumigen Garten. Es war ein einstöckiges, hohes Gebäude mit einer Menge guter, luftiger Zimmer, und von einer breiten Veranda rings umgeben. So milde ist dies Klima, daß der beste Platz für die Kranken unter dieser Veranda war, in der nur Strohmatten („Tatties") in Form von Gardinen, als Außenwand dienten, um die kühle Nachtluft abzuhalten.

Eine der Berühmtheiten der Stadt ist das chinesische Quartier, in welchem alle zu dieser betriebsamen Nation gehörigen Individuen ihre Wohnung haben. Zwischen hübsch angelegten kleinen

Gärten und Cocuspflanzungen liegen ziemlich zerstreut ihre ländlichen Hütten mit freundlichen, rothen Dächern, mit Verandas von geflochtenem Bambus, und im Uebrigen mit plumpen chinesischen Verzierungen wohl versehen. Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Schneider, Bäcker u. s. w. waren in ihren, nach der Straße hin offenen, Werkstätten beschäftigt; — mich frappirten bei meinem Eintritt in dieselben die scheinbar einfachen, klotzigen und ungeschickten Werkzeuge, die ihnen zur Verfertigung ihrer wohlausgeführten Arbeiten dienen. Ueberall an Wänden und Thüren sah man lange, rothe, mit chinesischer Schrift bemalte Papierstreifen angeklebt, von denen man mir sagte, es wären goldene Sentenzen ihrer Lebensphilosophie, die jeden Neujahrstag gegen andere vertauscht würden. In den Straßen selbst fand ich ein für uns ganz neues Leben, eine uns unbekannte Emsigkeit: dort begegnete ich einer wandernden Schlachterbude, hier einer portativen Küche, das will sagen einem Chinesen, der mit einer über der Schulter hängenden Tracht unverdrossen vorwärts trabte, und wo er nicht auf andre Weise vorbei kommen konnte, sich mit seinem warmen „Tschou-Tschou" durch die Menge hindurch schob und drängte. Später am Nachmittag, als die Arbeitszeit vorbei schien, sah ich sie, Einer hinter dem Anderen her, durch die Straßen schlendern, im höchsten Diskant vor sich hin summend, und von Zeit zu Zeit auf ihrem Zuckerrohr kauend, das sie sich im nächsten Fruchthandel geholt hatten, wo die geschälten Zuckerröhre kreisförmig auf Pflöcken aufgespeichert standen zwischen Bananen, Orangen, Ananas, Wassermelonen, unächter Brodfrucht, Mangustinen und anderen tropischen Früchten. Den Weg durch die Stadt verfolgend, stieß ich vor einem der größeren und wohlhabenderen Häuser auf ein großes Gelag mit Musik, Gesang und anderer Lustbarkeit; es war ein Hochzeitsfest, wo aber die Brautleute das Gelag schon verlassen hatten.

In dem chinesischen Quartier liegt selbstverständlich ihre Pagode, ein weitläuftiges Gebäude mit mehreren Höfen, die durch verschiedene Tempel getrennt werden, in denen die grotesken Götzenbilder aufgestellt sind. Der Eingang wird durch zwei in Granit ausgehauene, ziemlich phantastisch gebildete Löwen bewacht. Für diese gewiß in hohem Grade demoralisirten, jedenfalls sehr wenig religiösen Menschen dient die Pagode eben so sehr zu irdischem Nutzen,

als zur geistigen Erhebung. Hier hatte man gerade in diesen Tagen, der Pagode gegenüber, ein Theater unter freiem Himmel errichtet — denn es war um die Zeit eines der vielen chinesischen Feste — und hier konnte man denn des Abends unter dem bunten Gewühl herumspazieren, das auf dem geräumigen Platze hin- und herwogte, theils um sich an den theatralischen Leistungen zu ergötzen, die zum Besten gegeben wurden, theils um der mehr materiellen Genüsse theilhaftig zu werden, die in großer Mannigfaltigkeit in einer Art Restauration, welche in der Vorhalle der Pagode, auf Tischen, die man vor den Götzenbildern aufgestellt hatte, eingerichtet war, feilgeboten wurden. Der Rauch einer Menge Räucherstangen, die zwischen den Speisewaaren aufgestellt waren, erfüllte die Luft. Es war nicht leicht daraus klug zu werden, was hier eigentlich vor sich ging; der Uneingeweihte konnte leicht das Ganze für eine Art Pickenick halten, wo Jeder etwas zu dem gemeinschaftlichen Mahl mitbrachte; denn die guten Chinesen ermangelten nicht, ihre Opfer und Gaben zu bringen, aber nahmen denn auch ihren Theil von den Herrlichkeiten, welche die Götzentafel darbot.

Was in diesem chinesischen volksthümlichen Thalien-Tempel zum Besten gegeben ward, war beinahe noch schwerer zu erklären. Für's erste war es schwierig, die Schauspieler und die Zuschauer von einander zu unterscheiden; denn so wie der allgemeine Zuschauerplatz für Alle offen stand, die sich unter Gottes freiem Himmel bewegten, so hatten die Privilegirten (ich vermuthe die Bezahlenden) keine andere Zuflucht, als auf der Bühne selbst zu sitzen, und da diese ziemlich klein und die Anzahl der Spielenden ziemlich groß war, wurde die Verwirrung unvermeidlich. Diese stieg auf das Aeußerste, als Thee servirt ward, der für Alle, Schauspieler und Zuschauer, gemeinsam war; ob aber dieses Tractement zum Stück gehörte, oder bloß als Erfrischung für die Privilegirten zu betrachten war, das konnte ich nicht entdecken.

Man wird begreifen, daß es unter solchen Verhältnissen schwer ward, viel von dem Inhalt oder dem Sinn der Vorstellung aufzufassen. Eine Prinzessin schmachtete in Fesseln, ein Ritter wollte sie befreien, und sang in dieser Veranlassung eine herz- und ohrenzerreißende Arie, ein Gefängnißwärter warf die Gefangene in einen noch dumpferen Kerker als zuvor, — das war ungefähr alles, was



A. Pflitz del.

Em. Bærentzen & Co. lith. Inst.

Chinesisches Volkstheater. Pulo Penang.



A. Plum del.

Em. Bærentzen & Co. lith. Inst.

Chinesisches Volkstheater — Pulo Penang.

ich aufzufassen vermochte. Ich bin es der Wahrheit schuldig, zu gestehen daß ich lange nach dem Anfang der Vorstellung kam und lange vor ihrem Ende mich entfernte.

Die Chinesen lieben leidenschaftlich jedes Schauspiel, und ihre Literatur bietet einen außerordentlichen Reichthum an dramatischen Werken dar; ein einziger Theaterdichter, Kuan-han-king, hat uns nicht weniger als 60 Schauspiele hinterlassen. Die Komödie ist bei ihnen nicht streng von der Tragödie geschieden; doch bewegt sich die erstere gern im Alltagsleben und in der niederen Sphäre der Gesellschaft, während die Tragödie nicht bloß ihrem Stoff nach historisch — sie schildert meistens Dynastiekämpfe aus der vortatarischen Zeit — oder mythologisch ist, sondern auch in ihrem Dialog sich zu einem höheren Ernst und Pathos erhebt. Die aristotelischen Einheiten werden auf das Rücksichtsloseste übertreten; der Dialog wird oft von lyrischen Partien unterbrochen, die als Recitativ vorgetragen werden; einige Stücke bieten eine Analogie zu dem griechischen Chor dar. Eintheilung in Acte besteht auf dem Papier, aber es scheint, daß bei der Aufführung nicht viel Gewicht darauf gelegt wird, denn Lay erzählt z. B., daß er sechs Stunden lang ein chinesisches Schauspiel angesehen habe, ohne daß eine einzige Pause gemacht, und ohne daß es vorbei gewesen wäre, als er sich entfernte. Es geht eine strenge Moral durch die chinesischen Dramen; auch zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie mit einem treuen, sorgfältigen und feinen Pinsel, sowohl das menschliche Herz im Allgemeinen, als ihres eigenen Landes Sitten und Gebräuche, namentlich ihr häusliches Leben schildern. Prémare, Stanislas Julien, John Davis und andere französische und englische Gelehrte haben uns mehrere der bemerkenswerthesten chinesischen Schauspiele in Uebersetzungen geliefert, so z. B. „die Waise" (schon von Voltaire benutzt), „die Sorgen des Han", „der Kreidecirkel" (ein Stoff, der an Salomons Urtheil erinnert), „Ein Mann, der in seinen alten Tagen eine Erbschaft erhält", „der Geizige", „die vollendete Kammerjungfer" u. s. w. Sie stehen an Charakterzeichnung über dem größten Theil der modernen europäischen Theaterliteratur und haben ein eigenes Interesse durch ihr stark locales Colorit. Was die theatralische Ausführung betrifft, so ist nicht bloß das Theater stets eine ärmliche Bretterbude, — die meisten chinesischen Schauspielergesellschaften

sind Wandertruppen — sondern auch Maschinerie und Decorations-veränderungen sind etwas durchaus Unbekanntes. Die Scene stellt einen Saal mit zwei Seitenthüren und einer Art Thron im Hintergrunde vor; zu beiden Seiten des Thrones hängen verschiedene Blas- und Streichinstrumente, als Symbole der dramatischen Kunst. Dieser Saal, so einfach er ist, wird nie verändert, und stellt nach Umständen einen Palast oder eine Hütte, einen Kerker, einen Wald, einen Garten, ein Schlachtfeld, eine unterirdische Höhle, oder was sonst, vor. Indem man somit der Phantasie den weitesten Spielraum giebt, und auf alle Illusion verzichtet, sind dahingegen die Costüme um so prunkvoller, und oft von solcher Pracht und solchem Reichthum, daß die Trachten nach Capit. Low bis zu 3000 Lst. kosten. Das Spiel, namentlich die Mimik, wird von allen Europäern, die Gelegenheit gehabt haben, sich näher damit bekannt zu machen, als vollendet bis in die geringsten Nuancirungen gerühmt; nur Schade, daß, wie früher auch in Europa, die Damenrollen von halberwachsenen Knaben (zuweilen von Eunuchen) gegeben werden. Die Andacht der Chinesen ist größer im Theater, als im Tempel; ihren Beifall geben sie nicht, wie bei uns, auf lärmende Weise zu erkennen, sondern nur durch halbstöhnende Bewunderungs- und Begeisterungsseufzer.

Alle indo-chinesischen Völker lieben die dramatische Kunst, aber es ist selbstverständlich, daß diese, deren Cultivirung schon eine politische und sociale Entwickelung bei'm Volk voraussetzt, nirgend im Orient eine so hohe Stufe erreicht hat, als in dem 5000-jährigen chinesischen Reich. Epp erzählt, auf Banka die sogenannten „Dandak"-Partien, mimische Tänze mit den wunderbarsten Verrenkungen aller Glieder, gesehen zu haben; sie stellen Liebesabenteuer und Zweikämpfe vor, und geben, wie er sagt, die ganze Trägheit, Wollust, Arglist und Verstellungsgabe des malaiischen Charakters wieder. Capitain Low erwähnt eines mit Gesang vermischten Tanzes, den er auf Penang sah, und der „Wayang-Joget" heißt; er wird von Frauenzimmern oder von Knaben in Frauenkleidern getanzt.

Eine andere Art theatralischer Vorstellung, eine serio-komische Oper, die in Patani zu Hause gehört aber auch auf Penang gegeben wird, ist der „Mayong". Er hat gewöhnlich vier Haupt-

personen, die romantische siamesische oder javanische Legenden singen, und dazu von voller Musik accompagnirt werden; ein Bajazzo fällt gelegentlich mit plumpen Witzen ein. Aehnlich ist auch das siamesische „Lakhon", eine Dramatisirung ihrer Volkssagen. Die Musik, wie die Volkspoesie, ist bei jenem Volke in so hohem Ansehen, daß keine Familie aus den höhern Ständen eine weitere Reise macht, ohne sich von ihren Barden oder Troubadours begleiten zu lassen.

„Huun" ist ein großartiges Marionettentheater, auf dem 50 bis 150 hölzerne Puppen spielen. Der javanische, auch bei den Birmesen sehr beliebte „Wayang-Kulit" — dessen weiter unten Erwähnung geschehen wird — ist ein Schattenspiel, das mit Hülfe großer, gelenkiger Puppen gegeben wird. Sie figuriren hinter einem leichten Vorhang und werden von dem „Dalang" in Bewegung gesetzt, der natürlich auch zugleich das Wort für sie führt. Es sind gewöhnlich alte hinduische Sagen, die in diesen Wayang-Kulits behandelt werden, und sie dauern 7 – 8 Tage. Dr. Selberg spricht noch von einem anderen auf Java vorkommenden Drama, das meistens seinen Stoff der traditionellen javanischen Geschichte entnehmen soll. Es ist der „Topeng", der von einem Dalang (hier eine Art Chor), von sechs maskirten Schauspielern, deren Darstellungen eigentlich nur mimische sind, und von vier Musikanten ausgeführt wird. Dieses Schauspiel scheint am meisten dem siamesischen „Manora" zu gleichen, welches des Sri (König) Rama und seiner Affen-Armee Heldenthaten vorstellt. Der „Manora" ist in einem weit großartigeren Styl angelegt, als der „Topeng", und das Schauspielpersonal, wie das Orchester weit zahlreicher; die Vorstellung desselben dauert 5 bis 6 Tage, und es scheint zusammenzufallen mit dem in Vorder-Indien im Anfang des Octobermonats gefeierten Ramlilafest, einem Fest zur Erinnerung an Wischnu's sechste und berühmteste Incarnation. Geboren unter dem Namen Rama von der Königinn in Siam, geht er nämlich, 15 Jahre alt, mit seiner Gemahlinn Seeta nach Hindostan, um auf seinen Reisen die Seelenwanderung zu predigen. Als er nach der Insel Ceylon kommt, raubt ihm der dortige König Ravanu sein Weib, und Rama muß nun, um sie zurückzuerobern, eine förmliche trojanische Belagerung unternehmen, die erst mit der Einnahme der Hauptstadt endet, nachdem die Affen-Armee, mit dem berühmten Affen-General Ha-

numan an der Spitze, zu seinem Ersatz herangerückt. Um diese Begebenheit darzustellen, wird ein großes Fort errichtet, das mit immer colossaleren und barockeren Stroh- und Thonfiguren von Menschen, Pferden, Elephanten u. s. w. angefüllt wird, und das des Abends gegen Sonnenuntergang auf ungeheueren Rädern vom Volk dahingeschleppt wird. Den letzten Tag kommt Ravanu selbst, als Riese, 30 bis 40 Fuß hoch, mit 8 bis 9 Köpfen und vielen bewaffneten Armen. Die Belagerer stürmen mehreremale, aber werden jedesmal wieder zurückgeschlagen, da dringen endlich mehrere hundert Affen unter furchtbarem Heulen und Brüllen vorwärts, der König Ravanu und seine Mannen werden unter einer ungeheueren Explosion in die Luft gesprengt, und das Ganze endet mit einem großem Feuerwerk.

Die Mohammedaner in Vorder-Indien*) haben ebenfalls ein Fest, das in seinem Charakter vollkommen dramatisch ist; es heißt „Mohorrun", und wird zur Erinnerung daran abgehalten, daß Hussein und seine kleine Reiterschaar auf Kerbelas Ebenen angefallen und ermordet wurden. Hussein und sein Bruder Hassan werden bei diesem Fest in ihrem Sarkophag umhergetragen in einer großartigen Procession, der selbst die Reichsten auf ihren Kamelen oder Elephanten folgen, und die von einer rauschenden Musik begleitet wird, die unaufhörlich der Ruf „Hussein" und „Hassan" unterbricht. Von Zeit zu Zeit wird der Zug aufgehalten durch die vielen Feuer, die auf den Plätzen und in den Straßen angezündet sind, und nun singt ein Priester aus der Seiedkaste**) die berühmtesten Stellen der persischen „Dada Majalis" ab. Sein Gesang wird von den heftigsten Geberden begleitet, welche die ganze umstehende Menge wiederholt, und klappernde Instrumente ahmen den Lärm von Reiterregimentern nach, während das ganze Volk zuletzt in wild fanatischer Raserei um die Feuer tanzt.

---

*) Sie sind Schiiten und sehen also Hussein, den Tochtersohn des Propheten, als dessen einzigen rechtmäßigen Nachfolger an, während die von den Sunniten anerkannten Kalifen Abubekir, Othman und Omar von den Schiiten nur als Usurpatoren betrachtet werden.

**) Die Seiedkaste stammt in gerader Linie von Mohammed ab, und ist die einzige Kaste, in die Niemand aufgenommen werden kann, während unter den Moguls, Patans und Scheikhs nicht selten frühere Hindusklaven gefunden werden, die, von ihren Herren dazu überredet, zum Mohammedanismus übergegangen sind.

Außer diesen großen religiösen Festlichkeiten gibt es noch in Vorder-Indien eine andere, mehr eigentlich dramatische Kunst, die bei den Hindus und Mohammedanern verschieden ist. Es ist vorher bemerkt worden, daß die Bajadere Tempeltänzerinn ist, und daß unter ihren Nachkömmlingen die Mädchen in den Stand der Mutter übergehen, während die Knaben zu Musikanten und Schauspielern erzogen werden. Eine solche Schauspielertruppe gehört der Pagode an, und wird von dieser an vornehme Leute vermiethet, um diese während der Hindufeste mit ihren mythologischen Schauspielen zu unterhalten. Nach beendeten Festlichkeiten kehrt die Truppe zu ihrem Tempel zurück.

Eine ganz andere Art dramatischer Künstler sind die zu der mohammedanischen Patankaste gehörenden, und stets bei den eingeborenen Cavallerie-Regimentern engagirten „Bha-ans", die wiederum unter sich verschieden sind: theils sind es nämlich Sänger (Kurkhyts, ihre Gesänge heißen Kurkha), die dem Regiment in der Hitze des Gefechtes folgen und durch ihre begeisternden Gesänge Wunder thun, theils sind es mehr Schauspieler in des Wortes eigentlichem Sinne. Diese sollen sich durch ein vorzügliches Spiel auszeichnen; sie improvisiren ihre Rollen, wie in der alt-italienischen Pantomime, und die Stücke, die sich im gewöhnlichen Leben bewegen, sollen, obgleich zuweilen voll Zweideutigkeiten und Platitüden, reich an Witz und beißender Satyre seyn. Nicht selten haben die mohammedanischen Familien Privattheater; hier werden gern kleine Lustspiele aufgeführt, und die weiblichen Dienerinnen führen die Rollen aus. Da diese Stücke in der „Zenana" (dem Weibergemach) aufgeführt werden, wohnt ihnen, außer dem weiblichen Personal, natürlich nur der Herr des Hauses bei, und höchstens einer oder der andere seiner älteren Bekannten.

Ich darf bei den meisten meiner Leser nur geringe Kenntniß der dramatischen Kunst der indo-chinesischen Volksstämme voraussetzen, und hoffe daher, daß man mir diese ziemlich lange Abschweifung verzeihen wird. Ich kehre nun zu Pulo-Penang zurück.

Die Insel Penang, obgleich nur 7½ □Meilen groß, hat eine sehr gemischte Bevölkerung. Außer Malaien, Chinesen, Madras-Kulis, Bengalesen und Europäern, Portugiesen und Indo-Britten, befindet sich hier eine mindere Anzahl Siamesen, Burmesen, Battas,

Achinesen*), Caffern, Arabern, Armeniern und Parsen. In Folge dieses Zusammenflusses heterogener Volksstämme, werden auf diesem kleinem Fleck nicht weniger als 12 verschiedene Sprachen gesprochen. Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung in Beziehung auf die Bevölkerung der Insel, ist die sehr überwiegende Anzahl Männer, besonders unter den Chinesen, Kulis und Bengalesen. Unter den Chinesen tritt sie so stark hervor, daß auf 5½ Männer nur ein Frauenzimmer kommt, ein Mißverhältniß, das nicht ihrer Nationalabgeschlossenheit zuzuschreiben ist — denn sie verheirathen sich sehr willig mit Malaiinnen von Quedda, und haben ohnedies keine Wahl, da sich auf der ganzen Insel, die doch 10,000 Chinesen zählt, nicht mehr als 2 ächte Chinesinnen finden — sondern wovon die Ursache aller Wahrscheinlichkeit nach in ihrem umherflackernden Leben und ärmlichen Umständen zu suchen ist. Doch nun allen Ernstes zurück zu unserer Wanderung.

Man hat nicht weit zu gehen, so ist man außerhalb der hübschen kleinen Stadt. Indem man dem Strande folgt, gelangt man an ein großes Moor, in dem die Sclaven („convicts") im Schweiße ihres Angesichts arbeiten. Penang nimmt 12—1300 dieser armen Sünder auf, die hauptsächlich aus Chinesen und Malaien bestehen; erstere sind fast alle durch Dieberei, die Malaien durch Seeräuberei und Mord in's Unglück gerathen. Die bei weitem überwiegende Anzahl dieser Mordthaten ist in Anfällen ehelicher Eifersucht begangen, und es soll nicht selten sein, daß ein Malaie, nachdem er durch das Gesetz schon von seiner Frau getrennt ist, sowohl sie als ihren neuen Gatten tödtet, in dem Argwohn, daß sie schon früher mit einander in unerlaubtem Verhältniß gestanden hatten. Nachdem man durch dieses Moor gekommen ist, befindet man sich gleich in einer hübschen und reichen Landschaft. Wohlerhaltene Landstraßen durchschneiden in allen Richtungen das flache Terrain, das den ganzen östlichen Theil der Insel bildet, und an beiden Seiten der Wege, die zum Theil von sehr hohen, hier und da mit weißem Convolvulus durchschlungenen Bambushecken eingeschlossen werden, sieht man wohlbebaute Felder, die mit dem schönsten hellgrünen Reis oder mit den herrlichsten Caffee-, Muskat-, Nelken-, Cocus-, Areca- und Pfeffer-

*) Von Achin auf Sumatra.

Pflanzungen prangen. Etwas vom Wege entfernt liegt oft eine hübsche kleine Cottage mit ihren Verandas, eine schattige Allee führt zu ihnen, und man kann sich mit Sicherheit dahin begeben, denn man darf eine gastfreie Aufnahme gewiß erwarten.

Auch die Malaien, Chinesen und Hindus haben hier, obgleich über eine weite Strecke verbreitet, ihre Wohnungen gebaut. Die Ersteren haben, wie fast überall, ihre Häuser auf Pfählen aufgeführt; die chinesischen und hinduischen Hütten gleichen einander bei'm flüchtigen Anblick, aber wie verschieden war der Eindruck, den sie auf mich hervorbrachten, als ich Abends im Dunkeln an ihnen vorüber fuhr! Man hätte beinahe glauben sollen, die Chinesen hätten illuminirt, so sehr hatten sie ihre freundlichen Hütten erleuchtet; die Alten plauderten in der Veranda, und die Kinder — drollige Dinger mit Miniatür-Zöpfen auf den sonst kahlgeschorenen Köpfen — sah man d'raußen auf dem Wege in größeren Gruppen spielen und sich nach Herzenslust herumwälzen. Die Wohnungen der Hindus dahingegen waren eben so düster, wie das Volk selbst; eine einzelne dunkle Cocuslampe warf ihren matten Schein über die amphitheatralischen Riege, auf denen ihre Handelswaaren aufgestellt waren, und alles Leben schien ausgestorben. Auch in der Stadt selbst war im chinesischen Quartier noch Munterkeit und Leben bis in die Nacht hinein. Meine Aufmerksamkeit ward durch einen Zusammenlauf von Menschen in Anspruch genommen, und als ich mich näherte, sah ich eine ungeheure Masse Chinesen um einen chinesischen Moralphilosophen herum liegen, stehen und kauern. Vor seiner Thür sitzend, hatte derselbe einen großen Folianten vor sich und hielt daraus, mit vielem Pathos und großer Salbung, eine, nach der gespannten Aufmerksamkeit der Zuhörer zu schließen, höchst interessante Vorlesung. In Sincapore hatte ich später Gelegenheit, bei etwas dem Aehnlichen Zeuge zu werden; wie mein Führer mir später erzählte, war es hier eine, selbigen Tages mit dem Dampfschiff von China angekommene Zeitung, die von einem älteren Mann der versammelten Menge vorgelesen wurde.

Weit kann man in diesem Klima nicht spazieren, und von allen Gliedern könnte man in Ostindien die Füße am besten entbehren. Man läßt sich tragen, fährt oder reitet höchstens, sobald man nur einige hundert Schritt aus der Stadt heraus will. Sehr

einfache kleine Kutschen zu 2 oder 3 Personen, mit einem Pferde davor, sind die gewöhnlichsten Beförderungsmittel, so lange man auf dem flachen Lande bleiben will. Fühlt man aber das Bedürfniß freier aufzuathmen, und sucht zugleich eine weitere Aussicht über die ganze Insel, da muß man auf die Berge hinauf, die Penang von Nordost nach Südwest durchschneiden, oder die, wohl richtiger gesagt, den ganzen westlichen Theil der Insel bilden, und, mit Ausnahme einiger kleinen Ebenen auf der Südwestseite, unmittelbar am Strande liegen.

Nur zu Pferde kann man auf die Berge hinaufgelangen, da noch keine Landstraßen angelegt sind. Auf einem schmalen Stege, auf dem eben ein Pferd vordringen kann, klimmt man hinauf durch den hier noch kaum berührten Urwald, der aus alle den verschiedenen Bäumen besteht, die den malaiischen Archipel verherrlichen, die Berge mit dem üppigsten Grün bekleidend. Nur die Gipfel sind gelichtet, und auf den dadurch gebildeten lieblichen Hochebenen haben der Gouverneur und andere Vornehme der Bevölkerung der Colonie sich Villas gebaut, wo sie in der kühlen Abend- und Morgenluft Erfrischung und, nach überstandenen klimatischen Krankheiten, neue Kräfte suchen. Pulo Penangs „Governor's Hill" hat, seiner Salubrität wegen, ein ostindisches Renommée, und die Reconvalescenten reisen von Calcutta und Madras dahin, wie die Europäer nach Madeira oder Italien.

Indeß ist nicht darauf zu rechnen, daß die Luft auf diesen Bergen überall unbedingt gesund sein sollte. An mehreren Punkten fordern die Ausdünstungen des Urwaldes ihre Opfer, und man zeigte uns namentlich als traurigen Beweis davon „Colonel Jackson's Hill". Dieser Mann hatte die Stelle: eine nur eine Viertelmeile vom „Governor's Hill" entfernte Bergzinne, gekauft und zog dort mit seiner Familie ein, trotz aller Warnungen wegen der Ungesundheit des Punkts. Bald aber ward die Warnung zur Gewißheit. Nach Verlauf weniger Monate fand die Krankheit sich ein. Man beeilte sich wegzuziehen, — es war zu spät, und die ganze Familie lag binnen Kurzem in demselben Grabe.

Auf dem Wege nach „Governor's Hill" kommt man, gleich hinter einer chinesischen Wassermühle, in ein liebliches Thal. Mimosa sensitiva ist sein ärgstes Unkraut, und die uns von den

Mongkatabergen bekannte Melastoma-Staude wird auch hier in außerordentlicher Menge angetroffen. Die Abhänge sind theils mit regelmäßig angelegten Muskatalleen bepflanzt, theils von der Urvegetation noch dicht überwuchert; was aber diesen Punkt besonders anziehend macht, ist ein Bergstrom, der brausend sich zwischen Klippen und Steinen durch Bäume und Gesträuche den Weg bahnt. Der Wasserfall ist bei weitem nicht großartig, aber sein ewiges Plätschern und Rasseln, während der Strom sich jetzt hinter dichtem Gebüsch verbirgt, jetzt wieder seinen Schaum in allen Farben des Regenbogens gegen die heißen Sonnenstrahlen emporwirft, und sich dann durch grüne Felder hindurch bequem in sein breiteres Flußbett hinwälzt: das Alles macht einen hübschen, wohlthuenden Eindruck, und eben so erquicklich ist die über diesen Fleck verbreitete Kühle. Es ist dem kleinen Fluß übrigens nicht lange erlaubt, seine Freiheit zu genießen. Die praktischen Engländer haben sein herrliches Wasser benutzt, um die Stadt und die in der Nähe liegenden Schiffe damit zu versehen. Eingeklemmt in eine enge Wasserleitung, läuft es nun längs des macadamisirten Weges und endet in einem Steinbassin, von wo aus es durch eiserne Röhren unmittelbar auf die Schiffsbrücke geleitet wird, so daß man das beste Wasser zugleich mit der größten Leichtigkeit gewinnt. Wer da weiß, wie viel Wasser ein Kriegsschiff bedarf, und wie beschwerlich es oft ist, diese nothwendige Provision zu erhalten, wird solche Einrichtungen zu segnen wissen, und vollständig ihren Werth anerkennen.

Ist man erst auf die Höhe gelangt, lohnt sich die Mühe durch die herrlichste Aussicht und die erquickendste Luft. Die ganze schöne Insel mit ihrer üppigen Vegetation, ihren wohlbebauten Feldern, die kleine freundliche Stadt mit ihren niedlichen Gärten, der klare, blaue Strom, der die Insel von der kaum ¾ Meilen entfernten Küste der Halbinsel Malacca trennt, und auf der anderen Seite die fruchtbare „Province Wellesley“ mit ihren vielen Plantagen und niedlichen Villas, im Hintergrunde gegen Osten Quedda's terrassenförmige blaue Berge, und gegen Westen und Norden das Meer, das unendliche Meer, auf dem sich hunderte von kleinen Böten emsig hin und her bewegen und große Segler vorbei eilen, von den entferntesten Theilen der Welt kommend und wieder in der Ferne verschwindend, — dies Alles hat man vor sich, während der Berg mit

seinem steilen Rücken, seinen spitzen Zinnen sich Einem zu Füßen windet, und sich bis in die Meerenge erstreckt, den südlichsten Theil der Insel bildend mit ihren senkrechten Granitwänden, an die mit leisem Brausen die ruhigen Wellen der Malaccastraße sich hereinwälzen. In Wahrheit! um eine solche Aussicht zu genießen, trotzt man gerne den Beschwerden des Weges und der Hitze!

Hier oben zu wohnen ist übrigens, für's tägliche Leben, keine leichte Aufgabe. Denn Alles wohl erwogen, kann man auf die Länge nicht von der schönen Aussicht leben, und die herrliche Bergluft hat die unvermeidliche Folge, den Bewohnern den erwünschtesten Appetit zu geben. Alles muß aus der Stadt oder vom flachen Lande bezogen, und auf Pferde- oder Menschen-Rücken heraufgebracht werden. Morgens und Abends geht eine kleine Caravane herauf und hinunter; wird aber etwas vergessen, was bei der Unzuverlässigkeit der eingeborenen Dienstboten fast unvermeidlich ist, dann ist man verloren. Glücklicherweise steht jedoch hier oben ein Telegraph, der bestimmt ist, die ankommenden Schiffe zu signalisiren. Der hat solchen Mängeln nicht selten abhelfen müssen, wenn entweder Gouverneur oder Admiral ihre Wohnung hier oben aufgeschlagen hatten, und es sich plötzlich zeigte, daß die guten Dobasche und Kidnagars Brod oder Fleisch vergessen, die Haube der Dame bei der Putzhändlerinn gelassen und des Admirals Rock, aber nicht seine Beinkleider mit der Caravane heraufgebracht hatten.

Der Besitz Penangs mußte für die englisch-ostindische Compagnie von sehr precärer Natur sein, so lange die gegenüberliegende Küste im Besitz der Siamesen war. Das sahen die Engländer nur zu wohl ein, und es währte darum auch nicht lange*), bevor ein Streifen Küstenland, ungefähr eine geogr. Meile breit, 9—10 Meilen lang, vom König von Quedda an die Compagnie verkauft wurde. Dies Land ward „Province Wellesley" benannt. Schon im Jahr 1836 giebt Newbolt die Bevölkerung dieses kleinen Landes auf 47,500 Seelen an, während sie im Jahr 1824 aus 14,000 bestand. Dieser ungeheuere Zuwachs darf natürlich nur der Einwanderung, theils von Chinesen, besonders aber von Ma-

*) Penang kam 1786 in englischen Besitz, und schon 1799 fand die Abtretung von „Province Wellesley" Statt.

laien, zugeschrieben werden, die vor der schlechten Behandlung und harten Bedrückung der Siamesen sich unter den Schutz der englischen Flagge flüchten, wo denn auch diese fleißigen und ausdauernden Ackerbauer mit offenen Armen empfangen werden. Province Wellesley ist ein flaches Land, nur mit wenigen Bergen, da sich das Erdreich von den höheren, oben im Lande liegenden Klippen gegen die Küste herabsenkt, die nach Norden einen sandigen, nach Süden einen Schlamm-Gürtel bildet. Zwei kleine Flüsse begränzen die Provinz gegen Nord und Süd. Obwohl das Land gut bearbeitet, ist doch noch ein großer Theil Urwald und Jungle geblieben. Hier leben die schrecklichen Bewohner des Waldes, der asiatische Tiger und Leopard, die ärgsten Feinde besonders der einsam an der Gränze wohnenden Colonisten. Die Tigerjagd in Province Wellesley ist eine der Lieblingsvergnügungen der Officiere der englischen Garnison. — Obgleich mir dies kleine Land so nahe lag, hatte ich nur ein einziges Mal Zeit, es zu besuchen. Ich fand den englischen Capitain Ferrier, der zugleich die Obrigkeitsperson der Provinz war, dort wohnend. Mit Vergnügen erwähne ich seiner hier, in der Erinnerung der angenehmen Stunden, die ich in seinem Hause zugebracht habe.

Der Grund, warum mir so wenig Zeit blieb, dies hübsche Land zu sehen, war besonders der, daß ich meine ganze Correspondenz und alle meine Rapporte über die Nicobaren von hier absenden sollte; so auch daß die Krankheit des Dr. Rink mir die Expedition der von ihm für die nicobarische Ansiedelung einzukaufenden Sachen auferlegte. Ich war so glücklich, zu dem Behuf bei Penang ein Schiff zu finden, das bestimmt war, auf seiner Rückreise nach Moulmain, zum Einnehmen einer Ladung Cocusnüsse die Nicobaren anzulaufen. Dieses Fahrzeug befrachtete ich und ladete darin Alles, was zum Dienst der Colonie bestimmt war, inclusive drei chinesische Zimmerleute, zwei Schmiede, zwei malaiische Fischer, einige Stiere, Kühe, Schaafe 2c. Das Schiff ward einige Tage aufgehalten, um dem Dr. Rink Zeit zu lassen, sich einigermaßen zu erholen, darauf segelte es den 20sten März nach seinem Bestimmungsort.

Inzwischen waren die erwarteten Dampfschiffe, sowohl von Europa als China, angekommen und abgegangen. Das von China kam am 11ten und ging, nach 5-stündigem Aufenthalt, nach Ceilon

und von da weiter nach Suez. Mit demselben verließen die Herren Kamphövener und Philippi die Expedition, um nach Dänemark zurückzugehen. Herrn Kamphöveners Gesundheit war gänzlich zerrüttet; er war nicht im Stande gewesen, seinen Bericht über die Flora der Nicobaren zu vollenden, und war überhaupt so schwach, daß ich sehr die Möglichkeit bezweifelte, er werde je sein Vaterland wiedersehen. Es gelang ihm wohl, dasselbe zu erreichen, aber wenige Wochen nachher erlag er dem Uebel, das seit Jahren seine Gesundheit untergraben hatte, und das Vaterland verlor in ihm einen seiner tüchtigsten und genialsten Gelehrten. In Dr. Philippi, der mit eben so vielem Fleiß als Intelligenz an einem der Hauptzwecke der Expedition Theil genommen hatte, und dem ich viele schätzenswerthe Aufklärungen verdankte, hatten wir Alle den Verlust eines höchst geistreichen und angenehmen Gesellschafters zu beklagen.

Man ist heut' zu Tage so daran gewöhnt, von neuen colossalen Wirkungen der Eisenbahn- und Dampfschiffahrt zu hören, von abenteuerlich schnellen Reisen, von Paketverbindungen mit den fernsten Ländern der Erde, daß bald Nichts mehr frappirt. Man hat jetzt eben so schnell Briefe von China, wie bisher von Paris, und man reist in derselben Zeit nach Nordamerika, wie noch in meiner Jugend von Kopenhagen nach Hamburg. Darum glaube ich auch nicht Staunen zu erregen, wenn ich anführe, daß ich auf Penang am 11ten März Zeitungen las, die am 27sten Januar in London herausgekommen waren, — also 6 Wochen alte Nachrichten — denn vielleicht hat man sie in dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, schon in 4 oder 5 Wochen, und ich erwarte ehestens von Erfindungen zu hören, die uns Mittheilungen von China in wenigen Tagen, ja vielleicht Stunden, schaffen! — Aber gerade darin liegt, meiner Ansicht nach, das Frappante, oder richtiger ausgedrückt, das Befriedigende, das Erhebende für den menschlichen Geist, daß man bis zu einem Grad der Ueberzeugung in Bezug auf die Allmacht des menschlichen Genies gekommen ist, daß Nichts mehr in Staunen setzt, daß man ohne Blasphemie aussprechen darf, daß Nichts mehr unmöglich ist, und daß der Geist des Menschen von der göttlichen Vorsehung so reich begabt worden, daß er die verborgensten Naturkräfte zu entdecken vermag, in die tiefsten Geheimnisse eindringt, sich ihrer

Die Verbindung zwischen Suez und Hong-Kong ist sehr wohl organisirt. Zwei Mal monatlich geht ein Dampfschiff von den beiden Endpuncten ab, und läuft Bombay, Ponto di Gallo af Ceylon, Penang und Sincapore an. Von Ponto di Gallo geht ein anderes Dampfschiff, gleich nach der Ankunft des ersten, längs der Coromandel-Küste, Madras anlaufend, nach Calcutta. In Sincapore wird die nach Java und den übrigen holländischen Besitzungen bestimmte Post einem holländischen Kriegsschiff, das zu dem Behuf von Batavia kommt, übergeben. Die Verbindung Calcuttas mit China geht daher über Ponto di Gallo auf Ceylon, was zwar ein Umweg ist. Es war eine direkte Linie zwischen Calcutta und Hong-Kong beabsichtigt, und ein Eisen-Dampfschiff, „Fire Queen", dazu angeschafft, welches Unternehmen eine der wichtigsten, wenn auch mittelbaren Ursachen zur Expedition der Galathea auf die Nicobaren wurde, weil es zur Sprache gekommen war, daß die Compagnie für die Exploration jener Linie auf diesen Inseln ein Kohlendepot anlegen, und zu dem Zweck an Ort und Stelle die Kohlen zu finden suchen wolle. Es glückte indeß nicht, und die Actionäre von „Fire Queen" hatten nur eine mäßige Ausbeute.

Ehe ich das kleine freundliche Penang verlasse, muß ich der gastfreien Aufnahme gedenken, deren wir uns hier zu erfreuen hatten. Da Penang nicht zu den Gouvernementssitzen gehört (Sincapore ist ein solcher für alle englisch-ostindischen Etablissements der Malaccastraße) so war hier nicht der steife Ton, der sich an diesen mehr oder minder geltend macht und seinen Ursprung in der Etikette hat, mit der sich die colonialen Gouverneure zu umgeben wissen. Die ersten Beamten der Insel waren „civilians" (Regierungsräthe, Polizeibeamten, Richter), und ihre Kreise waren frei von aller Etikette. Mit Freundlichkeit, Güte und unbeschränkter Gastfreiheit ward man empfangen, man konnte sich in ihnen nur wohl und zufrieden fühlen, wenn Einem auch die Theilnahme an etwas langen Abend-Andachtsübungen auferlegt war, von denen ich, wie ich offen gestehe, kein Verehrer bin. Ich achte und ehre jedes wahre Gefühl der Religiösität, ich beuge mich tief vor Dem, der nach vollendetem Tagewerk in stiller Kammer vor dem Angesicht des Allmächtigen knieend, seinem Herrn Dank sagt für die verflossenen Stunden, und Kraft und Muth sucht für die kommenden; kann aber nicht begreifen, daß

man in wirklicher Andacht diese Handlung im Verein mit einer großen Gesellschaft auszuführen vermag, mit der man vor wenigen Augenblicken Thee getrunken, Toast gegessen, gelacht und gescherzt hat, — daß man, nachdem man bis 9 Uhr die weltlichsten Gegenstände abgehandelt, über Putz und Moden geschwatzt, über Politik gesprochen und die Chronique scandaleuse behandelt hat, jetzt mit dem Schlage 9 ein Leichenbittergesicht aufsetzt, und mit bedecktem Antlitz am Stuhl niederkniet, während aus der Bibel vorgelesen wird. Man muß es mir daher nicht übelnehmen, wenn ich mich keineswegs durch diese Andachtsübungen erhoben fühlte, und ihnen, wo möglich, zu entgehen suchte. In einer großen Mittagsgesellschaft, in der unser Prediger zugegen war, bat ihn der Wirth das Tischgebet zu sagen. Der Pastor Hansen entschuldigte sich damit, der Sprache nicht mächtig genug zu sein, um diesen wichtigen Act auf eine passende Weise auszuführen; der Wirth, aber versicherte ihn, „Grace" müsse gesagt werden, ehe wir etwas zu essen bekämen, und wenn ein Prediger zugegen sei, könne es von keinem Anderen geschehen. Um unseren Mittag zu retten, der uns sonst verloren gegangen wäre, mußte sich also der Pastor Hansen entschließen.

Auf dem kleinen Penang mit seiner unbedeutenden Garnison — nur eine Compagnie Infanterie und etwas Artillerie — war keine Musik, ich meine natürlich keine europäische; denn die schreckliche Pagoden-Musik, ob nun hindostanisch oder chinesisch, war hier wie überall in Indien in weit größerem Ueberfluß, als man es mit europäischen Ohren wünschen konnte. Die Musik der Galathea war daher ein wahrer Genuß für die guten Inselbewohner jeglicher Religionssecte. Sobald der Gesundheitszustand meiner Mannschaft der Art war, daß ich mich aufgelegt fühlte, die Musik zu benutzen, ließ ich sie Nachmittags an's Land gehen, wo sie denn, auf der Esplanade außerhalb des Forts, einige Stunden vor einer zahlreichen Versammlung spielte. Man bat auch, ob sie in die Häuser kommen dürfe, um zur Belustigung der Gesellschaft beizutragen, die gewöhnlich mit einem kleinen Tanz endete, an dem Alle, Alt und Jung, mit Entzücken theilnahmen. Die Engländer — jedenfalls hier in den Colonien — betrachten den Tanz nicht allein als Vergnügen, sondern auch als eine gute Art sich Motion zu verschaffen, als ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit; das we-

nigstens muß man annehmen, wenn man den Ernst und Eifer sieht, mit dem sie die Sache betreiben. Nicht selten sah ich grauhaarige Herren und Damen in einer Quadrille auftreten, um mit demselben ernsten Gesicht herumzutanzen, das sie annehmen, wenn sie bei Tisch mit einander ein Glas trinken oder politische Materien abhandeln. Ich habe einst auf dieser Reise einen Mann von mehr als 60 Jahren auf einem Ball bis 3 Uhr Morgens warten sehen, weil er es für seine Pflicht gehalten hatte, die Wirthin zu einem Contratanz zu engagiren, und von ihr erst ein Versprechen auf den 6ten oder 7ten bekommen hatte.

Nach einem 14-tägigen Aufenthalt auf der Rhede von Pulo-Penang waren die Kranken alle so weit gelangt, daß ich sie einschiffen und die Abreise bestimmen durfte; meine Geschäfte waren beendet, das Schiff lag segelfertig, und ich ernannte somit nur noch den hiesigen Kaufmann, Herrn Currier, zum dänischen Agenten der nicobarischen Angelegenheiten. Darauf bezahlte ich meine Rechnungen und ging, Sonnabend den 21sten März, unter Segel. Für die Kranken, die, bis auf die Mitglieder der Messe, Alle noch bettlägerig waren, stellte ich, an der zum Lazareth umgestalteten Steuerbordseite der Batterie, je zwei Betten zwischen jedes Paar Kanonen; da ich auf eine sehr wenig bewegte See rechnen durfte, war dies der ruhigste, wie kühlste Platz im Schiffe.

Den 21sten März, Nachm. 3 Uhr, lichteten wir die Anker, um nördlich von Penang in die Malaccastraße hineinzulaufen. Windstille und vom hohen Lande wehende leichte, veränderliche Brisen wechselten jedoch mit Gewitter und Regenschauern ab, und am nächsten Morgen lagen wir noch, etwa zwei Meilen vom Lande entfernt, gerade im Westen der NW.-Spitze der Insel. Ihr Aussehen ist an dieser Seite wild und unbewohnt, die hohen Felsen laufen, mit Urwald überwachsen, bis an den Meeresstrand hinab; nur der südliche Theil der Westküste bildet eine Ebene, deren sich die Cultur bemächtigt, und auf der sie schon manche hübsch gehaltene Pflanzung angelegt hat.

Ein südwestlicher Wind führte uns, bei dem schönsten Wetter, die Küste entlang; bei Sonnenuntergang passirten wir die kleine Insel Saddle-Eiland; Nachts gab es dann wieder starken Regen, Gewitter und variable Landbrise. Bei Tagesanbruch am 23sten

sahen wir die hohen Gebirge im Inneren des mit seinen Küsten flach verlaufenden Königsreichs Perak; um Mittag lag queer von uns die ziemlich hohe waldige, an jedem Ende mit einer kenntlichen Firste versehene kleine Insel Dinding; gegen Sonnenuntergang ließen wir zwischen den Inseln Jarra und Sambilongs mit den nebenan liegenden Felsen „white" und „black rock". Sambilongs sind neun kleine, waldige Inseln dicht vor der Mündung des auf 5—6 Meilen schiffbaren Perakflusses; das Wasser hat bis ganz an die Inseln heran eine Tiefe von 15—23 Faden. Am Abend erhielten wir frische Brise aus NO. und O., Cours SSO.; schon gegen Mitternacht ließ sie aber nach, und der Landwind stellte sich wieder mit seinem Regen und Gewitter ein. Das Senkblei gab uns anhaltend größere Tiefen, als auf der Karte angegeben, wahrscheinlich weil diese den niedrigsten Wasserstand zur Springzeit anführt, während es nicht außer Acht zu lassen, daß das Wasser hier gegen Neu- und Vollmond 14 Fuß steigt und fällt. In allen diesen Nächten sahen wir, auf der übrigens schwarzen und stillen Meeresfläche, bemerkenswerthe helle, jedoch von dem Leuchten des Meeres sich durch ihren nur matten Schimmer unterscheidende Flecken im Wasser, die, unter das Microscop gebracht, kein Resultat gaben, und die dem von Bougainville erwähnten starken Leuchten der hiesigen Gewässer keinesweges entsprachen.

Den 24sten Abends ankerte ich wegen Windstille und nordwärts setzenden Stroms auf 15 Faden Lehmgrund mitten im Fahrwasser, den Salangore-Berg in OzN. etwa 7½ Meilen entfernt, übrigens außer Sicht vom Lande; die Nacht gab wie gewöhnlich heftiges Gewitter mit Regen und ohne Wind. Den 25sten, Morgens 8 Uhr, erhob sich eine westliche Brise, mit der wir südöstlichen Cours steuerten und bald, in 9—10 Faden Tiefe, die nördlichen Sandbänke sondirten. Um 12 Uhr Mittags wurden wir die Aroa-Inseln gewahr; der Strom hatte uns ganz wenig nach Norden, stärker nach Westen getrieben. In der englischen Specialkarte von der Aroa-Straße findet sich eine Ansicht der Anzas-Inseln und der Küststrecke vom falschen bis zum wahren Parcelar-Berge hinab; die von einem als „D" bezeichneten Punkte ausgehenden Peilungen sind auf dieser Ansicht durch einen Nachlässigkeitsfehler, der glücklicherweise so grob ist, daß er schwerlich übersehen werden wird, durchaus

verkehrt angegeben, indem die Anzas-Inseln in NW$\frac{2}{3}$W. statt in NO$\frac{2}{3}$O., der Parcelar-Berg in NOzO$\frac{3}{4}$O. statt in SOzO$\frac{3}{4}$O. gelegt worden.

Nachmittags 2 Uhr erblickten wir den Parcelar-Berg und segelten nun, in Sicht dieses wichtigen Zeichens, längs der gefährlichen 15 Fuß haltenden Untiefe ostsüdöstlich in's Fahrwasser hinein; worauf wir bei Sonnenuntergang, den Berg in N. 58° O., die niedrigen waldbewachsenen Calams-Inseln gewahr wurden. Auf mein Senkblei und nöthigen Falls auf meinen Anker mich verlassend, beschloß ich, der einbrechenden Nacht und des mit ihr zu erwartenden Gewitters, Regens, Windstille, Finsterniß und veränderlichen Windes ungeachtet, in die Enge zwischen der vom Parcelar-Berge nach Cap Rachado laufenden malaiischen Küste einerseits, und den gefährlichen südlichen Sandbänken andererseits, hineinzusteuern. Wie man im Dunkel der Nacht mit dem Stock oder der Hand vor sich tappt, so bedienten wir uns jetzt anhaltend des Handsenkbleies und jede Viertelstunde der Sondirmaschine, stießen bald auf Morast, bald auf Sand, und steuerten demgemäß einen viertel oder halben Strich südlicher oder nördlicher. Niemand kam in dieser anstrengenden Nacht zu Bett, um vier Uhr Morgens waren wir aber auch durch den schwierigen Canal hindurch und lagen, in der nun vollständigen Windstille, dem Cap Rachado gegenüber. Der Erfahrung dieser einen Nacht gemäß, läuft die Ebbe west- und südwärts nach den Südsandbänken hinüber, die Fluth ost- und nordwärts auf „Bambock-Shoal" zu.

Den 26sten liefen wir mit flauer Brise und Windstille, im herrlichsten Wetter, bei klarem, wolkenfreien Himmel und fast spiegelblanker See, die Küste von Malacca entlang; Mittags 12 Uhr passirten wir die alte Stadt, die nur noch in ihren Kirchen, Klöstern und Festungswerken die Ruinen einstiger Pracht und Herrlichkeit bewahrt, nachdem Leben, Handel und Schiffahrt längst verschwunden sind. Eine Menge Böte mit Früchten, Brod, Eiern, Hühnern, Strohhüten, Matten u. dgl. m. legten sich an die Seite des Schiffs. Es kommen diese Böte nach den vorbeisegelnden Schiffen heraus, scheinbar um einen friedlichen Handel mit ihnen zu treiben, zugleich aber in der heimlichen Absicht, den Zustand des Schiffes, die Stärke der Mannschaft, die Zahl der Kanonen und Handwaffen zu erspähen, und dann, wenn die Nacht, und mit ihr die zwischen der See- und Land-Brise herrschende Windstille, eintritt, verrätherischer Weise die

Schiffe mit stark bewaffneten und bemannten Fahrzeugen zu überfallen und zu erklettern, die Besatzungen zu ermorden, die Ladungen zu plündern, und die Frauen, wenn solche an Bord sind, in die Gefangenschaft zu entführen. Die Holländer haben, wenigstens zu Zeiten, mit großem Eifer die malaiischen Seeräuber in ihren Gewässern verfolgt, ihre Schiffe in Brand gesteckt und in den Grund gebohrt; dennoch treiben dieselben ihr räuberisches Handwerk, den Bemühungen der holländischen wie englischen Regierung zum Trotz, nicht nur in ziemlich ausgedehntem Grade, sondern auch meistens ungestraft, in den zahlreichen Canälen zwischen Inseln nnd Flußmündungen, wo der dreiste Pirat gegen den nicht vollständig bewanderten Lootsen nur eine zu sichere Zuflucht findet. Das einzige radicale Mittel gegen die Gräuel der Seeräuberei ist meines Erachtens die Einführung des Christenthums und der damit folgenden Reformen der Regierung und der Sitten des Volkes; denn nur auf diese Weise würde die Freibeuterei in den Augen der Eingeborenen, von einem als erlaubt angesehenen Erwerbsquell, zu einem gesetzlosen Verbrechen herabsinken. — Ich meines Theils war um den Bericht, den die Spione über unser Schiff abgestattet haben möchten, keineswegs besorgt. Die Kanonen wurden indeß am Abend mit Schroot geladen, und Espingole wie Handwaffen bereit gehalten. Wie man sich auf der Reise durch einen unsicheren Wald mit allerlei Räubergeschichten unterhält, so drehte sich denn auch das Hauptgespräch dieses Abends um die verschiedenen Angriffe und dreisten Unternehmungen der malaiischen Piraten, wie um die ernsthaften Züchtigungen, die ihnen mitunter, obgleich leider nur zu selten, zu Theil geworden. Der ungewöhnlich stark besuchte kleine Klub blieb länger auf dem Deck als sonst, man war diesen Abend ausnehmend wach und guter Dinge; — dabei blieb es denn aber auch, allmählig forderte der Schlaf sein Recht, Einer kroch nach dem Anderen hinunter, und die Galathea glitt, der immer wachsamen Wache überlassen, lautlos über die blanke Meeresfläche die Küste von Malacca entlang, wo hin und wieder große Feuer die Aufenthaltsorte der Bewohner anzeigten.

Am nächsten Morgen wurden wir des Formosa- und des von Horsburgh benannten Bato Babo-Berges ansichtig; gerade vor mir glaubte ich Pulo Pisang zu sehen und steuerte demzufolge auf die Carimans-Inseln zu. Ein Wurf von 10 Faden mit dem Senkblei

bestätigte mich noch in meiner Meinung, indem ich diese Untiefe für die „fair channel-bank" annahm. Je mehr wir uns aber der vermeintlichen Pisang-Insel näherten, desto weniger wollten unsere Berechnungen stimmen, denn das Land von Sumatra lag in gar zu scharfen und deutlichen Umrissen vor uns, als daß die ganz flache Tanjore-Insel wirklich 6—7 Meilen von uns hätte entfernt sein können. Das Senkblei hatte also, wie es mir jetzt einleuchtete, die „middle-bank" angegeben, und was wir für Pulo Pisang genommen, waren die Inseln Groß- und Klein-Cariman; ich setzte somit alle Segel bei, um diese lavirend nördlich und östlich zu umschiffen, und da der Strom uns zum Glück günstig war, erblickten wir bald das wirkliche Pulo Pisang und die ganze nördliche Einfahrt in die Sincapore-Straße sammt dem wahren Labyrinth ihrer zahllosen kleinen Inseln.

Als es Nacht wurde, ging ich nordöstlich von Klein-Cariman vor Anker; um 5 Uhr des folgenden Morgens richtete ich meinen Lauf zwischen die Inseln, längs der gefährlichen Klippe „Tree-Island", nördlich von „Red-Island", südlich von „Barn-Island", „Coney", „Rabby" u. s. w. Gegen Abend langten wir, auf der Rhede von Sincapore an; am folgenden Morgen ankerten wir, 1 Viertml. von der Stadt entfernt, in 3½ Faden Tiefe. Der Strom läuft während dieser ganzen Fahrt sehr stark, die Ebbe westwärts, die Fluth ostwärts, bis die Strömungen sich innerhalb der Carimans-Inseln begegnen, und nun die Ebbe ostwärts, die Fluth westwärts treibt. Namentlich auf der Rhede selbst läuft letztere mit reißender Schnelle in den „New-harbour" hinein. Unsichtbare Gefahren giebt es in diesem Archipel nicht, und Horsburghs Beschreibung wie die Karten der Sincapore-Straße, d. h. des fahrbaren Canals derselben, lassen Nichts zu wünschen übrig; dennoch kann ich meine Verwunderung nicht zurückhalten, daß für die Durchfahrt dieser für Sincapore's und China's Handel so wichtigen Straße keine Baaken, keine Segelmarken oder Leuchtfeuer errichtet, und daß man, die eine kleine Insel von der anderen nur schwer unterscheidend, noch immer dem ausgesetzt ist, sich in einen falschen Canal hineinzusegeln, wo man sich dann genöthigt sieht, den Anker zu werfen und das Umkehren des Stroms abzuwarten. Ich nehme nur an, der große Baum auf „Tree-Island" würde gefällt, da

hätte man kein Zeichen mehr, um dieser in der Oberfläche des Wassers liegenden gefährlichen Sandbank auszuweichen.

Schon des Tages zuvor, als wir in Sicht von Sincapore lavirten, begegneten wir einer Menge Fischer- und Proviantböten, die uns von der Industrie und Handelsthätigkeit dieses, nur durch Handel und Schiffahrt bestehenden und aufblühenden Platzes einen Vorgeschmack gaben. Als wir am Sonntag Morgen den endlichen Ankerplatz auf der Rhede suchten, bahnten wir uns den Weg durch eine Masse schwimmender Caffeehäuser und Restaurationen mit gedeckten Tischen, mit bunten Fahnen und wehenden Flaggen. Hinter dem Tisch stand hier der Wirth, ein sauberer, weiß gekleideter Chinese oder Muselmann, und hob einen Zettel in die Höhe, auf dem Alles, was an Bord oder am Lande zu haben, mit großen Buchstaben angeführt war. Sah man diese Leute an, verbeugten sie sich tief mit verschränkten Armen; bestiegen sie unser Schiff, geriethen sie in Schlägerei, um uns ihre mannichfachen Empfehlungen als wohlassortirte Handelsleute, zuverlässige Wäscher, redliche Commissionäre u. s. w. zu überreichen. Einer dieser Restaurationen wurde sogleich das Privilegium ertheilt, sich täglich bei den Mahlzeiten der Mannschaft an der Schiffsseite einzufinden und den Leuten Caffee, Thee, Früchte, Eier, feines Brod, Cigarren, leichte Kleidungsstücke u. dgl. m. feilzubieten. Auch miethete ich gleich, für die Zeit unseres hiesigen Aufenthalts, einen der von Bengalesen geruderten flachen, schmalen „Sampans" und verschonte auf diese Weise unsere eigene Besatzung mit dem so anstrengenden Rudern in dieser glühenden Sonnenhitze.

Die Insel, auf der Sincapore liegt, ist keine Urformation wie Penang, sondern hat einen ganz jungen submarinen Ursprung; sie besteht aus hellgrünen, wellenförmigen, waldigen Anhöhen, ohne Felsen, ohne Wasserfälle noch andere großartige Naturschönheiten. Die hübsche, jedoch nicht imposante Stadt verbirgt sich zum Theil hinter der umgebenden Vegetation; schöne Villas tauchen hin und wieder auf den Abhängen zwischen den Gärten hervor, und Kuppeln und Thurmspitzen erheben sich über dem Walde; nach Osten liegen die Schiffswerfte, nach Westen alle Magazine, Packhäuser

und Contoirs der Kaufleute, und hier bilden die ringsum liegenden Inseln einen zur Anlage von Docks bestimmten Canal und eine an Sicherheit unübertreffliche innere Rhede. Die Stadt ist an den beiden Seiten des, in seiner Mündung ziemlich breiten Flusses gebaut. Längs der steinernen Treppen liegen zu Tausenden Prahme, Flöße, Böte, bedeckte Gondeln und kleine Schiffe, verschieden getakelt und mit den Flaggen aller möglichen Nationen geschmückt; oben auf den Kais wimmelt es von Chinesen und Malaien, Hindus und Muselmännern, Cochinchinesen und Siamesen, Europäern und Farbigen, Yankees und afrikanischen Negern. Alle bewegen sich geschäftig durch einander, Waaren werden in den Böten aus- und eingehoben, Schubkarren und Senften, Karren und Ochsenwagen rollen belastet oder leer hin und zurück; Ballen und Körbe, Kisten und Kasten, Fässer und Tonnen werden, mit allen Erzeugnissen des Erdreichs gefüllt, zwischen Packhäusern und Buden hin- und hergebracht; in tausenden Sprachen wird gesprochen, geschrieen, gehandelt. Und diese ganze Maschine setzt nur eine Triebfeder, der Egoismus, in Bewegung; Gewinnsucht, Durst nach Reichthümern läßt die verschiedensten Kräfte und widersprechendsten Interessen in Frieden und Eintracht demselben Ziele entgegenwirken, und die schöne Theorie der unumschränkten Handelsfreiheit wird auf diesem glücklichen Boden mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt.

Sincapore (Sincapura o: die Löwenstadt) ist 1160 von dem Malaienfürsten Sang Nila Utama, einem vermeintlichen Descendenten Alexanders des Großen gegründet*). Die Malaien, die ursprünglich aus dem an den Ufern des Malaijuflusses auf Sumatra belegenen Königreich Menangkabo, oder nach Anderen aus einem Reiche im westlichen Borneo stammen, gewannen in Sincapore ihre erste Besitzung in der Straße, mußten aber schon nach hundert Jahren, von den javanischen Eroberern vertrieben, von hier flüchten, und stifteten nun die Stadt Malacca, die sich schon im Jahre 1511, als sie in die Hände der Portugiesen fiel, zu einer bedeutenden Handelsstadt erhoben hatte. Die Malaien hatten sich indeß schon an

*) Wunderbarer Weise wird das Grab Alexanders des Großen in mehreren der alten Reiche des asiatischen Archipels vorgezeigt, und fast jeder Sultan in diesen Gegenden hat irgend eine Waffe, von der er behauptet, sie habe dem berühmten Eroberer zugehört.

mehreren Punkten der Malaccastraße festgesetzt, und die Residenz ihres Sultans ward von nun an zuerst nach Djohor, später nach Rhio und endlich unter den Kriegen mit den Holländern nach der Insel Linga verlegt. Sincapore war daher auch im Jahre 1819 noch eine öde Insel. Wo wir jetzt eine der bedeutendsten Handelsstädte der Welt sehen, stand damals ein ärmliches Fischerdorf mit 150—200 Menschen, die theils vom Fischfang, theils von Seeräuberei lebten. Ueber den Fluß, wo jetzt Tausende von Schiffen aller Nationen löschen und laden, stahl sich damals der stark bemannte Prahu auf die Tiefe hinaus, um im Dunkel der Nacht des Piraten schändliches Handwerk zu treiben. Das Land war mit undurchdringlichem Jungle bedeckt, in welchem der mörderische Tiger nach Beute herumschlich; am Rand des Flußes wälzte sich im fetten Schlamm der Alligator, und Schlangen ringelten sich zu Tausenden durch die Gebüsche.

Der letzte englische Gouverneur Batavias, Sir Stamford Raffles, war es, der, mit dem ihm eigenen scharfen Blick Sincapore dazu auserſah, der Sitz der neuen englischen Colonie zu werden, die zu errichten nothwendig war, um dem Etablissement der Holländer auf Rhio die Stange zu bieten, und um völlig Herr der Fahrt auf China und des Welthandels in diesen Gewässern zu sein. Es ist hier nicht der Ort, sich über das von ihm dabei beobachtete Verfahren und das Glück, das seine Arbeiten krönte, auszulassen. Nur soviel muß ich anführen, das Sincapore zum Freihafen erklärt wurde, ganz ohne Zollabgaben, mit sehr niedrigen und gleich vertheilten Hafenabgaben, und im Uebrigen mit allen Erleichterungen und Freiheiten im Handel und Wandel, im Eigenthums-Kauf und Verkauf, im Niederlassen und Fortreisen, im Acker- und Häuserbau: ohne Berücksichtigung der Nationalität und Religion. Das Resultat war, daß die Bevölkerung in der staunenswerthesten Progression stieg. Schon im Jahre 1822 waren hier — mit Inbegriff von Militair und Sclaven (convicts) — ungefähr 10,000, 1836 gegen 30,000 und 1845 über 57,000 Einwohner. Daß Arbeit, Handelsthätigkeit und Reichthum in gleichem Verhältniß wie die Bevölkerung stieg, brauche ich nicht hinzuzufügen. Wohnungen und Packhäuser, Brücken und Kais, Landstraßen und Schiffswerfte wurden aus Nichts hervorgezaubert, da aber der Transithandel die

Haupttriebfeder alles dieses Lebens und Webens war, mußte vor ihm Alles weichen. Lange währte es darum auch, bis man an die zur Ausführung der Producte, oder auch nur zur Versorgung des Marktes der neuen Stadt, nothwendige Urbarmachung der Ländereien dachte. Noch im Jahr 1836 war, mit Ausnahme einzelner Küchengärten, die die Chinesen in der Stadt oder dicht vor derselben anbauten, durchaus kein Land unter Cultur gebracht; der Urwald war der unmittelbare Nachbar der Stadt. Der Markt wurde mit den größten Kosten von den naheliegenden Inseln, von Malacca oder Rhio versorgt; an Export eigener Producte ward nicht gedacht, obgleich das Erdreich Sincapores eben so fruchtbar war, wie das aller anderen Inseln dieses Archipels. In den letzten 10 Jahren hatte dies sich aber verändert: Colonisten hatten Land gekauft, es urbargemacht und bearbeitet, die Gränzen des Urwaldes waren vor den siegreichen Waffen der Cultur: Axt, Feuer und Pflug, zurückgetreten; Landstraßen durchschnitten in verschiedenen Richtungen die Insel, und zur Seite üppiger Zuckerfelder sah man Gewürznelken-, Muscat- und Cocuspflanzungen in einem, für Penangs Production beunruhigenden Grade gedeihn. — Dicht um die Stadt herum war die Gegend wirklich reizend. Auf einem Berge lag das einfache und anspruchslose Gouvernementshaus in einem niedlichen Garten; ein hübscher Weg schlängelte sich die Höhe hinauf. Nach allen Seiten sah man neue Villas, wieder andere waren unter Bau, kurz Alles bezeugte, daß die emsigen Bewohner des modernen Tyrus Zeit bekommen hatten, Luft zu schöpfen, und nach geendetem Tagewerk in den herrlichen Umgebungen, die sie selbst hervorgezaubert, Ruhe zu suchen.

Die Sorgen, die man sich, während wir Sincapore besuchten, wegen seines Handels machte, theils weil kurz vorher Macao zum Freihafen erklärt war, theils weil sich Hongkong und Shanghae zu bedeutenden Handelsplätzen erhoben, schienen sehr übertrieben zu sein. Was dahingegen als unumstößliche Thatsache dasteht, ist, daß der Besitz Sincapores auf gewisse Weise sehr theuer erkauft ist, und daß die Holländer durch den Traktat im Jahr 1824 augenscheinlich ihren mächtigeren und sonst so klugen Nachbar überlistet haben. Während nämlich Holland in diesem Traktat Sincapore — und zwar nur das Recht darauf, denn faktisch war es schon in englischen Händen —

die Stadt Malacca und alle eventuellen Colonien auf der Halbinsel und auf Indiens Festland abtrat, verzichtete letzteres, zum Ersatz für diese wirklich sehr geringen Opfer, auf seine Besitzungen auf Sumatra, und gab sein Recht auf, nicht bloß hier, auf Carimons, Battam, Bintan, Lingin, sondern auch auf jeder Insel, die im Süden der Sincapore-Straße liegt, Colonien anzulegen oder Traktate zu schließen. Durch diese Abtretung hat sich England von dem reichsten Theil Borneos, von Banca, Billiton, Madura, Bali, Lombok, Sumatra, Flores und fast dem ganzen Celebes ausgeschlossen.

Dicht vor der Stadt, am Fuß des Gouvernements-Berges, westlich von demselben, liegt das malaiische Quartier. Es ist eine Wiese, auf der in der Fluthzeit das Meer einen vollständigen See bildet, der während der Ebbe zu einem großen Morast wird, in welchem die Häuser der Malaien, wie gewöhnlich auf Pfählen gebaut, 4—6 Fuß über dem Fluthzeichen stehen. Was bringt sie dazu, diese wenig einladenden und scheinbar so ungesunden Bauplätze vorzugsweise zu wählen? Sollte man es nicht in ihrer Natur begründet halten, und glauben daß amphibialisches Blut in ihren Adern fließt? So viel ist wenigstens gewiß, daß sie eben so viel auf dem Wasser, als auf dem Lande leben, und daß ihre kleinen Böte und Prahus ihre eigentliche Heimath sind. Auch ist es ausgemacht, daß dieser Morast nicht ungesund ist, ja er ist es so wenig, daß man gerade den daran stoßenden Berg gewählt hat, um darauf die ersten Hospitäler der Stadt anzulegen*). Sincapore ist im Ganzen, trotz seiner

*) Außer dem schon genannten „European Hospital", einem prächtigen, hohen, einstöckigen Gebäude, das einen großen Raum einnimmt, und nur für die Aufnahme von 20 Patienten bestimmt ist, war man damit beschäftigt, ein eben so großes als elegantes Hospital für die Chinesen zu errichten, wozu sie natürlich selbst das Geld verabreichten, während dahingegen das brittische Gouvernement den Bauplan gelegt hatte, und die Beamten hergab, die ihm vorstehen sollten. Das nicht weit davon liegende ältere chinesische Krankenhaus, das noch gebraucht wurde, bestand aus mehreren langen, aber außerordentlich einfachen Gebäuden, oder richtiger Schauern. Drei Reihen Tische streckten sich längs der Wände, und auf diesen lagen die Leidenden, jeder Bequemlichkeit beraubt, und in allem Schmutz, den Aussatz, alte Geschwüre, Knochenfraß und andere widerwärtige Krankheiten mit sich führen. Die zwei Hospitäler, die Sincapore außer den erwähnten hat, eines nämlich für Sclaven und eines, 150 Kranke aufnehmend, für den übrigen Theil der eingeborenen Bevölkerung, liegen nicht auf diesem Berge.

Salzwassersümpfe, ein sehr fieberfreier und gesunder*) Platz, wozu der Grund namentlich in dem Umstande zu finden ist, daß die stets wiederkehrende Fluth die Wiese wieder überschwemmt und so das Wasser daran hindert, stagnirend zu werden. Die Sümpfe werden außerdem mehr und mehr ausgefüllt, und die Luft ist, mit Rücksicht darauf, daß der Ort nur 1° 20′ nördlich der Linie liegt, bei weitem nicht drückend heiß. Die Temperatur wechselt nämlich zwischen 71° F. (21⅔° C.) und 89° F. (31⅔° C.), weil der das ganze Jahr hindurch fallende Regen die Atmosphäre fortwährend abkühlt, und die Brise, die meistens frisch zwischen den in weitem Umkreis den Hafen umgebenden Inseln hindurchweht, die Wärme minder fühlbar macht und zu Penangs schwüler Gewitterluft einen bemerkenswerthen Gegensatz bildet.

Wir wollen aber zu dem vorerwähnten malaiischen Quartier zurückkehren, und zu dem Bughi-Stamm, der seit der Zeit der Holländer noch ungestört in seinem Salzwassersumpf lebt. Einige Officiere von der Besatzung unseres Schiffes ruderten eines Nachmittags bei Ebbezeit nach ihrer Stadt hinüber. Der Häuptling nahm sie sehr zuvorkommend auf, lud sie ein, sich vor seiner dürftigen Hütte niederzulassen, wo eine zahlreiche Menschenmenge bald die Fremden umringte, und reichte ihnen eine geöffnete Cocusnuß als Zeichen der Gastfreundschaft. Diese Menschen schienen weder in Aussehen noch Cultur weit über den Nicobaren zu stehen, und die Hütten glichen sehr denen, die wir auf jenen Inseln gesehen hatten, nur mit dem Unterschiede, daß sie in mehrere Räume getheilt waren und in ihrer inneren Ausschmückung mehr Spuren des Verkehrs mit Europäern trugen. Von einer Hütte zur anderen führte hier und da eine Brücke, die während der Fluthzeit den geselligen Umgang der Bewohner erleichterte.

---

*) Eine Ausnahme macht die nahe bei Sincapore liegende, ihrer Ungesundheit wegen berüchtigte Ananas-Insel, die ausschließlich zur Pflege der Frucht bestimmt ist, nach der sie ihren Namen trägt. Der Arbeiterlohn besteht in der Hälfte der gewonnenen Früchte, und der Preis dafür ist so niedrig, daß selbst wir, obgleich Europäer, und nicht mal hier ansäßig, 150 Ananas für ½ Piaster (1¼ Mk. Bc.) kaufen konnten. Sie sind darum auch, gleich einem anderen bei uns eben so beliebten Gericht, Schildkröte, hier als Kost für den gemeinen Mann zu betrachten, und werden nicht selten den Schweinen als Futter vorgeworfen.

Bedenkt man übrigens, daß die Hälfte der Bewohner der Malaccaküste Malaien sind, und daß diese theils von der besagten Küste, theils von Sumatra, Java, Borneo, Celebes und den kleineren umliegenden Inseln stammen, so wird es Einem klar, daß man nach einem so kleinen Theil, wie der angeführte Bughi-Stamm in Sincapore, nicht auf die weitausgebreitete malaiische Bevölkerung schließen darf. Eine Vorliebe dafür, ihre Wohnungen in Wiesen und Morästen zu bauen, ist aber allen Malaien gemein, und meistens flackern sie, der arme Adelige wie der vogelfreie Verbrecher, auf dem Meere herum.

Der Malaie trägt, ob zur See oder zu Lande, immer einen Khris (Dolch) — der nicht selten vergiftet ist — an seiner Seite, und dazu noch mitunter eine Büchse auf dem Nacken; sein trotziger Gang, sein düsterer Blick verrathen eine Wildheit, die ihn gegen den weibischen Hindu und den sinnlichen, selbstzufriedenen Chinesen grell abstechen läßt. Gerade diese Eigenthümlichkeit im Charakter des Malaien erzeugt das bekannte „Amok", eine sehr plötzlich, und oft ohne allen scheinbaren Grund, bei ihm ausbrechende Raserei, in der er mit seiner Waffe auf Alles einstürzt, was ihm auf seinem Wege begegnet, und ohne Unterschied Freund und Feind, den Fremden, den sein Auge zum ersten Mal erblickt, und Frau und Kinder, an denen er mit voller Liebe hängt, mörderisch überfällt. Es empört den Malaien, wenn man ihm fest in's Auge sieht, und so wenig dies uns eine Beleidigung scheint, reicht es hin, seine Wuth zu wecken; gewöhnlich geben aber heftigere Leidenschaften, namentlich Eifersucht, zu derselben die Veranlassung. Der Unglückliche, der ein Opfer des „Amok" geworden, hält nicht an, bis er tödtlich ermattet niedersinkt, und bei'm Wiedererwachen des Bewußtseins ist ein „matta glab" (mein Auge war in Dunkel gehüllt) das Einzige, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen weiß. Zum Glück wird diese gefährliche Raserei in den europäischen Colonien immer seltener, und in Penang hatte man in vollen 17 Jahren nur zwei Fälle der Art gesehen. Im ethnographischen Museum in Batavia zeigte man uns ein eigenes Instrument, um sich damit der Rasenden zu bemächtigen: es war eine Art inwendig mit Stacheln versehener Heugabel. — Wie wir aus dem Vorhergehenden gesehen haben, daß der Malaie wild und zügellos ist, so ist er auch stolz, wollüstig, falsch

und listig, faul, träge und wortkarg. So stark der Aberglaube unter diesem Volk, so schlaff ist ihre Religiösität, und wenn die Meisten vom Buddhismus zum mohamedanischen Glauben übergegangen sind, so liegt es nur darin, daß sie in sclavischem Gehorsam ihren despotischen Fürsten folgten; sie sind von Bigotterie so fern, daß sie die fanatischen Muselmänner Vorderindiens verachten und verabscheuen. Demungeachtet beobachten sie in Speise und Trank ein gewisses Ceremoniel. Wein und Branntwein weisen sie, wenigstens öffentlich, ab, und ein berauschter Malaie gehört zu den größten Seltenheiten; die Schildkröte, so wie alles Andere, was zum Amphibienreich gehört, wird als unrein betrachtet, und auch das Schwein, — eine Kost, die Mahomed selbst, wie bekannt, nicht verachtete, die er aber seinen Bekennern, nach einer häuslichen Scene mit seiner Tochter Fatima, verbot — wird vom Malaien als „haram" angesehen, während sein Nachbar, der Chinese, diese Gewissenhaftigkeit belächelnd, es sich, nachdem es auf die Mast geschickt und mit Reis- und Kaladipflanzen gefüttert ist, vortrefflich schmecken läßt. Im Essen und Trinken ist der Malaie mäßig, kaut aber, gleich seinen orientalischen Nachbaren, stark Betel („Siri"). Die geistige Entwickelung der Malaien ist noch in ihrer Kindheit, ihre Litteratur ist sehr unbedeutend, und abstracte Wissenschaften werden nicht getrieben. Ihre Poesie besteht meistens aus Romanzen. In Sincapore machten wir die Bekanntschaft eines ihrer Dichter: er vereinigte eine hohe, hübsche und kräftige Gestalt mit einem klugen, forschenden Blick, hieß Abdullah und schien schon ein Mann von nahe an 50 Jahren zu sein. — In Opium- und Spielhäusern trafen wir nur wenige Malaien; dahingegen schienen sie vom Tanz große Liebhaber zu sein: sie sammelten sich unter den ringsum liegenden offenen Schauern in dichten Kreisen um den Wechseltanz der Männer und Frauen, die, eigenthümlich drappirt und mit langen silbernen Fingerhüten geschmückt, Finger, Hände und den ganzen Körper auf die unglaublichste Weise verrenkten. Jeder wollte dann zu dieser Kunstleistung sein Schärflein beitragen: wer nicht „Tam-Tam", Violine oder Clarinett spielen konnte, schlug mit ein Paar flachen Stöcken an einander, um die klappernde, schrillende und höchst unbehagliche Musik zu vermehren. Auf einem Felde vor der Stadt sahen wir jeden Nachmittag die Malaien eine Art Ball (Sapa-

raga) spielen. Der Ball ist von spanischem Rohr geflochten und hohl; er wird mit dem inneren Rand des Fußes weggeschlagen, wodurch er unendlich hoch und weit fliegt. Die Spielenden sind in einem großen Kreise aufgestellt; hat Jemand mit Schulter, Arm, Kopf oder Lende, aber wohl zu merken nie mit den Händen, den Ball aufgefangen, läßt er ihn auf den Fuß niedergleiten, und schickt ihn nun, ebenso wie sein Vorgänger, weiter. So sahen wir den Ball vom Einen zum Anderen gehen, nur selten ward er nicht aufgefangen, und besonders ein alter Mann erregte, durch seinen Eifer und die bewunderungswürdigste Geschicklichkeit in diesem Spiel, unser ganzes Staunen.

Ich erwähnte vorhin der Vorliebe des Malaien für das Meer; habe ich dabei auch das Piratenleben besonders hervorgehoben, so muß ich doch hinzufügen, daß er in friedlichen Beschäftigungen, als Kaufmann und Fischer, nicht weniger auf diesem Element verkehrt. Eine eigenthümliche Art des Fischfangs, die ich in Sincapore sah, zu der aber natürlich fast gänzliche Windstille gehört, besteht darin, daß man, um die Fische aus der Tiefe zu locken, Mehl oder dergleichen auf die Oberfläche des Wassers streut und durch ein Infus der Tubawurzel die Fische dazu bringt, in einem scheintodten Zustande aufzutauchen.

Die Malaien sind unter Mittelgröße, untersetzt gebaut, und haben kleine Hände und Füße; ich werde indeß bei unserem Aufenthalt auf Java noch Veranlassung finden, ihres Aeußeren, so wie ihrer Kleidung und Sprache näher zu erwähnen.

Der überwiegende Theil der Bewohner Sincapores besteht aus Chinesen; 1824 waren 3,300, 1836 13,750, und als wir dort waren 32,132*) Chinesen auf der Insel. Ein so außerordentlicher Zuwachs kann natürlich nur der Einwanderung zugeschrieben werden. Trotz dem, daß die chinesischen Gesetze die Auswanderung mit Todesstrafe belegen, kommen jährlich allein nach Sincapore mehrere Tausend (1845: 5000) dieser wunderbaren Nation. Wie Zugvögel erscheinen sie mit den großen Junken, die jährlich den NO.-Monsun benutzen, um von China nach Sincapore, Manila und Batavia zu

---

*) Von diesen waren 28,765 Männer und nur 3,367 Frauen, also das Verhältniß wie 9: 1.

gehen, sich in großen Schwärmen über jeden Punkt ausbreitend, auf dem es etwas zu verdienen giebt. Sogar auf den westindischen Inseln hat man in den letzteren Jahren chinesische Arbeiter gemiethet.

Die unbedingte Einwanderungsfreiheit, die auf Sincapore besteht, kann übrigens dieser Colonie leicht gefährlich werden. Ohne die geringste Controlle landen sie dort und suchen inner- oder außerhalb der Stadt Arbeit. Niemand weiß wie viele, und noch weniger wer kommt, woraus denn der Uebelstand entsteht, daß wenn auch ein großer Theil Arbeit erhält, doch noch eine Menge müssiger, brodloser Leute umhergehen, die, da sie nicht allein die Untüchtigsten, sondern auch die Bedürftigsten sind, ihren Lebensunterhalt suchen, wie es eben am Besten geht. 15,000 chinesischen Proletariern dient auf der Insel selbst, wie auf dem jenseitigen Festlande, der Jungle zur Wohnung; Dieberei, Raub und Plünderung ist ihr Erwerbszweig. Kommt noch hinzu, daß sie fast Alle ohne Ausnahme, Arm und Reich, Vornehm und Gering, zu den weit verbreiteten Verbindungen gehören, deren Verpflichtung darin besteht, einander in Noth und Tod beizustehen, so wie auch, daß die Macht der Gouvernements-Regierung sehr beschränkt, die Polizei schwach, die Gesetze unzulänglich und den Verhältnissen wenig anpassend, und die Garnison*) sehr unbedeutend ist, so wird man leicht einsehen, daß die bürgerliche Sicherheit, ja sogar die Existenz der Colonie, gefährdet ist, sobald sich ein muthiger und begabter Mann an die Spitze der Vagabonden-Schaar stellt. Kurz vor unserer Ankunft in Sincapore hatte sich auch ein Ereigniß der Art begeben, das die gefährlichsten Folgen hätte haben können. Ein Vorsteher der großen Freimaurergesellschaft Sang-ho-hoey war gestorben, und die Chinesen, die ihn mit großem Pomp begraben wollten, wünschten seine Leiche in Procession durch die Stadt zu tragen. Unter der Bedingung, daß sie den ihnen vorgeschriebenen Weg gehen sollten, wurde es ihnen be-

*) Bei meinem Aufenthalt in Sincapore bestand die ganze Besatzung an allen drei Plätzen der Malacca-Straße nur aus einem Regiment Infanterie von 1000 Mann, und einem Detaschement Artillerie; Sincapore hatte nur 400 Sipoys. Außer dem eigentlichen Militär hatte Sincapore 187, theils chinesische, theils malaiische Pionen oder Polizeisoldaten; man bedenke aber auch, daß sich die Anzahl der allein von Bombay, Penang und anderen englischen Besitzungen hierher deportirten Sclaven auf 1500 belief.

willigt. Da ihnen aber dieser Weg nicht paßte, schlugen sie einen anderen ein, boten dem Militair, der Polizei, ja selbst dem Gouverneur Trotz, und führten ihre Leiche durch die ihnen mehr zusagenden Straßen, so daß die Stadt während mehrerer Stunden in der Gewalt des Pöbels war. Während der ersten Nacht nach meiner Landung ward das Landhaus des obersten Polizeibeamten — ½ Viertelmeile von dem Hause, in welchem ich wohnte, entfernt — überfallen. Gegen 100 Chinesen umzingelten von 10—11 Uhr Abends das Haus, und plünderten es, nachdem sie die Bewohner gezwungen hatten, sich aus ihren Betten auf den Boden zu flüchten, gänzlich bis auf's letzte Stück aus, worauf sie ungehindert wieder abzogen. Dies machte großes Aufsehen: Sincapores Zeitungen waren voll von den gewaltsamsten Klagen und Petitionen um ernste Maaßregeln. Ein Theil der Räuber ward eingefangen, und zu Zweien mit den Zöpfen an einander gebunden — ein höchst komischer Anblick! — sah ich sie nach einigen Tagen in die Stadt transportiren.

Diese geheimen Verbindungen, die sogenannten Congsis — von denen Sang-ho-hoey" oder „Hwuy-hwuy"*) in Sincapore die bedeutendste ist, während die beiden ersten in Penang „Choon-sing" und „Yee-shing" heißen — sind eine so auffallende sociale Institution, daß es mir erlaubt sein muß, eine kurze Beschreibung derselben zu geben**). Ihr erster und ursprünglicher Zweck war, die tatarische Dynastie vom Thron zu stoßen, daher steht annoch in China Todesstrafe darauf, Mitglied einer dieser Associationen zu sein, und wenn sich auch der Verbrecher selbst der Strafe des Gesetzes entzieht, wird doch seine ganze Familie eingekerkert. In den Colonien werden sie weniger streng bewacht, und die Mehrzahl der chinesischen Bevölkerung ist in solche Verbindungen aufgenommen, von denen einige wohl nur eine Art Freimaurerlogen, andere dahingegen politische Klubs von der gefährlichsten und staatsauflösendsten Ten-

*) Nach Sir John Davis' „the Chinese", Vol. 2. pag. 106 bedeutet dieser Name die Dreieinigkeits-Verbindung, und bezeichnet daß, wenn der Himmel, die Erde, und der Mann ihr vereint beistehen, es ihr glücken würde, die jetztregierende tatarische Dynastie umzustürzen, und daß bis dahin alle Mittel aufgeboten werden müssen, um diese Begebenheit zur Reife zu bringen.

**) S. James Low: „Dissertation on Penang".

denz sind. Die Colonien können nicht ohne Sorge um ihre Existenz diese „Staaten im Staat" eine immer größere Macht entwickeln sehen, und nur ihre Rivalität und ihr gegenseitiger Neid machen sie weniger gefährlich.

Ist ein Chinese Mitglied eines Congsi, darf er nicht unter dem von demselben festgesetzten Lohn arbeiten, wohingegen die Gesellschaft verpflichtet ist, ihn, falls er brodlos werden sollte, zu unterstützen. Wenn er eines Verbrechens wegen vor Gericht gefordert wird, bestechen seine Brüder den Richter, und schrecken durch die fürchterlichsten Drohungen den, der gegen ihn zeugen wollte, davon ab; ist aber auch das vergebens, suchen sie ihn mit Gewalt aus dem Kerker zu befreien. Die Congsis bestechen die mit der Aufsicht der Spielhäuser beauftragte Polizei, stiften großartige Schmuggler-, Diebes- und Räubercomplotte, und conspiriren gar gegen die Regierung, wenn sie mit ihr unzufrieden sind*). Nebenbei ist die Gefahr der Entdeckung und des Verraths ihrer Pläne für sie nur sehr gering, da alle Mitglieder einer solchen Verbindung mit Eiden zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtet sind, und auf Nichterfüllung dieser Verpflichtung der Tod steht. Jeder Congsi hat einen Großmeister, der durch Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt wird, und in dessen Hause ein Bild des Schutzgottes der Verbindung aufbewahrt ist. Der Beweis für die Aufnahme in einen Congsi besteht in einem, mit kabbalistischen Figuren bemalten Diplom, in einem Ring mit mystischen Inscriptionen, u. s. w. Die Verbindung spricht oft eine ganz eigene Sprache, die Mitglieder derselben Association erkennen sich an bestimmten verabredeten Zeichen, wie z. B. an ihrem Gang, ihrem Gruß, ihrer Art den Sonnenschirm hinzustellen u. s. w.

Ich erwähnte vorhin des Einflusses der heimlichen Verbin-

---

*) Oeffentliche Feste und dgl. werden häufig zum Ausbruch von Unruhen benutzt, namentlich das Loja-Fest eignet sich dazu ganz besonders. Die sogenannten „Lojas", der Ausschuß der Bevölkerung, die so verachtet sind, daß sie den übrigen Theil des Jahres nicht einmal als Zeugen vor Gericht angenommen werden, stehen nämlich während der Dauer dieses teuflischen Festes, bei welchem sie als religiöse Martyrer eine Rolle spielen, in solchem Ansehen, daß der abergläubische Chinese Alles was sie sagen, glaubt, und ohne Weigerung das thut, wozu diese Elenden ihn in ihrer vermeintlichen Inspiration auffordern.

dungen zu Gunsten der Spielhäuser, und werde mich über die Spiellust der Chinesen etwas weiter auslassen. Jeder Chinese ist ein geborener Spieler — der Knabe läuft gleich mit dem „pice", den man ihm schenkt, zu seinen Kameraden, um mit ihnen Quitt oder Doppelt zu spielen, der Fürst spielt um Reiche und Länder — und um ihrer Leidenschaft das Gepräge der Gesetzlichkeit aufzudrücken, haben sich die Chinesen nicht gescheut, das Hazardspiel für einen ihrer religiösen Ritus zu erklären. Demungeachtet beschloß das brittische Gouvernement der „Straße", das früher die Spielhäuser selbst verpachtet hatte, dies Laster durch ein 1810 erschienenes Gesetz zu unterdrücken. Es erreichte aber nie seinen Zweck, und schon in den ersten acht Jahren, nachdem die Groß-Jury, vermeintlich um die Moralität zu heben, jene Anordnung getroffen hatte, wurden allein in Penang gegen 1400 Chinesen als Spieler unter Anklage gesetzt, — worunter Leute die deswegen zum 9ten Mal bestraft wurden, — und man glaubte, daß viermal so Viele der Wachsamkeit der Polizei entgangen wären. Ehe das neue Regierungsgesetz herauskam, hinderten die Spielhäuser selbst die Verbreitung des Lasters, da es in ihrem Interesse lag, Alles heimliche Spiel unmöglich zu machen. Diese Controlle war jetzt weggefallen, und konnte durch keine Wachsamkeit der Polizei ersetzt werden, da die Congsis die Pione selbst bestachen, wenn sie ihre schuldigen Mitbrüder den Verfolgungen derselben nicht auf andere Weise zu entziehen wußten. Das Resultat ist daher, daß jetzt vielleicht kaum ein Einziger im ganzen Jahre wegen Hazardspiels bestraft wird, während dennoch Penang sowohl als Sincapore, namentlich letztere Stadt, mit Spielhäusern überfüllt sind. Ich werde versuchen, da ich mehrere derselben selbst gesehen, eine Beschreibung dieser Höhlen des Lasters zu geben. Nachdem man mich von der Straße durch einen langen, dunkeln, in Zickzack laufenden Gang geführt hatte, schob man mich plötzlich durch eine Thür, die gleich hinter mir wieder verschlossen ward, und ich befand mich nun in einem großen, erleuchteten, aber sehr schmutzigen Raum, ohne Fenster, und außer einer Treppe, die an der entgegengesetzten Seite des Zimmers, Gott weiß wohinauf führte, ohne andere Ausgänge. In dichten Kreisen um den Spieltisch, gespannte Erwartung im Blick, standen oder saßen eine Menge Chinesen. Man wies mir einen Sitzplatz

an, während mir zugleich Thee und Kuchen gereicht ward. Der Banquier, eine abgezehrte, saffrangelbe Gestalt mit hohlen Augen und eisigem, starren Blick, saß am Ende des Spieltisches; kein Zug seines Gesichts ward durch den Wechsel des Glücks verändert, mit derselben unveränderten Ruhe zog er das Geld ein, und warf den Spielern ihren Gewinn zu, was Alles mit einer, mich in Erstaunen setzenden Schnelligkeit vor sich ging. Ein Würfelspiel, „Po" genannt, ward gespielt. Der halb rothe und halb weiße Büffelhorns-Würfel ward von einer mit einem Deckel versehenen Messingkapsel umschlossen, in die ihn der Banquier, indem er Beides in einem kleinen Beutel vor dem Spieler verborgen hielt, hineinlegte. Die geschlossene Kapsel ward darauf mitten auf den, durch zwei Diagonale in vier Dreiecke getheilten Tisch gesetzt, und nachdem Einer sie herum geschnurrt hatte, ward von allen Seiten pointirt — bald auf eine Reihe, bald übereinander, bald in den Triangeln, bald auf die Striche — sowohl Kupfer als Silber. Dann ward der Deckel der Kapsel abgenommen, um zu sehen, ob der Würfel den Spielern die weiße oder rothe Seite zuwende. Im ersteren Fall gewann der Spieler, im letzteren der Banquier. Man versicherte mich, daß bei'm „Po" so zweckmäßige Maaßregeln gegen Betrug getroffen, daß falsches Spiel vollkommen unmöglich gemacht sei; auch hörte ich, das Spiel sei so reich an Abwechselungen, daß es allein 64 verschiedene Arten des Einsatzes gebe. Dies Letztere darf ich nicht bestreiten, doch kam es mir vor, als ob das Geld bei den meisten der Einsätze in eine und dieselbe Quelle, nämlich die Tasche des Banquiers, floß, und mehr als einen armen Teufel, der scheinbar mit der größten Gleichgültigkeit seinen letzten sauer erworbenen Piaster verspielt hatte, sah ich nun mit den noch übrigen Schillingen in eine Opiumskneipe schlendern, um sich dort wieder reich zu träumen.

Wir wollen ihm dahin folgen. Hinter Muskitovorhängen, zu Zweien auf einem harten Lager ausgestreckt, lagen, mit von spanischem Rohr geflochtenen Kissen unter dem Kopf, hier die Chinesen. Neben der brennenden Lampe, die zwischen ihnen stand, lagen eine Opiumspfeife, Fidibusse, ein kleiner Stock, und in einer Tasse das Opium: ein brauner Saft, zäh wie Syrup, vielleicht noch etwas dicker. Von Zeit zu Zeit richtete sich der Eine oder Andere in einem schlaftrunkenen Zustand halb auf, schmierte etwas Saft in

die kleine Oeffnung des inwendig hohlen Pfeifenkopfes, und hielt den brennenden Fidibus daran; nachdem er ein Paar lange Züge gemacht, schloß er den Mund, bis er, um nicht vom Rauch erstickt zu werden, gezwungen ward ihn wieder auszublasen, worauf er die Pfeife seinem Nachbaren reichte, und wieder in die frühere Betäubung zurücksank. Der schlaffe Ausdruck ihrer bleichen, eingefallenen Gesichter, die in die Weite starrenden, stumpfen glanzlosen Augen, zeigten daß die Meisten schon von Traumbildern, die der Wirklichkeit fern lagen, umfangen waren. Während Einer ein unbeschriebenes Stück Papier vor die Augen hielt, dessen Inhalt er eifrig zu studiren schien, hatten zwei Andere ein widerliches, schmutziges Malaienmädchen zwischen sich, die mit thierischer Gleichgültigkeit abwechselnd ihre Cigarre rauchte und sich von ihren Nachbaren die Opiumspfeife reichen ließ. Weiter hin sahen wir einen ganz jungen, sehr hübschen und noch frisch blühenden Chinesen mit den ersten Anzeichen eines Opiumsrausches. Er lag allein, wahrscheinlich weil er bei Ausübung seines Lasters noch keine Kammeradschaft gefunden hatte, und vielleicht war es sein erster Besuch in diesem abscheulichen Tempel des Lasters, der selten die Opfer, die ihm einmal anheimgefallen sind, wieder herausgiebt.

Ich glaube jetzt bewiesen zu haben, daß die Colonien in der „Straße", obgleich sie in den Chinesen fleißige, genügsame Arbeiter haben, auf der anderen Seite auch wieder durch sie mit einer Bevölkerung belästigt sind, die tief gesunken und den abscheulichsten Lastern ergeben ist.

Aber nicht allein chinesische Schurken hat Sincapore zu fürchten. Infolge der gänzlich uncontrollirten Einwanderung, senden z. B. Manila oder Batavia, um sich von ihren Verbrechern und Müssiggängern zu befreien, dieselben nach Sincapore. Es ward gerade während meines Aufenthalts, über eine solche Zusendung von Batavia, ernsthaft Klage geführt, worauf das holländische Gouvernement ziemlich naiv antwortete, daß sie keine verurtheilte Verbrecher, sondern nur Vagabonden wären, von denen man sich zu befreien wünschte, und die selbst Sincapore, wo Alles, also auch Menschen, frei eingeführt würden, zu ihrem Aufenthalt wählten.

Der kleinste aber thätigste Theil der Bevölkerung Sincapores besteht aus Europäern, deren Zahl sich 1845 im Ganzen, alle

Nationen eingerechnet — meistens sind es Engländer und Deutsche — nur auf 336 belief. Sie sind im Besitz der eigentlichen Kraft, die das Gedeihen der Colonie fördert: Capital und Credit. Wie alle in Indien wohnenden Europäer, führen auch sie ein Sclavenleben; um sich für die Zukunft in ihrer Heimath eine glückliche Existenz zu gründen, arbeiten sie unaufhörlich. Das Facit, das alle ihre Berechnungen schließen soll, ist die Rückkehr im Besitz eines unabhängigen Vermögens. Darauf hin arbeiten sie Tag und Nacht, dafür opfern sie ihre besten und kräftigsten Jahre, und Manche erliegen diesen Anstrengungen und enden damit, in fremder Erde zu ruhen, weit von der Heimath, die ihnen, wachend und im Traum, golden und lächelnd wie des Lebens höchstes Glück winkte. Da Sincapore noch eine sehr junge Stadt ist, und vor wenigen Jahren die Verhältnisse noch zu precär als daß die Kaufleute ihre Familien hätten mitbringen können, sieht man hier viele mehr oder minder farbige Damen, die Frucht der unerlaubten Verbindungen der Europäer mit malaiischen Frauenzimmern. Selbst aus den vornehmeren Kreisen werden diese Frauenzimmer nicht mit solcher Strenge, wie auf den anderen brittisch-ostindischen Colonien, ausgeschlossen. Natürlich sind aber die geselligen Freuden nur Nebensache. Die guten Sincaporianer sind viel zu geschäftig, um zu Vergnügungen Zeit zu haben. Müde und unlustig kehren sie nach den Beschwerden des langen, warmen Tages heim. Gewöhnlich erwartet sie ein spärliches, zu Zeiten aber prachtvolles, und immer auf englische Weise servirtes Mahl, das sie mitunter mit einigen Freunden, oft allein, am seltensten mit ihrer Familie einnehmen; denn die Meisten sind, wie gesagt, unverheirathet, und nur Wenige haben ihre Frau mitgenommen, Kinder sieht man nie.

Nach beendeter Mahlzeit wird der kühlste Platz auf der Veranda aufgesucht, eine Cigarre — die Manila-Cerute — angezündet, und nun beginnen die Abendfreuden, eine sehr schlecht unterhaltene Conversation, die nicht selten mit einem sanften Schlummer endet, und während der man, nach der amerikanischen Methode, die Beine über die Armlehnen des, zu dem Ende oft noch mit Auslegern versehenen Schaukelstuhls legt. Ich hörte einmal einen alten Engländer das Practische und Richtige dieser Sitzmethode sehr

feierlich abhandeln, bis wir alle, auch er selbst, sanft eingeschlummert waren.

Im monotonen und zum Theil sehr langweiligen geselligen Leben Sincapores, war, wie man sich denken kann, das Musikchor der Galathea, das ich bei passenden Veranlassungen an's Land gehen und auf der Esplanade am Strande spielen ließ, eine sehr willkommene Abwechselung. Für die Bewohner der Stadt wurde daraus ein wahres Fest. Tag und Stunde dieses Genusses wurden in den Zeitungen angekündigt, und lange Wagenreihen hielten auf dem Platz, auf dem das Musikpersonal, von einer bunten Menge umgeben, aufgestellt war.

Meine Geschäfte in Sincapore waren wenige oder keine. Zum Schutz und zur Förderung des dänischen Handels hieselbst hatte der Etatsrath Hansen schon auf seiner Reise nach China im Jahre 1845 den Herrn Nichols, Firma „Hamilton, Gray & Co.", als dänischen Consul angestellt; dieser war nicht nur ein geachteter Handelsmann von einem alten und zwar wohlhabenden Hause, sondern zeigte sich auch in allen Geschäften mit mir höchst zuvorkommend und uneigennützig.

Ehe ich Sincapore verlasse, muß ich mit wenigen Worten der auf der Rhede liegenden Schiffe erwähnen: natürlich nicht der europäischen, die sich durch nichts, als durch ihre große Zahl und durch die Schnelligkeit, mit der sie löschen, laden, kommen und gehen, auszeichnen. Nein, ich meine vor Allem die großen chinesischen Junken, die ich schon früher genannt habe. Mit dem NO.-Monsun waren sie von Chinas Küsten gekommen, hatten den größten Theil ihrer mysterieusen Bewohner an's Land gesetzt, ihre mitgebrachten Waaren: Thee, Zucker und Seidenzeuge verkauft, und bereiteten sich nun auf die Rückkehr bei'm ernstlich eintretenden SW.-Monsun, vor. Man muß eigentlich diese Schiffe selbst sehen, um sich von ihnen einen Begriff machen zu können; wenigstens müßten sie gezeichnet werden, mit Feder und Wort läßt sich so etwas nicht wiedergeben. Sie sind die Verwirklichung dessen, was man auf chinesischen Schirmen und Jalousien abgebildet sieht, aber in Wahrheit, man erstaunt über diese Wirklichkeit. Ein größerer, klotzigerer, unförmlicherer Körper, als diese Junken, läßt sich garnicht denken, und die Möglichkeit, mit einem solchen Kasten und mit solchen

Hülfsmitteln mehrere hundert Meilen über den Ocean zu segeln, sieht man kaum ein. Wie auf jedem kleinen chinesischen Fahrzeug, sieht man auch auf dem Vordertheil der Junken zwei große Augen abgebildet. Auf die Frage nach ihrem Sinn, antwortet der Chinese in seiner gebrochenen Sprache: „No eye, how see! no see, how sabe!" (Man kann nicht ohne Augen sehen, nicht ohne zu sehen den Weg finden). Der Spiegel hat ein noch wunderbareres Aussehen, denn mit einer colossalen weißen Scheibe nach oben, zeigt er weiter hinunter in der Mitte eine tiefe Spalte, in die das ungeheuere Steuerruder aufgezogen wird. Diese Maschine wird vermittelst einer immensen Ankerwinde und Cair-Leinen in Bewegung gesetzt. Das Hinterdeck thürmt sich amphitheatralisch zu einem sehr hohen Kastell von drei Etagen auf; von einer Etage zur anderen führt eine Treppe, und Strohdächer schützen sie gegen die brennenden Sonnenstrahlen, so lange die Junke im Hafen liegt. Ganz oben, vor dem Steuerruder, steht der Compaß*), und vor dem Compaß eine mit Matten belegte, für den Lootsen bestimmte Hütte. In der mittleren Etage ist die Kapelle, die eben so wenig hier, als in irgend einem chinesischen Hause, fehlen darf; hinter diesem Andachtsort eine Art Vorrathskammer; vor demselben dahingegen eine größere Erhöhung, deren Matte der Lieblingsaufenthalt der Honoratiores des Schiffes zu sein scheint. Die dritte Etage liegt etwas weiter nach vorne und bedeutend tiefer, — und dem Vordersteven noch näher erhöht sich die Junke wieder, so daß sie dadurch in ihrer Form eine entfernte Aehnlichkeit mit der holländischen Kuff bekommt. Um den ganzen hinteren Theil des Schiffes läuft eine Gallerie mit getrennten Kammern für alle Matrosen der ersten Classe, denen es erlaubt ist, die Waaren, die sie auf eigene Rechnung mitzunehmen wünschen, in denselben aufzuspeichern. Die Masten sind aus einem einzigen

*) Der Compaß der Chinesen zählt nur 24 Striche; die Magnetnadel ist von ihnen vor ungefähr 4500 Jahren entdeckt und wird dem Hoang-te zugeschrieben, demselben der die ersten Städte baute, der die noch bestehende 60jährige Zeitrechnung einführte, und der es dem Tsang-ki übertrug, die Schriftzeichen des Fo-hi zu verbessern. Tsang-ki entlehnte seine Charaktere dem Fußtritt der Vögel im Sande, und den Linien auf der Schale der Schildkröte, und als dies System vollendet war, regneten vom Himmel Kronen nieder, und die Dämonen weinten vor Zorn über seine Erfindung. Das Erste, was er mit dieser neuen Schrift ausarbeitete, war ein sehr umfangsreiches Werk über „den Puls".

Stück; hat die Junke deren drei, so stehen der vordere und hintere nicht mitten im Schiff, sondern der eine etwas auf der Backbord-, der andere auf der Steuerbord-Seite. Segel und Takelage werden, sobald das Schiff sich vor Anker legt, herabgenommen; jedes Segel besteht aus einer einzigen ungeheueren Matte. Die Last ist ein unerhört großer Raum, und es scheint, als ob der ganze Thee-Export Chinas in demselben Platz finden könnte.

So ein Ding segelt von China mitunter mit über 1000 Menschen an Bord, die weder zu essen haben, noch die Reise bezahlen können; demungeachtet nimmt sie der Schiffspatron doch mit und sorgt unterwegs für ihren Unterhalt. Kleider haben sie auch nicht, darum aber bekümmert er sich weniger, sie selbst sich gar nicht. Kommen sie nun an ihren Bestimmungsort, so verdingen sie sich zu irgend einer Arbeit, erhalten den Lohn für einige Monate voraus und berichtigen damit Reise- und Verzehrungskosten; — so lange diese aber nicht bezahlt sind, kommen sie nicht an's Land, und wer neue chinesische Arbeiter zu miethen wünscht, muß sie an Bord der Schiffe aufsuchen. Der Patron oder Capitain ist übrigens nur Supercargo auf der Junke, die er sogar, wenn er auch selbst Besitzer ist, der Führung des Lootsen (Hotschang) und Steuermanns überlassen muß. Außer ihnen pflegt jede Junke zwei Schreiber, von denen der eine die Rechnungen führt, dem anderen die Aufsicht bei'm Laden und Löschen übertragen ist, einen Comprador, der die Lebensmittel einkäuft, einen Hing-kun oder Priester, der jeden Morgen die gehörige Anzahl Räucherstangen und Gold- und Silberpapier abbrennt, einen Koch, Barbier u. s. w., zu haben. Die Besatzung besteht aus zwei Classen, von denen die erste, wie schon oben erwähnt, ihre eigenen Kajüten hat. Die Matrosen, meistens aus der Hefe des Volkes, durch Spiel, Opiumrauchen und andere Ausschweifungen schon an den Rand des Abgrundes gebracht, sind oft mit der See gänzlich unbekannt, und das Commando über einen solchen Menschenschlag hat, wie man sich denken kann, nicht viel auf sich; Unordnung, Gestank und Schweinerei treten Einem überall entgegen.

Auf Sincapores Rhede lagen noch ein Paar andere, europäisch getakelte, und doch ganz eigenthümlich aussehende Schiffe. Es waren cochinchinesische armirte Kauffartheischiffe. Wie man mir

sagte, waren sie nach einer französischen Fregatte, die vor 150 Jahren an Cochinchinas Küsten scheiterte, gebaut, und die Formen unter dem Wasser sollten sehr hübsch sein. Das lasse ich auf sich beruhen, gewiß ist aber, daß, was über dem Wasser lag, vollkommen das Gepräge des hohen Alters trug, welches man dem Model zuschrieb, und daß man dasselbe treu nachzuahmen gesucht hatte, inclusive alles vergoldeten Schnitzwerks und aller Ausstaffirungen, mit denen Spiegel und Vordersteven in jenen Zeiten überladen waren. Ich erinnere einmal, bei einem Concert in einer großen Stadt Deutschlands, eine 90-jährige vornehme Dame vom Hofe Ludwigs des 15ten, in vollem Putz, mit Pochen, Puder, Schminke und Schönpflästerchen, mitten unter der jetzt in voller Blüthe stehenden ungeschminkten weiblichen Jugend gesehen zu haben. Unwillkürlich ward ich bei'm Anblick dieser Schiffe neben der Galathea, einer englischen Corvette, einem holländischen Dampfschiff und den vielen hübschen Opium-Clippers, die hier auf der Rhede lagen, an diesen wunderbaren Contrast erinnert. — Das Innere entsprach dem Aeußeren vollkommen, war eben so grotesk, klotzig und mit schwerer Holzarbeit überladen; hier hatte aber die Vergoldung dem Schmutz und der Zerstörung der Zeit weichen müssen, und Alles dies war nun mit grober rother Farbe überschmiert. Die Batterie war natürlich außerordentlich niedrig, und die Kanonen standen der Länge des Schiffes nach innerhalb der Pforten. Die Reinlichkeit an Bord war nicht übertrieben, und die Vertraulichkeit zwischen der Besatzung nnd ihren Vorgesetzten ziemlich groß. Uebrigens sollen die Schiffe gut segeln, und bei jedem neuen Bau richten sich die Cochinchinesen gänzlich nach derselben Zeichnung. Bei einer Visite an Bord mußte ich an einer cochinchinesischen Collation, die jedoch nur in Thee, Caffee, Confitüren und Früchten bestand, theilnehmen. Bei'm Abschied schenkte mir der Capitain einen großen chinesischen Sonnenschirm, der, bis auf ein recht originell aussehendes inwendiges Netz von bunten wollenen Schnüren, übrigens sehr einfach ist; ich habe ihn dem ethnographischen Museum überlassen. Als mir mein cochinchinesischer Freund die Visite am anderen Tage erwiederte, machte ich ihm das Geschenk einiger Gewehre mit der dazu gehörigen Munition, die ihn sehr zu beglücken schienen. Er kam nicht allein an Bord, sondern in Begleitung des Officierstabes

aller drei Schiffe, 20—30 Cochinchinesen mit Kaftans von durchsichtigem dunkelblauen, mustergestickten Seidenzeug, mit weißen seidenen Beinkleidern und rothen Turbanen geschmückt. Nach der kurzen Bekanntschaft mit ihnen zu urtheilen, waren sie alle wißbegierig, namentlich hatten sie an unseren Seekarten große Freude, und ließen sich gleich die Adresse aufgeben, wo dieselben zu haben wären. Ihre Gesichter, in denen eine deutliche Mischung der chinesischen und malaiischen Physiognomie lag, waren aufgeweckt, aber durchaus nicht hübsch; ihre Hände außerordentlich fein und wohlgebaut; die Nägel wurden von den Vornehmsten sehr lang getragen, aber nicht, wie es bei vielen Malaien Gebrauch ist, bemalt.

Als einer der wenigen Merkwürdigkeiten Sincapores muß ich, obgleich ich sie nur von Hören-Sagen kenne, der schon 1823 von Sir St. Raffles gestifteten großen Schule, zur Erlernung der englischen, malaiischen, tamulischen und chinesischen Sprache, erwähnen, einer Institution, deren Kosten theils aus den öffentlichen Fonds, theils durch Privat-Subscription bestritten werden.

Sincapore hat keine einzige christliche Kirche, aber mehrere Moscheen, hinduische Pagoden und chinesische Tempel; einen der letzteren haben die Canton-Chinesen aufgeführt, so reich und prachtvoll, daß er keinem der Tempel ihrer Geburtsstadt nachsteht; ich werde ihn zu beschreiben versuchen, wenn man mir, besonders die Namenverdrehungen, die aus meiner und meines portugisischen Begleiters Unwissenheit in Betreff der chinesischen Religion und Gottesverehrung entsprungen sind, verzeihet. Der Tempel besteht aus mehreren getrennten Gebäuden; in der Mitte liegen, der Straße zunächst, der Vorhof, dann der innere Hof, und endlich die Hauptkirche: diese drei bilden zusammen ein für sich bestehendes Ganze, und sind von einem äußeren Hofraum eingeschlossen, von dem aus man zur Rechten in eine kleinere Kirche und in die Privatwohnungen der Priester, zur Linken in einen bedeckten Gang gelangt, wo Palankins, Stühle und andere Sachen, auf denen man die Götzenbilder bei den Processionen umherträgt, stehen; im Hintergrunde ist der Ausgang in einen Blumengarten. Nach dieser kurzen Einleitung muß ich den Leser bitten, mir auf meinem Wege zu folgen und zuerst in die kleine Kirche zur Rechten einzutreten, in deren Hintergrund vor einander zwei Altäre oder Tische von braunrothem,

polirten Holz standen. Auf dem vordersten derselben waren, unter mehreren anderen Sachen, Blumentöpfe mit einer Menge niedergebrannter Räucherstangen angebracht; auf dem anderen, der sich mit der Rückseite an die Wand lehnte, befanden sich ganze Vorräthe ungebrauchter Räucherstangen und Gold- wie Silberpapiers, gemachte Blumen, Candelaber, eine offene Büchse voller Zauberstäbe, — die Chinesen greifen auf's Gerathewohl hinein, um dann, nach der auf dem Stab befindlichen Inschrift, die entsprechende Stelle in einem neben der Büchse liegenden großen Buch aufzusuchen und ihr Schicksal daraus zu lesen, — endlich eine colossale, mitten durchgeschnittene Bohne von Bambuswurzel, gleichfalls um damit Glück und Unglück aus der verschiedenen Art, wie die Stücke, wenn man sie in die Höhe wirft, wieder herunterfallen, zu prophezeihen. In der Nische hinter dem Altar stand die Göttin Guan-jin, zu der dreimal monatlich gebetet wird; vor ihr standen zwei ihrer Diener. Rechts an der hinteren Wand hing ein Gemälde, das den Priester Ni-le in einer bequemen Stellung, einen Tröster unter dem Kopf, seine feisten Wangen vor Freude und Wohlleben strahlend, vorstellte; links, als Gegenstück zu dem genannten, der weise Priester und Lehrer Tanau, der sich, in halb liegender Stellung, auf einen großen Folianten stützte. Auch an den anderen Kirchenwänden hingen ähnliche Gemälde; der Priester Ho-ho auf einem Tiger reitend, — und der Teufel Hong-long, mit dem Gesicht aufwärts gerichtet, in den Wolken liegend, und einen feuersprühenden Stein nach einem Drachen schleudernd, der ihn mit seinem ungeheueren Schlund zu verschlingen droht. An einer Seite der Kirche führte eine kleine Thür in des Priesters eigene Wohnung: eine nette, geräumige Stube, wo ich auf einer Kommode ein Theeservice und die gewöhnlichen Apparate für die häusliche Andacht, sonst aber nichts Bemerkenswerthes außer zwei Bildern fand, von denen eines die Ansicht, oder richtiger gesagt, den Plan einer Stadt, das andere einen den Chinesen sehr wichtig scheinenden Baum, Dschung-pä genannt, vorstellte. — Von da ging ich in die prachtvolle große Kirche hinüber. Das Dach derselben, wie auch das der übrigen Gebäude, ist hellgrün und roth, schweift nach allen Richtungen concav aus, und ist mit Drachen, Schnörkeleien und aller Art mystischer Figuren überladen. Nach vorne ist diese große, wie die kleine Kirche ganz offen, und wird

von mehreren Säulenreihen, die, wie die Altäre, von hübschem, braunrothen, polirten Holz sind, getragen. Die Altäre sind reich mit Holzschnittarbeit geschmückt, und an den Pfeilern, über den Götzenbildern und an den Wänden herum sieht man vergoldete Inschriften. Zwischen Dach und Mauern ist ein offener Raum, durch den Vögel hin und her fliegen, und an dem Gewölbe der Kirche, unter Trommeln, Fahnen, Parasols, Kronleuchtern und einer Menge kugel-, halbkugel- und cylinderförmigen, bunten Lampen, ihre Nester bauen. Um die Erleuchtung noch vervollständigen zu können, sind oben an den Geländern ganze Reihen aufrechtstehender Nägel, um Lichter darauf zu stecken, angebracht. Die hinterste Mauer hat drei große Nischen. In der mittleren sitzt, in übernatürlicher Größe, die Göttin Mat-schu-pô*) oder Tin-how, „die Königin des Himmels", zu der alle Seefahrenden beten, sowohl nach beendeter Fahrt, wie auch schon an Bord der Junken. Vor ihrem Bilde stehen zwei teuflisch aussehende, mit Khris'en bewaffnete Kerle, die der Priester Beschützer Mat-schu-pô's nannte, und von denen er uns versicherte, sie seien „sehr starke Leute". In der Nische rechts sitzt der Mandarin Kuan-te-ha, vor dem zwei Trabanten, der eine mit feuerrothem, der andere mit schwarzem Gesicht, stehen; in der Nische links Dai-do-gung, und vor ihm zwei ähnliche Trabanten. Man wendet sich im Gebet zu Kuan-te-ha und Dai-do-gung als Vermittlern mit der Göttin. Der innere Tempelhof, in den ich durch den Säulengang hinausging, war durch 5 große Thüren mit dazwischenliegenden Granitpfeilern vom Vorhofe getrennt. Dicht vor diesem Haupteingang standen in doppelter Reihe die 10 Tafeln für Mat-schu-pô, und hinter jeder Reihe sieben verschiedene Waffen, worunter eine Axt und ein Schwerdt die einzigen mir bekannten. Die Thüren wurden alle aufgerissen, und über die hohe Thürschwelle

---

*) Mat-schu-pô war ein junges Mädchen, die vor mehreren Jahrhunderten in Fokien lebte, und durch ein Wunder ihren Bruder vor dem Ertrinken rettete, weshalb sie zu den Heiligen erhoben wurde. Die Art, wie man sie verehrt, soll nach Gutzlaff etwas Aehnlichkeit mit der katholischen Anbetung der Jungfrau Maria haben. Warum ihr Bild in diesem Tempel doppelt dargestellt wurde, eine Figur hinter und über der anderen sitzend, wußte der Priester nicht anders zu erklären, als daß es nur für's Auge sei (only for show), eine Antwort, die mir nicht sehr befriedigend vorkam, mit der er sich aber bei mehreren anderen Fragen auch behalf.

trat ich nun aus dem inneren Hof in den Vorhof, der nur einige Ellen tief und durch ein niedriges Geländer von der Straße getrennt ist, hinaus. Die Seiten des Vorhofes bestehen, eben wie die Thürpfeiler, aus Granit, und Vögel, Fledermäuse, Drachen und andere abenteuerliche Bilder sind in Relief darin ausgehauen. Auf der Außenseite zeigt jede Thür ein großes Bild: das mittlere stellt Mat-schu-pôs Drachen, die vier anderen ihre, Kuan-te-ha's und Dai-do-gung's Kämpen dar. Endlich liegen noch vor der mittleren Thür dieselben zwei in Stein ausgehauenen Löwen, die wir schon bei'm chinesischen Tempel in Penang besprochen haben. Der eine hatte einen kugelrunden Stein im Maul, der, obgleich er zu groß war, um herauszufallen, frei darin herumrollte; ein Paar Chinesen zogen mich gleich hin, mir dies zu zeigen, und in ihrer Freude und ihrer Selbstgefälligkeit merkte ich wohl, daß sie dies Meisterstück für den Glanzpunkt des Ganzen hielten.

Unsere Naturforscher machten in Sincapore eine reiche Ausbeute. Theils bot die Insel selbst Stoff zu mannigfachen Sammlungen dar, theils war in diesem industriösen Lande der Handel mit Waaren der Art in vollem Flor. Eine Sammlung von malaccaschen Vögeln, die ein dort wohnhafter Mann nach und nach zusammengebracht hatte, ward uns angeboten, und auch zum Theil gekauft.

Im Begriff, den brittisch-ostindischen Besitzungen nun auf dieser Reise das letzte Lebewohl zu sagen, gebe ich, von meinem ursprünglichen Arbeitsplane für einige Augenblicke abweichend, eine zusammengedrängte Aussicht dieser ungeheueren Länderstrecken*).

Der erste Anfang der englisch-ostindischen Compagnie schreibt sich aus dem Jahre 1599 her; als sich unter dem Schutz der Königin Elisabeth eine Gesellschaft sogenannter „Glücksritter" bildete, die, um damit einen Handel auf Indien zu gründen, ein Capital von 30,000 £ zusammenschossen. Schon im folgenden Jahre nahm die Gesellschaft den Titel einer Handelscompagnie an

*) Der Aufsatz, der aus der Feder meines Mitarbeiters Rosen geflossen, ist, mit Hinzufügung eigner Beobachtungen, den ausgezeichneten Schriften von Bjornstjerna und Warren entlehnt worden.

und verfügte über ein Capital von 70,000 £.; 1602 errichtete sie ihre erste Factorei in Achin, und nicht viele Jahre darauf stiftete sie ähnliche auf der Malabar-, Coromandel- und bengalischen Küste. Aber noch immer wollte kein „gentleman" dieser selben Gesellschaft angehören, die jetzt als „the honorable East India company", mit einem nominellen Capital von 6 Millionen £ und einer Armee von 200,000 Soldaten, die Fürsten Indiens zu ihren Vasallen gemacht, allen unmittelbaren Handel aufgegeben und über die ganze Halbinsel mit ihren 200 Millionen Einwohnern direct oder indirect die Herrschaft errungen hat. Schon seit 150 Jahren ist der Handel nicht mehr der ausschließliche, ja nicht einmal der Hauptzweck der Compagnie. Eine Parlamentsacte von 1773 gab die Verwaltung Indiens ganz in die Hände der Compagnie; eine neue Acte von 1813 stellte den ostindischen Handel allen brittischen Unterthanen frei, und eine dritte von 1833 nahm der Compagnie nicht nur ihr Handelsmonopol für China, sondern raubte ihr zugleich das Recht jedes selbstständigen Handels, während sie ihr die Administration der weitläuftigen ostindischen Besitzungen*) gänzlich überließ, den Actionären eine jährliche Einnahme von 10½ Procent sicherte und im Laufe von 40 Jahren, der Dauer der Octroy, das sich auf 6 Millionen £ belaufende Grundcapital durch einen Amortificationsfonds einzulösen bestimmte.

So ward also die Handelsgesellschaft in eine Art von Ministercongreß umgewandelt, und das ungeheuere ostindische Reich wird durch einen Ausschuß von friedlichen Kaufleuten verwaltet, die ihre Zusammenkünfte in einer der engen Straßen Londons halten. Das oben erwähnte Grundcapital von 6 Millionen Pf. St. besteht aus 6000 Actien, die im Jahre 1845 auf 3579 Actionäre vertheilt waren. Diese Actionäre bilden zusammen den sogenannten „Court of Proprietors", an dessen Debatten Jedem, der seit einem Jahre wenigstens eine halbe Actie besessen hat, Theil zu nehmen gestattet ist, während erst eine ganze Actie das Stimmrecht giebt. Auf solche Weise geben 1000 Pf. St. 1 Stimme, 3000 Pf. St. 2 Stimmen, 6000 Pf. St. 3 Stimmen, 10,000 Pf. St. und darüber 4 Stimmen. In Besitz von mehr als 4 Stimmen kann

---

*) Mit Ausnahme der Insel Ceylon, die das Eigenthum der Krone ist.

Niemand gelangen. Frauenzimmer, Fremde, Anhänger der verschiedensten Glaubensbekenntnisse können Actionäre sein, doch ist zum Stimmrecht erforderlich, daß man in London wohnhaft sei. Der „Court of Proprietors" hält jeden dritten Monat regelmäßige Zusammenkünfte und wählt aus seiner Mitte 24 (von denen der Reihe nach jährlich sechs austreten), die den „Court of Directors" constituiren. Diese müssen englische Bürger, im Besitz von wenigstens zwei Actien, und dürfen nicht Bankdirectoren in England sein. Der „Court of Directors" hat die Initiative in allen Fragen, welche die ostindischen Besitzungen angehen, und das Recht desfallsige Beschlüsse zu fassen. Er theilt sich in drei Sectionen oder Comités (jedes von 8 Mitgliedern); das Finanzwesen steht unter dem ersten, das Kriegswesen und die Politik unter dem zweiten, die Rechtspflege unter dem dritten. Die Directoren versammeln sich wöchentlich einmal, und was sie votiren, wird vor den übrigen Actionären geheim gehalten. Dahingegen kommt keiner ihrer Beschlüsse zur Ausführung, bevor sie dem „Board of Control"*) vorgelegt sind, einem Ministerium für die ostindischen Angelegenheiten, welches die englische Regierung seit 1784 eingesetzt hat, um die Politik der Compagnie zu überwachen. Für den Fall von Kriegserklärungen, Friedensunterhandlungen oder sonstigen bedeutenden politischen Ereignissen treten drei der Directoren, gewöhnlich der Präsident, der Vicepräsident und der älteste „Director", mit dem „Board of Control" zusammen in ein heimliches Comité (committee of secrecy), und was dieses bestimmt, ist selbst dem „Court of Directors" das tiefste Geheimniß.

Dieses ist die Art und Weise, wie die Regierungsmaschine in England selbst betrieben wird, die größte Macht fällt indessen dem in Indien residirenden General-Gouverneur zu. Er hat das Recht Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und Handels- und Allianz-Tractate mit den Nachbaarstaaten einzugehen, er hat das Begnadigungsrecht und führt den Oberbefehl über alle Truppen zu Lande und zur See; er ernennt alle diplomatischen Agenten bei den orientalischen Höfen, er kann alle Beamte in dem ostindischen Reich

*) „Board of Control" und das englische Ministerium bestehen, 2 bis 3 Personen ausgenommen, aus den nämlichen Individuen, aber mit verschiedener Verantwortlichkeit.

befördern oder suspendiren, und kann endlich Wechsel bis zu einem unbestimmten Belauf auf die ostindische Compagnie ziehen. Ihm zur Seite steht ein Staatsrath, „Court of India", der aus 5 Mitgliedern zusammengesetzt ist, dessen ganze Macht sich aber darauf beschränkt, die Sachen, in denen ihre Ansicht von der des General-Gouverneurs abweicht, 48 Stunden auszusetzen. Nach dieser Frist hat der General-Gouverneur das Recht, trotz ihres Dissentirens seinen Willen durchzusetzen, und der „Court of Directors" wird dann später entscheiden, ob es nöthig ist ihn oder seine Rathgeber zurückzurufen. Der General-Gouverneur ist jedesmal ein Freund des Ministeriums, das am Ruder ist, denn er, wie auch die Gouverneurs, die commandirenden Generäle und die Staatsräthe werden nur insofern vom „Court of Directors" gewählt, daß dieser zur Besetzung einer jeden Stelle drei Personen vorschlägt, denen auch der „Board of Control" seine Zustimmung gegeben haben muß, und von denen dann das Ministerium im Namen der Krone Einen auswählt. Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß es schwer sein würde, sich eine Verwaltungsart zu denken, welche die brittische Regierung von so vieler Verantwortlichkeit entbände, und ihr dennoch eine so große Herrschaft über die ungeheueren ostindischen Besitzungen gäbe, wie eben diese, durch welche dieselben nur indirect unter die brittische Krone gestellt worden sind. Für die Colonie ist dies die zweckmäßigste Verwaltungsart, weil dieselbe sonst zu sehr in die Ministerwechsel und die politischen Conflicte des Mutterlandes mit hineingezogen werden würde; für England selbst ist es die einzige mögliche Administration, weil das Ministerium im entgegengesetzten Fall in den Besitz einer so unbegränzten Macht gelangte, daß es dieselbe dazu würde misbrauchen können, den theuersten Interessen des Landes entgegenzuhandeln und die Freiheit und die Gerechtsamen des englischen Volkes zu bedrohen.

Nur drei Branchen in dem ostindischen Staatsdienst sind königlich, und es sortiren die darunter gehörenden Beamten also nicht unter den „Court of Directors", obgleich sie mit deren Approbation gewählt sind. Dies sind der königliche Theil der Armee, die höchsten Gerichtshöfe und die Bisthümer; die letzteren werden nicht von der Krone, sondern von dem Erzbischof von Canterbury besetzt. Es ist oben erwähnt worden, auf welche Weise der General-Gouverneur,

die Gouverneurs und die commandirenden Generäle ernannt werden, so wie auch daß der erstere das Recht hat, die einmal angestellten Beamten zu höheren Aemtern zu befördern. Alle die Vacanzen dahingegen, die in den niedrigeren Classen der Civil- und Militärämter vorkommen, werden der Tour nach unter die 24 Directoren vertheilt, so daß jeder seinen aliquoten Theil davon besetzt; und obgleich beweislicher Stellenverkauf Ausstoßung aus dem „Court of Directors" zur Folge hat, sieht man diese „Patronage", die im Durchschnitt jährlich 4—5 Clerc- und 30—40 Fähnrich- und Unterarzt-Bedienungen in die Hände jedes Directors giebt, dennoch für eines seiner allerbedeutendsten Vorrechte an.

Der Geschäftsgang ist in Indien im höchsten Grade vereinfacht, bestimmt und schnell. Die Beamtenstellen sind auf die möglichst geringe Zahl reducirt. Districte von über 100 Quadratmeilen werden oft von 4 bis 5 Civilbeamten verwaltet (einem Collector, einem Vice-Collector, einem Assistenten, einem Richter und einem Schreiber), und indem ihnen auf diese Weise Geschäfte anvertraut werden, die nicht bloß mannigfach und beschwerlich sind, sondern zugleich auch eine nicht geringe Tüchtigkeit und eine Menge von Kenntnissen erfordern, müssen sie, um in den Dienst der Compagnie aufgenommen zu werden, sich vorläufig in London einem Examen unterwerfen, bei dem unter anderem die Bekanntschaft mit nicht weniger als drei Sprachen (Sanscrit, Hindostanisch und Arabisch) verlangt wird. Was demnächst die Officiere anbelangt, so werden sie von Station zu Station versetzt, die eine ungesunder und langweiliger als die andere. Das Casernenleben ist einförmig und geisttödtend, und die einzige Abwechslung, die sich ihnen darbietet, ist, wenn sie die Paraden und den Gamaschendienst mit dem Marsch und dem Leben im Felde vertauschen, wo Krankheit und Tod sie noch gewisser erwartet. Wenn man somit bedenkt, daß der, welcher als Angestellter nach Ostindien geht, nicht bloß sein Vaterland und seinen heimathlichen Herd oft für immer verläßt, sondern diese noch dazu gegen ein Land umtauscht, wo er sich stets fremd fühlen muß, wo er nach und nach für alle geistigen Interessen abstirbt, und wo sein Körper unter einer brennenden Sonne und einem giftigen Klima hinsiecht, da ist sein Loos nicht beneidenswerth, wenn ihm auch ein schnelles Avancement bevorsteht, und wenn er auch von der Compagnie sehr freigebig

besoldet wird. Daß dieses letztere namentlich in vollem Maaße stattfindet, muß man einräumen. Es sind nicht bloß die obersten Beamten der Colonie, die man verhältnißmäßig so hoch gagirt, — so bezieht der General-Gouverneur 250,000 Rupien*), der Gouverneur von Madras und der von Bombay jeder 120,000 R., die Mitglieder des „Supreme Court" in Calcutta jeder 100,000 R., der Bischof daselbst, außer Diäten, 150,000 Rupien ꝛc. — sondern die hohen Gehalte erstrecken sich auch hinab bis auf die niedrigsten Stellen; so haben z. B. selbst in Friedenszeiten ein Lieutenant oder Unterarzt in der europäischen Infanterie oder Artillerie jährlich 2400 Rupien, in der eingebornen Infanterie 2700 Rup. und in der Cavallerie sogar 4000 Rup., und es bezieht der jüngste Civilbeamte (die Compagnie nimmt solche nur in dem Alter zwischen 18 und 23 Jahren an) als geringsten Gehalt wenigstens 5000 Rupien. Urlaub mit vollem Gehalt wird erst nach zehnjähriger Dienstzeit ertheilt, und die Zeit desselben ist auf 3 Jahre festgesetzt. Nach 22-jährigem activem Dienst hat ein Civilbeamter das Recht, sich mit einer Pension von 1000 Pfd. St. zurückzuziehen; ist er nach 15-jährigem Dienst genöthigt wegen Kränklichkeit auszutreten, so erhält er 500 Pfd. St., nach 10-jährigem Dienst 250 Pfd. St. Pension. Ein Officier kann sich schon nach dreijährigem Dienst auf Halbsold zurückziehen, wenn er seine Gesundheit im Dienst zugesetzt hat.

Die Staatseinnahmen in den brittisch-ostindischen Besitzungen belaufen sich etwa auf 22 Mill. Pfd. St., die Ausgaben ungefähr auf das nämliche. Der Hauptgewinn für das Mutterland besteht natürlich, außer dem politischen Einfluß, in dem einträglichen Handel, den brittische Kaufleute mit Ostindien treiben, und in der großen Menschenmenge, die im Solde der Compagnie steht; daß aber dieselbe auch keineswegs eine jährliche Unterbilance erleidet, sieht man daraus, daß sie im Jahre 1834 eine Schuld von 34,280,269 Pfd. St. hatte, die an Zinsen 1,846,457 Pfd. St. trug, im Jahre 1843 allerdings eine Schuld von 35,703,776 Pfd. Sterl., aber mit einer Zinsenlast von nicht mehr als 1,697,753 Pfd. St., und mit einem Reserve-Fonds von 8,532,067 Pfd. Sterling.

---

*) Rupie ist ungefähr = 1 fl. C. M.

Die Einnahmen der Compagnie zerfallen in vier Hauptgruppen: Grundsteuer, Zölle, Monopole und die von den Vasallenfürsten gezahlten Tribute. Die Grundsteuer, welche in den meisten Provinzen, nach dem von jeher herrschenden Gebrauch, durch Zemindaren oder königliche Steuerpächter eingetrieben werden, belaufen sich auf 3/5 des Bodenertrags; der Zoll ist für englische Waaren nur ganz nominell (2 bis 3 Proc.), während die Producte Indiens ungeheuer schwer belastet werden (von 30 bis 3000 Proc.); das Salz- und Opiummonopol, beides noch Erbtheil der alten asiatischen Despotie, lasten als schwere Bürde namentlich auf dem ärmeren Theil der Gesellschaft: das erstere, weil es einen Nothwendigkeitsartikel angeht, den auch der Aermste nicht entbehren kann, das letztere, weil der Landmann durch den Bau von Opium seine Aecker aussaugt, während die Compagnie, die dasselbe drei bis viermal so theuer verkauft, als wofür es ihr nothgezwungen hat überlassen werden müssen, allein den Vortheil davon erntet. Der Tribut endlich, die vierte Staatseinnahme, fällt etwas verschieden aus nach der größeren oder geringeren Abhängigkeit, in welcher der Vasallenfürst zur Compagnie steht. Die „Protectoratfürsten" halten ihre eigenen Truppen, aber stellen davon ein Contingent der Compagnie zur Disposition; die Subsidienfürsten haben die militärische Vertheidigung ihres Landes in die Hände der Compagnie gegeben, sie besolden einen Theil Truppen, womit diese ihr Land besetzt, und die zugleich ihre Leib- und Edelgarde ausmachen und unter dem Oberbefehl eines brittischen Residenten stehen. Die Subsidienfürsten behalten nur die administrative und juridische Gewalt in ihren Staten, und da sie, unterstützt durch die brittische Subsidiärarmee, einen jeden Versuch zu Aufstand oder Revolution unterdrücken können, so geht den Unterthanen in diesen Staaten das letzte und einzige Mittel ab, welches im Stande ist, asiatische Despotie in Schranken zu halten, weßhalb sie denn auch nichts sehnlicher herbei wünschen, als die Zeit, wo sie aus diesem unheilvollen Zustand heraustreten und unmittelbar unter den Scepter der Compagnie gelangen können. Außer für diese Subsidiärarmeen und Contingente erhebt die Compagnie endlich von ihren Lehensfürsten theils directe Steuern, theils irreguläre Abgaben, z. B. zu Kriegsführung, Anlegung von Wegen, Canälen, Gebäuden u. s. w.

Wenn wir so in der Kürze ein Bild von der Administration der ostindischen Besitzungen entworfen haben, bleibt uns noch eine Hauptfrage zu beantworten übrig: „ob die Eingeborenen unter dem brittischen Regiment glücklich genannt werden können.“ Es darf hierbei nicht vergessen werden, unter welchem fürchterlichen Druck das Volk lebte, als es von den asiatischen Despoten allein regiert ward; ebenso darf es nicht übersehen werden, daß der Volksunterricht gewissermaßen auf einer hohen Stufe steht, daß Indien einer früher nie gekannten Sicherheit und Ruhe genießt, daß es freie Presse, Jury, Religionsfreiheit hat, daß Jedermanns Eigenthum heilig gehalten wird, und daß seine persönliche Freiheit unantastbar ist. Andererseits aber sehen sich die Eingeborenen von einem Volk unterjocht, das nicht bloß einem von den ihrigen grundverschiedenen Glauben huldigt, sondern das zugleich auch einem ganz fremden, ja unreinen Stamm angehört; sie sind für einen, den Cambridger und Oxforder Studenten mehr, als einer hinduischen Bevölkerung, angepaßten Unterricht natürlich unempfänglich; sie können das Beglückende der Preßfreiheit nicht erkennen, so lange von den 80 ostindischen Zeitschriften und Tageblättern nur ein Paar, und zwar die mäßigsten, in der Sprache der Eingeborenen herausgegeben werden; sie vermögen endlich das ihnen täglich vor die Augen tretende Bild nicht zu vertilgen, wie ihre Fürsten, Einer nach dem Anderen — Spielpuppen der Compagnie — ihrer Reichthümer und ihrer persönlichen Freiheit wie ihrer Throne beraubt werden. Ungeheuere Massen von Soldaten, die früher im Dienste dieser Fürsten standen, sind jetzt brodlos, die Umgebung der Fürsten wird von Tag zu Tag geringer, und alle höheren Aemter sind selbst den Tüchtigsten und Kenntnißreichsten der Eingeborenen verschlossen. Die großen öffentlichen Arbeiten (Landstraßen, Gebäude, Canäle, Wasserleitungen, Brücken, Cisternen u. s. w.) werden verhältnißmäßig nur wenig von der Compagnie gefördert, die Grundsteuern sind die nämlichen, wie unter den früheren Despoten, und indische Producte und Manufacturen können, ungeachtet des sehr niedrigen Arbeitslohns, nicht Preis halten mit den durch Zollgesetze ungeheuer begünstigten englischen Waaren, so daß Indiens früher so berühmte Baumwollenmanufacturen fast gänzlich zu Grunde gegangen sind, und Millionen von Arbeitern jährlich an den Bettelstab gebracht werden. Indigo und

Seide, wovon der erstere Artikel jedoch fast ausschließlich in den Händen englischer Pflanzer ist, sind, weil sie keine Concurrenz im brittischen Westindien gefunden haben, die zwei einzigen Hauptproducte in Ostindien, die England noch unter seinen Schutz nimmt.

Es bedarf somit ohne Zweifel außerordentlicher Mittel, damit es möglich werde, Indiens sinkenden Wohlstand zu heben; das was, unter übrigens günstigeren Verhältnissen, noch am ehesten zum Ziele führen würde, weil es die Productionsfähigkeit des Landes gleichzeitig in die Höhe brächte, wäre wohl die Anlage der, zum mehrfachen Durchkreuzen der indischen Halbinsel schon beabsichtigten großen Eisenbahnen. Wer weiß aber, ob unter den manchen anderen drückenden Banden nicht auch dieses Mittel, dem Elende Indiens abzuhelfen, sich als unzulänglich erweisen würde!

Gehen wir auf die andere Frage zurück, ob das Volk in einer nahen Zukunft dazu fähig sein werde, das fremde Joch, dem es sich nur unwillig unterwirft, abzuschütteln, so räumen wir ein, daß die Macht der Engländer, ihrer militärischen Ressourcen ungeachtet, hauptsächlich nur eine moralische ist, so lange sich unter 100 Millionen Eingeborenen nur 100,000 Engländer befinden. Selbst diese moralische Macht aber wird, wenigstens bis irgend ein europäischer Staat den inneren Gährungsstoff unterhält und das glimmende Feuer anfacht, hinlänglich sein, um noch für lange Zeit die Herrschaft Englands aufrechtzuhalten: weil das Volk, zu unreif und zu wenig aufgeklärt, kein bestimmtes Bedürfniß der Selbstständigkeit fühlt; weil die Kasteneintheilung, indem sie zwischen den verschiedenen Ständen unübersteigbare Schranken aufstellt, jeden Gedanken an Einigkeit und Zusammenhalten ferne hält; und weil der Glaube an eine Seelenwanderung die Hindus das Leben nur wie ein kurzes Stadium des Daseins betrachten und sie daher selbst die größten Leiden mit der stumpfsten Gleichgültigkeit ertragen läßt.

Am 7ten und 8ten April passirten die Dampfschiffe „Braganza“ und „Mary Wood“ auf dem Wege von und nach China; das letztere brachte englische Nachrichten vom 1sten März, aber leider keine Briefe für die Corvette. Da für mich nun weiter Nichts zu thun übrig stand, schiffte ich Requisiten und Kranke ein

und begab mich den 9ten April, Vormittags 11 Uhr, auf die Reise nach Batavia.

Die Monsunwechsel standen vor der Thür: nördlich vom Aequator sollte der NO.-Monsun dem südwestlichen mit seinem Regen und seiner Gewitterluft, südlich vom Aequator der NW.-Monsun dem südöstlichen mit seiner anhaltend trockenen Witterung weichen. Dennoch geschehen die erwähnten Wechsel der Winde, namentlich in diesen geschlängelten, von hohem Lande eingeschlossenen Gewässern, so langsam, daß die Monate April und Mai ganz darüber hingehen; und von den verschiedenen mir offen stehenden Wegen nach Batavia wählte ich daher, dem Rath der holländischen Seeofficiere gemäß, denjenigen durch die Rhio- und Banca-Straße, theils und namentlich wegen der angeblich hier noch herrschenden nördlichen Winde, theils aber auch wegen der hiesigen Strömung, die wir nach Umständen benutzen, oder der wir uns, wenn sie conträr, durch Ankern entziehen konnten. Der letzte Fall trat schon den 9ten Abends bei vollständiger Windstille ein, als wir, nicht ohne Neid, das Dampfschiff „Bromo" mit einer Fahrt von 9 Meilen an uns vorüberlaufen und bald in der Nacht gegen Süden verschwinden sahen. Um 5 Uhr am nächsten Morgen lichteten wir den Anker und kreuzten darauf los, bis wir den gerade in der Mündung der Rhio-Straße liegenden gefährlichen „Pan-Shoal" von uns legten. Es ist dies die einzige unsichtbare Gefahr; der folgende von Bintang und den kleineren Inseln Singarang, Rhio und Sionlong gegen Osten, von Battam, Campang und Gallat gegen Westen gebildete Canal ist ein durchaus freies und offenes Fahrwasser. Bei Sonnenuntergang waren wir im allerengsten Theil der Straße, allein Wind und Strom waren günstig, und da wir uns zugleich des herrlichsten Mondenscheins erfreuten, ankerte ich erst um 2½ Uhr in der Nacht auf 15 Faden Tiefe, die Nordspitze von Amsterdam in N. 27° O., die Südspitze der Insel in N. 64° O.

Eine während unseres Aufenthalts bei Sincapore unter der Mannschaft entstandene, zwar nicht lebensgefährliche, aber doch entkräftende Diarrhoe befiel nach und nach fast ⅔ der ganzen Besatzung; sie war die nächste Veranlassung mehrerer Veränderungen in der Diät, und eines von mir nach Hause geschickten

detaillirten Rapports, in dessen Folge später eingekochte Suppen und Fleisch mit Gemüse als feste Ration ein bis zweimal wöchentlich im Speisereglement unserer Schiffsmannschaften eingeführt worden sind. Durch die Anstrengungen des Fabricanten Petit ist es möglich geworden, diese Kost im Preise den salzen Provisionen so gleich zu halten, daß sie, wenn die Ersparungen an Hospital- und Apotheker-Rechnungen, an Wasser und Feuerung mit in Betracht gezogen werden, sogar eine Oeconomie zu nennen sein möchte.

Am 11ten, Vorm. 8 Uhr, lavirte ich mit leichtem südöstlichen Winde weiter, begrüßte, an der Stadt Rhio und den umliegenden Forts vorübersegelnd, die holländische Flagge und war schon am Mittage in offener See, im Angesicht der nördlich von Lingin gelegenen Insel Radang und der auf der Südseite jenes Eilands senkrecht emporsteigenden pfriemspitzen „Lingin-Hills" oder „Eselsohren."

Am 12ten, Nachm. 5 Uhr, durchschnitten wir, schon zum dritten Male, den Aequator, doublirten am 13ten, Vorm. 8 Uhr, die SO.-Spitze von Lingin und steuerten nun, zwischen Pulo Taja und „Seven-Islands" hindurchgehend, auf die Bancastraße zu, die wir, obgleich nur 22 Meilen davon entfernt, jedoch erst am 15ten erreichten. Die höchst gefährliche „Friedrich-Heinrichs Klippe" liegt mitten in der Einfahrt dieses engen Gewässers.

Die Bancastraße wird gegen West von Sumatra, gegen Ost von Banca gebildet; ihr nördlichster Theil bis zur Mintow-Spitze läuft von Nord nach Süd, der nächste bis zur dritten Landspitze von OSO. nach WNW., der darauf folgende von SO. nach NW. und endlich der letzte und südlichste, der enge Lucipara-Canal, von SSO. nach NNW. Sumatra mit seinem hier morastigen, junglebewachsenen Strande, bildet in der Bancastraße vier, von Süden nach Norden als erste, zweite, dritte und vierte benannte Landspitzen; die letzte derselben, die südsüdöstlich von der Mintow-Spitze gelegen, springt jedoch so wenig in die Augen, daß man, ohne sie zu beachten, an ihr vorübersegelt.

Unsere Einfahrt in die Bancastraße geschah mit 8 Meilen Fahrt, und wir freuten uns schon daranf, wir würden durch dies mühselige Fahrwasser einigermaßen glücklich hindurchkommen; gegen Mittag aber erstarb die Brise, ein gewaltiger Regen löste sie ab, und wir trieben nun mit dem Strom gen Süden, bis dieser sich

Nachmittags 6 Uhr drehte, worauf wir, südsüdöstlich vom Manópin-Berge, auf 13 Faden Tiefe ankern mußten. Unweit Manópin's liegt Müntok, die Hauptniederlassung der Holländer und der Sitz des Residenten. In den reichhaltigen und 58 Proc. giftigen bancaschen Zinngruben werden jährlich 60,000 Pecul (Centner) Zinn gewonnen, und 3000 chinesische Minenarbeiter sind hier in steter Beschäftigung.

Den 16ten, Morgens 4 Uhr, lichteten wir wieder den Anker, und trieben in der Windstille mit dem Strom vorwärts; stetes Sondiren und ewig wechselndes Ankerlichten und Ankerwerfen brachte uns in den folgenden Tagen langsam und mühsam durch die Straße hindurch. Die See hielt eine wunderbar dunkle Bierfarbe; die alten Griechen würden ihr wahrscheinlich den poetischen Namen des weinfarbigen Meers beigelegt haben.

Am 18ten, Abends 7 Uhr, befanden wir uns auf der Höhe von Lucipara, also außerhalb des Bereichs der Bancastraße. Unser Cours führte uns nun südöstlich, auf Batavia zu, die ganze Nacht und den folgenden Morgen war es aber wiederum Windstille, und wir waren noch immer der Insel Lucipara und des St. Paul Berges auf Banca ansichtig. Verschiedene hin- und hergehende Segler theilten unser Loos.

Ungefähr auf 5° südlicher Breite, 20 Meilen nördlich von Batavia, beginnt die Kette der „Tausend Inseln“ oder „bed of roses“, von denen nur ganz einzelne, wie „Nord-Watscher“ und „Süd-Watscher“ eigens getauft sind, während die Mehrzahl, für eine solche Ehre gar zu unbedeutend, sich mit jener collectiven Benennung begnügen müssen. Die Küste von Sumatra läuft hier ganz von Norden nach Süden und ist so gerade, als wäre sie nach einem Lineal geschnitten.

Da ich mich, zumal bei der wie es schien jede Nacht zu erwartenden Windstille mit umlaufenden Winden und Gewitterregen, in dieses Fahrwasser des Nachts nicht hineinwagen wollte, drehte ich den 20sten April Abends, etwa eine Meile nördlich von Nord-Watscher, bei, und gewahrte nun bei Tages-Anbruch diese wie die anderen nördlichsten der Tausend Inseln in SWzW. Die Plätze der vielen Inseln sind sehr unzuverlässig abgelegt, und wir fanden anhaltend geringere Tiefe, als die Karte sie uns angab.

Mit dem jetzt östlichen und ostsüdöstlichen Winde steuerten wir südlich die Inseln entlang, die, den einzelnen Gebüschen in einem großen Garten gleich, frisch und üppig wie nach einem milden Frühlingsregen dalagen. Der Strom trieb uns auf dieser Fahrt kenntlich nach Westen, um 9½ Uhr Abends ankerten wir südwestlich von Süd-Watscher auf 27 Faden Tiefe.

Den 22sten, Morgens 4 Uhr, gingen wir mit östlichem Winde unter Segel und nahmen einen südsüdöstlichen Lauf auf die, nach lauter holländischen Städten benannten, Inseln zu, welche die Rhede von Batavia begränzen. Um 5 Uhr sprang der Wind plötzlich mit frischer Brise und ziemlichem Regen nach NW. um, womit wir denn sehr bald der Insel Dapoor ansichtig wurden und, östlich von Edam, Alkmaar und Enkhuysen, westlich von Leiden, auf die Rhede hineinliefen, deren innere Untiefen vermittelst schwarz- und weißangestrichener Kreuze sehr deutlich bezeichnet sind. Vormittags 9 Uhr ankerten wir auf 5 Faden Tiefe zwischen den auf der Rhede liegenden holländischen Kriegschiffen: der Fregatte „Ceres" von 40 Kanonen, der Corvette „Boreas", auf der die Flagge des Admirals v. d. Bosch wehte, der Dampfschiffe „Bromo" und „Merapi", der Schooner „Circe" und „Windhund". Von unserem Ankerplatz aus hatten wir den Batavia-Thurm in S. 12° O., das südliche Ende von Enkhuysen in N. 39° O. Ich begrüßte sogleich das Fort mit 19, die Admiralsflagge mit 15 Schüssen, die alsbald erwiedert wurden, worauf von allen Schiffen Officiere ankamen, mich zu becomplimentiren. Der Admiral, der am Lande wohnte, sandte mir für den von mir geschickten Officier seinen Adjutanten an Bord mit der Einladung, im Hause eines seiner Freunde meinen Wohnsitz aufzuschlagen. Wie ich meinestheils diese Einladung annahm, so miethete ich der Leute wegen, zur Erleichterung des täglichen Verkehrs, sogleich eine Bootsbesatzung von Eingeborenen für die Bedienung unserer Travaillechaluppe.

Der SO.-Monsun hatte sich, wenigstens auf der Rhede, während unseres Aufenthalts noch nicht gehörig eingestellt; fast immer hatten wir regelmäßigen Land- und Seewind. Ersterer pflegte sich mit einem Windstoß, oder doch sehr plötzlich und stark, aus SSO. und SO. einzustellen, nahm nach und nach an Stärke ab, ging allmählig nach SW. und W. um und erstarb gänzlich gegen

Tagesanbruch. Letzterer begann mit einer leichten nördlichen Brise, ward in einigen Stunden ganz östlich und legte sich dann gewöhnlich. Sowohl Land- als Seewind gewannen während unseres hiesigen Aufenthalts immer mehr an Stärke; der Seewind hielt sich im Mai, gegen früher, auffallend nordöstlich. Fast jeden Abend gegen Sonnenuntergang oder etwas später zog es zu einem entsetzlichen Ungewitter auf, das sich zuweilen freilich sehr stark, andere Male aber ganz und garnicht entlud. Regen fiel fast ohne Ausnahme um diese Tageszeit. Eigentliche Ebbe und Fluth hatten wir während unseres Aufenthalts nicht, dennoch bemerkten wir hin und wieder eine schwache Strömung, welche uns die Küste entlang zu laufen schien.

X.

Aufenthalt auf Java.

22. April — 12. Mai.

Als die Holländer im Anfange des 17ten Jahrhunderts nach Java kamen, bauten sie ihre erste Stadt, Batavia, unmittelbar an der Meeresküste, an beiden Seiten des kleinen Flusses Tilivoong, der durch einen tiefliegenden Morast in die lange, flache Bucht ausläuft, deren östlichste Spitze, Cap Krovang, und deren westlichste, Ontang-Java, die Rhede von Batavia zwischen sich einschließen. Die Stadt ward, zum Schutz gegen die Angriffe der Eingeborenen, mit Wällen und Gräben umgeben, innerhalb derer Palläste, Kirchen und Magazine sich bald erhoben. Canäle mit wenigem Wasser und noch geringerer Strömung durchschnitten die Stadt in allen Richtungen; nach dem flachen Strand wurden Moder und Schlamm vom Fluß herausgeführt: und so entstanden denn die in diesem brennenden Klima der Gesundheit um so verderblicheren Ausdünstungen, die der Stadt Batavia schon nach Verlauf einiger Jahrzehende den Namen des „großen europäischen Grabes" zuzogen, einen Namen, der unverdienter Maßen bis auf den heutigen Tag an ihr klebt. Ich sage unverdienter Maßen, denn Alt-Batavia steht, seitdem der General Dändels im Anfange dieses Jahrhunderts die neue Stadt gründete, fast gänzlich verlassen. Niemand wohnt hier, — höchstens einige arme chinesische und malaiische Handwerker und Arbeitsleute; die Festungswerke sind geschleift, die dichtgedrängten hohen Häuser und schmalen Gassen sind größtentheils verfallen oder niedergerissen, und was noch steht, dient meistens zu Contoirs, Läden und Packhäusern, die sich den, in den Strand auslaufenden, großen Canal entlang strecken. Selbst hier hält sich jedoch Nachts kein Europäer auf: um 5—6 Uhr setzt der Herr des Hauses Alles

unter Schloß und Riegel, hinterläßt allenfalls einen „Portugiesen"*) oder Chinesen zur Bewachung des Hauses und rollt selbst nach seinem Landsitz in Ryswyk, Königsplein, Weltevreden, Nordwyk oder sonst noch höher liegenden Quartieren der neuen Stadt hinaus.

Jener große Canal ward durch Ableiten und Eindämmen des Laufs des Tilivoong in den Jahren 1821—24 gegraben. Zwei lange Molo's laufen, als Verlängerung desselben, etwa ½ Viertelmeile weit vom Strande in die offene See hinaus, und zwischen ihnen passirt man von der Rhede nach der Zollbude (de Boom) mit deren Landungsbrücken und steinernen Treppen, Observatorium und Wasserwerk. Eine hier liegende Schleuse hält den Canal vom Zuschlammen möglichst frei. — Die Küste hebt sich immerwährend und gewinnt Boden auf Kosten des Meers; wo jetzt der Molo endet, lagen noch vor 50 Jahren Schiffe vor Anker, nun müssen sie sich 1000—1500 Ellen weiter auf die See hinaus legen. Aus diesem Grunde müssen die Molo's häufig verlängert werden, was mit sammt der Erhaltung derselben — und wie bald würden nicht ohne diese in einem so verwüstenden Klima die Pfähle vermodern und das Gemäuer zusammensinken! — eine ununterbrochene Arbeit erfordert. Um die Molo's möglichst zu verschonen, darf denn auch, außer dem Generalgouverneur und den allerersten Beamten, Niemand zum Ziehen seines Boots Pferde gebrauchen, und sobald man den Molo erreicht, springen daher die malaiischen Ruderknechte an's Land und schleppen nun das Fahrzeug in einer langen Leine, während sie selbst längs des Fußpfades oben auf dem Damm munter dahin traben. Man begegnet hier ewig Fahrzeugen, welche Ladungen hin und her, von und nach den auf der Rhede liegenden Schiffen bringen, oder die Küste und naheliegenden kleinen Inseln befahren; gewiß man könnte in Holland selbst nicht gewandter mit Fahrzeugen und Schlepptauen an einander vorüber manoeuvriren. Von der Stadt sieht man auf diesem Wege auch garnichts; eine große Wiese, auf der einzelne Wachen und Malaienhütten zerstreut liegen, ist außer dem Verkehr auf dem Canal selbst das Einzige, was die Aufmerksamkeit des Fremden an sich zieht. Endlich langt

*) „Portugiesen" ist im brittischen Indien, wie auf den malaiischen Inseln, der Name des mit europäischem Blut gemischten eingeborenen Stammes.

man denn bei „de Boom" an; die lange Fahrt in der brennenden Sonne hat Einen matt und müde gemacht, man wirft eiligst sich selbst und sein Gepäck in einen Wagen und fährt im raschen Trabe über den frischen Wiesengrund in die schattige Tamarinthen-Allee und von da durch das ausgestorbene Alt-Batavia nach der neuen Stadt hinauf. Der kleine Miethwagen, dessen man sich bemächtigt hat, ist schlecht und armselig genug; oben mit einem Ruff bedeckt, steht er, des Luftzuges halber, vorn und hinten offen. Der malaiische Kutscher, ein Barfüßer in einer zerlumpten bunten Tracht, trägt auf dem Kopfe einen Hut, der einer umgekehrten finnlappschen Kumme ganz ähnlich sieht, nur daß er, statt aus Holz, aus Stroh oder Bast verfertigt und über und über vergoldet ist, welches Letztere ihm ein gar schnurriges Ansehen giebt. Wagen wie die hier beschriebenen sieht man in Batavia überall; übrigens findet man natürlich auch sehr elegante herrschaftliche Equipagen.

Das eigentliche Batavia, wo alle Leute wohnen, ist gewissermaßen keine Stadt, sondern eine Reihe ziemlich naheliegender Landhäuser: herrlicher, luftiger, vorne mit Gärten, hinten mit großen Höfen versehener Wohnungen, die dem Klima, in dem man lebt, durchaus angepaßt sind. Es liegt ein gutes Stück Weges hinter den alten Festungswerken und streckt sich theils die Canäle entlang, die, einst im größten Ueberfluß vorhanden, nach Umlegung der Stadt nun meistens zugeworfen sind, theils um die großen Plätze Weltevreden und Königsplein herum, welche die am weitesten entfernten Quartiere der Neustadt ausmachen. Hier endet sie jetzt, doch ist kein Grund da, warum die Stadt nicht bis in's Unendliche wachsen kann, denn Jeder, der sich ein neues Haus baut, rückt damit weiter in's Land hinein, und die Zeit mag wohl nicht gar fern liegen, wo Batavia nicht länger eine eigentliche Seestadt, sondern nur durch einen Canal oder eine Eisenbahn mit dem Meere verbunden ist.

Allein es ist meine Absicht nicht, von der Stadt Batavia hier eine Beschreibung zu geben; nur möchte ich die Bemerkung machen, daß es hier, mit Ausnahme des im 17ten Jahrhundert errichteten Rathhauses, auch fast kein einziges öffentliches oder Privat-Gebäude giebt, das architectonisch schön oder bemerkenswerth wäre. Das in der Altstadt gelegene „Stadthuys" ist ein schweres, drei Stockwerke

hoch aufgemauertes Gebäude mit Seitenflügeln und einem von diesen eingeschlossenen großen gepflasterten Hofraum, der zur Genüge davon zeugt, wie die Holländer ihre heimathlichen Sitten und Gebräuche auch in dies Klima überzuführen geneigt waren. Die Bank, das Tribunal u. s. w. hatten einst im „Stadthuys" ihren Sitz; jetzt sind hier namentlich nur noch verschiedene Zoll- und Finanz-Contoire. — Ein anderes erwähnenswerthes Gebäude ist der auf Weltevreden gelegene, vom Gouverneur Dändels begonnene, von v. der Cappeln vollführte colossale Pallast, der fast alle Regierungs-büreaus in sich concentrirt, und der, anfangs zum Generalgouvernements-Haus ausersehen, später von den hohen Herren verlassen wurde, als diese den Aufenthalt auf Buytenzoorg vorzogen und sich daher für ihre mittlerweilige Anwesenheit in der Stadt mit einer kleineren Wohnung im Ryswyk-Quartier begnügten. Jener Pallast hat einen zu den Sitzungen des Regierungsraths benutzten Gouvernements-Saal, der mit den Portraits aller hiesigen Generalgouverneure ausgeschmückt ist. Unter diesen zeichnen sich die beiden obigen Wohlthäter der holländischen Colonien aus, die jeder holländische Bewohner Batavia's mit tiefer Ehrfurcht nennt; neben ihnen betrachtet man aber mit einem Gefühl des Entsetzens den durch das große chinesische Blutbad berühmten Adrian Valckenius. — In Weltevreden liegt noch ein anderes großartiges Gebäude, das für 1000 Kranke eingerichtete Hospital, das, außer besonderen Zimmern für die hohen Civil- und Militär-Beamten, zugleich acht große Säle oder Häuser für Soldaten und Matrosen und mehrere andere für Frauenzimmer und Geisteskranke in sich faßt.

In dem vorerwähnten Büreau-Pallast ist das Local des Militär-Klubs „Concordia", der auch uns mit seinen Einladungen beehrte. Wie schlicht und einfach war dieser aber nicht im Vergleich mit Calcuttas „Bengalischem" oder „Militär-Klub"! ich besuchte ihn einige Male, und traf nur einen oder zwei Menschen und an Lectüre auch garnichts außer einem hiesigen Wochenblatt, einem militären Avancements-Kalender und einer einzigen holländischen Zeitschrift. — Der Civil-Klub Batavia's, die „Harmonie", ist ein sehr weitläuftiges Local, in welchem das in manchen Beziehungen merkwürdige ethnographische Museum aufgestellt ist. Im Winter werden hier große

öffentliche Bälle gegeben, an denen Alles, was Batavia aufzubieten hat, theilnimmt.

Der Vicepräsident der javanischen Gesellschaft der Wissenschaften und Director des so eben genannten Museums, der Pastor Baron van Hövell, ein Mann, dessen ich weiter unten noch öfter erwähnen werde, hatte die Güte mich und die übrigen Herren vom Schiffe hier einzuführen. Es ist ein großes, geräumiges Gebäude, im Ryswyk-Quartier belegen. Außer einem bedeutenden mineralogischen Cabinet und einer Bibliothek, die unter Anderem eine ansehnliche Sammlung arabischer, malaiischer, chinesischer und japanesischer Handschriften enthält, hatte das Museum zugleich eine jenen weit überlegene ethnographische Abtheilung. In dieser sah man eine Masse javanischer Alterthümer aus den Zeiten der hinduischen und buddhaistischen Religion; unter den Götzen nenne ich nur die sehr schön ausgehauenen und wohlerhaltenen Buddhafiguren aus dem Bow-Buddhatempel unweit Samarang. Auch befand sich hier eine nicht unbedeutende Sammlung Modells von Häusern und Böten, von Werkzeugen, Waffen, Trachten; endlich eine Münzsammlung: Alles aus den holländischen Besitzungen, namentlich aus Java und Borneo stammend. Die musicalischen Instrumente des Fürsten von Djocjokarta, eine Kriegsbeute aus dem letzten Kriege, füllten allein ein ganzes Zimmer. Die uns aus den mehrfach erwähnten Tanzscenen wohlbekannten Harmonicas zeichneten sich besonders durch ihre colossalen Größen aus. Vieles was zur ethnographischen Abtheilung gehörte, hatte man, weil das Ganze noch ein ziemlich neues Institut war, noch garnicht aufgestellt, und wenn dieselbe überhaupt nicht so umfassend oder vollständig war, wie man es hätte wünschen können, so mochte es wohl zum Theil darin liegen, daß zu Zeiten Manches aus dieser, wie aus den anderen Abtheilungen, an die Museen in Holland abgeliefert wird.

Die Privat-Wohnungen in Batavia sind gewöhnlich hübsch und wohleingerichtet, ohne auf ein imposantes oder grandioses Aussehen Anspruch zu machen. Die blendend weißen Mauern scheinen dem verwüstenden Klima Trotz zu bieten. Ein reizender kleiner Blumengarten, und vor diesem ein von weißen Steinpfeilern unterbrochenes hohes, eisernes Gitter trennen die ländliche, nur ein Stockwerk hohe Wohnung von der Landstraße und ihrem Verkehr.

Die Façade des Hauses und ihre Säulenreihe, die an den englisch-ostindischen Gebäuden zum Vorfahren der Wagen benutzt wurde, bildet hier den offenen Eingang in eine große geschmackvolle Vestibüle. Eine 3—4 Stufen hohe Treppe von der Breite des ganzen Hauses führt nämlich in eine Veranda hinauf, von der die wie Gardinen zwischen den Säulen herabhängenden Strohmatten die Sonne und Hitze den Tag über fernhalten. Von der Veranda geht man in den luftigen Vorsaal, von diesem wieder in einen Zwischen-Salon hinein, an dessen beiden Seiten Schlaf- und Privat-Stuben zu liegen pflegen, und der daher am Tage nur schwach erleuchtet ist. Am Ende des Salons liegt der große, kühle Speisesaal, und von diesem geht man in einen Hof oder Garten hinaus, der von Küche und Domestik-Wohnungen umgeben ist. In allen Mobilien spürt man Eleganz und großen Comfort, jedoch ohne übertriebene Pracht; ausgezeichnete Kupferstiche, nach Gemälden der niederländischen Schule gestochen, schmücken die Wände der meisten dieser freundlichen Wohnungen, und sagte ich weiter oben, daß die europäischen Colonien in Ostindien in der Regel gegen die schönen Künste die allergrößte Gleichgültigkeit an den Tag legen und von geistigen Interessen entblößt sind, so ist es doppelt wohlthuend, in Betreff der holländischen Besitzungen nicht selten Beweise ganz des Gegentheils anzutreffen.

Man hat Batavia „die Perle des Orients“ genannt; diesen Titel verdient die Stadt jedoch nur als Hauptlager der Schätze und Reichthümer des ganzen Java, während sie, wie schon erwähnt, weder durch architectonische Pracht, noch durch imposante Größe oder mächtige Volksmenge, sich eines solchen Namens würdig gemacht hat. Die Einwohnerzahl beträgt nur 60,000; über die Hälfte davon sind Malaien und Javanen, 15000 Chinesen, 3000 Europäer und „Liplappen“*), der Rest Araber, Armenier, Hindus u. s. w. Von jenen Malaien und Javanen sind nicht weniger als 9000 Sclaven**); ihr Geschick soll aber verhältnißmäßig glücklich sein, und für die Zukunft ist aller Sclavenhandel wie Sclaveneinfuhr streng untersagt.

*) „Liplappen“ heißen die Abkömmlinge der Europäer mit Malaien oder Chinesen; „Pernakans“ die Abkömmlinge der Malaien und Chinesen.

**) Negersclaven giebt es dahingegen auf Java nicht.

Das Gouvernement behandelt die Eingeborenen streng: keiner derselben durfte nach Sonnenuntergang ohne Bambusfackel und ohne Legitimations-Paß auf den Straßen Batavia's erscheinen; reitende Gensdarmen patrouillirten die ganze Nacht hindurch. Allein während man auf diese Weise gegen die eingeborene Bevölkerung stets auf seiner Hut ist, verfährt man andererseits gegen sie höflich und wohlwollend und zeigt ihnen nie jenen empörenden Hohn, mit dem der Engländer auf seine hinduischen Untergebenen herabsieht. Wahrscheinlich würde auch eine solche Behandlung, anstatt daß sie bei dem Hindu kriechende Unterwürfigkeit zur Folge hat, den Malaien zum trotzigen Widerstand und zur blutigen Rache herausfordern.

Die Kleidung der Malaien ist recht eigenthümlich. Sowohl Männer als Frauen tragen den gewöhnlich dunkel- oder buntfarbigen „Sarong", in den man, wie in einen Unterrock, hineinsteigt, worauf man ihn um den Gürtel fest zusammenfaltet und seine Enden nach innen steckt. Leider haben unter den Männern schon Viele die engen, weißen europäischen Hosen angenommen und binden dann, anstatt ihrer weit kleidlicheren Nationaltracht, nur ein kleines Tuch um die Hüften. Den Oberkörper pflegen die Männer mit Kamisols oder Jacken zu bedecken, die bei Bedienten und Kutschern fast immer, wie Livréen, eine bestimmte, meistens rothe Farbe haben. Die Frauenzimmer tragen die gewöhnlich hellrothe „Kabaie", eine vorn offene Chemise, die über dem Sarong bis an die Füße hinabreicht. Letztere sind bei beiden Geschlechtern in der Regel nackt; um den Kopf dahingegen bindet der Malaie ein dunkles, schwarz und blau gezeichnetes Tuch*), dessen einer Zipfel über die Stirn herunterhängt. Oft trägt er auch einen Hut, entweder einen lakirten von der schon beschriebenen Form, oder einen Strohhut von der Façon eines breiten, niedrigen Zuckerhuts. Die letzteren Hüte sind eigentlich chinesischen Ursprungs und sind diesen auf Java so zahlreichen Fremdlingen entlehnt worden.

Es ist ein tausendmal wiederholter Satz, daß sich die Eigenthümlichkeit eines Volks in ihrer Muttersprache abspiegelt. Die

*) An theils weißen, theils farbigen, baumwollenen Zeugen wird nach dieser Colonie jährlich allein für beinahe 11 Millionen Gulden eingeführt. (Ropitsch: Kaufmännische Berichte, S. 62.)

malaiische Sprache hat einen selten vollen und reinen Klang, ist weich und melodisch; und darf man also hieraus auf den Charakter des Volks zurückschließen, so ist dieser ursprünglich sanft, warm und voll von Gefühl. Nun ist es allerdings wahr, daß sich die Malaien im „Amok" als Sclaven einer zügellosen Leidenschaft bewähren; auch haben jahrhundertlange Seeräubereien und das seit lange schwer auf ihnen lastende Joch des Despotismus ihrem Gemüth etwas Hartes und Schonungsloses aufgedrückt. Dennoch werden sie als von Natur gutmüthig und reich an häuslichen Tugenden dargestellt, und selbst in ihrem Piratenleben spürt man manche hübsche und ritterliche Züge. — So wie die Cultur und geistige Entwickelung der Malaien auf einer niedrigen Stufe steht, so ist auch der grammaticalische Bau ihrer Sprache einfach und in seiner Kindheit: einen großen Theil ihrer verbalen Beugungen hat sie aus der Sanskritsprache entlehnt, den Pluralis bezeichnet sie ganz einfach durch Wiederholung des Substantivs; es fehlt ihr ein eigenes Alphabet, und sie benutzt als Schriftzeichen die mit den arabischen naheverwandten Pegu-Buchstaben. Die malaiische Sprache ist an abstracten Ausdrücken arm, an bildlichen und poetischen dahingegen reich. Sogar den europäischen Sprachen, mit denen sie in Berührung getreten, hat sie Wörter entnommen, und der gelehrte Marsden meint, nur 27 Theile derselben seien ursprünglich Malaiisch, 50 Theile Polynesisch, 16 Theile Sanskrit, 5 Theile Arabisch, und endlich 2 Theile Javanisch, Persisch, Portugiesisch, Englisch und Holländisch. Die weitausgedehnten Handelsverhältnisse der Malaien und die Leichtigkeit des Erlernens dieser ebenso einfachen, wie in die Ohren fallenden Sprache haben sie zur „lingua franca" des südöstlichen Asiens gemacht.

Die Javanen sind ein von den Malaien vielleicht grundverschiedener Stamm. Ihre Hautfarbe ist dunkler, ihr Wuchs niedriger; sie haben kleine, schwarze Augen, eine über der Nasenwurzel kenntlich eingedrückte Stirn, hochliegende, stark hervortretende Backenknochen, und endlich so breite Nasenflügel, daß die Nase von vorne herein ein vollständig gleichseitiges Dreieck ausmacht. Die Javanen, ein weniger selbstständiger Menschenschlag als die Malaien, leben hauptsächlich im Inneren des Landes und ernähren sich durch Ackerbau, Handwerke und Künste. Die Männer gehen bis zum



Javanisches Mädchen und Kind — Java.



A. Plum del.

Em. Bærentzen & Co. lith. Inst.

Javanisches Mädchen und Kind — Java.

Gürtel herab nackt; ihr Haar ist lang und ungeschoren, wie das der Frauen. — Die altjavanische oder Kawi-Sprache scheint, obgleich mit Sanskrit stark vermischt, eine Ursprache zu sein; ihre Schrift ist das Sanskrit-Alphabet. Nur ganz einzelne Gelehrte besitzen noch den Schlüssel zu der von der neujavanischen grundverschiedenen Kawi-Sprache, und die Comoedien, welche in dieser gespielt werden, versteht man nur mit Hülfe der gleichzeitig mit dem alten Text seit Jahrhunderten vererbten Erläuterung. Die javanische Sprache besitzt nicht bloß, ähnlich wie die malaiische, einen hohen Dialect, in dem der Vornehmere angeredet wird, und einen platten, in dem sich Dieser wieder an den Geringeren wendet, sondern sie hat außerdem auch noch einen Zwischendialect, der die vertrauliche Umgangssprache bildet, und der zugleich im Gespräch des gemeinen Mannes mit dem Hochstehenden gebraucht wird, wenn Jener Diesem Etwas von sich selbst oder von seines Gleichen mittheilt.

Der Admiral v. d. Bosch hatte die Artigkeit gehabt, mir bei einem seiner Freunde, Herrn Launy, General-Zollintendant und Vicedirector des Finanzdepartements, Logis zu verschaffen; Herr Launy war von Geburt ein Däne, Sohn eines Seiden- und Tuchhändlers in Copenhagen. Nach dem Tode seines Vaters hatte er als ganz junger Mensch in den Jahren 1813—14 den deutschen Freiheitskrieg mitgemacht. Nachdem er mehrere Jahre abenteuerlich verlebt, kam er als holländischer Husar nach Batavia, wurde jedoch in diesem Dienst bald von seinen Vorgesetzten als ein wohlerzogener, gescheuter Mensch mit guten Sprachkenntnissen bemerkt, und 1819 als Schreiber in der Civil-Administration angestellt. Hier wußte er sich geltend zu machen, avancirte schnell, wurde in verschiedenen Provinzen Resident und gelangte endlich, wie erwähnt, zu einem der höchsten und wichtigsten Aemter im Lande.

In dem so höchst belehrenden Umgang dieses interessanten und ausgezeichneten Mannes verlebte ich die ganze Zeit unseres hiesigen Aufenthalts, und bald hatte ich mich hier in die Annehmlichkeit der holländisch-batavianischen Lebensweise versetzt und wußte dieselbe vollkommen zu schätzen. Bei'm ersten Tagesanbruch aus dem Bett springend werfe ich mich in eine leichte weiße Tracht: die Kabaie oder, wie sie von den Holländern im Scherz genannt wird, „das Windsegel", und genieße meinen Kaffee in der vom nächtlichen

Thau noch benetzten kühlen Veranda. Eine leichte, frische Morgenluft strömt mir entgegen, und mit dieser der erfrischende Wohlgeruch tausender von tropischen Pflanzen, auf deren Blättern die Thauperlen in den Strahlen der hervorbrechenden Sonne spielen. Ich sitze im bequemen chinesischen Bambusstuhl, der Blick streift über den Garten, über den Fahrweg, und jenseits des Weges über den Canal hin, der uns von den gegenüber liegenden, hinter einer Wand von Orangen, Bambuszäunen und hohen Cocuspalmen versteckten Häusern trennt. Auf dem Canal gleiten die schwer belasteten Prahme langsam vorüber: eine plumpe Raa mit einem aufgezogenen Bastsegel hängt am Mast, ein Schlepptau reicht von diesem nach dem Ufer herüber, und 3—4 nackte Malaien traben damit von dannen. Auf dem Wege fahren, nach Umständen schnell oder langsam, Wagen von den verschiedensten Größen, meistens Cabriolets, welche die betriebsamen holländischen Kaufleute zur Stadt nach den Contoirs bringen.

Zum unentbehrlichen Kaffee muß die ebenso unvermeidliche Manila-Cerute geraucht werden, denn ohne zu rauchen würde man mit den Leuten hier garnicht leben können. Dazu bedarf man nun aber des Feuers: man spricht die halblauten Worte „Cassi Api" und kehrt sich dabei nicht einmal um, um zu sehen, ob Jemand es hört; thut nicht nöthig, zehn für Einen haben es schon verstanden, und wie auf einen Zauberschlag springen 3—4 kleine malaiische Knaben, nackt bis auf ihr kurzes Hemdlein, aus den Ecken hervor und bringen Einem die auf die steinernen Fliesen hingeworfenen brennenden Kair-Lunten. Woher die Kinder kommen, mag der liebe Gott wissen, — bisher waren sie unsichtbar und unhörbar, — man kann aber mit Gewißheit darauf rechnen, daß sie immer zugegen sind, und daß sie jede, auch die geringste Bewegung des Herrn bewachen.

Nun fangen die Besuche an, man conversirt und macht Geschäfte ab; darauf kommt das Frühstück. Dies ist nach französischer Mode servirt: eine Masse kleiner, wohlzubereiteter Gerichte, unter denen doch „Reis und Carry" die stehende und Haupt-Speise ausmacht. Der ächte Batavianer läßt Alles an sich Revüe passiren, nimmt von Allem ein wenig, dazu eine Portion Reis, würzt dieses Essen mit einem bedeutenden Quantum von allerlei Pickles, macht ein einziges

Mischmasch daraus und verzehrt dasselbe mit sichtbarem Wohlgefallen.

Nach dem Frühstück zieht man sich an und fährt, in Geschäften oder sonst, zur Stadt hinein; man macht den Wagen dicht zu, denn die Sonne steht jetzt hoch am Himmel, und die Hitze ist schon sehr drückend. Um 1—2 Uhr ist man fertig und verläßt eilig die verpestete Stadt, um in die gesunde Landluft hinauszukommen. Die Hitze ist indeß unerträglich geworden, man eilt in's Zimmer hinein, zieht sich vollkommen aus, wirft sich auf's Bett und schiebt ein großes Kissen unter die Kniekehlen; da die Jalousien dicht verschlossen und die Muskitogardinen vorgezogen sind, ist es um Einen herum fast dunkle Nacht. Dennoch nimmt man ein Buch mit sich in's große, breite Bett, ja liest anfangs auch wirklich, bis man, der Hitze und Mattigkeit unterliegend, bald einschläft, überzeugt davon, daß $^3/_4$ der Bevölkerung Batavia's Einem hierin Gesellschaft leisten. — Man erwacht bei einem leisen Umhergehen im Zimmer, — es ist der malaiische Bediente, der sich hereingeschlichen, der kühlen Nachmittagsbrise eine Jalousie geöffnet und eine große Tasse Thee neben das Kopfkissen gesetzt hat. Am ersten Tage lachte ich über den Thee und schmeckte ihn an, am zweiten fand ich ihn gut, am dritten vortrefflich; so mag es mit neuen Sitten und Gebräuchen wohl fast immer gehen.

Es ist nun 4—5 Uhr geworden, man putzt sich, um auszufahren, und zwar erscheint man nach der unerbittlichen Gesellschafts-Etiquette, die in dieser Beziehung von den Holländern weit strenger, als von den Engländern, befolgt wird, immer in tuchenen Kleidern. Nirgends sah ich in hiesigen Mittagsgesellschaften die leichte weiße Tracht, die, namentlich wo keine Damen mit zu Tisch saßen, in Calcutta allgemein war. So streng und verschieden sind die Gesetze der Mode: Die Engländer in Calcutta gingen, bis auf die einzelnen Levers oder Gesellschaften beim Generalgouverneur, das ganze Jahr hindurch in „undress"; die Holländer in Batavia erschienen in Gesellschaften nie anders als in Galla, während sie dahingegen in den Hotels bei'm ersten Frühstück oft in einem so tiefen Negligée auftraten, daß man hätte glauben können, sie wollten in's Bad und nicht zu Tisch. Die Engländer hätten es für höchst ungeschliffen angesehen, wenn Jemand auf der Promenade des Nachmittags

mit einer Cigarre im Munde erschienen wäre; die Holländer rauchten ihre Cerute nicht nur auf den Spaziergängen, sondern im feinsten Damen-Salon. In Calcutta spielte man „crickel", wie in England, hielt Scheibenschießen, Regattas, Wettfahren, Wettrennen u. s. w.; in Batavia wird gewöhnlich einmal im Jahre ein Wettrennen auf der großen Königsplein abgehalten, sonst zieht „myn Heer" aber jenen in einer ostindischen Hitze so anstrengenden Vergnügungen seine Bequemlichkeit vor, — und wenn der Engländer sich in einen Jagdklub oder desgleichen einschreiben läßt, so tritt dagegen der Holländer aus demselben Grunde, d. h. um der Mode Folge zu leisten, in eine Freimaurerloge ein. Der Engländer betrachtet jeden Farbigen als einen Paria, dem er im geselligen Umgange scheu aus dem Wege geht; der Holländer ist in dieser Beziehung so wenig bedenklich, daß wir auf einem Ball in der „Harmonie" alle möglichen Tinten von Damen antrafen, darunter sogar einzelne, die sich geläufig nur auf Malaiisch ausdrückten, sehr wenig Holländisch konnten und übrigens auch gar keine lebendige Sprache weder redeten noch verstanden. Ja es ist dem Holländer nicht einmal darum zu thun, über die Herkunft der Liplappen einen Schleier zu werfen, er bespricht sehr offenherzig sein Verhältniß zu einer Malaiin als seiner Concubine, Haushälterin und Kindererzieherin; er räumt vielleicht sogar ein, daß er gleichzeitig mehrere derartige Verbindungen hat, und beruft sich zu seiner Entschuldigung nur auf die Undenkbarkeit eines wahren Familienlebens in diesen Colonien, ja fügt bisweilen noch die Behauptung hinzu, — die ich öfters wiederholen hörte, über deren Grund oder Nichtgrund ich selbst jedoch keine Meinung habe, — daß die ungemischten europäischen Abkömmlinge fast immer hier schwach und elend, ja in der zweiten Generation sogar unfruchtbar werden.

Ich vergesse aber über diese Betrachtungen, daß wir auf die Promenade sollen. Um 5 Uhr hält der Wagen vor der Thür, und man macht nun eine hübsche Tour durch Batavia's äußere Quartiere und deren Umgebung. Durch die frischen, smaragdgrünen Reisfelder geht es nach dem Malaien-Campong heraus, wo zwar das Bazarleben um diese Tageszeit vorüber, und die Lustigkeit des Abends noch nicht begonnen ist, wo aber die sich um die Hitze weniger kümmernden Kinder den einen Drachen nach dem anderen in

die Höhe steigen lassen und hoch jubeln, wenn es ihrer Einem gelingt, eine fremde Schnur mit der ihrigen überzuschneiden und jenen Drachen dadurch herunterstürzen zu lassen. — Ist noch Zeit dazu übrig, fährt man auch wohl nach „Mester Cornelis" hinaus und besieht die dortige Thee- oder Waffenfabrik. Oder auch man hält sich an die gewöhnliche Promenade um die große „Königsplein" herum und begegnet hier seinen fahrenden Bekannten, oder besieht sich die hübschen batavischen Damen, die ohne Hüte, mit bloßem oder doch nur leicht beschleiertem Haupt, außenvor ihren ländlichen Wohnungen den Weg entlang spazieren. Endlich geht es über den Waterlooplatz wieder nach Hause. Ueber der Kalesche hängt während dieser ganzen Spazierfahrt die ewig brennende Lunte; denn die Cerute muß auch im Wagen genossen werden. Wenn nun im Dunkelwerden Alle bei'm Fackelschein nach Hause fahren, machen diese brennenden Lunten eine ganz komische Wirkung; sie gleichen einer Menge Feuerfliegen, die längs der Landstraße hin- und herwogen. — Am Sonntag ist Musik auf dem großen Waterlooplatz in Weltevreden, wo sich dann die „beaumonde" der Stadt in ihrem größten Putz unweit des Obelisken sammelt; man sieht hier, wie in Calcutta oder in den europäischen Hauptstädten, elegant geputzte Damen in glänzenden Equipagen und junge Herren zu Wagen oder Pferde, die absteigen, um jenen den Hof zu machen; die Musik spielt dazu, bis sie bei'm Dunkelwerden aufhört, und Jeder nun nach Hause zum Mittagstisch eilt.

Auch hier konnte ich nicht umhin, zwischen Batavia und den von mir so kürzlich verlassenen englischen Plätzen eine Parallele zu ziehen. Auf mehren der letzteren erwähnte ich, wie das Tischgebet dem Mittagsessen so gewiß, wie die Morgendämmerung dem Sonnenaufgang, vorausging; bei den weniger gottesfürchtigen Holländern hatte ein materielleres, wenn auch nach ihren Begriffen ebenso nothwendiges Surrogat — der Bitterschnaps, der schwedische „Sup" — das Tischgebet vertreten. In Calcutta mußte man hungrig vom Tische aufstehen, wenn man es vergessen hatte, seinen eigenen Bedienten mitzunehmen; in Batavia springt bei dem geringsten Wink ein malaiischer Aufwärter herbei. In Calcutta mußte man genau darauf Acht geben, daß man sich nicht vor einen Schinken oder Braten setzte, denn sonst war man dazu verdammt, die

ganze Zeit hindurch zu tranchiren; in Batavia ist man von dieser Mühe ganz frei. In Calcutta aß man aber sonst sein Essen in Ruhe, in Batavia wird der Teller Einem weggeschnappt, sobald man sich nur umsieht. In Calcutta schwang man, wenn die Hitze unerträglich ward, die Punka über unsere Köpfe; in Batavia kennt man diesen Genuß nicht. War das, weil die Hitze weniger drückend war? Nein keineswegs. Man erwiederte mir, die Punka genire, sei ungesund, und was weiß ich mehr. Genug, es fand sich keine, und damit mußten wir uns begnügen und, wie die übrige Gesellschaft, in unseren wollenen Kleidern und sonstigem europäischen Putz tüchtig schwitzen.

Besonders im Abendleben fand ich zwischen hier und Calcutta einen angenehmen Unterschied. Die uns Dänen so wohlbekannte und werthe Sitte, ohne ausdrückliche Einladung seinen Abend in einem Familienkreise zubringen zu können, traf ich hier wieder an und wurde durch die Güte meines Freundes, Herrn Launy, bald in die ersten und liebenswürdigsten Häuser, bei dem Regierungsrath v. Reinst, dem General Cochius, dem Grafen Hogendorph u. a. eingeführt.

Diese in allen sonstigen Beziehungen angenehme Gesellschaft leidet indeß an einer in Europa, namentlich in meinem eigenen lieben Vaterlande, nicht ungewöhnlichen Krankheit, die ich jedoch höchst verwundert wurde, auch auf colonialem Boden anzutreffen, da ich sie, wo ich bisher gewesen, in englischen, französischen und spanischen Colonien, sehr wenig bei officiellen Gelegenheiten, und garnicht im privaten Leben, gespürt hatte. Ich meine die Rangsucht, diese Pest aller geselligen Freude, die jede Heiterkeit erstickt oder vertreibt und selbst die gescheutesten Menschen stupide macht. Wahrscheinlich war diese schlimme Krankheit vom Mutterlande nach Java verpflanzt worden und geleitete nun unvermeidlich die Etiquette, mit welcher der Generalgouverneur sich umgiebt. Jedem den ihm gebührenden Platz bei Tische anzuweisen war für den Wirth oder Ceremonienmeister eine Sache der äußersten Wichtigkeit; unter den Damen der Gesellschaft hatte ein Decret, vermöge dessen Regierungsräthe, auch wenn sie nicht Excellencen waren, Allen Anderen auf der Insel, also auch Seiner Excellence dem commandirenden Generale, im Rang vorangingen, eine vollständige Spaltung hervorgebracht; und

auf einem Ball in der „Harmonie" sagte der Balldirector mir vor dem Abendessen an, welcher Dame ich, dem mir gütigst zugemessenen Rang zufolge, den Arm zu bieten habe. Wegen des vorerwähnten Streits mußte ich von beiden Seiten viele Argumentationen anhören; das Amüsanteste dabei war, daß es immer unter der Versicherung geschah, wie wenig man sich daraus mache, wie man es aber der Männer wegen nicht könne hingehen lassen, so daß ich denn auch auf Java der „honnetten Ambition" von Holberg, dem Tröster meiner einsamen Stunden, gedenken mußte.

Ich konnte mich natürlich nicht lange auf Java aufhalten, ohne dem Generalgouverneur meine Aufwartung zu machen. Wie oben erwähnt, residirte er nicht in Batavia, sondern auf Buytenzoorg, etwa 10 Meilen in's Land hinein. Er hatte mich mit meinen Officieren und den Naturforschern zu einem Besuch bei sich einladen lassen, und unsere Reise wurde auf den 28sten April angesetzt. Der Admiral v. d. Bosch hatte mir gütigst einen Platz in seinem Wagen angeboten; mit dem Herrn Launy fuhren vier, und mit dem Baron v. Hövell drei der Herren. Meine Reisegefährten waren der Prof. Behn, Reinhardt, Kjellerup, Plum, Rothe, Ravn und der Pastor Hansen. Wir begaben uns um 6½ Uhr auf den Weg und waren um 9½ Uhr auf Buytenzoorg.

Wo hört Batavia auf? — Diese Frage drängt sich Einem wieder auf, indem man über die Königsplein auf der großen Landstraße hinfährt. Denn noch immer begegnen dem Auge eine Menge europäischer Wohnungen, so daß man in ein neues Stadtviertel hinein gekommen zu sein glauben könnte; endlich nach einer halben Stunde fährt man an einer früheren Festung, „Mester Cornelis", vorüber und kann nun sagen, daß man die Stadt quitt geworden ist. Der erwähnte Punkt ist in der Kriegsgeschichte durch die im Jahre 1811 zwischen den Engländern und Holländern gelieferte Schlacht bekannt geworden, wodurch die Insel unter brittische Herrschaft gerieth; nun findet man hier Kasernen und Waffenfabriken, aber keine Festung mehr. Die Holländer in Batavia, wie die Fremden, machen häufige Ausflüge hierher, denn die Eingeborenen haben hier

große Bazars, wo des Abends javanische Tänzerinnen sich sehen lassen, und allerlei Volksbelustigungen zum Besten gegeben werden.

Der Weg nach Buytenzoorg ist außerordentlich gut; es ist die vom Generalgouverneur, Marschall Dändels, durch die Länge von ganz Java laufende, in Zeit von drei Jahren vollführte große Landstraße. Der Colonie geschah hierdurch sicherlich die größte Wohlthat, es ist aber traurig hinzufügen zu müssen, daß diese anstrengende Arbeit mehreren tausend Menschen das Leben kostete. Der Weg ist 810 Pahls (Viertelmeilen) lang, erstreckt sich von Anjer in der Sundastraße durch ganz Java nach Kalilikos, nördlich von dem an der Ostküste gelegenen Panarsekan, und steigt über die Berge Megamendong, Simpong und Bol. Oft ist er durch die Felsen gehauen, bisweilen über tiefe Abgründe hingeführt, so z. B. kurz ehe man den waldumkränzten Megamendong besteigt, auf dessen Gipfel er 5000 Fuß über der Meeresfläche schwebt. Die Engländer in Bengalen haben, außerhalb der unmittelbaren Nähe der großen Städte, keine einzige Landstraße, und stehen also hierin den Holländern weit nach. Man fährt auf Java unglaublich schnell; frischer Vorspann steht auf jeder Station fertig, die Station ist gewöhnlich 1½—2 Meilen lang. Die Pferde sind klein und nicht sehr stark; wenn sie den Wagen in Bewegung setzen sollen, müssen meistens eine Menge Leute ihn vorwärtsschieben helfen, während Kutscher und Läufer die armen Thiere auf's Unbarmherzigste durchprügeln; ist man dann aber erst im Gang, fliegen sie in vollem Gallop dahin, und geht es bergauf, wird ärger als je auf sie losgepeitscht, während die Läufer sie durch einschüchterndes Rufen und Schreien vorwärtstreiben. So pflegen sie, wenn der Berg ihnen nicht gar zu steil ist, seinen Gipfel in einem Augenblick zu erreichen, wird es ihnen aber zu schwer, stehen sie vollkommen still, und nun mögen die ersten die besten Leute, die man auf der Landstraße antrifft, Hand an die Räder legen und, während die Pferde aus vollen Kräften gepeischt werden, schieben helfen, bis es wiederum über Stock und Stein geht. Auf diese Weise legt man denn auch einen Weg von 13 Meilen in 3—3½ Stunden zurück.

Den ganzen Weg entlang begegnet man unaufhörlich wandernden Javanen, die ihre größeren oder kleineren Lasten — meist eßbare Sachen — zu'r Stadt tragen, und die es nie unterlassen, den

vorbeifahrenden Wagen auf die ihrer Ansicht nach ehrfurchtvollste Weise zu begrüßen. Dieser Gruß besteht darin, daß sie ganz an die Seite des Weges treten und, der Ehre unwürdig den ihnen hoch Ueberlegenen das Gesicht zuzukehren, sich gänzlich umdrehen. So begrüßen sie nicht nur die Europäer, sondern auch ihre vornehmen Landsleute; denn nirgends in der Welt mag wohl die Aristocratie höher in Ehren gehalten werden, als unter der eingeborenen Bevölkerung auf Java.

Außer dieser großen Menge wandernder Lastträger sieht man auf einem neben der Chaussée laufenden Erdwege eine Masse kleiner, mit zwei Büffeln bespannter Karren, die sich, gewöhnlich in einem geschlossenen Zuge von 20—30 Stück, langsam dahinbewegen. Der Karren geht auf zwei Rädern, die aber aus einer einzigen Holzmasse bestehen, und deren Achseln sich in einer unter dem Wagenkasten gelegenen hölzernen Nabe umdrehen. Der Wagen hat auch noch ein in zwei Hälften getheiltes Dach, dessen vordere Hälfte bei Tage über die hintere zurückgeschoben wird; er bildet somit ein kleines Haus, in dem der Kutscher auf seiner langen Reise wohnt, denn ein solches Fuhrwerk macht allerhöchstens vier Meilen täglich und kömmt oft mit seinen Waaren aus den entlegensten Provinzen nach Batavia. Es ist zwar sehr hart, daß es den armen Bewohnern des Landes selbst nicht gestattet ist, denjenigen Weg zu befahren, dessen Vollführung den Schweiß, ja das Leben so vieler ihrer Landsleute gekostet hat; würde er aber von jenen Karren befahren, so wäre er — das ist unbestreitbar — in sehr kurzer Zeit vernichtet. Vergebens hat die holländische Regierung sie zum Anschaffen anderer Fuhrwerke zu bewegen gesucht; sie hängen zu fest an den Sitten ihrer Väter, und fahren geduldig, ja wohl auch bequemer, auf dem weichen Erdwege.

Buytenzoorg liegt 800 Fuß höher als Batavia. Der Weg geht also langsam bergauf; das Land ist sehr wohl angebaut, der Reisbau die Hauptsache. Man fährt durch manche kleine Dörfer, die man in der Regel an einer, die niedrigen, recht freundlichen Hütten überschattenden Baumgruppe erkennt, zwischen der es von nackten Kindern wimmelt, von denen die größeren ihre kleineren Gespielen auf dem Rücken oder auf der Hüfte tragen. Man kömmt auch an mancher hübschen Villa, dem Wohnhause irgend eines ansehn-

lichen Landbesitzers, vorüber. Gleich hinter der ersten Station hat man ein sehr bedeutendes Etablissement, eine Theefabrik. Erst in den letzten 12 Jahren hat man auf Java Thee gebaut, der jedoch, wie es scheint, sehr gut gelingt. Man preßt ihn hier in Kuchen zusammen, wodurch auch dasjenige, was zerbröckelt und zu Staub wird, nicht verloren geht; auf dieselbe Weise wird er großentheils von China landwärts nach Nordasien und Rußland versandt.

Die Reisfelder bieten immer einen lieblichen Anblick dar, sowohl durch ihre wunderschöne hellgrüne Farbe, wie durch ihre terrassenförmigen Anlagen. Das Bewässerungssystem ist hier sehr vervollkommt, und vielleicht giebt es in dieser Richtung keine praktisch tüchtigeren Ackerbauer, als die Javanen. Das Anlegen von Canälen und Gräben, Wasserleitungen und Terrassen haben sie in der Schule der Nothwendigkeit praktisch studirt, und es ist fast unglaublich, aus welchen Entfernungen sie manchmal das Wasser herleiten müssen.

Um 9½ Uhr langten wir auf Buytenzoorg an. Es ist ein prächtiges, ausgedehntes Gebäude, ein Stockwerk hoch, mit weitläuftigen Flügeln und von diesen wiederum ausgehenden Seitenflügeln, die dem Ganzen ein imposantes, wenn auch kein sehr regelmäßiges noch architectonisch schönes Ansehen geben. Das Schloß hatte bis zum Jahre 1834 zwei Etagen und soll damals ein sehr großartiges Gebäude gewesen sein; ein Erdbeben erschütterte und zertrümmerte es aber dermaßen, daß es neu aufgebaut werden mußte, wobei man es denn für das Richtigste hielt, sich mit einem Stockwerk zu begnügen. Der damalige Generalgouverneur v. d. Baud rettete nur mit genauer Noth sein eigenes Leben, wie das seiner kranken Frau und seines neugeborenen Kindes. — Um das Schloß herum hat man einen sehr schönen Park angelegt, der — eine meines Erachtens hübsche doppelte Bestimmung — zugleich als botanischer Garten dient; mit Brücken versehene Canäle durchkreuzen ihn in allen Richtungen. Eine Menagerie ist neuerdings angelegt worden, allein noch nicht sehr reich; einige Eber und ein ganz junger Elephant machten das Merkwürdigste darin aus: Letzterer war sehr zahm und ging frei im Garten herum. Als ich eines Vormittags von den anderen Herren während einiger regenvollen Stunden zu einer Partie Whist in dem an die Gaststuben stoßenden

großen Saal eingeladen war, wurde ich durch die ungewöhnlich plumpen Fußtritte hinter mir aufgeschreckt, und als ich mich umsah, begrüßte der kleine Elephant mich in aller Freundschaft, indem er mir die Ehre erwies, seinen Rüssel an meiner weißen Weste abzuwischen. Er war es nämlich gewohnt, um diese Zeit, wo seines Wissens allerlei Erfrischungen aufgetragen wurden, zu den Herren hereinzukommen, die sich dann ein Vergnügen daraus machten, ihr Essen mit ihm zu theilen.

Man hatte uns bei unserer Ankunft jenes Logis in einem Flügel des Schlosses angewiesen. Um 11 Uhr versammelte man sich zum Frühstück, wo der Admiral mich dem Generalgouverneur, Herrn v. Rochhuysen, vorstellte. Dieser Mann hatte sich bekanntlich vom Banquier zum Finanzminister in Holland emporgeschwungen. Von diesem Posten abgetreten war er eine Zeitlang Minister in Brüssel, und wurde 1844 auf 5 Jahre zum Generalgouverneur über Java ernannt. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren mit hübschem Aeußeren und sehr vielem Anstand und „savoir vivre". Einige Stunden vor und nach dem Frühstück verflossen uns sehr angenehm unter geistreichen Gesprächen, darauf ging er an seine Geschäfte, wir Anderen in unsere Zimmer, in den Garten, oder in's Bad.

Der Generalgouverneur war so artig, uns vor Tisch spazieren fahren zu lassen. Sehr elegante Equipagen waren mir und meinen Reisegenossen zur Verfügung gestellt, und wir fuhren nun vom Schloß nach dem Dorf Buytenzoorg hinab, dem Sitz des Residenten der Provinz und aller seiner untergeordneten Beamten. Die Bambushütten lagen, meistens auf Abhängen inmitten einer üppigen Vegetation, an beiden Seiten des Weges zerstreut. Die Bewohner waren theils Chinesen, theils Javanen; jedes Volk in seinem Viertel: wo diese aufhörten begannen jene, die an Zahl die überwiegenden zu sein schienen. Sie leben, hier wie in Batavia, von irgend einem Handwerk; ihre Hauptbeschäftigung im Inneren der Insel ist aber doch der Ackerbau. Sie haben größtentheils kleine, Einzelne auch wohl größere Besitzungen gepachtet, und Viele von ihnen sind bemittelt. Jedes der erwähnten Viertel (Campongs), hat seine eigene, von den Holländern hoch in Ehren gehaltene, Behörde: — die Javanen einen Regenten, die Chinesen einen Capitain.

Wer von Java gelesen, weiß, daß diese Insel an Alterthümern

reich ist; Gesänge und Sagen von längst verschwundenen Zeiten leben im Munde des Volkes fort, und hin und wieder trifft man prächtige, riesenmäßige Ruinen, namentlich von Tempeln, an. Besonders merkwürdig in dieser Beziehung ist die Gegend um Samarang herum und überhaupt der östliche Theil der Insel. Aber auch Buytenzoorg darf nicht ganz übersehen werden, denn hier war die Residenz des von den Anhängern des Islam im Anfange des 15ten Jahrhunderts zerstörten Reichs Padjaran, und die Sage erzählt noch von dem königlichen Pallast und seiner auf 800 Säulen ruhenden offenen Halle. Wir fuhren, als wir das Dorf verlassen, nach dem von dieser Sage bezeichneten Ort hin: aber keine Spur jener Herrlichkeit; dagegen steht nicht weit davon entfernt, an einem von Bäumen und Gebüsch umschlossenen, entlegenen Platze, ein von den Eingeborenen mit großer Ehrfurcht betrachteter Stein, Namens „Batotoëlis“ oder der beschriebene Stein. Der Sage nach soll Ansanfong, der den Islamismus auf die Insel verpflanzte, ihn mit sich geführt haben; da die eingegrabenen Buchstaben jedoch der altjavanischen Schrift anzugehören scheinen, mißt man ihm gewöhnlich ein höheres Alter bei. Viele Gelehrte, sowohl Europäer wie Eingeborene, haben sich mit der Deutung der geheimnißvollen Zeichen den Kopf zerbrochen, — aber vergebens. Einer der Letzteren glaubte vor einigen Jahren den Schlüssel zu dieser javanischen „Runamo“ gefunden zu haben, allein auch seine Auslegung scheint großem Zweifel unterworfen zu sein. Dicht an Batotoëlis, auf demselben Platze, stehen mehrere rohe Steinbilder, die der Eingeborene gleichfalls mit der größten Ehrfurcht anschaut. Die Sage macht sie zu einem verwandelten Prinzen oder Minister, Namens Poërwa Kali, und seinen Untergebenen, die während der muhamedanischen Verfolgung ihren hinduischen Götzen treu geblieben waren. Auf einem Steine nebenan ist gleichsam der Eindruck eines Fußes; hier soll eine der Frauen des Poërwa Kali neben dem Steinbilde ihres Ehegatten so lange gefleht und geweint haben, bis der Stein, auf dem sie stand, von ihren Thränen erweicht, die Spur ihrer Füße hinterließ.

Zu Mittag hatte der Generalgouverneur große Gesellschaft, sowohl Herren als Damen. Die merkwürdigsten Gäste waren indeß vier Gesandten des Raja's von Bali Lombok, in dem Auftrage

hierher gekommen, der holländischen Regierung, die noch in diesem Sommer eine Expedition gegen den übermüthigen Raja von Bali Bleling zu unternehmen Willens war, die Hülfe ihres Herrn anzubieten. Jener Fürst hatte einen mit dem holländischen Gouvernement geschlossenen Tractat, zufolge dessen die Malaien die an ihren Küsten scheiternden Schiffe nicht plündern, noch ihre Besatzungen beeinträchtigen durften, gebrochen. Als Antwort auf eine desfallsige Vorstellung der holländischen Regierung hatte er ihr das Document, mit einem Khris durchschnitten und an allen vier Ecken mit Betelspuck beschmiert, zurückgeschickt, eine Frechheit die gerächt und exemplarisch gestraft werden mußte. Das Anerbieten des Raja's von Bali Lombok hatte der Gouverneur aus Gründen, die ich nicht zu beurtheilen wage, ausgeschlagen; zur selben Zeit rechnete er es sich aber zur Pflicht, die Gesandtschaft mit ganz besonderer Auszeichnung zu behandeln.

Sie waren bei diesem Diner sehr geputzt, trugen feine Hemden und bunte, sehr reichfaltige Sarongs. In's Haar hinter den Ohren hatten sie Blumen gesteckt, und sie waren mit kostbaren Dolchen (Khris) bewaffnet. Sie saßen sehr anständig und ordentlich zu Tisch, aßen mit einem Löffel etwas Reis, sonst garnichts, und tranken Wasser mit einem Tropfen Rothwein darin, und später ein Glas Champagner. Dieser Trank ist den Morgenländern unwiderstehlich, und die Gewissenhaftesten entschuldigen sich damit, daß er zu Mahomeds Zeit nicht erfunden war, also auch von ihm nicht hat untersagt werden können. — Eine zweite Merkwürdigkeit bei diesem Diner war der Regent von Buytenzoorg, ein alter Javane, mit seiner jungen javanischen Frau. Sie war im höchsten Staat, trug sehr reiche, allein enge seidene Kleider und war mit Gold und Juwelen beladen. Hübsch war sie jedoch, ihrer sehr vornehmen Herkunft und ihres Namens „Rader-ajo" (d. h. die schöne Prinzeß) ungeachtet, durchaus nicht. Der alte Regent hatte zu Hause noch mehrere andere Frauen, diese war aber die einzige, deren Rang hoch genug war, zu so vornehmer Gesellschaft den Zutritt zu verschaffen.

Uebrigens konnte man sich in diesem Cirkel in die ersten aristocratischen Salons einer der Hauptstädte Europa's versetzt wähnen. Junge hübsche Damen in sehr eleganten Toiletten und Herren in

glänzenden Militär- und Civil-Uniformen mit Bändern und Sternen drängten sich hier durch einander. Bedienten in hellblauen mit Silber besetzten Livrées, freilich mit einem Anstrich des malaiischen Costümes: Turbans auf dem Kopf und musselinenen Gewändern um den Gürtel; — ferner in den „petits salons" Fußteppiche, damastene Gardinen und gläserne Fensterscheiben. Es fehlte nur der Ofen, denn auch eine lebhafte französische, englische und holländische Conversation trug zur Täuschung bei. Bald aber griff die schwüle Hitze störend in jenes Phantasiebild ein, und man mußte, um diesem unversöhnlichen Feinde aller geselligen Heiterkeit nicht zu unterliegen, in die luftigen Verandas hinausschleichen. Hier war man denn auch auf dem rechten Gebiet der colonialen Geselligkeit. O wie herrlich athmete sich diese frische Luft ein! wie reizend war die Aussicht von diesen Gallerien! Wie wunderschön die vom Monde stark beleuchtete Landschaft mit den hohen Bergen Gedé und Salak im Hintergrunde, dem gestirnten Himmel über uns, dem dunkelen Thal zu unseren Füßen, wo mystische Nebeldünste vom Monde beleuchtet, von sanft wehenden Palmen beschattet, hin- und herschwebten, während ein anhaltendes Rieseln und Plätschern die unermüdliche Eilfertigkeit der vielen kleinen Bergströme verrieth, die ihr Flußbett und dann im Alles verschlingenden Weltmeer ihre Vernichtung und Vergessenheit suchten! Ja wahrlich, dieser Anblick war schön und erhebend, und nachdem man sich an ihm geweidet, faßt man es, daß die Bewohner dieser Himmelsgegenden als ihren größten Genuß das abendliche dolce farniente in den Verandas betrachten, wo sie die balsamischen Ausdünstungen der tropischen Pflanzenwelt, — freilich, der Wahrheit getreu zu bleiben, mit den betäubenden Rauchwolken der Manila-Cerute vermischt, — aus vollen Zügen einsaugen. Ein alter Bewohner Java's sagte mir: „Des Morgens soll man hier zu Lande arbeiten, des Tages schlafen, des Abends und Nachts leben und das Leben genießen", und ich muß, wenigstens so weit meine Erfahrung reicht, dem Mann darin Recht geben.

Ich ritt in einer der frühen Morgenstunden eine höchst angenehme Tour mit dem Herrn von Aersen, Secretär des Gouverneurs, einem sehr liebenswürdigen jungen Mann. Ich sah hierbei einen Theil der außerordentlich schönen und malerischen Umgegend. Die

beiden vorerwähnten feuerspeienden Berge bilden überall den Hintergrund der Landschaft, bald in Wolken gehüllt, bald scharf und deutlich am lichten, ätherhellen Himmel abgezeichnet: der Gedé immer mit seiner rauchenden weißen Spitze, die, wie eine weiße Feder in einem übernatürlich großen dreieckten Hut, vor den leichten Winden weht. Man verzeihe mir den trivialen Vergleich, er ist aber der Wahrheit gemäß, und es ist ja die Pflicht des Reisenden, dieser getreu zu bleiben. Wir passirten einen der von den herabstürzenden Wassern im Thal gebildeten Ströme; doch geschah dies nicht auf einer gewöhnlichen Brücke, sondern auf einer Fähre von Bambusrohr. Es ist überall unglaublich, zu wie verschiedenartigen Zwecken die Javanen sich des Bambusholzes bedienen; aus ihm bauen sie Häuser, Wände, Flöße, zimmern Stühle und Tische, flechten Matten und Körbe und verfertigen musicalische Instrumente. Nimm dem Malaien das Bambusrohr, und Du hast ihm sein halbes Leben genommen; nimm ihm seinen Khris, und Du hast ihm auch die zweite Hälfte seines physischen Daseins geraubt. Wisse aber auch, daß der Malaie diese letzte und liebste Hälfte, wie ein Tiger seine Jungen, vertheidigen wird; er schläft Nachts mit seinem Khris neben sich, er ist von dem Khris und der Khris von ihm unzertrennlich. Schon der zehnjährige Knabe geht mit dieser Waffe auf dem Rücken.

Eine der Unannehmlichkeiten, mit denen man auf Buytenzoorg zu kämpfen hat, ist der fast regelmäßig jeden Nachmittag von 1 – 2 bis 5 – 6 Uhr fallende Regen. Meteorologische Beobachtungen geben im Jahr 21″ Wasser, was eine fast unglaubliche Menge scheint. Eine Stunde nach dem Regen hat man aber wieder den schönsten Sonnenschein; das Wasser hat in den zahllosen Bächen und Auen, die auf tausend Umwegen lärmend über Stock und Stein, über Bäume und Wurzeln, unter Brücken, zwischen Felsen, durch Thäler herabstürzen, seinen Ablauf gefunden; der Erdboden ist wieder trocken, und Bäume und Sträuche, Blüthen und Früchte stehen in verjüngtem Glanze da, frisch, duftend, schön, von der Gluth der untergehenden Sonne beleuchtet.

Am zweiten Abend gab der Gouverneur einen großen Ball. Die Damen des Dorfs und der Umgegend, und zwar darunter viele Schönheiten, waren eingeladen; die merkwürdigsten Figuren

bildeten aber dennoch die vier lombokschen Gesandten. Sie erschienen zu diesem Fest in „grand' tenue", d. h. sie waren bis an den Gürtel nackt und zogen lange, buntfarbige, rothe und gelbe Schleppen nach sich, die zu manoeuvriren sie mit dem Fuß auf jene classische Weise auszuschlagen wußten, welche uns noch von der goldenen Zeit her bekannt ist, als auch unsere Damen an den Höfen Schleppen trugen, und man durch keinen Salon gehen konnte, ohne auf Sammet und Atlas zu treten. Hinter den Ohren trugen die Gesandten große Blumenbouquets. Sie traten mit vielem Anstand in den Saal hinein und stellten sich je zwei hinter einander, in der Entfernung der Länge ihrer Schleppen. So blieben sie eine Zeitlang stehen, verbeugten sich mit über die Brust verschränkten Armen, reichten Jedem, der sie begrüßte, freundlich die Hand und beobachteten übrigens eine ruhige, ernste, würdige Haltung. Als der Tanz begann, traten sie an die Seite, setzten sich nieder und sahen ihn mit großer Aufmerksamkeit und, wie es schien, mit Wohlgefallen an. Sie waren von ihrem Wirth, dem alten javanischen Regenten, einem kleinen, mageren, aber dennoch hübschen und freundlichen Manne, eingeführt worden. Er war diesen Abend halb europäisch, halb javanisch gekleidet, trug eine sammtene, goldverbrämte, ziemlich lange Jacke oder Wamms, einen prächtigen, wiederholt um Lenden und Beine gewickelten, bunten Sarong, und im Gürtel einen schönen Khris mit goldenem Heft; die dem Costüme angehörenden bloßen Füße hatte er aber in europäische Strümpfe und Schuhe gesteckt. — Der Ball war, Dank sei den jungen Adjutanten des Gouverneurs und meinen Officieren, sehr belebt; die Musik weniger gut als lärmend. Nach einem hübschen Souper und noch etwas Tanz war um 12—1 Uhr Alles vorbei. Unser Maler, Herr Plum, hatte den Abend zum Zeichnen der lombokschen Gesandten benutzt; zwei von ihnen verweigerten ihm die Erlaubniß dazu, die beiden Anderen gewährten sie ihm mit Vergnügen, in der Ueberzeugung, wie sie sagten, daß sie alsdann nach ihrem Tode leben würden. Der Eine hatte einen ganz unbedeutenden Backenbart; es war ihm sehr darum zu thun, daß dieser Schmuck nicht vergessen würde.

Am folgenden Tage stattete ich ihnen und meinem sehr guten Freunde, dem Regenten, einen Besuch ab. Jede der Residentschaften Java's hat einen solchen einheimischen Regenten, der dem holländi-

schen Residenten unterwürfig ist. Unter Jenem stehen wieder andere einheimische Beamten: die als Polizeimeister der einzelnen Distrikte zu betrachtenden „Demangs“, und die mit dem Anbau, dem Einernten etc. der Kaffeepflanzungen zu thun haben. Alle werden vom Gouvernement besoldet. Diese Regierung vermittelst Eingeborener zeugt von der Klugheit der holländisch-ostindischen Verwaltung, die somit dem sehr aristocratischen javanischen Adel schmeichelt und ihn an sich fesselt, indem der Regent immer aus den vornehmsten, ja wohl nicht selten aus fürstlichen Familien entnommen wird. Da es den Leser interessiren möchte zu erfahren, wie ein solcher Regent wohnt, werde ich ihn dahin führen; doch so wie ich, als ich mit meinen Reisegenossen außenvor seiner Thür hielt, so wird, fürchte ich, auch er in seinen Erwartungen getäuscht werden. Das Haus war von ziemlich unordentlich zusammengezimmerten, angestrichenen Brettern aufgeführt; es hatte zwei Flügel, wonach man sich jedoch keinen zu großen Begriff von seiner Größe machen darf. Der mittlere Theil bestand aus einem, wahrscheinlich nur zum Fremdenempfang bestimmten langen Saal; hier wenigstens empfing der Regent uns. Ein großer langer Tisch und europäische Stühle und Sophas machten sein Hausgeräth aus; der Saal war nach beiden Seiten offen, und außenvor stand eine Menge Bedienten und wohl auch neugieriger Javanen, welche die europäischen Fremden nahebei betrachten wollten. Die beiden Flügel waren abgeschlossen, und keine Thür führte vom Saal dahin; es wohnten dort aber auch die Damen des Regenten, und also war uns natürlich der Zutritt zu diesem Allerheiligsten versagt. Im Saal trafen wir die lombokschen Gesandten, die unsere Busenfreunde geworden waren. Nach einer halben Stunde wurde eine ungeheuere silberne Schüssel voller Kuchen hereingetragen; dazu aber kein Wein, da unser Wirth ja Mohammedaner war. Das Gespräch war natürlich nicht sehr lebendig; Herr van Hövell war so gut, als mein Dollmetscher, dem Alten dasjenige auszudrücken, was ich ihm von der Schönheit seines Vaterlandes und dem Interesse, das es mir eingeflößt, zu sagen wünschte. Es war indeß nach 3 Uhr geworden, und unser täglicher Gast, der Regen, kündete sich schon mit überzogenem Himmel an; wir eilten daher in die Wagen und kehrten nach dem Schloß zurück.

Am nächsten Morgen, Donnerstag den 30sten April, war Alles zu einem Ausfluge in die Berge bereit. Der Vulcan Gedé sollte, wo möglich, bestiegen werden; zu unserem Hauptquartier, von wo aus die Excursion stattfinden sollte, war der dem Generalgouverneur gehörende Landsitz Tje-Banas ausersehen. Um 6 Uhr hielten zwei vierspännige Wagen vor der Thür; der Baron v. Hövell und der botanische Gärtner des Schlosses, Herr Theismann, geleiteten uns; wir Dänen waren, außer mir selbst, Lt. Ravn, Pastor Hansen und die Herren Kjellerup und Plum; ein in Buytenzoorg garnisonirender holländischer Officier v. Enkhuysen nahm den achten Platz ein. Zurselben Zeit fuhr der Admiral zur Stadt und nahm den Prof. Behn und Lt. Rothe mit sich; Herr Reinhardt benutzte die dreimal wöchentlich gehende Deligence zu seiner Rückreise.

Der von uns zurückgelegte Weg gehörte in Wahrheit zu den schönsten, die man sehen kann. Die herrlichsten Landschaften wechseln an beiden Seiten ab; wohin man das Auge wendet, hat man prachtvolle Aussichten: Berge, Thäler, Wälder, Auen und Ströme, die sich von den Felsen durch die Thäler herabstürzen, fruchtbare Reisfelder, liebliche Dörfer und reizende Landhäuser. Es ist fast, als nehme die Natur an Reichthum zu, jenachdem man höher steigt; dabei verleiht die kühlere Luft ihr hier eine Frische, die wir weiter unten vermißten. Während der Reis im Thale schon geerntet wurde, stand er auf den Anhöhen noch ganz grün; zahlreiche Schaaren von Schnittern zogen mit ihren kleinen krummen Messern und mit, zum Tragen der Reisbündel dienenden, langen Stöcken auf's Feld. Unten im Thale liegen — ein reizender Anblick von oben herab, — einzeln zerstreute, von Bäumen umgebene Häuser, inmitten der üppigen Reisfelder. Jenseits des Thals heben sich wiederum die Berge; ihre Gipfel sind noch mit Urwald überwachsen, an ihren Seiten sind aber die Bäume allmählich dem Reis gewichen, der, mit dem frischen Aussehen unseres Getreides im Frühsommer, von dem Fuß der wellenförmig steigenden Hügel bis zu den düsteren Wäldern emporreicht, deren tausendjährige Kronen sich in den Wolken baden. Die bedeutende Regenmenge, besonders der größeren Anhöhen, ist dem Reisbau im hohen Grade günstig und wird auch von den Einwohnern ganz vorzüglich benutzt. Alle Abhänge bestehen aus einer Menge, mit Reis bepflanzter Terrassen,

deren jede etwas vertieft und daher wie von einem kleinen Wall umgeben ist. Das Wasser wird nun durch gegrabene Rinnen von dem, vom Gipfel des Berges kommenden, Bach nach den oberen Terrassen herumgeführt, und sind diese erst angefüllt, durchsticht man den erwähnten Wall oder Deich in der Mitte, wodurch etwas Wasser zurückbleibt, das überflüssige aber an die nächste Terrasse abgegeben wird.

Gelangten wir hin und wieder zu einem Hügel, den die Pferde nicht auf die obenerwähnte Weise mit Sturm zu nehmen vermochten, und wo sie daher anhielten, erwachte gerne mein europäisches Mitleid mit den armen Thieren, und ich stieg, dem Spott meiner colonialen Reisegefährten zum Trotz, mit mehreren der Herren ab, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern und selbst durch Spazieren die Beine zu rühren. Die Kühle wird auf diesen Höhen schon bemerkbar, — man kann das Gehen vertragen. Wenn ich nun auf diesen Wanderungen einen so großen Vorsprung gewonnen hatte, daß ich am Fuß des Hügels war, ehe der Wagen mich einholte, befand ich mich in der Regel an einem tiefen Flußbett, wo ein Bergstrom sich schäumend und brüllend über seinen felsichten Boden herabstürzte. Ueber den Fluß hatte man eine solide Brücke geworfen, und über der Brücke ein Dach angebracht: letzteres in der doppelten Absicht, die Brücke gegen die ebenso verwüstende Einwirkung der Sonne, wie des Regens, zu schützen und den armen Wandernden als Ruhestätte zu dienen. Denn auf dem ganzen Wege in diesem stark bevölkerten Landstrich begegnet man unaufhörlich wandernden Javanen, welche Lebensmittel theils zur Stadt, theils nach ihren eigenen Häusern bringen. An beiden Enden des über die Schultern geworfenen Bambusstocks hängen die von ihnen getragenen Lasten: entweder Büschel von Reis oder Gemüse aus den höher liegenden Berggärten, Küchengewächse wie Kohl, Bohnen, Erbsen u. s. w., welche bei den Holländern in so hohem Ansehen stehen oder Bündel von Enten, Hühnern u. dgl. mehr. Unter dem schattigen Dach einer solchen Brücke, in der Kühle des unten strömenden Flusses, fand ich also große Versammlungen ausruhender Fußgänger, und die Frauen hatten hier gleich einen kleinen Handel mit Brod (d. h. Reisklumpen oder Reiskuchen), Betel, Tabak, Obst u. s. w. eröffnet. Auch ich ruhte mich dann hier aus und überließ mich

ganz meinen Betrachtungen über diese Menschen, die, ihren Nacken unter das eiserne Joch der langen Gewohnheit und des Instinkts beugend, stumm und unbedingt jedem kleinsten Wink des ihnen auf ihrem Wege begegnenden Europäers gehorchen. Allein — meine Betrachtungen waren meistens ziemlich oberflächlich und beschränkt; das Klima führt es so mit sich, — nicht der Körper allein bedarf der Ruhe, auch der Verstand, die Seele ermüdet und erschlafft. Die Gedanken schweben in unbestimmten Formen dahin; wie oft ein Körper aus der Tiefe des Meers emporgetragen wird, und an der Oberfläche erscheint, um, ehe man ihn noch unterscheidet, gleich wieder herabzusinken, so entschwinden die Gedanken, ehe man das Bild, in dem sie sich abzeichneten, aufzufassen Zeit gehabt, und der Geist sinkt wieder in seine nur auf Augenblicke gestörte apathische Ruhe zurück.

Nachdem die beiden ersten Stationen zurückgelegt waren, ging es nicht mehr so leicht von dannen. Wir sollten nun im Ernst bergauf, und hierzu bedurfte es der Büffel, die, auf geschehene Bestellung längs der Landstraße stationirt, mit den Pferden vereint vorgespannt werden. Das Unglück wollte es aber, daß wir auf dieser Station störrische Pferde erhielten, die weder auf ebenem noch hügelichtem Wege vorwärts wollten; und als wir endlich durch Schieben und Peitschen bis zum Fuß des Berges gelangt waren, hatte der zweite Wagen, der uns vorbeigeeilt, die Büffel mit sich bergauf genommen, und wir mußten also ihre Rückkehr abwarten. Allein hier machten wir die traurige Erfahrung, daß auch Büffel eine Meinung, und zwar eine sehr bestimmte, haben können. Diese Büffel meinten nun, sie gebrauchten uns nicht zweimal in so kurzer Zeit bergauf zu ziehen, und diesen Willen gaben sie auf's Deutlichste dadurch kund, daß sie, statt vorwärts, auf's anstoßende Feld hineingingen, und wir noch dazu Gott danken mußten, daß sie uns nicht in den Graben zogen. Sie wurden in aller Eile abgespannt und legten sich nun ganz phlegmatisch in eine Wasserpfütze, während wir außen auf der Landstraße halten und dieser Badescene zusehen mußten. Unsere Fuhrleute und ihre Gehülfen bedienten darauf die Büffel im Bade, das Joch wurde ihnen abgenommen, ein kleiner Canal wurde vermittelst eines Khris von der oberen Terasse auf's Reisfeld eröffnet, ein Wasserfall dadurch

improvisirt und die Büffel mit Wasser überschüttet, woran sie großes Wohlgefallen zu finden schienen. Nachdem sie sich auf diese Weise ein Stündchen herumgewälzt hatten, ließen sie sich ganz ruhig vorspannen und zogen uns nun rasch den Berg hinauf. Unterdessen hatte unser Kutscher mehrere verunglückte Versuche gemacht, die Pferde allein zum Ziehen zu bewegen, und Herr Theismann hatte alle Leute, denen wir auf der Landstraße begegneten, ohne Gnaden in Anspruch genommen, ja sogar eine Sänfte, in der sich wahrscheinlich eine vornehme javanische Familie verbarg, sans façon niedersetzen lassen, um auch ihre Träger mit zum Fortschieben des Wagens zu benutzen. Allein vergebens! unsere Pferde erklärten, nicht ohne Hülfe der Büffel gehen zu wollen, und wir mußten, wie gesagt, warten bis diese gebadet hatten. Wir brachten in Folge dessen drei Stunden auf der Station zu, und es war Zeit zum Frühstücken geworden, als wir, anstatt Tje-Banas erreicht zu haben, nur die Hälfte oder höchstens zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatten. Um den Aufruhr unserer Magen zu beschwichtigen, machte Herr Theismann uns den Vorschlag, den dicht am Posthause wohnenden Herrn v. Kraap, früheren Apotheker in Batavia, jetzigen Pflanzer, zu besuchen. Wir nahmen, unter Anführung des Herrn Theismann, das Haus des Herrn v. Kraap gerade in dem glücklichen Augenblicke mit Sturm, als Mann und Frau sich an ihrem wohlbesetzten Tisch niedergelassen hatten. Er war ein completer Gentleman und empfing uns sehr artig; er hatte sich in der Welt weit umgesehen, ehe er sich auf diesem reizenden Fleck zur Ruhe geschlagen hatte. Wir aßen uns satt und bewunderten zugleich die schöne Aussicht von seinem Hause.

Nach beendeter Mahlzeit fuhren wir weiter. Der Weg steigt nun ununterbrochen bis zu einer Höhe von 5400 Fuß, dem höchsten Punkt der ganzen großen Landstraße, die sich am Megamendong, „dem in Wolken gehüllten Berge", hinaufschlängelt. Hier ist die Gränze zwischen Buytenzoorg und der Provinz Preanger, und hier hielt der Regent des nächsten Distrikts mit einer phantastisch, wenn auch im Geschmack europäischer Cavalleristen uniformirten, sechs Mann hohen Ehren-Eskorte, in deren Gefolge wir hinunterfuhren und um 4½ Uhr Nachmittags auf Tje-Banas ankamen. Dieser Landsitz erhält seine Benennung von dem Flusse selbigen Namens, der, von

den Bergen herabströmend, dicht an ihm vorüberfließt; Tje=Banas bedeutet „der warme Fluß“: ein Name, welchen er den ihm zufließenden heißen Quellen verdankt.

Die Residentschaft Preanger, in der wir uns jetzt befanden, ist die größte auf Java, allein nur schwach bevölkert; sie zählt nur 600,000 Seelen. Dies rührt von den vielen in dieser Provinz befindlichen Bergen und den noch nicht unter Cultur gebrachten Waldstrecken her. Und doch kann man gewöhnlich durch sechs Fuß tiefe Dammerde graben, ehe man auf den Stein stößt, und die Berge eignen sich ganz ausgezeichnet für den Ackerbau. Den Beweis liefert, unter vielen anderen, der vorerwähnte Reisbau auf den Höhen; nur die größten Bäume hat man hier umgehauen, und zwischen den gefällten Stämmen und zurückgebliebenen Wurzeln steht der Reis so üppig wie irgendwo. Der hier oben in den Bergen gebaute Reis, Namens „Gaga“, ist übrigens eine von dem auf niedrigen, wasserreichen Stellen gebauten „Sawa“ und von dem Reis der mittleren Anhöhen, dem sogenannten „Dibar“, verschiedene Art.

Tje=Banas liegt etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel; die Temperatur ist hier folglich sehr angenehm. Abends und Nachts war es ganz kühl, und im langen Saal loderte ein Kaminfeuer, ganz lustig anzusehen, wenn auch, die Wahrheit gesagt, der Kälte halber ziemlich überflüssig. Tje=Banas ist ein hübsches Landhaus mit einem ansehnlichen Peristyl vor einem großen Salon; hinter diesem liegen zu beiden Seiten Schlafkammern und, dem Garten zunächst, ein mit einem Billard versehener großer Speisesaal. An Meubeln fehlte es noch sehr, der Gouverneur schien sich aber hier so wohl zu gefallen, daß dieser Unbequemlichkeit schon abgeholfen werden wird. Das Haus steht in einem hübschen Garten, und jenseits der Landstraße liegen sehr weitläuftige Küchen= und Obstgärten, mit Erdbeeren, Pflaumen, Himbeeren und Kirschen, grünen Erbsen, Kohl, Bohnen u. s. w., Alles fast bis zurselben Vollkommenheit, wie in Europa, getrieben.

Wir aßen zu Mittag, spazierten ein wenig, spielten einige Rubbers Whist und gingen, müde von den heutigen Beschwerden, zu Bett, uns zu den Strapazen des nächsten Tages vorbereitend. Um 6 Uhr standen die Pferde vor der Thür; ich war der erste am Platz und eilte, die frische Morgenluft einzuathmen, in den Garten

hinaus. Panjorango und Gedé*), die mächtigen Zwillingberge, lagen vor mir. Ein dichter Nebel hatte sich um sie gehüllt und ließ mich ihre Umrisse nur ahnen; bald aber wich der Nebelschleier den ersten Strahlen der Sonne, und nun erblickte ich sie in ihrer vollen Größe, mit dem die schroffen Wände bedeckenden dichten Walde, dessen düstere Schatten hin und wieder die tiefen Schluchten und steilen Abgründe verriethen, wohin wir uns bald begeben sollten. Etwas weiter im Hintergrunde erhob sich der Salak, steil und großartig wie jene, und wie sie den Gipfel in die Wolken emporreichend. Tje-Banas liegt auf dem unteren Abhange des Panjorango, der hinter diesem Landsitz mit ungeheueren Reisäckern sanft in's Thal herabsteigt; jenseits des Thals erheben sich aber wiederum neue hohe Berge, und zwischen ihren mannichfachen Gipfeln verliert sich zuletzt das Auge weit in's Land hinein. Ich wandelte etwas im Garten umher: europäische Küchengewächse und hübsche Anlagen heimischer Blumen, dunkle Cypressen und lichtgrüne Bambuszäune wechselten mit einander ab. Doch nun hörte ich die Stimmen der Anderen; ich eilte hinauf: eine Tasse Kaffee und dann zu Pferde! Zeug, Gepäck, Eß- und Trinkwaaren, Schlafrequisiten wurden von, Gott weiß wie vielen, für diese Reise in Bewegung gesetzten Menschen vorausgetragen. Ich darf ohne Uebertreibung annehmen, daß über tausend Javanen für diese Belustigung zur Arbeit angesagt waren. Gleich außenvor Tje-Banas drehten wir links in's Feld ein; die Luft war jetzt rein und klar, die Berge, bis auf den ewigen weißen Rauch des Gedé, wolkenfrei, und dieser Vulcan scheinbar so nahe, als könnten wir ihn mit den Händen ergreifen. Bald darauf ritten wir durch eine Kaffeepflanzung; viele tausend Kaffeebäume prangten hier in symmetrischen Reihen mit ihren dunkelgrünen Blättern und hochrothen Beeren. Der letzte und jüngste Theil der Pflanzung war noch in der Anlage begriffen; der Wald war hier gefällt und der Boden gelichtet, d. h. das Dickicht war abgebrannt und die großen Bäume umgehauen, um bis zum Vermodern liegen zu bleiben. Sie haben hier nämlich keinen Werth: an Feuerung fehlt es nicht, und wegtransportirt können sie nicht

---

*) „Panjorango" bedeutet: der Fürst, „Gedé": der Große.

werden. Hin und wieder war der jüngst gelichtete Boden mit Tabak, an anderen Stellen mit Erdbeeren und Kohl bepflanzt.

Diese ganze Pflanzung, wie Alles, was in der Provinz Preanger erzeugt wird, gehört der Regierung, die Alles ausschließlich für eigene Rechnung treibt. Im ganzen großen Distrikt giebt es keinen einzigen, nicht einmal holländischen, Grundbesitzer, und den Javanen sind nur kleine Stücken Land auf Lebenszeit verpachtet, wofür sie 1/3 von dem Ertrage des Bodens steuern und außerdem noch verpflichtet sind, jeden fünften Tag (auch Feiertage mitgerechnet, die mit Ausnahme des Neujahrs auf Java nicht berücksichtigt werden) auf den Plantagen des Gouverneurs zu arbeiten. Die jährliche Netto-Einnahme des Kaffees, des Haupterzeugnisses der Residentschaft, soll nicht weniger als zwei Millionen Gulden betragen.

Jenachdem wir höher kamen, verschwand jede Spur von Cultur. Ein dichtes, fast undurchdringliches Unterholz machte sich zum Alleinherrscher, und eine Menge Farrn in großem und kleinem Format, oft wie Bäume hoch, machten einen wesentlichen Theil der Vegetation aus. Der Erdboden schien für den üppigen Pflanzenreichthum keinen Platz zu haben, denn während die mächtigen Rasamalä-Bäume hoch über den übrigen Wald emporragten, mußten auch sie wieder für eine Menge neuer Gewächse Grund und Boden abgeben, und Lianen schlangen sich an Stämmen und Aesten empor, wo Orchideen den noch übrigen Platz ausfüllten. Eine Masse violetfarbiger Balsaminen stand längs dem schmalen Wege; diese und noch ein Paar andere Blumen waren aber auch die einzigen Zierpflanzen, die mein Auge zu entdecken vermochte. Hin und wieder hatte man den Wald gelichtet, und hier gediehen ganz vortreffliche Artischocken, Kartoffeln und Erdbeeren; für die letzteren ist das Klima jedoch zu feucht, die Blüthen werden oft vernichtet, und die Beeren erhalten schwerlich die europäische Süßigkeit. Ein steiler und mühseliger Pfad führte uns, nicht selten längs dem Rande der Schlucht, in dessen Tiefe der lärmende Strom Tje-Kundul sich hervordrängte, nach dem Ritt einiger Stunden zu unserer ersten Ruhestätte, „Tje-Börum“ (dem rothen Flusse), wo wir Pferde wechseln sollten. Es ist ein etwa 4000 Fuß hoch gelegenes reizendes Thal, einem Garten völlig gleich; die Wälder sind großentheils gefällt; Aprikos- und Pfirsichbäume, Blumen, Erdbeeren und Kar-

toffeln haben sie vertreten. Nach allen Seiten, nur nach derjenigen nicht, von wo wir gekommen waren, ist das freundliche Thal von hohen, schroffen Felswänden, wie von einem mächtigen Ring oder Wall, umschlossen. Wir trafen einen Bungalo und einen gedeckten Tisch an, wo wir uns das erste Frühstück herrlich schmecken ließen. Von dem Herrn Theismann geführt, gingen wir von hier etwa eine halbe Viertelmeile durch den Wald, und stießen auf eine mit Wasser ganz angefüllte Grotte, die einen unterirdischen See bildet. Das Wasser drängt sich wie ein ewiger Platzregen durch die Decke und die Wände des Felsens und hält den kleinen See stets bis zum Rande gefüllt. Man behauptete, er sei bodenlos; dies lasse ich dahinstehen, dagegen hatte sein Wasser eine ungemeine Kühle und wirkte wunderbar mystisch durch seine tiefdunkelblaue Oberfläche, an der die fallenden Regentropfen unaufhörlich kleine Blasen, gleich Sternschnuppen am nächtlichen Himmelsgewölbe, hervorbrachten. Die Eingeborenen nennen ihn mit ihrem von Natur phantastischen Sinn „Telagangnembang", oder „den See, aus dem Blumen hervorsprießen". — Man führte uns ein Stück Weges weiter in den Wald hinein, und plötzlich eröffnete sich unserem Auge das imposanteste Schauspiel. Von einer ganz senkrechten Felswand, deren Zinne mit Wald überwachsen ist, stürzte ein Wasserfall, ungefähr 200 Fuß tief, in drei verschiedenen Colonnen vor unseren Füßen herab. Der innere Strom war hinter den Bäumen halb versteckt, und nur hin und wieder erblickten wir seinen weißen Schaum zwischen dem lichtgrünen Laub; die beiden anderen standen aber ganz frei, wie zwei mächtige weiße Riesen, wälzten sich aus den nach oben gelegenen dichten Waldmassen hervor und lösten sich, ehe sie die Erde erreichten, in den feinsten Staubregen auf. Die augenblickliche Sonnenbeleuchtung, die an der düsteren Felswand hinter den Cascaden zwei Regenbogen scharf abzeichnete, erhöhte noch das unaussprechlich schöne Schauspiel, von dem wir uns nur mit großer Mühe loszureißen vermochten; wir mußten aber denselben Weg zurück und dann zu Pferde bergauf.

Die Vegetation, obgleich von derselben Fülle und Ueppigkeit wie zuvor, schien mir sich doch jetzt in mehreren Beziehungen zu verändern. Die Farren waren keine ansehnliche Bäume mehr, die Banane war verschwunden, und der Rasamalábaum, der in den

niederen Gegenden den größten Theil des Waldes ausgemacht hatte, wurde seltener und ward von anderen hohen Bäumen vertreten, deren Blätter und Kronen denen der Cypresse glichen, und die von unserem Botaniker Podocarpus cupressinus benannt wurden. Blumen wurden seltener, nur die, zum Theil rothen, wunderschönen Orchideen nahmen an Zahl zu. Als wir etwa 6000 Fuß gestiegen, fing die Luft an, heimathlich kühl zu werden, und es lachten uns nun bereits Gräser und Kräuter des lieben Nordens entgegen: das Veilchen, die Ewigkeitsblume, die Ranunkel und eine mit großen, prächtigen, gelben Blumen prangende Hypericum Art, — lauter alte Freunde, die uns, wie die den Nadelhölzern der nordischen Geschwisterreiche ähnlichen Bäume, an die Heimath erinnerten.

Nachdem wir eine Stunde geritten, hatten wir ein neues Wunder vor uns, einen Wasserfall kochenden Wassers, der aus den Seiten des Berges herausströmt und sich brüllend und dampfend unter der kleinen Bambusbrücke, über die man reitet, den Felsen hinabstürzt. Ehe er das Thal erreicht, ist er jedoch schon zur gewöhnlichen Temperatur abgekühlt, und bildet nun die vielen kleinen Bäche, die, ehe sie in das große Flußbett, dem Tje-Banas seinen Namen verdankt, aufgenommen werden, die Ebene durchkreuzen. Ueber die Bambusbrücke reitend, ist man in Dampf gehüllt; es ist ein russiches Dampfbad in freier Luft, aus dem herausgekommen man die Kühle der Bergluft doppelt empfindet.

Nach mehreren Stunden gelangten wir zu einer neuen Station, dem Rhinocerosstall oder „Gondong-Badok“: so genannt, weil die Rhinocerosse sich früher hier aufhielten. Nun findet man dieselben auf dem Berge nicht mehr. Wir trafen überhaupt auf dieser Tour ebenso wenig vierfüßige Thiere, wie Vögel an; auf dem ganzen Wege den Berg hinauf hörten wir jenes Zwitschern nicht, das unsere heimathlichen Wälder so freundlich belebt: nur ein einziger Vogel, die sogenannte javanische Nachtigall, „Burunghau“, ließ ab und zu seine Stimme hören, ohne sich jedoch, wenigstens nach dem, was wir sie in der Tonkunst leisten hörten, ihres Namens würdig zu zeigen.

Hier erwartete uns wiederum ein Frühstück, und zwar diesmal ein warmes, das die Javanen, — die uns, jenachdem wir bergauf ritten, mit Körben, Flaschen, Mantelsäcken, Bettzeug u. s. w. bela-

stet, auf noch kürzeren, aber auch noch jäheren Fußpfaden vorbeigeeilt waren — an Ort und Stelle zubereitet hatten. Auch dieser 7500 Fuß über dem Meeresspiegel gelegene Bungalo liegt sehr malerisch auf einer kleinen Platte, über der tiefen Kluft, an deren Rand wir ein bedeutendes Stück des letzten Weges geritten waren. Hoch über ihm hebt der Panjorango sein waldbedecktes „fürstliches" Haupt; an der entgegengesetzten Seite sahen wir den nackten Gedé mit seinem rauchenden Krater hoch über die umliegenden Gebirge emporragen. Auf den Wegen zum Bungalo hinauf waren etliche kleine Hütten aufgeführt; die Bestimmung derselben war, die Dienerschaft des Generalgouverneurs aufzunehmen, wenn dieser König der Colonie die hiesigen Naturmerkwürdigkeiten besucht: jetzt campirten hier unsere javanischen Träger mit ihrem Gepäck und unsere Führer mit den Pferden. Diese Sammlung von Menschen und Thieren, die bunten Trachten der Javanen, die hin und wieder angezündeten Feuer, um welche herum sie ihre kleine Portion Reis kochten und ihre Glieder erwärmten: Alles trug dazu bei, dem Ort ein malerisches Ansehen zu geben. Auch wir, nicht weniger als die Javanen, empfanden ernst die Kälte, um so mehr da wir, nach unserem Aufenthalt in der Höhle, unserer Wanderung im Thal und unserem Ritt in den Wolken, halbnaß oder wohl gar durchnäßt waren. Ein Feuer wurde daher außenvor dem Bungalo angezündet, und hier lagerten wir uns und plauderten noch gemüthlich ein halbes Stündchen.

Frische Pferde, die, wie alles Uebrige, im Voraus heraufgeschickt waren, standen für uns fertig da. Wir ritten nun weiter bergauf. Der Weg oder Pfad war oft so steil und so schlüpfrig feucht, oder mit Steinen so angefüllt, daß wir jeden Augenblick mit sammt unseren kleinen Pferden rückwärts hinabzustürzen fürchten mußten, und es mochte vor unseren Augen wohl schwindeln, wenn wir von dem in den Abhang eingehauenen, oder richtiger eingegrabenen Pfade in die über tausend Fuß tiefe Kluft zu unseren Füßen hinabschauten. Ich nannte den Pfad eingegraben, denn hier wie früher tritt der Basalt, der Hauptbestandtheil dieser Gebirge, nur sehr selten bis an die Oberfläche heran.

Nach einer halben Stunde ward der Weg so steil, daß die Pferde uns kaum mehr zu tragen vermochten. Namentlich wurde

unser holländischer Lieutenant für das seinige zu schwer, das sich daher in den weichen Moder niederlegte. Er verständigte sich nun mit ihm: statt ihn zu tragen sollte es ihn ziehen. Es stand wieder auf, er hielt sich in seinem Schwanz, und so machten sie den Rest des Weges zusammen zu Fuß.

Nachmittags 2½ Uhr erreichten wir endlich den Gipfel des Panjorango, der sich 9600 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Hier stand wiederum ein kleiner Bungalo mit einem Kamin, den wir wahrlich nöthig hatten. Bald wurde es denn auch durch ein loderndes Feuer der Umgegend angekündet, daß der Gipfel des Panjorango jetzt bewohnt war. Ein größerer Saal und vier dahinter liegende kleine Kammern waren Alles, was das Haus an Bequemlichkeiten darbot. In jeder Kammer stand ein mit einer wollenen und einer gewatteten Decke belegtes Mooslager, zwischen die wir, die wirgestern noch in einer Wärme von 24° ächzten und stöhnten, uns zu verkriechen nicht verachteten, nachdem wir noch obend'rein in Schlafröcke oder Mäntel auf's Beste eingehüllt waren.

Der Gipfel des Panjorango bildet einen etwas schrägen Plan, von dessen oberem Rande wir des Nachmittags in's Thal hinüberschauten. Der etwas niedrigere mächtige Gedé lag uns gegenüber; wir sahen in seinen Krater hinab, aus dem die großen, weißen Schwefelwolken hervorwälzten, um senkrecht in die ätherhelle Luft emporzusteigen. Allein kein Lavastrom bezeichnete den Ausbruch des im Inneren des Berges gährenden Kampfes der Elemente; nur Wasser, Schlamm und Steine wirft der Vulcan aus, und auch dies schon seit mehreren Jahren nicht mehr, wenn auch die ungeheueren Massen des an seinen Seiten angehäuften großen Gerölles, sowohl als das welke, versengte Aussehen der Vegetation, von mächtigen Ausbrüchen genugsam zeugen. Hinter dem Krater erhebt der höchste Gipfel des Berges sich noch in mehreren Absätzen, die wie große schwarze nnd weiße Mauern über einander stehen. Dies roth und gelb gesprenkelte Gestein nimmt sich in der starken Sonnenbeleuchtung prachtvoll aus. — Zu unseren Füßen wälzte sich ein Meer von Wolken, durch deren Oeffnungen wir hin und wieder in's Thal hinabschauten, das stark; bevölkert, herrlich angebaut, von Reichthum schwellend, die beiden Berge umkränzt: diese Ungeheuer, von denen wenigstens das eine seine Umgebung meilenweit in einer seiner

convulsivischen Zuckungen zu vernichten droht. Bald zogen die Wolken dichter zusammen; ein leises Brausen verkündete uns, daß unter unseren Füßen der Regen herabgoß, während der Donner unaufhörlich rollte, und der Blitz die dunkelen Wolken durchzuckte. Ueber uns wölbte sich indeß der heitere Himmel, und die Sonnenstrahlen brachen, wie an einem schönen Herbsttage in der Heimath, belebend durch den dünnen Nebelschleier hindurch.

Hinter uns senkte sich das Terrain allmählich und bildete ein flaches Feld, das theils mit Erdbeeren bepflanzt, theils zu Rothkohlbeeten ausgelegt war. Wir ließen uns die gerade reifen Erdbeeren herrlich schmecken und suchten, als es uns endlich zu kühl wurde, in unseren Bungalo hinein, wo ein großes Feuer auf dem offenen Kamin loderte. Bald dunkelte es, und Lichter wurden angezündet; das Essen kam auf den Tisch, darauf eine große Bowle warmen Punsches, die unter dem gehörigen Accompagnement von Gesundheiten, Gesang und Scherz ausgetrunken wurde. Unsere javanischen Träger und Pferdeführer hatten ihr Feuer neben den anderen weiter unten liegenden Hütten angezündet; Mehrere von ihnen hüllten sich aber in ihre Mäntel und Decken ein und lagerten sich, dicht an die hölzerne Wand des Bungalo heran, unter dem Dach der Veranda. Des Nachts fiel ein außerordentlich starker Thau; obgleich wohl eingepackt, froren wir dennoch auf unseren Mooslagern.

Um 5 Uhr Morgens wurden wir geweckt. Eine Kanne eiskalten Wassers über den Kopf, und ein ebenso eiskalter Trunk, war eine Erfrischung, die wir um so mehr genossen, da wir sie seit langer Zeit entbehrt hatten. Darauf eilten wir, der Aussicht wegen, auf die Anhöhe hinauf. Große Nebelmassen hatten sich leider über den Berg unter uns und zum Theil über das Thal ausgebreitet; hin und wieder gab es doch Oeffnungen, und hier waren die Durchsichten in's Thal hinab wahrhaft bewundernswerth. Der Gedé lag rein und wolkenfrei vor uns; es war gänzliche Windstille, und die aus dem Krater sich hervorwälzende weiße Rauchsäule stieg nur mühsam in die ätherreine Bergluft empor.

Um 7 Uhr setzten wir uns in Bewegung: das erste und schlimmste Stück Weges zu Fuß, später zu Pferde, — wenigstens ich und Herr Theismann. Der ursprüngliche Plan war die Besteigung des Gedé;

wir sollten dann unsere Pferde auf der obersten Station stehen lassen und von dort 2500 Fuß auf dem ungebahntesten Pfad über Lavabrocken und Gerölle wandern, oder richtiger, kriechen. Da ich vom Panjorango aus den Krater im Fernrohr so deutlich gesehen hatte, daß ich jeden Stein an seinem Rande zu zählen vermochte, fand ich diese Wanderung, erst zum Bungalo hinunter, dann zum Krater hinauf und endlich in diesen wieder hinab, wenig einladend und stimmte gleich in den Vorschlag des Baron v. Hövell ein, es bei dem, was wir gesehen hatten, beruhen zu lassen. Wir nahmen also auf den beiden vorerwähnten Stationen unsere zwei Frühstücke ein, kehrten desselben Weges, den wir gekommen waren, wieder zurück, ritten zuletzt noch, als wir das Thal erreicht hatten, einen kleinen Gallop und kamen, ziemlich müde, allein mit unserem Ausfluge sehr zufrieden, um 2½ Uhr Nachmittags auf Tje-Banas an.

Der Resident der Provinz Preanger, der alte würdige General Clarens*) erwies mir die Ehre, nach Tje-Banas zu kommen, um mich zu begrüßen. Die Unterhaltung mit ihm vertrieb mir diesen Nachmittag sehr angenehm, und ich verdanke ihm manche Aufklärung über die inneren Verhältnisse auf Java. Ich halte es für nicht uninteressant, hier eine Begebenheit mitzutheilen, die sich

---

*) Die Geschichte dieses Mannes ist nicht ohne ein gewisses Interesse; ich schreibe sie nieder, wie der alte offenherzige Mann sie mir erzählte. Er war ein geborener Belgier, und stand als Solcher Officier in französischen Diensten unter Napoleon; er machte die Feldzüge in Spanien und Deutschland mit. Nach dem Frieden 1814 ging er in holländische Dienste und wurde als Major nach Ostindien geschickt. Im Jahre 1830 kam er auf Urlaub nach Europa; er kam gerade nach dem Ausbruch der belgischen Revolution in Holland an. Er meldete sich bei'm König und erklärte, seinem Eid treu in holländischen Diensten bleiben zu wollen: man gab ihm den Befehl, alle belgischen Deserteurs in einem, von ihm unter dem Namen der „Chasseurs de Clarens" organisirten Corps zu sammeln. Als der Friede geschlossen und Belgien unabhängig geworden war, schickte man Clarens mitsammt seinen Jägern nach Java, wo er sich zum Generalmajor emporschwang. Im Kriege auf Sumatra befehligte er ein Belagerungscorps vor einem der von den muhamedanischen Padres besetzten festen Plätze. Die Belagerung zog sich in die Länge, und man bezweifelte seine Tüchtigkeit. Der commandirende General Cochius übernahm selbst das Commando, und die Festung wurde eingenommen, indem der Feind sie aus Mangel an Ammunition räumen mußte. Clarens wurde mit Pension entlassen; die Regierung in Holland befahl aber, ihm eine Anstellung zu geben, und er wurde zum Residenten in Preanger ernannt.

schon vor mehreren Monaten ereignet hatte, allein noch nicht zur Genüge beleuchtet war, und die, während unseres Aufenthalts auf Java, zu vielem Gerede Veranlassung gab. Ein Viceresident in einer der Unterabtheilungen von Preanger, ein Herr von Nagel, der, seit 26 Jahren auf der Insel ansäßig, diesen Posten schon lange bekleidet hatte, war nämlich ermordet worden. Man wollte wissen, er habe als Polizeibeamter manche Ungerechtigkeiten begangen, willkührlich gestraft u. s. w.; eines Abends wurde der Bazar in Brand gesteckt, Nagel eilte herbei, und wurde im Tumult niedergehauen. Er erkannte seinen Mörder und bezeichnete ihn vor seinem Tode dem General Clarens; Untersuchungen und Arrestationen fanden Statt, allein der Schuldige entwich. Er ging zum muhamedanischen Glauben über und fand somit bei den Priestern eifrigen Schutz: er flüchtete sich in die Gebirge hinein, und alle Bestrebungen des Clarens seit vier Monaten waren vergeblich gewesen. Der Generalgouverneur nahm aber diese Sache sehr ernst. Erstens hielt er es, den Berichten des Commissarius zufolge, den er zur Untersuchung der Verhältnisse nach Preanger geschickt hatte, für den Fehler des General Clarens, daß Nagel, ohne deßhalb in Anklagestand versetzt zu werden, schon seit so langer Zeit Ungerechtigkeiten hatte üben können; zweitens war es, seiner Ansicht nach, von der äußersten Wichtigkeit, daß europäische Beamten nicht ungestraft überfallen und ermordet werden könnten. Er hatte dem General Clarens daher erklärt, die Mörder sollten und müßten ausgeliefert werden, widrigenfalls würde er ihn von seinem Posten versetzen. So stand damals die Sache, deren endlicher Ausgang mir nicht bekannt ist.

Wie die Eingeborenen eigentlich gegen die Holländer gestimmt sind, lasse ich ungesagt; man lernt Solches nicht bei einem vierzehntägigen oder dreiwöchentlichen Aufenthalt kennen. Daß von dem vor nicht vielen Jahren nur mit Mühe unterdrückten Aufruhr noch Gährungsstoff da ist, daß viele Javanen wohl auch mit dem strengen, consequent durchgeführten Monopolsystem im Ackerbau, wie im Handel, unzufrieden sein mögen, und daß die Freiheitsliebe überhaupt ebenso gut hier, wie anderswo, lebt, läßt sich kaum bezweifeln. Auch bleibt es immer schwer für ein so kleines Land, wie Holland, durch Militärmacht allein so bedeutend ausgedehnte und vom Mutterlande so entfernte Colonien zu bewahren, die manche

Millionen, und das keineswegs kraftlose, Bewohner zählen. Daß das holländische Gouvernement sich aber auch auf eine solche Macht allein nicht stützt, geht aus der hier stationirten, verhältnißmäßig geringen Stärke hervor, die nicht sonderlich mehr, als 12000 Mann, und obend'rein größtentheils Eingeborene, betragen soll; bedeutende Strecken sind demzufolge von Militär ganz entblößt, — in der Residenschaft Preanger z. B. giebt es keinen einzigen Soldaten, und ein holländischer Resident, Viceresident, ein Paar Secretäre und ein Packhausverwalter sind Alles, was in dieser Provinz an die Herrschaft der Holländer erinnert. Sie bedienen sich daher anderer, gelegenheitsweise schon erwähnter Mittel, wozu ich nicht gerade dasjenige rechnen möchte, daß, um das Volk in Unwissenheit zu halten und seinen Freiheitssinn dadurch niederzudrücken, für die Aufklärung desselben wenig oder garnichts gethan wird, worunter ich aber namentlich das Regieren der Eingeborenen vermittelst Eingeborener selbst zähle, wodurch der dreifache Vortheil erreicht wird, daß die Javanen den Schein einer Selbstregierung behaupten, daß die vornehmen Familien durch Aemter an das Gouvernement geknüpft werden, und endlich daß man die alten aristocratischen Verhältnisse bewahrt. Dennoch stützen sich die Holländer noch, und zwar mehr als auf alles Andere, auf ein Mittel, das ich mit dem Ausdrucke „Auctorität" benennen möchte. Ihre verhältnißmäßig wenigen Beamten sind mit einer sehr großen Macht und Ansehen ausgestattet; sie sind, wenigstens in den höheren Chargen, gut besoldet und können demzufolge mit einem Glanz auftreten, den wir bei uns fast fürstlich nennen würden, und endlich verstehen sie sehr wohl die Kunst, eine Ehrfurcht gebietende Herrschermine anzunehmen, in Folge deren die Javanen zu ihnen, wie zu höheren Wesen emporsehen. Das Behaupten dieser kindlichen Ehrfurcht gegen die Beamten, und überhaupt gegen die holländische Regierung und ihre Institutionen, scheint fast die Hauptpolitik des Gouvernements zu sein, nach dessen Ueberzeugung die Gefahr da liegt, wo jene Ehrfurcht abgestumpft wird.

Unseren Abend brachten wir mit einer Art von Concert und Tanz der Eingeborenen zu, die der Baron v. Hövell die Güte gehabt hatte, zu unserer Belustigung einzurichten. Das Orchester bestand aus einem, durch das Schlagen von hölzernen Stöcken auf



Bajadere



A. Plum del.

Em. Bærentzen & C°. lith. Inst.

Bajadere — Java.

lange horizontale Metallplatten hervorgebrachten Glockenspiel, von der ewigen Tam-tam (Trommel) und von einer nur mit zwei Saiten versehenen Geige begleitet. Obgleich sehr eintönig und weit davon entfernt schön zu klingen, war diese Musik doch viel mehr harmonisch, als diejenige, welche die Hindus bei ähnlichen Gelegenheiten aufführten. Dahingegen waren Gesang und Tanz nicht um Vieles besser; von Zeit zu Zeit fiel das aus den Männerstimmen des Orchesters bestehende Chor ein. Einige kleine garstige Frauenzimmer, bis unter den Busen nackt, in bunte Lumpen drappirt, mit Blumen in den Haaren und einem Fächer in der Hand, drehten sich, immer mit schleppenden Füßen, in lasciven Bewegungen, den Arm über den Kopf schlingend; Alles unter einem näselnden, schreienden Gesang. Der Fächer glitt ihnen wie aus der Hand heraus, und das Liebäugeln mit den Fremden vergaßen sie keinen Augenblick. Allmählich wurde die Musik leiser und der Tanz langsamer, die Tänzerinnen folgten uns mehr als sonst mit den Augen, und man sagte uns, wir wären jetzt der Gegenstand ihrer Improvisationen, und übersetzte uns Mehreres davon, dessen Inhalt ungefähr folgender war: „Sage mir, wo Du schläfst, und ich komme, um bei Dir zu sein. Sage mir, wo Du bist, und ich folge Dir; ja liefst Du in die See hinaus, ich folgte Dir dennoch.“ … „Liebst Du mich, so gebe mir ein neues Gewand!“ … „Jener Herr mit der Brille sieht mich an, doch gilt mein Blick nicht ihm.“ … „Wie schön sind das Haus, die Lampen u. s. w. u. s. w., aber doch sind die Herren noch weit schöner!“ Wie es aus diesen einfachen Versuchen in der Improvisationskunst hervorgeht, dreht sich ihr Gesang meistens um Liebe, und zwar nicht die reinste Liebe; oft behandeln sie aber auch, in von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Volksliedern, die alte Geschichte des Landes und namentlich die der Könige. Die Erinnerung des Alterthümlichen, der Zeit des Buddhaismus, lag hier, wie bei anderen Gelegenheiten, klar am Tage. Jedes Tanzmädchen hatte, wie so häufig unter den Hindus, ich glaube unter den Anbetern des Wischnu, einen runden, schwarzen Flecken in der Mitte der Stirn gemalt; auch die mitten auf dem Fußboden stehende Lampe, die ihnen immer und überall — des Abends und am hellen Tage, unter der Bretterbude und in den europäischen Wohnungen, wo sie eingeführt wurden — folgte, sollte

ein Andenken an jene Zeiten sein; und überhaupt erinnern sowohl Tanz und Gesang, wie Tracht, sehr an die indischen Bajaderen. Neben der Lampe stand ein Becken, in das man sein Scherflein für die Tänzerinnen hineinlegte, wo aber namentlich, wer von den Zuschauern mitzutanzen Lust fühlte, sein Opfer spenden mußte. Dies setzte nun zwar Niemanden von uns in Unkosten, weil die Versuchung dazu für uns nicht groß war; etliche Eingeborene aber, die in der Thür und auf dem Balcon standen, drängten sich hervor und nahmen am Tanze Theil, der nun in seiner Richtung den Tänzen aller anderen südlichen Völkerschaften gleich kam: der Chica der Neger, der Zambacueja der Südamerikaner, dem Fandango der Spanier, — die, wie überhaupt alle im Tanz ausgeführte Pantomime, immer dasselbe, wenn auch in seinen Formen bald mehr, bald weniger veredelte Princip auszudrücken suchen. Welches dies Princip sei, gebrauche ich nicht näher zu entwickeln. Ich war diesen Tanz bald satt und müde, und ging daher zu Bett, wo ich vom Glockenspiel und eintönigen Lärm des Gesanges bald in den Schlaf gewiegt wurde.

Um 6 Uhr des Morgens waren wir wieder zu Pferde und ritten die erste Station auf der Rückkehr nach Buytenzoorg, nämlich bis zum Gipfel des Megamendong. So genossen wir die Schönheiten dieser außerordentlich hübschen Gegend um so besser und kamen zugleich schneller den Berg hinauf. Hier oben an der Gränze von Preanger verließ uns die Eskorte, und der Regent von Tje-Banas becomplimentirte uns zum Abschiede. Wir hielten uns daher, ehe wir in die Wagen stiegen, etwas hier auf und benutzten zugleich, nach Aufforderung unserer holländischen Reisegenossen, die Gelegenheit uns umzusehen. Java ist bekanntlich vulcanisch: in seinem Inneren brennt ein verzehrendes Feuer, das vielleicht dereinst die ganze Insel verschlingen und vernichten wird. Seit den ältesten Zeiten fanden hier ab und zu mächtige Naturrevolutionen Statt; die Sage von solchen Begebenheiten hat sich im Volke durch viele Menschenalter hindurch erhalten, und gerade der Gipfel des Megamendong ist der Gegenstand einer dieser Sagen. Da wir von dem Schauplatz dieser Begebenheit nicht ferne waren, gingen wir dahin. Die Javanen hatten sich, um die Fremden zu sehen, wie gewöhnlich, in Menge versammelt, und wurden von uns gleich

in Anspruch genommen, da es an schroffen Abhängen auf und ab ging, und der Regen den Boden so durchaus aufgelöst hatte, daß die Füße jeden Augenblick unter uns wegglitten. Nach manchen Schwierigkeiten standen wir unten in einem tiefen, engen, trichterförmigen Thal. Ringsum von hohen, fast senkrechten, vom Gipfel bis zum Fuß mit Wald bewachsenen Anhöhen umgeben, liegt der „vielfarbige See", Telaga-Wörna, dessen dunkele Wasser das vollständigste Bild der Höhen und ihrer üppigen Vegetation, wie des Himmels, der sich über ihnen wölbt, wiedergeben, als wollte er uns an seine Tiefe mahnen, die noch Niemand erforschte, und an jene schauderhaften Auftritte, als die Erde in ferner Urzeit einen zusammengestürzten Vulcan in ihren Schooß aufgenommen hatte. Durch die enge Oeffnung nach oben sah man den Himmel, der diesen von der ganzen Welt getrennten, in feierlicher Stille und Ruhe abgeschlossenen Ort nur dunkel und mystisch erleuchtet. In Wahrheit! Java ist nicht nur ein höchst merkwürdiges, es ist auch ein wunderschönes Land, und es wäre höchst lohnend, ein Jahr auf dieser herrlichsten Insel Indiens zu verleben, wo die Natur eine so reiche Abwechselung darbietet, wo die Erinnerung an die Vergangenheit fast bei jedem Schritt sich an die Gegenwart anknüpft, und wo die Seele immer Stoff findet — zum Forschen, wenn es ihr an Kraft dazu nicht gebricht, und zum Träumen, wenn sie der Ruhe bedarf. An solchen Orten fühlt man erst recht das Unbefriedigende des schnellen Reisens; der eine Eindruck verdrängt den anderen, kaum ergreift man ihn, so wird man weiter fortgerissen, und nirgends bleibt Einem Zeit auszuruhen im Beschauen und Erwägen des Gesehenen.

Ich wurde aus diesen Betrachtungen durch den Ruf des Baron v. Hövell: „An's Frühstücken und dann zu Wagen" herausgerissen, und bald ging es in Carrière nach Buytenzoorg hinunter. Zu der Station gelangt, wo wir letzt die störrischen Pferde verlassen hatten, fanden wir eine Einladung von einem in der Nähe wohnenden Theefabrikanten, Herrn Toussaint, vor, wo wir bei einem ausgezeichneten Frühstück ein Paar sehr angenehme Stunden verweilten. Da es jetzt bergab ging, näherten wir uns rasch Buytenzoorg, das wir dennoch erst spät am Nachmittage erreichten. Hin und wieder sahen wir die Javanen schaarenweise von der Reisernte

zurückkehren. Man erhält hier solche Arbeiter auf eine ganz eigenthümliche Weise; wenn nämlich ein Mann seinen Reis ernten soll, errichtet er neben seinem Hause eine hohe Stange mit einer Flagge darauf, auf welches Zeichen sich aus der Umgegend Alle, die Arbeit wünschen, an Ort und Stelle sammeln. An den langen Stöcken, auf die wir sie auf unserer Hinreise sich hatten stützen sehen, hingen nun, je nach ihrem Tagewerk, eine größere oder kleinere Anzahl Reisbündel; denn die Art, wie man die Schnitter bezahlt, ist ebenso eigenthümlich, wie die Art sie zusammenzubringen: für je vier Reisbündel erhalten sie das fünfte.

Am folgenden Tage war für einen anderen Ausflug von nicht geringerem Interesse gesorgt worden. Der Gouverneur hatte seinem Nachbaren, dem Herrn v. Braam, schon lange versprochen, ein von ihm verwaltetes Gut, Namens Champia, zu besuchen, wo sich ein Berg findet, der die so berühmten Schwalbennester, einen bekannten Leckerbissen, sowohl der Chinesen, als auch der Europäer, in sich schließt. Der Gouverneur war nun so artig gewesen, den Tag so anzusetzen, daß wir an dem Fest theilnehmen konnten. Leider wurde er selbst in der Nacht unpäßlich und mußte zu Hause bleiben; wir Anderen begaben uns um 6 Uhr des Morgens auf den Weg. Da Alles auf den Gouverneur eingerichtet war, hatten auch wir den Vortheil davon. Alle Dörfer längs des ganzen Weges erschienen in Galla; an jeder Brücke war eine Bambus-Ehrenpforte errichtet, die Brücken selbst waren mit Bambus-Matten belegt, und die Geländer mit Bambus-Blättern geschmückt; die Bewohner paradirten vor jedem Hause, an dem wir vorüberfuhren; Tamtams und Glockenspiel klangen aus jedem Gebüsch, hinter dem die freundlichen Hütten versteckt lagen. Gleich hinter dem Schloß begegnete uns eine Eskorte von zwölf roth uniformirten, mit Lanzen und Flaggen geschmückten Cavalleristen; auf diese folgten Andere in blauen Jacken und mit Säbeln, darauf die buntesten Costüme, doch immer noch als Nachahmungen europäischer Cavallerie-Uniformen. Nach der Menge der Uniformen hätte man wähnen können, es lägen 30,000 Mann Cavallerie auf der Insel; ich bemerkte eine Abtheilung mit orangegelben Hosen und hellgrünen Jacken, eine mit Goldmoor-Jacken und grünen Hosen u. s. w. Mit dieser Eskorte, unter diesem Lärm und im fliegenden Gallop langten wir um 8

Uhr des Morgens auf dem Herrensitz Champia an, einem von einer breiten Veranda umgebenen einstöckigen Hause mit manchen Seitengebäuden, die vor ihm einen Hofraum bildeten, und das Ganze einem Predigerhause bei uns auf dem Lande nicht unähnlich machten. Hier wurden wir von dem Herrn v. Braam und seiner liebenswürdigen Frau begrüßt, die, wenn auch durch das Ausbleiben Sr. Excellenz etwas getäuscht, uns nichtsdestoweniger auf's Freundlichste empfingen.

Nach einer kleinen Collation wurden ebenso viele Sänften herbeigeschafft, wie wir Gäste waren. Eine solche Sänfte besteht aus einem gewöhnlichen Stuhl, der an zwei Bambusstöcke gebunden ist und ein über Bambus-Zweigen gespanntes Dach von weißem Shirting hat. Wir setzten uns hinein, und vier Javanen schleppten uns von dannen, aus dem Hof hinaus, rechts über das Feld, über einen kleinen Bach und den Champiaberg hinauf. Das Letzte fiel den armen Menschen, so schien es wenigstens mir, so schwer, daß ich es nicht über's Herz bringen konnte sie mich schleppen zu lassen, sondern ausstieg und zu Fuß ging. Dies rührte die lieben Leute, sie nahmen mich unter die Arme und wollten mich fast auf ihren Schultern tragen. Dieser Hülfe ungeachtet, die auf manchen schlüpfrigen Stellen wirklich noththat, fühlte ich doch, daß ich wahrlich eine bedeutende Probe meiner Selbstaufopferung abgelegt hatte; denn erstens war das Besteigen des Berges schon der Hitze wegen, in einer brennenden Sonne um 9 Uhr des Vormittags, ohne Schatten und ohne den geringsten Luftzug, von mehreren hundert Menschen umringt, fast unerträglich; zweitens war der Weg so scheuslich schlecht, daß es die größte Mühe kostete, Fuß zu fassen; und endlich als ich das Ziel unserer Wanderung erreicht hatte, wurde mir für meine Menschenliebe nur Spott zum Lohn, indem der Admiral und die anderen Herren mich einen „nouveau débarqué", einen Philantropen u. dgl. m. betitelten.

Wir standen nun am Eingang einer Grotte, in die wir bei'm Fackelschein hinuntergingen. Hier findet man die berühmten Schwalben. Dicht unter der Decke der Grotte bauen die kleinen Thiere ihre Nester; woraus? — darüber sind die Gelehrten noch uneinig Der ganze Boden der Grotte war mit ihren Excrementen so angefüllt, daß diese uns weit über die Aenkel gingen. Wir sahen die

Vögel hier zu Tausenden umherfliegen und schlugen mehrere Nester mit Eiern und Jungen herunter. Der Champiaberg enthält über 50 solcher Grotten, und bringt allein schon 40,000 fl. von der 120,000 fl. großen Pachtsumme des ganzen Guts ein; der Berg hat das Merkwürdige, daß er, ohne irgend mit anderen Bergen verbunden zu sein, ganz isolirt mitten auf einem Felde steht.

Die erwähnten Vogelnester sind eine bedeutende Erwerbsquelle für Java. Es giebt mehrere reichversehene Berge der Art, unter anderen einen auf der Südseite, den die Regierung für 120,000 fl. verpachtet hat. Und dem Besitzer oder Pächter kostet ein solcher Berg sehr geringe Mühe; nur hält er je nach der Größe desselben eine kleine Schaar bewaffneter Leute, die des Nachts um ihn herum die Runde machen und des Tages zur rechten Jahreszeit die Nester herunternehmen. Dies geschieht bei'm Fackelschein und ist sehr oft mit Gefahr verbunden, da bei weitem nicht alle Grotten so zugänglich sind, wie die von uns besuchte. Oft müssen die Leute außen an den Felsen heruntergelassen werden, um in die finsteren Löcher hineinzukriechen, wo die armen Thierchen, — als wüßten sie, welchen unbarmherzigen Krieg die Feinschmeckerei der Menschen mit ihnen führt, — ihre Nester verbergen. Der Geschmack für diesen Leckerbissen verbreitet sich immer mehr, und der Gouverneur versicherte mich, er habe ihn schon in Paris bei großen Diners gegessen.

Als wir wieder den Berg hinuntergetragen waren, hielten Wagen für uns auf der Landstraße. In dem ersten saßen Herr und Frau v. Braam, die auf den Admiral und mich warteten. Wir fuhren nun, so lange wir auf den größeren Fahrwegen blieben, rasch wie immer; bald aber drehten wir auf Feldwege ein, und hier mußten uns oft manche hundert Hände und Schultern zur Hülfe kommen, um den Wagen vorwärts zu bringen oder anzuhalten. Allenthalben stand aber auch diese Hülfe zu Gebote; der ganze Weg, den wir passirten, war ein Gewühl von Menschen; Eskorten aus jedem Dorf schlossen sich an, oder lösten andere ab; die Musik tobte aus jedem Schlupfwinkel; Brücken und Geländer waren mit Bambus- und Korbmacherarbeit, mit Blumen und Laubwerk geschmückt: kurz das Ganze war ein Triumphzug. Nachdem wir mehrere Stunden gefahren waren, erreichten wir unser Ziel: eine An-

höhe, an deren Fuß ein sehr breiter, reißender Bergstrom fließt, der sich mit furchtbarem Toben etwa 100 Fuß tief von einer gegenüberliegenden waldgekrönten Felswand herabstürzt. Hier war ein Pavillon errichtet, und hinter ihm lag, noch etwas höher, ein Haus mit der wunderschönsten Aussicht sowohl über jenen, wie auch über einen anderen Fall desselben Flusses, etwa tausend Schritt weiter zurück. War man dies herrliche Schauspiel der Natur müde, mochte man sich nur umkehren; denn auf dem Abhange selbst, dicht neben dem Abgrund, der zum Flußbett hinunterführte, hatte ein Marionettenspieler ein Theater für seine Puppen errichtet. Ein solches Theater besteht aus zwei dicken Bambusstöcken, durch deren Löcher er eine, an den Marionetten befestigte, Schnur steckt, vermittelst deren er ihren Kopf, ihre Arme und Beine bewegen kann. Er spielt darauf eine ganze Comoedie, worin er den Mund mit der unglaublichsten Gewandtheit laufen läßt und, je nach den verschiedenen Characteren der redend eingeführten Personen, Declamation und Ton verändert, während er es auch an Gestus mit Armen und Beinen nicht fehlen läßt. Scenen- und Personen-Wechsel füllt das hinter der Bühne stehende Orchester aus, das auf ein Zeichen des Directors einfällt.

Im Pavillon wurde ein großes déjeuner-dinatoire servirt, wo ich denn die berühmten Vogelnester schmeckte; meinem ungewohnten Gaumen kamen sie wie unsere Nudeln vor, ganz ohne allen Geschmack. Die Chinesen messen ihnen eine gewisse Kraft bei, auf die sie großen Preis setzen. Unser Frühstück war übrigens ausgezeichnet, und es herrschte dabei die größte Heiterkeit; die Unverdrossenheit, mit der unser Entomologe Insecten fing, gab namentlich zu manchem Scherz Anlaß. Wie Alles ein Ende hat, so hörte denn aber auch diese Freude auf; wir setzten uns wieder zu Wagen, erreichten um 4 Uhr Champia, wo uns eine Tasse Thee erwartete, und kamen um 6½ Uhr unter Platzregen auf Buytenzoorg an.

Am nächsten Tage nahmen wir Abschied mit unserem höchst liebenswürdigen Wirth, dem edlen Generalgouverneur v. Rockhuysen und seiner ganzen Umgebung, und begaben uns nach Batavia zurück, nicht ohne das Gefühl wahrer Dankbarkeit für den ausgezeichneten Empfang, den man uns hatte zu Theil werden lassen, und der unseren Aufenthalt auf Java zu einem der interessantesten Momente auf unserer langen Reise gemacht hatte.

Java, sicher die reichste Insel des ganzen südöstlichen asiatischen Archipelags, wird von einer Menge Ströme und Flüsse befruchtet, zwischen denen eine dreifache, bis 12,000 Fuß hohe Bergkette durch die ganze Länge der Insel verläuft. Neben vielen, theils noch thätigen, theils gelöschten und ausgebrannten Lavakratern hat Java, namentlich in der Residentschaft Samarang, etliche Schlammvulcane und berühmte Schwefel- und Mineralquellen. Alles deutet auf den plutonischen Ursprung der Insel hin; nach einer alten Sage hing sie einst mit Sumatra, Bali und Sumbava zusammen, und nach 3000 Regenzeiten wird sie, derselben Tradition zufolge, mit ihnen wiederum zu einer großen Insel vereinigt werden.

Wenn Java seiner Ungesundheit halber in Verruf gekommen, so liegt es nur darin, daß der Europäer Java mit Batavia, und noch dazu mit Alt-Batavia, identificirt, denn, diese und sonst noch ganz einzelne Localitäten ausgenommen, — freilich gerade Plätze, die die Holländer für ihre Niederlassungen vorzugsweise aufgesucht haben — gehört die Insel zu den allergesundesten in diesen Gegenden. Die Jahreszeiten halten mit den Monsunwechseln Schritt; der December und Januar sind die regnichsten, der Juli und August die trockensten Monate. Wenn der SO.-Monsun sich Ende April oder Anfang Mai einstellt, hört auch die bis dahin, zumal in den Gebirgen, mit den gewaltigsten Gewittern und Wolkenbrüchen wüthende Regenzeit auf; und den Schluß des Mai rechnen die Holländer für die heißeste Zeit im Jahre, obgleich die Declination der Sonne dann schon eine nicht geringe ist.

Während die Gelehrten, die sich mit der alten Geschichte Java's beschäftigt haben, darin einig sind, einen frühen — von der Mehrzahl auf's zweite, dritte Jahrhundert v. Chr. G. zurückgeführten — Verkehr zwischen dieser Insel und Hindostan einzuräumen, so herrschte dahingegen und herrscht noch viel Streit darüber, von welcher Bevölkerung die Javanen ursprünglich abstammen. Einige haben nämlich ihre Stammväter im Archipelag selbst, und namentlich unter den Dajaks gesucht, einem noch heutigen Tages auf Borneo lebenden, rohen, wilden Volk, das keinen Ackerbau kennt, das Menschen frißt, und das seinen größten Ruhm darin setzt, Feinden und Wehrlosen die Köpfe abzuhauen, um sie als Siegeszeichen vor ihren armseligen Hütten aufzuhängen. Andere, und wohl die vollwichtigsten Stim-

men, darunter Sir St. Raffles und Crawfurd, halten die Vorfahren der Javanen für Aegypter, eine Behauptung, die ihren Gegnern doch zu dreist und unberechtigt erscheint, so lange es nicht gelingt, Hieroglyphen auf der Insel nachzuweisen. Java hat sowohl an Gebäuden als an Bildhauer-Arbeiten manche der großartigsten historischen Denkmäler, von denen die meisten dem frühen Mittelalter angehören, einige aber auch fast bis an Christi Geburt hinaufreichen. Aber auch diese dienen nicht dazu, das Problem wegen der Urbevölkerung der Insel zu lösen, denn die Tempel unweit Brambanan, Loro-Dschongrang, Boro-Bodo, Suku, Panju-Koning, Oenarang u. s. w., die meilenlangen Ruinen bei Madschapahit, die steinernen und metallenen Statuen bei Salatiga und an manchen anderen Orten, bewahren zwar, neben den braminischen und buddhaistischen Götzen, architectonische Werke, die an den ägyptischen Baustyl, und Bilder (z. B. der Ibis, das Ungeheuer Typhon, Anubis mit dem Hundskopfe, die Palme als Sinnbild des Jahres u. s. w.), die an den ägyptischen Gottesdienst erinnern; dennoch enthalten sie aber Nichts, das eine unmittelbare Einwanderung aus Aegypten zur Genüge beweisen könnte. Auch die javanische Litteratur ist nicht im Stande, diese Frage zu beantworten, denn während es hier, wie in jedem, selbst dem kleinsten, der zahllosen malaiischen Staaten, vollständige geschichtliche Chroniken von dem Augenblick an giebt, wo der Muhamedanismus auf der Insel eingedrungen ist, so sind dahingegen die Bücher der aus dem Sanskrit entwickelten Kawi-Sprache die einzigen, die über die vorarabische Zeit Auskunft geben. Da der braminische und buddhistische Götzendienst sich auf Bali — der einzigen dieser Inseln, wo der Islamismus den indischen Cultus noch nicht verdrängte — erhalten hat, so steht es jedoch zu erwarten, daß eine holländische Eroberung Bali's in dieser Richtung wesentliche wissenschaftliche Entdeckungen herbeiführen werde.

Wer hört, daß die Tradition der vormuhamedanischen Zeit im Volk schon so ganz verschwunden ist, könnte sich leicht die Eroberung der Araber als sehr weit zurückliegend denken; dennoch sind seit dem Umsturz des mächtigen Reichs in Madschapahit noch keine vier Jahrhunderte verflossen. Nach dem Fall dieses Reichs verbreiteten sie im Lauf von 20—30 Jahren ihre Herrschaft und ihren Glauben über die ganze Insel; erhielten aber in Bezug auf ihre welt-

liche Macht schon im 17ten Jahrhundert einen Nebenbuhler, der ihnen bald über den Kopf wuchs. Dies waren die Holländer. Wenige Jahre nachdem sie Erlaubniß erhalten, die erste Factorei anzulegen, schickten sie einen Agenten nach Grissée, schlossen ihren ersten Tractat mit dem Fürsten in Dschakatra, bauten etwas später, mit Einwilligung der Eingeborenen, ein Fort und ließen es nun nicht viele Jahre mehr dauern, ehe sie Dschakatra einäscherten und Batavia auf seinen Ruinen aufführten. Von diesem Augenblick an erweiterten sie ihre Macht immer mehr, bis sie jetzt von 3/4 der Insel Besitz genommen haben. Unter den napoleonischen Kriegen ward Java erst von den Franzosen, dann von den Engländern besetzt; der Friede von 1814 gab aber Holland seine Colonie zurück. Nur 1/4 der Insel steht noch unter sogenannten unabhängigen Fürsten. Unter diesen sind der Kaiser („Susuna") von Sorokarta und der Sultan von Djocjokarta die mächtigsten; doch auch an den kleineren Höfen haben die Holländer ihre politischen Agenten, vermittelst derer sie die eingeborenen Fürsten im Gängelband führen.

Es lebt aber noch ein Volk auf Java, das sich hier früher als Araber und als Holländer niedergelassen hat; es sind dies die Chinesen, die wir schon als Fremde in Calcutta, Penang und Sincapore angetroffen haben, und denen wir bald auch auf den Philippinen und Sandwichinseln begegnen werden. Immer dehnen sie sich weiter aus, und die Zeit mag noch kommen, da sie alle Inseln des indischen Meers und der Südsee, ja vielleicht auch die Westküste von Amerika überschwemmen. Am allerfrühsten scheinen sie doch den Weg nach Java gefunden zu haben, — wenigstens zeigt die Reise des chinesischen Pilgers Hiuan-tsang, daß sie sich im Jahr 650 (nach einem anderen Verfasser schon früher) auf der Insel niedergelassen hatten, — und nirgends sind sie daher, so wie hier, zu Hause. Als die Holländer Batavia anlegten, folgten sie ihnen dahin, und während Letztere vom Klima hingerafft wurden, verbreiteten und vermehrten die Chinesen sich. Geldsucht ist ihr am meisten hervortretender Characterzug, und wo nur etwas zu verdienen ist, können sie auch leben und sich wohl befinden. Auf den von uns zuvor besuchten Plätzen sahen wir sie in der Regel als Detail-Händler und Handwerker; als solche treffen wir sie auch hier an, doch spielen sie zugleich eine andere bedeutungsvollere Rolle.

Sie haben sich nämlich fast des ganzen Geldhandels bemächtigt, Viele von ihnen sind sehr wohlhabend. Den europäischen Kaufleuten haben sie sich unentbehrlich zu machen gewußt, und man sieht ihrer einen oder mehrere auf jedem Handelscontoir. Den Eingeborenen sind sie, was Einen kaum Wunder nehmen darf, zuwider, den Holländern vielleicht auch; dennoch sind sie nun als Capitalisten, Kaufleute und fleißige Ackerbauer fast nothwendig und haben überhaupt im Lande zu fest Wurzeln geschlagen, um nicht geduldet zu werden. Selbst in die Familien haben sie sich gewissermaßen hineingedrängt, denn manche Holländer leben mit den von Chinesen stammenden, gewöhnlich sehr reichen Liplappinnen. — Das Verfahren der Holländer gegen die Chinesen ist sehr verschiedenartig gewesen; zu Zeiten hat man sie, bald aus Furcht, bald aus Haß, so z. B. im Jahre 1740 während des Gouvernements des Adrian Valckenius, mit blutiger Grausamkeit verfolgt. Man beschuldigte sie einer Verschwörung, mit dem Zweck, alle auf Java wohnenden Europäer zu ermorden oder zu Sklaven zu machen, worauf der Generalgouverneur und Generaldirector die Sonnenschirme des chinesischen Gouverneurs und seiner Frau tragen sollten. Der Plan sollte von Niloco, dem Lieutenant der Chinesen in Batavia, entworfen sein, an dessen Sterbebette sein Sohn Nikoë-Koing ihn auszuführen geschworen habe; der Aufruhr sollte am Gung-Poa- oder Rebutan-Fest, den 9ten October, ausbrechen. Ob und inwiefern dies begründet war, muß für zweifelhaft angesehen werden, da Niemand eigentlich überführt wurde; daß nach der Angabe einiger Chinesen ein Aufruhr stattfinden sollte, ist eine Thatsache, und in Folge dessen ließ der Generalgouverneur am 9ten October alle Matrosen von den auf der Rhede liegenden Schiffen an's Land kommen, und sie, im Verein mit den Soldaten, eine so barbarische Schlachterei anfangen, daß nicht weniger als 10,000 Chinesen, Männer und Frauen, Kinder und Erwachsene, in und außerhalb Batavia ermordet wurden. Ein Javane führte mich zu dem Ort hin, wo die vielen unglücklichen Opfer beerdigt worden waren, und Jeder weiß noch von den unerhörten Grausamkeiten zu erzählen, die damals verübt wurden. Den Chinesen ist es aber nicht anzumerken; hassen sie die Holländer, so verstehen sie es zu verbergen, denn sie kommen ihnen immer freudig und lachend entgegen; entweder sind sie zu leichtsinnig oder

zu schlau, um sich etwas anmerken zu lassen. Das Blutbad im Jahre 1740 ist kein alleinstehendes Exempel des Argwohns und der Erbitterung, womit die Holländer bisweilen gegen die Chinesen verfahren; zu anderen Zeiten haben sie aber dieselben beschützt, ja ihnen gar geschmeichelt, um, wie es scheint, in ihnen eine Stütze gegen die Javanen zu haben. Vor 1740 erfreuten die Chinesen sich mancher Begünstigungen, und noch immer sind sie mit den Javanen wenigstens auf gleichen Fuß gestellt, sind wie diese einer besonderen Verwaltung unterlegt und haben in jeder Residentschaft ihre eigenen Behörden. Die Holländer wissen sich übrigens ihre chinesischen Unterthanen auf verschiedene Weise nutzbar zu machen. So setzen diese z. B. hohen Preis darauf, daß ihre Verstorbenen mit großer Feierlichkeit beerdigt werden; hierzu gehört unter Anderem, daß man die Leiche außerordentlich lange im Hause behält und ihr während dessen allerlei Ehrenbezeugungen erweist. Dies ist aber, mit Rücksicht auf das Klima, für mehr als einen Tag untersagt, und die reichen Chinesen müssen daher für jeden Tag, der darüber geht, eine sehr ansehnliche und immer steigende Abgabe zahlen. Eine andere in Wirklichkeit, wenn auch nicht dem Scheine nach, ebenso directe Steuer, wie die Kopfsteuer bei uns, ist die den Chinesen auferlegte Zopfsteuer. — Früher konnten so viele Chinesen auf Java einwandern, wie Lust hatten, und es kamen jährlich nicht weniger als 2000 dieser Fremden an; das Gouvernement sah aber ein, daß die Insel auf diese Art bald überschwemmt werden würde, und hat daher festgesetzt, daß das Einwandern nur jedes dritte Jahr, und zwar für eine bestimmte Anzahl, gestattet ist, und daß Jeder, der sich auf Java niederzulassen wünscht, einen auf der Insel wohnenden zahlfähigen Landmann für sich bürgen läßt, der sich verpflichtet, ihn, wenn er verarmt oder krank wird, zu unterhalten, für ihn, wenn er nicht länger bleiben will, die Heimkehr zu bezahlen, und endlich, was noch das Schlimmste ist, für seine Ehrlichkeit einzustehen. Man sucht ihnen auch im Innern der Insel Schranken zu setzen; in der Residentschaft Preanger dürfen sie garnicht wohnen, und wahrscheinlich sind sie auch von anderen Orten ausgeschlossen.

Der den Holländern unmittelbar unterworfene Theil von Java ist in 20 Residentschaften und 2 Assistent-Residentschaften eingetheilt; an der Spitze jeder derselben steht ein holländischer Resident,

und unter ihm ein eingeborener Regent. Mit dem holländisch-ostindischen Beamtenstand ist seit dem letzten Menschenalter eine außerordentliche Veränderung vorgegangen. Während früher allerlei Glücksritter fast alle Aemter an sich gerissen hatten; während die Vacancen, selbst der höchsten und angesehensten Posten in Batavia, damals Allen, die nur lesen und schreiben konnten, durch Trommelschlag kundgethan wurden, und dieselben auf diese Weise nicht selten in die Hände von Leuten geriethen, die sich wenige Jahre zuvor als ostindische Soldaten hatten pressen lassen, nachdem sie sich als Taugenichtse oder verfallene Subjecte in der Heimath den Weg zu einer glücklicheren Zukunft versperrt hatten, — so ist es dagegen nun, namentlich seit der Trennung Belgiens von Holland, eine Sache der Nothwendigkeit und gar der Mode geworden, daß selbst die vornehmsten Familien ihre Söhne als Beamten nach Ostindien schicken. Die Nachfrage nach diesen Aemtern steigt daher Jahr für Jahr, und der Neid gegen jenen älteren Stamm, der noch manche derselben bekleidet, entartet oft in Reibungen, ja wohl gar in offene Feindschaft. Noch heutigen Tages begegnet man nicht selten in den Hotels Leuten, die von Wenigen oder Niemanden gekannt sind und ganz das Aussehen von „chevaliers d'industrie" tragen, Leuten die nur herausgekommen in der Hoffnung, ihr Glück hier zu versuchen, vielleicht eine reiche Liplappin zu heirathen. Es war gerade während unseres Aufenthalts von zwei jungen Franzosen viel die Rede, die im vorhergehenden Jahr längere Zeit auf Java zugebracht und sich durch ihr elegantes Wesen nicht nur in die vornehmsten Kreise, sondern auch in die intimsten Familienverhältnisse Eingang zu verschaffen gewußt, die aber doch zuletzt so großen Verdacht auf sich gezogen hatten, daß sie aus eigener Wahl wegreisten. Später erfuhr man, sie wären in Frankreich als weggelaufene Galeerensclaven wieder erwischt worden.

Ich habe öfters meiner Bekanntschaft und Verbindung mit dem Baron v. Hövell Erwähnung gethan. Dieser Mann, calvinischer Prediger, Präsident des hiesigen Museums und Herausgeber der Zeitschrift für Niederländisch Indien, hat für die Ausbreitung javanischer Geschichte und Litteratur sehr viel gewirkt, und seinen lehrreichen und interessanten Gesprächen verdanke ich manche der

obigen Bemerkungen, wie auch folgende Mittheilung von der Stellung der holländischen Geistlichkeit und von dem Zustande der hiesigen Religion und Aufklärung.

Die holländische Geistlichkeit wird vom Gouvernement angestellt und besoldet; sie ist nicht zahlreich, denn in den ausgedehnten Besitzungen des holländischen Indiens giebt es Alles in Allem nur 21 Prediger. Ihre Geschäfte mögen sehr bedeutend sein, auf ihre Besoldung wird aber auch nicht gespart, denn gleich bei ihrer Ankunft in Indien erhalten sie 500 fl. monatlich außer 150 fl. zu Hausmiethe; sind sie verheirathet, haben sie noch eine monatliche Zulage von 50 fl. und für jedes Kind monatlich 10 fl. Mit jedem fünften Jahr wächst die monatliche Gage um 150 fl., und nach 10 Jahren ist die Dienstzeit ausgelaufen, worauf sie nach Hause gehen und eine lebenslängliche Pension von 2000 fl. genießen können, die sie, auch bei'm Antreten anderer Aemter, nicht einbüßen*).

Alle sind darin einig, daß in den religiösen Begriffen der Javanen große Verwirrung herrscht, und daß ein schlaffer Glaube die natürliche Folge davon ist. Einer unserer Freunde, der gerade einen Buddhatempel besucht hatte, erzählte uns, er habe neben dem Buddha das Bild des Schiwa gefunden, der Aufseher des Tempels sei ein Chinese, und der Priester, zu dem man hier bei festlichen Gelegenheiten seine Zuflucht nehme, ein Muselmann gewesen. Auf unserer vorerwähnten Excursion hatte es mich gewundert, keine einzige Moschee, ja nicht einmal das dürftigste Bethaus oder irgend Etwas, das an Allah und seinen Propheten erinnern könnte, anzutreffen. Ich sah hierin die Bestätigung der früher ausgesprochenen Meinung, daß die Javanen, wie die meisten Malaien, schwachgläubige und nur sehr wenig orthodoxe Muhamedaner sind, während sie auf Alles, was an den hinduischen Cultus erinnert, mit Ehrfurcht hinschauen.

---

*) Nach einem weit geringeren Maaßstab, als die Geistlichkeit, ist das jüngere Militär auf Java abgelegt, indem die Lieutenants nur 170—180 fl., die Capitains 300 fl. monatlich haben; nach 10 Jahren können sie in ihre Heimath zurückkehren und die Gage ihrer Charge als Pension behalten. — Jeder europäische Soldat hat, wenn ich recht erinnere, täglich 50 Centimen und freies Quartier, Lebensmittel und Kleider (der eingeborene Soldat hat nur die Hälfte des Geldes); ist er verheirathet, können Frau und Kinder bei ihm wohnen, und was diese verzehren, wird auch vom Gouvernement bezahlt.

Nicht selten soll man sie in den Ruinen der alten Tempel betend niederknien sehen; Gesänge und Sagen aus jenen Zeiten leben noch im Munde des Volks, und manche indische Sitten und Gebräuche haben sich erhalten. Und darf man sich darüber wundern? Der Islam wurde dem Volke durch Krieg aufgezwungen, die große Masse ist in diesem Glauben unwissend, und die Kenntnisse der Priester sind geringe; wie natürlich daher, daß auch für das Aeußere der Religion kein Sinn herrscht, daß man Feiertage nicht kennt und sich Reinigungen und Fasten nicht unterwirft, daß es nur wenige und unansehnliche Moscheen giebt, und daß die Priester sogar nicht selten bespottet werden. Soll ich der mir von ihnen gegebenen Schilderung Zutrauen schenken, so sind sie es freilich auch nicht besser werth. Sie werden „Santri" genannt und machen keine eigene Kaste aus; Jeder kann sich in einer Lehranstalt, dem sogenannten „Pa-Santri", dazu ausbilden. Es giebt deren drei auf Java, in Cheribon, Bantam und Madium, und von dem, was hier gelernt wird, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man auf die Art des Unterrichts hinsieht. Eine solche Schule besteht nämlich aus zwei Bambusgebäuden, durch deren Mitte ein langer Gang läuft; an beiden Seiten liegen Kammern, in deren Thüren ein Loch angebracht ist. In jeder Kammer sitzt ein Schüler und liest laut ein ihm aufgegebenes Stück des Korans, und indessen läuft der Lehrer auf dem Gange auf und ab, steckt das Ohr bald an diese, bald an jene Thür und corrigirt die Fehler, die begangen werden. Die ganze Weisheit besteht also im Vorlesen, und wie es mit den Religionskenntnissen und überhaupt der Aufklärung eines Volks, das solche Priester hat, bewandt sein muß, läßt sich danach leicht denken. In einer statistischen Berechnung erinnere ich gesehen zu haben, daß in der Residentschaft Preanger nur Einer unter tausend das Lesen und Schreiben versteht. Die Javanen besolden die Priester mit einem Fünftel des Ertrags ihres Bodens; die Schüler dahingegen, die werdenden Priester und Lehrer, müssen betteln gehen.

In früheren Zeiten gehörte es zu der Politik der holländisch-ostindischen Colonialverwaltung, für die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen zu wirken; hiervon zeugen wenigstens, wie es scheint, die damals zahlreicheren Kirchen und Priester in

Batavia, und die wichtigen Uebersetzungen der Bibel und kirchlichen Gesänge aus jener Zeit. Wahrscheinlich nahm man an, die Herrschaft über die Eingeborenen könne hierdurch befestigt werden. Nun scheint man gewissermaßen die entgegengesetzte Politik zu befolgen; die Missionäre wollen daher auch auf Java nicht gedeihen. Aus Holland wird Niemand hergeschickt, und Niemand darf hier überhaupt ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs in religiösem Sinn wirken. Die Engländer haben zu verschiedenen Zeiten Missionäre nach Batavia gehen lassen; diese predigten aber immer zunächst vor den hiesigen Chinesen, und für den Augenblick konnte ich keinen Einzigen erfragen, wahrscheinlich weil die holländische Regierung ihnen Hindernisse in den Weg gelegt hat. Das Gouvernement fürchtet, und wohl nicht ohne Grund, daß die Missionäre Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierung hervorrufen möchten; auch scheint man, namentlich auf den Molucken, die Entdeckung gemacht zu haben, daß Bekehrung zum Christenthum Faulheit und Müssiggang nach sich zog. Als Beweis, wie streng darauf geachtet wird, daß kein Missionär sich ohne Erlaubniß des Gouvernements hier niederläßt, dient das Schicksal, das kurz vor unserer Ankunft einen Bischof und sieben Priester traf, die, von der catholischen Propaganda ausgeschickt, ohne weiteres auf Java landeten. Das Gouvernement untersagte ihnen das Predigen, und der Bischof trat daher, nachdem er es vergebens versucht hatte, den Generalgouverneur umzustimmen, feindlich gegen zwei andere, mit Erlaubniß des Gouvernements früher auf der Insel etablirte, und zwar sehr beliebte catholische Priester auf, und excommunicirte sie sogar, weil sie unter dem Schutz und im Verständniß mit einer Macht arbeiteten, die sich der Kirche feindlich gestimmt zeigte. Der Generalgouverneur ließ darauf bedeutende Wechsel, die für die Neuangekommenen angelangt waren, mit Beschlag belegen, setzte sie selbst auf ein Schiff und schickte sie nach Europa zurück.

Einer der reformirten Prediger in Batavia ist mit der Verpflichtung angestellt, außer holländisch auch in einer der Kirchen der Stadt javanisch zu predigen; aber schon daß nicht Allen, sondern nur Einem, diese Verpflichtung obliegt, zeigt zur Genüge, wie wenig sich die Holländer für die Bekehrung der Javanen zum Christenthum interessiren. Die beiden in Surabaya angestellten Geistlichen

haben ebenfalls jene Verpflichtung übernommen, doch war es in der letzten Zeit so weit gegangen, daß sie sich gänzlich geweigert hatten, javanisch zu predigen, unter dem Vorwand, die Javanen verständen sehr gut holländisch. Dies schien dem Gouverneur doch zu weit zu gehen, und gerade während unseres Aufenthalts in Batavia waren Commissäre dahin abgegangen, um zu untersuchen, ob eine solche merkwürdige Metamorphose wirklich mit den Eingeborenen vorgegangen wäre. Daß es unter den Javanen nur sehr wenig Christen giebt, — unter den Chinesen giebt es in Folge der Bestrebungen englischer Missionäre eine größere Anzahl — leuchtet aus dem Obigen ein. Als Curiosität bemerke ich noch, daß im Innern der Insel, 20 englische Meilen von Batavia entfernt, eine vereinzelte kleine christliche Gemeinde besteht, deren Ursprung ebenso zufällig, wie sie selbst unbedeutend ist. Sie schreibt sich aus dem 18ten Jahrhundert her, da ein reicher Gutsbesitzer den eingeborenen Bewohnern sein bedeutendes Gut Depock unter der Verpflichtung schenkte, daß sie zum Christenthum übergingen; die Gemeinde besteht aus 200 Seelen und hat ihren eigenen Priester, übrigens soll das Christenthum keinen Segen über den Ort gebracht haben, indem der reiche Boden unbenutzt liegt und die Einwohner verarmt sind.

Um Ausbreitung allgemeiner Aufklärung ist es den Holländern eben so wenig, wie um die des Christenthums, zu thun gewesen. Von solchen großartigen Einrichtungen, wie das Hindoo-College und die Madrussa in Calcutta, findet man hier nicht die fernste Spur. Dennoch soll die Regierung jetzt auf Verbesserungen in dieser Richtung ernsthaft bedacht sein. Das allgemeine Interesse für die javanische Sprache und die stolzen Alterthümer der Insel, das unter der Herrschaft der Engländer angeregt und später durch einzelne geistreiche und gebildete Holländer erhalten wurde, spornt mächtig dazu an. Die Hochschule in Delft — welche werdende Beamten für Indien ausbildet und an die Stelle einer schon früher zu ähnlichem Zweck errichteten, allein nicht recht gelingenden Academie in Surokarta getreten ist — hebt sich bereits zu einer nicht geringen Bedeutung und wird wahrscheinlich in dieser Beziehung auch ihre Früchte tragen. Selbst unter den Javanen, namentlich in den höheren Ständen, fängt ein gewisser Sinn für Wissenschaftlichkeit sich zu entwickeln an; unter mehreren jetztlebenden Dichtern nimmt der

Sultan von Samunab auf der Insel Madura einen nicht geringen Platz ein.

Die Einnahmen der Regierung bestehen in dem Ein- und Ausfuhr-Zoll, in der Lieferung gewisser Producte zu bestimmten Preisen, in dem ausschließlichen Salz- und Opium-Handel, in einem Fünftel alles auf der Insel angebauten Reises, und endlich in der Verpachtung von Domainen, Bazars, öffentlichen Spielhäusern u. s. w. Die Regierung übernimmt selbst den Anbau von 3/4 des Landes, und die Production ist so bedeutend, daß jährlich 1—2mal so viel ausgeführt, wie von fremden Waaren wieder eingeführt wird, ja daß der Ueberschuß der Ausfuhr gegen die Einfuhr in den vier Jahren 1845—48 in Geld 138 Millionen, oder jährlich im Durchschnitt 34½ Mill. Gulden betrug. Während jetzt jedoch diese reiche Production erst in Holland zu Geld gemacht wird und der Colonie sehr wenig zu Nutzen kommt, würde die Regierung sicher eine noch größere Ausbeute haben, und Java selbst bedeutend dabei gewinnen, wenn sie ihre Erzeugnisse auf dem Markte in Batavia öffentlich versteigerte, anstatt der „Maatschappey" den Handel, und damit einen ansehnlichen Theil der Einnahme, zu überlassen. Die Maatschappey ist keine der englisch-ostindischen oder der früheren holländisch-ostindischen Compagnie entsprechende Institution, sondern eine einfache Privat-Actiengesellschaft, die den Commissionshandel für die holländische Regierung besorgt. Sie wurde 1824 nach dem Vorschlag Wilhelms des Ersten, und unter der Garantie dieses Königs, errichtet, der sich bei dieser, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten, als ein besserer Rechenmeister, denn alle anderen Holländer insgesammt, bewährte; diese hatten nämlich anfangs kein Zutrauen zu der Gesellschaft und wollten ihr Geld nicht einschießen, weßhalb er denn für seine Person einen sehr bedeutenden Theil der Actien nahm, die in wenigen Jahren von 1000 bis auf 2500 Gulden stiegen. Die Maatschappey empfängt die Waaren des Gouvernements in ihren großen Packhäusern in Batavia, Surabaya und Samarang, und versendet sie nach und von Europa; sie kauft und verkauft nie selbstständig, sondern nur für Rechnung des Gouvernements, und hebt ungefähr 12 pCt. des Belaufs aller Waaren, diese mögen nun vortheilhaft oder unvortheilhaft veräußert werden. In Folge dessen leidet das Gouvernement nicht selten directen Ver-

lust auf die nach Java versendeten Artikel. Auch die Frachten der Schiffe der Maatschappey werden um ⅓ höher, als die anderer Schiffe, bezahlt, und da dieser Handel nur unter holländischer Flagge geführt werden darf, wird es den Actionären, von denen viele selbst Rheder sind, um so leichter, sich auf diese Weise zu bereichern, indem sie vorzugsweise ihre eigenen Schiffe gebrauchen. Der größte Theil der 140—170 Kauffahrteischiffe, die jährlich für die Maatschappey fahren, gehören daher ihren eigenen Mitgliedern an. Der allerklareste Beweis für die außerordentliche Ausbeute, die jährlich der Maatschappey zufließt, ist aber doch die Thatsache, daß ein Freihandel, dem ja alle Begünstigungen des monopolisirten Handels fehlen, für die verhältnißmäßig wenigen javanischen Producte, die auf Privat-Eigenthum erzeugt werden, dennoch existirt und gedeiht. Fremde Flaggen und fremde Waaren sind nämlich im holländischen Ostindien*) mit nicht unbedeutenden Differentialabgaben belastet; die Gerechtsame der Fremden können von Niemanden hinreichend geschützt werden, indem man keinen Consul auf Java duldet; die Frachten endlich sind weit niedriger, als die der Schiffe der Maatschappey. Und doch giebt es in Batavia allein, außer den privaten holländischen, 10—12 ansehnliche deutsche und englische Handelshäuser; und eine nicht geringe Menge fremder Schiffe werden jährlich von hier auf Holland befrachtet, während holländische Schiffe hier selten und in geringer Anzahl zu finden sind, weil sie zu Hause liegen bleiben, um auf eine Fracht der Maatschappey zu warten.

Dennoch giebt es in dieser reichen Besitzung ein, durch die stiefmütterliche Behandlung des Mutterlandes hervorgerufenes, sonderbares Mißverhältniß, das auf den Freihandel, der, im Gegensatz zum Handel der Maatschappey, weit mehr auf Java ein-, als davon ausführt, einen starken Druck übt. Es ist dies der außerordentliche Geldmangel. Als Zahlung für die Erzeugnisse der Colonie wurde von Holland aus viele Jahre hindurch nur Kupfergeld remittirt, das weit über seinen Werth ausgegeben wurde. Das wenige Gold und Silber scharrten die Chinesen zusammen und schickten es nach China, und die Insel wurde in dem Grade von edlen Metal-

*) Ausgenommen in den drei 1847 und 1849 auf der Insel Celebes gebildeten Freihäfen Macassar, Menado und Kema.

len entblößt, daß die Bank sich, um dem abzuhelfen, Papiergeld auszufertigen genöthigt sah. Aber auch dies Mittel zeigte sich unzulänglich, namentlich als die Bank, nachdem sie bei mehreren großen Fallits Verluste erlitten, keine Valuta für ihre Zettel hatte und außer Stande war, sie wieder einzulösen. Dies hatte nämlich zur Folge, daß der Cours des Papiergeldes und Kupfers von pari (100) auf 80—75 herabsank; weßhalb denn der neue Generalgouverneur Baron Rockhuysen, um den Cours wieder zu heben und der großen Verlegenheit der Kaufleute abzuhelfen, im vorhergehenden Jahre (1845) folgende mittlerweilige Maaßregel ergriffen hatte. Er nahm, nach einem von ihnen selbst, innerhalb eines gewissen Zeitraums, gesetzten Cours, Papiergeld von ihnen an und gab ihnen dafür Wechsel auf die Bank in Amsterdam; zurselben Zeit zog er das alte Zettelgeld ein und fertigte anstatt dessen die neuen sogenannten „Recipisse" aus, auf denen nur „1 fl., „5 fl." u. s. w. stand, ohne daß von Hypothek die Rede war. Dieses letzten Mangels ungeachtet hob sich der Cours nun wirklich auf 90, ja 95, und das Gouvernement hatte also für den Augenblick dabei gewonnen. Gehoben ist das Uebel aber demungeachtet nicht; das Gouvernement kann nur Wechsel bis zu einem gewissen Belauf ausfertigen, und es giebt auf die Länge nur ein Mittel, den Freihandel zu erhalten: die Auflösung der an den besten Kräften der Colonie zehrenden Maatschappey. Wenn man dennoch 1847 wiederum die Gelegenheit dazu unbenutzt hat vorübergehen lassen, indem man im Gegentheil die Octroy der Maatschappey verlängerte, so erklärt sich die Fortsetzung dieser eben so schädlichen wie veralteten Handelseinrichtung nur dadurch, daß sie ein unzertrennliches Glied der holländischen Colonialverwaltung ist, daß so viele „groote Heeren" Inhaber von Actien sind, und daß endlich das Gouvernement von ihr abhängig geworden, indem es ansehnliche Summen von ihr geliehen hat und fortan leiht.

In Batavia waren, während unseres hiesigen Aufenthalts tägliche Truppenübungen und Exercits der eingeborenen Regimenter auf der Königsplein, als Vorbereitung zur Expedition gegen Bali-Bleling. Unter den geworbenen Truppen sahen wir auch noch etliche

der auf Befehl eines der früheren Gouverneure von der Guineaküste hergebrachten Aschanté-Neger: kriegerisch aussehende, große, stämmige Leute, die jedoch dem Trübsinn und dem ihnen fremden Klima bald als Opfer fallen, so daß die Speculation, in Folge deren man sie als Soldaten nach Java führte, sich bald als eine höchst mißlungene erwies. Wie ich schon auf unseren Ausflügen im Inneren von Java einer bunt und zum Theil sehr prachtvoll uniformirten Landwehr erwähnt habe, so war auch die ganze männliche Bevölkerung Batavia's von 16—50 Jahren einer Miliz einverleibt, von deren monatlichen Uebungen selbst die Beamten sich nur freikaufen können, wodurch ein Theil der Kosten des Corps bestritten wurde. Diese Bürgerwehr scheint hauptsächlich dazu bestimmt, die Stadt gegen chinesische Machinationen zu sichern.

Einem direct nach Hause gehenden Altonaer Schiff, Capitain Tosby, wurden 40 große und kleine, mit Naturalien angefüllte Kisten mitgegeben. Um der Einsamlung für das ethnographische Museum, von dem Java mir als einer der interessantesten Punkte anempfohlen war, Genüge zu leisten, stellte ich, nach dem von mir schon früher befolgten Princip, 500 Piaster zur Verfügung des Baron v. Hövell, der mit dem größten Wohlwollen den Auftrag des Einkaufens übernahm, und nicht nur durch seine allseitigen Kenntnisse, namentlich seine fortgesetzten Studien in der Geschichte Java's, sondern auch durch seine Stellung als Präsident des Museums in Batavia für eine zweckmäßige Anwendung dieser Geldsumme bürgte. Selbst kaufte ich etliche japanesische Gegenstände, die hier feilgeboten wurden.

Montag den 11ten Mai erschien ich, von meinen Officieren begleitet, im Gouvernementssaal zur Abschieds-Audienz bei dem mittlerweile zur Stadt gekommenen Generalgouverneur. Um 12 Uhr am folgenden Mittag lichtete ich die Anker. Der Admiral v. d. Bosch, der mit dem Dampfschiff Vesuvius, zur Besichtigung des Marinedepots, auf der kleinen Insel Onrust*) gewesen war, kehrte

*) Onrust oder Pulo Capell war schon zur Zeit der Compagnie ein vorzügliches Schiffswerft, wurde aber während der Occupation der Engländer durchaus zerstört. Baron v. d. Capellen führte 1823 neue Gebäude auf, allein das Werft verfiel wiederum, namentlich wegen der Ungesundheit des Orts. Diese wollten

gerade von da zurück, indem wir die Rhede verließen. Ich salutirte seine Flagge mit 15 Schüssen, die von dem Flaggenschiff Boreas erwiedert wurden; darauf legte er mir einen Besuch auf der Corvette ab, wo die Mannschaft, wie wenn das Schiff zum Angriff bereit, auf ihre Posten vertheilt war, und die Musik die holländische Nationalhymne spielte, worauf ihm bei seinem Weggehen ein dreifaches Hoch gegeben wurde. Er lief sodann mit dem Dampfboot hinten um uns herum und gab uns ein dreifaches Hoch, das von der Corvette zum zweiten Mal erwiedert wurde. Ich habe dies Zusammentreffen mit dem Admiral v. d. Bosch so detaillirt erzählt, weil es den Leser vielleicht interessiren möchte zu erfahren, wie man sich auf der See Höflichkeiten erzeigt; ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die Etiquette an wenigen Stellen so streng, wie zwischen fremden Kriegsschiffen, beobachtet wird. Der Admiral war so gut, die mit dem Dampfschiff Merapi so eben angekommenen Zeitungen bis zum 24sten März mitzubringen; es war dies nur ein Beweis mehr der mir und meiner Reisegesellschaft von ihm erwiesenen Zuvorkommenheit, die er besonders auch durch das der Expedition gemachte werthvolle Geschenk aller holländischen Karten der holländisch-ostindischen Gewässer bewährt hatte. Sobald der Vesuvius auf's Land zu steuerte, braßten wir voll und lavirten mit dem jetzt nördlichen und nordöstlichen Winde aus der Bucht hinaus.

---

die holländischen Officiere nur ungerne eingestehen, konnten aber z. B. nicht läugnen, daß auf der Corvette Boreas, die ein Jahr vorher wegen Reparation dort gelegen hatte, nach 6 Wochen die ganze, 160 Mann große Besatzung, bis auf 13 derselben, erkrankt war.

XI.

Fahrt durch die Gaspar=Straße nach den Philippinen. — Manila. — Ueberfahrt nach China.

(12. Mai — 20. Juni.)

Meine Instructionen geboten mir, während der Monate März, April und der ersten Hälfte des Mai, mit Hülfe der verschiedenen Monsune, Sincapore, Batavia, Bali und Lombok zu besegeln, von hier durch die Macassarstraße nach Manila zu gehen und diesen Ort sodann früh genug zu verlassen, um Anfang Juni in Canton zu sein. Wie Letzteres sich aber nach meinem verzögerten Aufenthalt in Penang und Sincapore nur durch Aufgeben des Anlaufens von Bali und Lombok erreichen ließ, so schien mir eine solche Veränderung des Reiseplans auch daher zweckmäßig, weil ich den in Bali=Badong ansäßigen Dänen und jetzigen holländischen Agenten, Herrn Lange, nach der gegen den Raja von Bali=Bleling geschehenen Rüstung, doch hier nicht mehr treffen würde, und weil es, wenn die holländische Regierung dies auch nicht offen eingestand, dennoch so entschieden in ihrem Plan lag, die Inseln Bali und Lombok der ganzen Kette ihrer fruchtbaren und einbringenden Colonien einzuverleiben, daß jeder desfallsige Versuch einer anderen europäischen Macht einen geheimen wie offenbaren Widerstand von Seiten Hollands erwarten mußte. Ich beschloß daher, nur wenn nordwestliche Winde zufällig durchdringen und mir eine schnelle Reise versprechen sollten, auf Bali zuzusteuern; sonst, wenn die Umstände es so fügten, Samarang anzulaufen, um die Gelegenheit zu benutzen, die nur eine Tagereise von hier befindlichen, höchst merkwürdigen Alterthümer und Tempelruinen zu besuchen, und darauf durch die Karimarita= oder Gasparstraße nordwärts nach Manila den Cours zu nehmen. Aber auch auf den Besuch auf Samarang

mußte ich Verzicht leisten, da Wind, Strom und Windstille unsere Fahrt in so hohem Grade verzögerten, daß wir, obgleich ich den kürzesten Weg — nämlich durch die sogenannte Macklefield-Straße, oder den westlichen Canal der Gasparstraße, und inmitten der Anambas- und Natunhasgruppe — wählte, dennoch erst am 4ten Juni, also nach 23-tägiger Reise, vor Manila anlangten.

Vormittags den 14ten Mai wurden wir der SO.-Spitze von Banca und der unweit davon liegenden Pulo Lepa mit ihren hohen, runden Bergen ansichtig. Um dem nur 6—4 Fuß tiefen „fairly rock" zu entgehen, steuerte ich den ganzen Vormittag NW.z.N. auf „entrance point" zu, bis wir uns bei der Mittags-Observation 8′ nördlich von der Schiffsrechnung versetzt fanden und somit die gefährliche Untiefe passirt waren, worauf ich das Schiff am Winde hielt, um an den westlichen Untiefen bei „rocky point" vorbei zu kommen. Sowohl diese, als die im Süden von „entrance point" liegende 2½ Faden haltende Untiefe, ist man passirt, sobald der im Westen von „rocky point" gelegene Berg östlich von „entrance point" zum Vorschein kömmt, und man steuert nun mit Hülfe des Senkbleis nördlich durch die, gegen Osten von dem hohen Lande auf „Pulo Leat", den gefährlichen „van Sittars Untiefen" und den kleinen Inseln „Long-, Saddle-, North- und South-Island" begränzte, enge Macklefield-Straße hindurch.

Nach Sonnenuntergang ward es Windstille, doch mit stark nach Norden treibendem Strom; um 10 Uhr erhob sich von der Insel Banca aus eine sanfte westliche Brise. Das hohe Land von Pulo-Leat lag uns gerade im Osten, und wir waren also am „discovery rock" vorüber; das Fahrwasser erweiterte sich jetzt, und ich konnte meine Leute etwas zur Ruhe kommen lassen. Um 2 Uhr in der Nacht waren wir 1½ Meilen von der Insel „Gaspar" entfernt; hier ward es wieder Windstille mit umlaufenden Winden und gießendem Regen, doch arbeiteten wir uns, vom Strom begünstigt, östlich von der Gaspar-Insel und westlich von dem nur 2½—3 Faden unter der Oberfläche des Wassers liegenden „Canning rock", vorwärts. Dieser mitten im Wege liegenden gefährlichen Klippe ungeachtet, ziehe ich dennoch die östliche Umschiffung des Gaspar-Eilands der westlichen vor, wo man die ebenso gefährlichen Untiefen „tree island", „Warren Hastings" und „Belvedere bank" an-

trifft, auf deren letzterer Nordspitze eine Klippe Namens „black rock" steht, die wir bei'm Sonnenaufgang in NW.z.N. gewahr wurden.

Aus der Gaspar-Straße heraus, hatten wir nur noch mit dem auf 1° 48′ S. B. (nicht, wie die französische Karte des Herrn Daussy von 1838 es angiebt, 1° 48′ N. B.) gelegenen „Attwick rock" zu thun, um dann bis zum Tambolan-Archipelag hinauf reines Fahrwasser zu haben. Flaue und umlaufende Winde verfolgten uns; um 10 Uhr Abends den 18ten durchschnitten wir unter Platzregen, zum vierten Mal auf dieser Reise, den Aequator. Am 19ten gewahrten wir in der Morgendämmerung „isle St. Barbe", „direction island" und die Tambolangruppe, letztere in N. und N.z.W. Da der Wind nach NO. umsprang und frisch aus dieser Gegend wehte, beschloß ich diesen Archipelag westlich zu umschiffen, steuerte nordnordwestlich mit 7—8 Meilen Fahrt, und wurde der „St. Esprit"-Gruppe und später der südlich von Tambolan liegenden „green island" und „french white rock" ansichtig, worauf der Wind erstarb, und wir den Rest des Tages vom Strom nach NNW. getrieben wurden. Am folgenden Morgen sahen wir „saddle"- und „camel-island", die wir westlich liegen ließen; wir hatten also in 24 Stunden nur 8 Meilen zurückgelegt. Die veränderlichen Winde waren uns sehr lästig; wir lagen ja aber, in Betreff sowohl des Orts als der Zeit, im Uebergang der Monsune und konnten es also nicht anders erwarten.

In der Hoffnung, den SW.-Monsun etwas anhaltender zu finden, steuerte ich, sobald wir aus der Tambolangruppe heraus waren, ganz nördlich inmitten des Anambas- und Natunhas-Archipelags; aber noch am 21sten Morgens sahen wir hinter uns die Tambolan-Inseln und in WNW. hohes Land, das „Victoria island" oder „Desertas" sein mußte. Endlich brach das Ungewitter los, das seit mehreren Tagen drohend im Horizont gestanden, und gab uns einen frischen südlichen Wind, mit dem wir, N.z.W. steuernd, 7—8 Knoten machten. Nachmittags 5 Uhr bekamen wir in NO.z.O. Land zu Gesicht. Dies stimmte nicht mit unserer Schiffsrechnung; wir hatten aber den ganzen Tag keine Observation gehabt, und es konnte nur „low island", die südwestlichste der Natunhas-Inseln, sein, die, wenn wir ihre Höhe auf 100 Fuß schätzten, 5 Meilen

von uns entfernt lag. Der Strom hatte uns also in 30 Stunden 24 Viertelmeilen nach NO. getrieben; das Senkblei gab 41 Faden, was mit der Karte gut stimmte, und mein Cours war also, um am „North-Haycock" vorbeizukommen, erst NW.z.W., dann W., endlich NNW. zwischen den beiden Archipelagen hinauf, von denen wir den Anambas-Archipelagus am 22sten Morgens, etwa vier Meilen entfernt, in WSW. und WNW. gewahr wurden. Diese Inseln sind theils von fest ansäßigen Einwohnern bewohnt, theils dienen sie malaiischen Fischern, die zugleich Piraten sind, als einstweiliger Aufenthaltsort. Ihre verschiedenen Canäle sollen gute Ankerplätze darbieten, und der Ueberfluß an süßem Wasser, an tropischen Früchten, Fischen, Schalthieren u. s. w. soll sehr groß sein; der einsame, unbewaffnete Segler darf sich aber von diesen einladenden Gegenständen nur mit der größten Vorsicht locken lassen, denn der hinterlistige Malaie lauert auf seine Beute, und Plünderung, Sclaverei und Tod erwarten denjenigen, der sich sorglos ihrem Genuß ergiebt.

Den 24sten Abends verloren wir „Pulo Laut", die nördlichste der Natunhas-Inseln, aus dem Gesicht und hatten nun die China-See offen vor uns, die jedoch, statt reines Fahrwasser zu sein, von Korallenbänken, Klippen, Sandriffen so wimmelt, daß bei den hier zugleich herrschenden unregelmäßigen und gewaltsamen Strömungen, veränderlichen Winden, Regenschauern und der damit verbundenen trüben Luft, kein Schiff sich, wie Horsburgh sagt, darin hinein begeben sollte. — Wie man es auf der Karte sieht, liegt die große Gruppe dieser Gefahren als eine äußere Mauer vor dem nordwestlichen Theil von Borneo und seiner Fortsetzung, der Palawan-Insel; bis auf 60 Meilen in nordwestlicher Richtung vom Lande entfernt, erstrecken die Klippen sich südwärts, bis sie auf 4° N. B. die Küste von Borneo erreichen. Innerhalb dieser Mauer komme man nicht! und doch sieht man nicht selten im Anfang des NO.-Monsuns, namentlich die dreisten Opium-Clippers, — die auf diese Weise noch imselben Monsun mit voller Ladung zurückkehren und also drei anstatt zwei Reisen im Jahr zwischen Ostindien und China machen können, — die Strömungen mit genauer Local-Kenntniß benutzend, längs diesen Klippen laviren, und erst, nachdem sie die gehörige Höhe erreicht, den Lauf nach der Küste von China zu nehmen, wo

der Strom immer der Richtung des Monsuns folgt und somit jedes Laviren gegen denselben unmöglich macht.

Wäre indeß nur von dieser Strecke der China-See die Rede, so könnte man dieselbe ja allenfalls vermeiden, und es wäre also für die gewöhnliche Schiffahrt keine große Gefahr vorhanden. Allein auch in dem scheinbar offenen und verhältnißmäßig allerdings reineren Fahrwasser zwischen der Südspitze von Cochinchina gegen Nord, dem Natunhas-Archipelag gegen Süd und der nordwestlichen Küste von Borneo gegen Ost liegen mitten in der See manche Scheeren und Klippen (Charlotte-Bank, Prince of Wales Bank, Forth, Alexander, Minerva u. s. w.), die theils durch traurige Katastrophen, theis durch „narrow escapes" entdeckt worden, und die, was die Fahrt noch unsicherer macht, in den verschiedenen Karten theils ausgelassen (z. Forth und Alexander in der französischen Karte von 1838), theils verschieden abgelegt sind. Letzteres ist mit der von bodenloser Tiefe rings umgebenen „Scarborough"- oder „Marona"-Klippe der Fall, die in der englischen Karte etwas westlicher und 1° südlicher, als in der französischen, liegt, so daß ich zufolge der ersten Angabe auf dem Wege nach Manila, zufolge der zweiten auf dem Wege von Manila nach Canton, nach ihr hätte aussehen müssen.

Der S.W.-Monsun wollte noch nicht recht einsetzen; der Wind hielt sich zwar südlich, ging aber doch nicht selten von S.W. nach S.O. um, ja wechselte oft mit Stille und umlaufenden, mitunter gar östlichen und nordöstlichen Winden ab.

Morgens den 27sten ereignete sich der höchst traurige Fall, daß ein allgemein beliebter, braver und tüchtiger Matrose, Chr. Petersen, von der Besangabel mit dem Kopf auf den Ruff hinunterstürzte und sich augenblicklich todtschlug; am folgenden Morgen senkten wir ihn in sein tiefes, nasses Grab, wo so viele brave Seeleute vor ihm ruhen, und so viele Andere ihm noch dereinst folgen werden.

Am 29sten Mai ließ ich meine wohlgeübte Mannschaft eine Schießprobe halten; in 12 Minuten wurden mit 10 Kanonen 120 Schüsse, pr. Kanone also im Durchschnitt 10, mit zwei derselben sogar 13 Schüsse geschossen. Die langweilige Windstille hielt an; am Pfingstsonntag erhob sich des Vormittags plötzlich eine entsetz-

liche Bö; den Rest des Tages war es ein dicker, grauer, nordischer Himmel.

Mit den ersten Tagen des Juni schien der Wind sich endlich in der westlichen Gegend festsetzen zu wollen; wir segelten nun mit 3—5 Meilen Fahrt und sehr schönem Wetter auf die Küste von Luconia zu. Die Hitze war auf der ganzen Ueberreise sehr drückend gewesen: das Thermometer zeigte des Nachts 24° R. (30° C.), des Tages 28° R. (35° C.); die Herren konnten es halbe Nächte hindurch vor Hitze und Hitzblattern*) unten in ihren Kammern nicht aushalten, und allerlei Insecten, besonders Kakerlaken und Ameisen, außerdem aber auch Spinnen, Ohrwürmer, und, wenn wir kürzlich vor Anker gelegen, Fliegen und Muskiten nahmen an Bord in dem Grade überhand, daß unser Entomologe, auch ohne Excursionen an's Land zu machen, sich einen reichen Fang versprechen konnte.

Am 3ten Juni, Vormittags 11 Uhr, bekamen wir das Land in O.z.S. zu Gesicht: den Berg Calavita nämlich, die etwa 20 Meilen entfernte nordwestliche Spitze der Insel Mindora. Später wurden wir der Insel Luconia in NO.z.O. ansichtig, worauf wir ostnordöstlich, also gerade auf die Einfahrt der Manilabucht zu, steuerten. In der Nacht waren wir so weit hineingelangt, daß wir, obgleich mit 90 Faden keinen Boden findend, überall von Nord durch Ost nach SSO. Land hatten. Wir drehten eine Stunde lang bei; sobald es hell wurde, sahen wir die ganze Einfahrt in die große Bucht: im Hintergrunde Manila, zu beiden Seiten in der Ferne die nach unten noch in Nebel und Wolken eingehüllten, hohen, waldigen Berge, deren Gipfel, dreist über dem Wolkengürtel emporragend, von der frühesten Morgensonne beleuchtet wurden. Wo das Fahrwasser sich enger vor uns zusammenzog, lag die, die nördliche und südliche Einfahrt nach Manila bildende, Insel Corregidor mit ihren Bergen, ihren Gebäuden und ihrem Telegraphen, auf dem man die spanische Flagge aufzog, sobald man uns gewahr wurde; auch die Felsen „der Mönch", „die Nonne", „el cavallo" sahen wir

*) Diese, von den Engländern „prickly heat", sonst gewöhnlich „lichen tropicus" genannt, bringen den neuangekommenen Europäer durch ihr Brennen und Jucken oft der Verzweiflung nahe. Sie zeigen sich unter den verschiedensten Formen, gewöhnlich als Vesikeln und Papeln: am häufigsten wohl als eczema rubrum, oft aber auch als miliaria, lichen, prurigo, herpes, acne u. s. w.

deutlich, wie Horsburgh dies Alles so genau beschreibt, und diese Einfahrt dadurch zu einer der leichtesten und einfachsten macht, die sich denken lassen. Ich lief südlich von Corregidor, was wohl, wenn man sich auf die Dauer des Seewindes nicht verlassen darf, das Richtigste ist, und war um 6 Uhr in der Bai. Hier ward es aber Windstille und zum Theil nordöstlicher Wind vom Lande aus. Ein von dem eine Meile südwestlich von Manila gelegenen Kriegswerft „Puerto Cavite" kommendes spanisches Kanonenboot sprach uns an, um zu erfahren, ob wir in friedlicher Absicht, und woher wir kämen. Nachdem es hierauf befriedigende Antwort erhalten, ging es nach Corregidor hinein, und gleich darauf sahen wir den Telegraphen in Bewegung, um unsere Ankunft zu melden.

Man hat sich in der Manila-Bucht nur vor einer Gefahr zu hüten: vor der nicht mehr als 11 Fuß haltenden Untiefe „S. Nicolas", an der man, man achte sich nun nach Manila oder Cavite, vorüber ist, sobald die Nonne im Norden von Corregidor frei, und der an der Nordseite der Bai liegende Berg Arapat in N.z.W. liegt. Gerade als wir um dieser Untiefe willen, der wir mit der nördlichen Brise nahe gekommen, wenden sollten, ward der Wind günstiger, so daß wir, ohne zu laviren, an ihr vorüber kamen. Der Seewind setzte nun ein, und mit diesem steuerte ich auf Manila zu, wo ich um 4 Uhr Nachmittags, eine Viertelmeile vom Lande, etwas südlich von einer Menge Kauffahrteischiffen, auf der Rhede ankerte Wir hatten die Cathedralkirche in N. 50° O. und lagen auf 5 Faden Tiefe. Am Nachmittage ward es ein scharfer Wind aus SW. mit starkem Wellengang; nach einem gewaltigen Regen heiterte die Luft sich auf, und die See legte sich.

Ich habe schon erwähnt, daß ich, meinen Instructionen gemäß, Anfang Juni auf dem Cantonfluß sein sollte, was, meinen dortigen Geschäften nach, auch nothwendig war, um, wie es die Fahrt über die Südsee erforderte, in den ersten Tagen des August China verlassen zu können. Da es mir nun in Manila nur oblag, die Flagge zu zeigen und die bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse mit den spanischen Behörden zu erneuern, mußte ich das Opfer bringen, den lachenden Küsten des fruchtbaren Luconia bald möglichst wieder den Rücken zu kehren, und die Leser dürfen daher, in Folge des so flüchtigen Aufenthalts, auch nur auf eine kurze

und weniger interessante Beschreibung dieser Perle der spanischen Colonien Rechnung machen.

Die Stadt Manila erstreckt sich längs beiden Seiten des Flusses Passig, der aus der großen „Laguna de Bahia" stammt und an der Ostküste der Manila-Bucht ausmündet. Am linken Ufer des Flusses liegt, unmittelbar am Strande, die eigentliche Stadt mit ihren, von Sandstein aufgeführten, alten Festungswerken. Hohe Wälle, tiefe Gräben, Vorwerke, Ravelins, Casematten, Redouten, Pallisaden, Zugbrücken, Mauern mit Schießscharten, kurz alle Umgebungen einer regelmäßigen Festung treten Einem entgegen, indem man — den am Ende des, längs des rechten Ufers verlaufenden, wohlerhaltenen Molo's stehenden Leuchtthurm passirend — zur Mündung des Passig hineinfährt, um darauf, „die tagalische Stadt" links liegen lassend, durch einen Haufen Junken und anderer zweimastiger, meist philippinischer Schiffe hindurch, nach dem am großen, eleganten Zollgebäude liegenden allgemeinen Landungsplatz hinzugelangen.

Wie stark oder schwach die Festung jetzt ist, darüber erlaube ich mir kein Urtheil; im Jahre 1762 war sie aber nicht stärker, als daß sie sich dem Ueberfall von 3000 Mann, die der das englische Geschwader befehlende Admiral Cornish unter dem Commando des Oberst Draper an's Land schickte, ergeben mußte. Dieselben bemächtigten sich der Vorstädte, führten Artillerie neben den Kirchen, ja sogar in den Kirchthürmen auf, und nahmen endlich — obgleich von der im Inneren des Landes, unter dem Befehl des Mönchs Anda, gesammelten tagalischen Armee durch wiederholte Angriffe in ihren Belagerungsarbeiten gestört — Manila mit Sturm, unterwarfen die Stadt einer mehrstündigen Plünderung und schrieben eine Contribution von einer Million Lst. aus.

Die Festung umfaßt das eigentliche, alte Manila, das, wie alle spanischen Colonialstädte, durch schnurgerade, sich senkrecht kreuzende Straßen in lauter regelmäßige „Cuadras", oder Quartiere von ganz derselben Größe, abgetheilt ist. Die Straßen sind zum Theil nicht einmal gepflastert, und da sie ziemlich eng, und die Häuser zwei Stockwerke hoch sind, dringt nur wenig Luft und noch weniger Sonne in sie hinein, weßhalb sie denn auch nach einigem Regen

einen fast bodenlosen Morast bilden, der selbst für Wagen unzugänglich genug ist. Ein Glück ist es noch, daß gewöhnlich Trottoirs an beiden Seiten der Straße liegen. Wie überall, wo die Spanier bauen, giebt es auch hier einen großen Markt, gerade von dem Umfange einer Cuadra; die drei Seiten desselben bilden der Gouvernements-Pallast, die Cathedralkirche und das Rathhaus, an der vierten, der Kirche gegenüber, liegen einige sehr verfallene, häßliche Häuser, mitten auf dem Platze steht die ziemlich unansehnliche Bronze-Statue Carls des Vierten. Der Gouvernements-Pallast ist ein längliches, unsymmetrisches, massives Gebäude; in seinem Inneren findet man große Vestibülen und zahlreiche Gallerien, geräumige Säle und kleinere Stuben: Alles aber schlecht meublirt, Alles mit dem, den spanischen Colonien überhaupt aufgedrückten, Gepräge einstiger Größe und jetzigen Verfalls.

Die ganze Altstadt macht denselben Eindruck, sie hat etwas Unheimliches, fast etwas Kerkerartiges. Man fährt durch das eine Thor nach dem anderen, über die eine Zugbrücke nach der anderen, bis man sich endlich im Herzen der Festung befindet. Die hohen, düsteren Gebäude klammern sich, wie in dem Gefühle der Angst, dicht an einander an, und lassen nur ein spärliches Licht durch ihre wenigen, mit massiven Jalousien dicht verschlossenen Fenster hindurchdringen. Ungeheuere, finstere Steinmassen — hier ein altes Kloster, dort ein Hospital oder ein Jesuitercollegium — schauen gleichsam drohend auf Einen herab und scheinen dem, der innerhalb dieser Gemäuer seine Zuflucht suchte, Gemüth und Geist erdrücken zu müssen. Keine Veranda, keine luftige Säulenhalle, kein Blumengarten winkt Einem hier einladend entgegen; außen ist es stille, todt, und nur ein einzelner, schlecht erleuchteter Kaufmannsladen belebt am Abend die öden Straßen .... Und doch möchte der Fremde vielleicht bei genauerer Bekanntschaft sein Urtheil verändern, er würde sich vielleicht an das finstere Aeußere gewöhnen und in freundschaftlicher Berührung und täglichem Umgang mit den Einwohnern einen befriedigenden Genuß finden. Ich hörte wenigstens behaupten, daß die Geselligkeit in der rechten Jahreszeit hier sehr belebt sein sollte; — es war klar, daß wir in der unrechten gekommen waren.

Außerhalb der Festung, längs dem linken Flußufer, läuft nach

dem Strande zu ein als öffentliche Promenade dienender Weg: die sogenannte „Calzada". Wenn die Sonne sich hinter den fernen Gebirgen, welche die westliche Seite der großen Bucht begränzen, senkt; wenn die Abendkühle eintritt, und der gegen Mitternacht ersterbende Seewind noch seinen erfrischenden Hauch über's Land ergießt, während ein leiser Wellenschlag sich gegen den Strand heranwälzt und mit schwachem aber tiefem Dröhnen seine Ankunft von fernen asiatischen Küsten verkündigt: — fährt Manila's beaumonde aus ihren dicht verschlossenen Wohnungen heraus und rollt, in langen Reihen, langsam auf dem weichen Sande dahin, um nach dem Werk des Tages Erfrischung, nach seiner Langenweile Zerstreuung zu suchen. Ohne Kopfbedeckung, ja ohne auch nur ein Tuch umgebunden zu haben, genießen die Spanierinnen recht die kühlen Lüfte; und als wollte man sich von jedem Zwang befreien, fahren gerne die Damen für sich, die Herren für sich. Die Equipagen sind eine Art Wienerwagen; der tagalische Kutscher, mit seinen großen, blanken Reitstiefeln und seiner europäischen Livrée, reitet immer auf einem der Pferde vorauf.

Ist es Sonntag, so begiebt man sich nach der sogenannten Esplanade, die auf dem Festungsglacis nach dem Lande zu liegt. Hier ist die für spanische Städte classische „Alameda" mit ihren steinernen Bänken, ihren Bäumen, ihren Springbrunnen; hier spielt spät des Abends die Garnisons-Musik, und dann spazieren hier: die Spanierinnen mit der „Bascinia" und „Mantilla" und dem großen Fächer; die tagalischen Frauen mit dem eng um die Lenden geschlossenen, streifigen „Sarong" und dem Tuch um den Kopf; die Spanier in ihre großen, dunkelen Mäntel gehüllt; die Eingeborenen in ihren mannigfachen bunten Nationaltrachten, weiten chinesischen Jacken, hohen Hüten oder spitzen „Sombreros", Alle aber mit der Cerute im Munde, Alle ernst und feierlich. Nur ein leises Summen verräth in der den Platz einhüllenden Finsterniß — hier ist nämlich keine Art von Beleuchtung — die anwesende Menge, und wenn die Musik innehält, geht Jeder nach Hause, und die Stille der Nacht schließt bald die ganze Stadt in ihre wohlthuenden Arme.

Ueber den Passigfluß führt eine prächtige, massive, steinerne Brücke von der alten Stadt und Festung nach der vorzugsweise

bevölkerten Vorstadt „Binondo"*) hinüber. Diese Brücke, die mit ihren hohen Bogen und gewaltigen Steinpfeilern der Ewigkeit Trotz bieten zu sollen scheint, hat indeß einem Erdbeben nicht widerstehen können, welches sie so heftig erschütterte, daß ihr mittlerer Bogen zusammenstürzte. Der Schade wurde einstweilig durch eine hölzerne Brücke wiederhergestellt; dies Interim hatte nun aber seit 1824, als jene Begebenheit eintrat, gedauert, und es ist kein Grund da, weßhalb es je aufhören sollte, wenigstens so lange die Spanier auf Luconia regieren.

Ueber diese Brücke gelangt, tritt man in ein neues Leben ein. Hier ist Alles Handel und Thätigkeit. Verschiedene Canäle durchschneiden die Stadtviertel Binondo's und münden alle in den Fluß aus; auf diesen Canälen bewegen sich zahllose Böte und Gondeln, längs den Kais liegen Prahme und große Barken, Waaren werden geladen und gelöscht, Karren werden von Ochsen oder Maulthieren gezogen, und Menschen wogen hin und her; überall sieht man offene Läden, und das untere Stockwerk jedes Hauses ist ein Schuppen, eine Werkstatt oder ein Magazin, mit dem dazu gehörenden Contoir und Probewaaren, und mit dem Zuströmen der verschiedenartig gekleideten Menschen aller Hautfarben. Im zweiten Stock wohnen die Familien; es steht immer über der unteren Etage etwas hervor, und hat gewöhnlich von breiten Gallerien umgebene, große, geräumige Säle, wie man sie überall in Indien sieht. Eine Eigenthümlichkeit fand ich jedoch in Manila, die ich auch in China, sonst aber nirgends in diesen Gegenden gesehen habe: daß nämlich die Jalousien, welche die nach der Straße hinaus wendende Veranda (oder Corridor) zudecken, statt aus Holz oder Matten, nur aus abgeschliffenen, halbdurchsichtigen Perlenmuscheln bestehen, die in kleine viereckige bleierne Rahmen eingefaßt sind. Was der Zweck damit ist, getraue ich mir nicht zu sagen; kühl sind sie nicht, hübsch garnicht, da diese Ersatzmittel des Glases in ziemlich rohem Format

*) Binondo hat mitsammt den anderen Vorstädten über 140,000, Alt-Manila nur 6—7000 Einwohner. Schon hieraus wird man abnehmen, wie wenig Weiße es hier im Verhältniß zu den Farbigen giebt; von über $2^1/_2$ Millionen Seelen auf Luconia sind in der That nur 6000 Eurapäer, gegen 12,000 Chinesen, 118,000 Mestizen, — und der ganze Rest Tagalen, Ilocos, Pampangas, Zombales u. s. w., von den Spaniern Alle mit dem einen Wort „Indios" benannt.

sind und nicht selten ausfallen, um so seltener aber wieder eingesetzt werden.

Ich wohnte in einem solchen Hause, als Gast des amerikanischen Consuls, Herrn Sturgis, der die Geschäfte des dänischen Consuls, während Herr Wulff nach Dänemark gereist war, übernommen hatte. Vor dem Hause floß einer der breitesten Canäle der Stadt; meine Böte konnten unmittelbar an den Magazinen des Herrn Sturgis anlegen. Ein höchst unterhaltendes Schauspiel bot sich nun dar, wenn ich am frühen Morgen in meinem Fenster saß; mir gegenüber lief nämlich, jenseits des Canals, eine Gasse nach dem Wasser herab, und hier hatte man eine Furt angelegt. Nun kamen Männer und Frauen, Groß und Klein, Chinesen und Tagalen, Pferde und Büffel, Mütter mit Kindern auf dem Rücken, Kutscher mit ihren Maulthieren; Alle gingen paarweise bis zum Gürtel in's Wasser und überschütteten sich alsdann gegenseitig mit Wasser, während sie durch lautes Schreien und gewaltsame Gestus ihre Freude an dem erfrischenden Bade ausdrückten. Besonders zeigten die Büffel durch ihr Plätschern mit Kopf, Schwanz und Füßen, und durch die Unlust, mit der sie wieder hinaufgingen, wie sehr sie sich am Baden ergötzten, während sie Alles, was ihnen zu nahe kam, auf's Unbarmherzigste überspritzten.

Daß Manila, wie schon aus dem Obigen einleuchtet, einen lebhaften Handel treibt, geht, wie es scheinen möchte, selbstfolglich aus den bedeutenden Erzeugnissen der Insel hervor; und doch ward derselbe durch unnatürliche Bande lange dermaßen zurückgehalten, daß die ganze Ausfuhr des reichen philippinischen Archipelags noch im Jahre 1810 an Geldwerth nicht mehr als 500,000 Piaster betrug. Der größte Theil des Handels ist in den Händen fremder Kaufleute — spanische Häuser von Bedeutung haben sich nur ganz wenige hier niedergelassen —, namentlich wird der chinesische und ostindische Handel fast ausschließlich mit englischen und amerikanischen Schiffen getrieben. Es konnte nicht anders sein, als daß der Reichthum, den die betriebsamen Engländer, Amerikaner, Franzosen u. s. w. solchermaßen sammelten, Neid erzeugen mußte; und nur durch einen Machtspruch des Mutterlandes ward Manila, als der allgemeine Friede im Jahr 1815 das Weltmeer dem Handel freigegeben hatte, fremden Handelshäusern geöffnet. Die von dem so einflußreichen geistlichen

Element stark influirte Regierung auf Luconia legte nun den fremden Kaufleuten alle möglichen Hindernisse in den Weg; die Priester und Mönche, welche bisher den hiesigen Handel monopolisirt hatten, konnten eine Concurrenz nicht ertragen, die sie eines bedeutenden Antheils ihrer Einnahmen beraubte, und suchten bei allen Gelegenheiten die Einwohner des Landes gegen die Fremden zu reizen. Als 1820 die Cholera ausbrach, und der Tod überall, besonders aber in den armseligen Hütten des niederen Volks, wüthete, kostete es daher nur ein hingeworfenes Wort, und die Flamme des Hasses und der Entrüstung loderte lichterloh auf. „Die fremden Aerzte und Kaufleute haben den Giftstoff verbreitet" — so klang es durch Manila's Straßen; und in einem Nu war der Aufruhr ausgebrochen. Man suchte die Wohnungen der Ausländer auf, und ein scheußliches Morden begann; einer meiner Kameraden, ein Lieutenant der Marine, Namens Dunzfeldt, der sich mit einem Kauffahrteischiffe hier aufhielt, fiel als Opfer dieser empörenden Begebenheit. Zur Schande des damaligen spanischen Generalcapitains sei es gesagt, daß seinerseits zur Hemmung des Blutbades Nichts geschah; erst als der entrüstete Pöbel, nachdem er es mit allen Fremden, die er zu erhaschen vermochte, abgemacht hatte, nun ebenfalls auf die reicheren spanischen Häuser loszugehen im Begriff stand, schickte er sich an, den Aufruhr zu dämpfen, was ihm mit Hülfe der Priester und Mönche denn auch endlich gelang.

In Betreff des mit dem Handel so eng verbundenen Geldwesens nenne ich nur als Curiosität die Noth, in die wir jeden Augenblick durch totalen Mangel an Scheidemünze gesetzt wurden. Es giebt zwar in Manila die kupfernen Cuartos, 20 auf einen Real, und die silbernen Doppelt-Reale und halben Pesos (Peso = Piaster); diese sind aber alle in dem Grade selten, daß es den Handelnden oft nicht möglich war, uns auch nur einen einzelnen Piaster zu wechseln, und es ist daher schwer zu verstehen, wie namentlich die ärmere Classe es mit ihren Einkäufen anfängt. Ein Banketablissement giebt es in dieser Colonie nicht.

Manila's Hauptreichthum besteht in seinen Kirchen und Klöstern. Außer einem Erzbischof und vier Bischöfen ist hier eine zahlreiche Classe von theils spanischen, theils farbigen und tagalischen Priestern und Mönchen. Die Universität und das Collegium

S. Thomas, wie meines Wissens auch das Collegium S. Juan de Latran, in welchen die vornehmsten Eingeborenen und Mestizen ihre Söhne erziehen lassen, sind dem Dominicanerorden unterlegt; die Franciscaner haben reiche Besitzungen auf den Inseln, und am allermächtigsten ist der Orden des heiligen Augustinus, der, so heißt es, über eine ganze Million Seelen gebietet. Sein Kloster liegt ziemlich abgesondert unten am Strande; es ist ein altes, finsteres Gebäude, ein Bild der geheimnißvollen Macht, vermittelst derer der Katholicismus seit Jahrhunderten das Land beherrschte. Ich ließ den Blick von der See nie über die alte Stadt hinschweifen, ohne meine Augen auf dieses Kloster und auf die mächtige Cathedrale zu heften, die über alle ihre Umgebungen stolz emporragt.

Die Cathedrale ist in reinem gothischen Styl gebaut; durch ihre ungeheure Größe muß sie Jeden, der in sie eintritt, in Erstaunen setzen. Am Ende des breiten mittleren Ganges erhebt sich der Hochaltar; die Seitengänge öffnen sich, längs der ganzen Länge der Kirche, in größere und kleinere Kapellen, und die dazwischen liegenden Wände sind mit Beichtstühlen besetzt. Die Kapellen sind mit Schnitzwerk reich geschmückt; die größte derselben, die Kapelle der Dreieinigkeit, ist mit rothem Sammet bekleidet und, wie der Hochaltar, mit massivem Silber beladen, wenn auch die werthvollsten Schätze hier, wie im übrigen Theil der Kirche, das ganze Jahr hindurch von den Priestern unter Schloß und Riegel gehalten und nur an großen Festtagen zur Schau gestellt werden. Die hohen, dem Anscheine nach so mächtigen Bogengewölbe, sind, vermuthlich um sie gegen die ziemlich häufigen Erdbeben zu schützen, nur hölzern; schwere silberne Kronleuchter hängen unter der hohen Decke, in einem derselben brennt die ewige Lampe. Am Haupteingang der Kirche sieht man ein ebenso geschmackloses, wie großes Gemälde, das den „San Cristoval francese" darstellt, der das Jesuskind über den Fluß trägt; in seiner Nähe steht ein gläserner Sarg, worin eine sehr unschöne Nachahmung der Leiche unseres Herrn Christus. Ueber den Altären hängen noch einzelne andere Gemälde, deren Kunstwerth vielleicht größer sein mag, die aber mit Muskitgardinen zugedeckt sind. San Pedro ist der Schutzherr der Kirche, von deren Kapellen übrigens natürlich jede ihren Heiligen hat: den S. Jozé, S. Domingo, 4—5 Johannes (einen Baptista, einen Evan-

gelista, Juan de Dios, Juan de Latran) und verschiedene Jungfrauen Maria, sogar eine Maria de Guadeloupe und eine Maria de Africa.

Ich fuhr eines Mittags nach dem Augustinerkloster hinaus. Ein alter Laienbruder mit einem rothen, vertrunkenen Gesicht ließ uns in's Klosterthor ein, überlieferte uns einem Mönch, der uns mit der ausnehmendsten spanischen Höflichkeit seine Bereitwilligkeit ausdrückte, unser Wegweiser zu sein, und setzte dann selbst sein Spazieren im kühlen Bogengang fort. Die offenen Corridore, die in beiden Stockwerken um das große Gebäude herumführen, sind mit Gemälden behängt; außer ganzen Reihen der manilaschen Erzbischöfe seit den ältesten Zeiten, und außer einer bildlichen Darstellung des Lebens des heiligen Augustinus, sieht man hier Abbildungen der furchtbaren Marter, denen die Katholiken in Japan unterlagen, bis die Verfolgung sie dort im 17ten Jahrhundert endlich vollständig vertilgte. Der Pinsel des Malers hatte mit der abenteuerlichsten Phantasie den Martertod der Unglücklichen zu schildern gesucht; hier stand ihrer Einer an einen Pfahl gebunden, ein Scheiterhaufen rings um ihn war schon angezündet; ein Anderer wurde Glied für Glied zerschnitten; einem Dritten wurden Pfriehme unter alle Nägel gestochen, und aus dem Rumpf eines geköpften Märtyrers sproß eine Rose hervor. — Wir gingen an einer Menge offener Cellen vorüber, wo die Mönche im tiefsten Frieden ihre Siesta hielten, während wir Fremden, unser Cicerone und der alte Pförtner die Einzigen zu sein schienen, die noch im ganzen großen Gebäude wachten. Als wir später zum „procurador general", dem administrativen Beamten des Klosters, geführt wurden, hatten indeß auch mehrere der Anderen ihre Siesta beendet und sich zu einer Tasse Chocolade hier versammelt. Die Hauptmahlzeiten der Mönche fallen Vormittags 11 Uhr und Abends 8 Uhr, dies war die Nachmittags 3 Uhr gehaltene „Merienda". Ob man so einfach lebt, wie es das Aussehen haben soll, lasse ich dahin stehen; während aber Kirche und Sacristei die größten Reichthümer zur Schau trugen, war das Refectorium ein Bild der affectirtesten Simplicität. Der lange, schmale, wenn man will gedeckte Eßtisch für 50 Mönche, die ganze jetzige Besatzung des Klosters, war aus einigen kaum gehobelten Brettern zusammengezimmert. Auf diesem sah man weder Tischtuch noch

Servietten, weder Porcellan noch geschliffene Gläser, weder Plat=de=Menagen noch Aufsätze, sondern ein Paar Pfeffer= und Salzfässer von der allerschlechtesten Fayence, die armseligsten eisernen Messer und Gabeln, und anstatt der Teller Untertassen, vermuthlich um anzudeuten, daß die Herren der Tonsur wenig oder nichts zu sich nähmen und sich hier eigentlich nur pro forma versammelten. Daß sie dennoch nicht auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht geleistet hatten, sahen wir, als man uns im obersten Stockwerk den Lieblingsaufenthalt der Mönche zeigte: einen sehr geräumigen Saal, in den die kühle Seeluft während der glühenden Tageshitze erfrischend einströmte, während man von den Fenstern, in deren einem ein Fernrohr auf einem Stativ aufgestellt stand, die schönste Aussicht über die große Manilabucht vor sich hatte. Unser Cicerone erklärte uns, wie dieser Saal besonders zum Unterricht der Jüngeren diene; das ausgezeichnete Billard in der Mitte der Stube und die auf den kleineren Tischen an seinen Seiten liegenden Schach=, Dam= und Domino=Spiele schienen jedoch seine feierlichen Versicherungen Lügen zu strafen.

Ich machte diesen Nachmittag eine kleine Ausflucht durch Manila's nächste Umgegend: eine freundliche, fruchtbare Ebene ohne hervortretende Naturschönheiten. In einem der ersten Dörfer begegnete mir eine große Procession für die heilige Clara, und längs des ganzen Weges, wie außenvor den geschmackvollen Bambushütten, arbeitete man an Bogen und Ehrenpforten mit bunten Flaggen, Lampen und anderen Decorationen: Alles Vorbereitungen zur Feier des bevorstehenden Frohnleichnamsfestes. Es ist eine allgemeine Klage unter den hiesigen Europäern, daß die unzähligen Feiertage das ganze Jahr hindurch, mit ihrem Feuerwerk, ihren festlichen Aufzügen u. s. w. störend in allen Handel und Wandel eingreifen; die wenigen Tage unseres Besuchs gaben uns schon ein kleines Bild davon. — Auf dem Rückwege nach der Stadt kam ich an dem Friedhof der Eingeborenen vorüber; er besteht in einem, von einer hohen, kreisförmigen Mauer umgebenen, reizenden kleinen Garten; die reihenweise eingemauerten Räume stehen theils leer, theils sind sie mit Leichen belegt. Oben auf der Mauer spazierte man herum, und im Hintergrunde derselben lag eine kleine Kapelle, hinter der ein Pförtlein nach einer zweiten halbkreisförmigen Mauer hineinführte.

Mit einer gewissen Wichtigkeit machte der Aufseher uns auf die hier zu besteigende Treppe aufmerksam, als meinte er, das Ueberraschendste sei uns noch vorbehalten. Von ihrer oberen Stufe übersah man nämlich einen großen freien Platz, das sogenannte „Ossario", wo Schädel und allerlei Gebeine der, nach der vollständigen Verwesung, aus jenen Mauernischen wieder herausgenommenen Leichen in der größten Ordnung und Symmetrie aufgeschichtet lagen. Wir waren von dieser Einrichtung nicht so erbaut, wie unser Führer es gehofft haben mochte, und damit wir doch wenigstens den Kirchhof in freundlichem Angedenken behielten, reichte er uns daher im Weggehen Jedem ein kleines Blumenbouquet, das natürlich mit einem passenden Honorar bezahlt wurde. — Wir hatten die Calzada noch nicht erreicht, als uns ein Paar tagalische Leichenbegängnisse begegneten. Sie sind so einfach, daß sie aus dem Grunde erwähnt zu werden verdienen. Von Gefolge ist hier nicht die Rede. Vier Tagalen, jeder seine Cerute rauchend, traben mit der gleichgültigsten Miene von der Welt den Weg entlang, während sie den Leichnam auf einer über ihren Köpfen schwebenden Bahre tragen; der Todte ist bis auf Hände und Gesicht verhüllt und hat ein Crucifix auf seiner Brust liegen; die Bahre ist ganz offen, nur von einer niedrigen Gallerie rings umgeben, damit die Leiche nicht unter dem schnellen und nachlässigen Transport unterweges abfalle.

Man könnte vielleicht glauben, daß ein Volk, das seinen Todten so geringe Ehrfurcht erweist, überhaupt von tieferem religiösen Gefühl entblößt wäre. Hierin würde man sich jedoch gänzlich irren. Ich mochte die Kirchen besuchen, wann ich wollte, immer fand ich einzelne Gruppen knieender Männer, Frauen und Kinder, und zwar nicht nur Spanier oder ihre farbigen Abkömmlinge, die sehr zahlreiche Classe der Mestizen, sondern auch die ursprünglichen Landeskinder, die Tagalen. In allen ihren Colonien war es die Politik der spanischen Regierung, die katholische Religion und spanische Sprache einzuführen. Oft haben sie zu dem Ende die größte Härte anwenden müssen, — wer erinnert sich nicht der Grausamkeiten der spanischen Eroberer in Mexico und Südamerika?! — auf Luconia aber bedurfte es nicht so kräftiger und gewaltsamer Bekehrungsmittel. Sie trafen in den Tagalen ein sanftes und nachgiebiges Volk, das an keinem besonderen Glauben festhing, und das durch

seine lebhafte Einbildungskraft für den mit der Ausübung der katholischen Religion verbundenen bildlichen und sinnlichen Gottesdienst leicht empfänglich war. Fremde Reisebeschreiber (z. B. la Peyrouse), die das Innere von Luconia zu besuchen Gelegenheit hatten, thun indeß der harten Kirchenzucht Erwähnung, welche die spanischen Geistlichen in ihren Gemeinden eingeführt haben. Den Aussagen dieser Reisenden zufolge wäre es nicht selten, daß Männer oder Frauen, wegen Vernachlässigung der Messen oder des sonstigen Gottesdienstes, an den Kirchenthüren gepeitscht werden. Wie dem auch sei, die katholische Religion und spanische Sprache sind auf Luconia die herrschenden, jeder Eingeborene betet die heilige Jungfrau an, jeder Tagale spricht oder versteht wenigstens spanisch. Wenn die Betglocke bei'm Sonnenuntergang läutet, steht jeder Wandernde still, alle Wagen halten an, man kniet auf Straßen und Märkten, wie in Häusern und Kirchen. Jeder, welchem Stamm er auch angehört, entblößt sein Haupt, macht das Zeichen des Kreuzes über sich, liest auf seinem Rosenkranz ein leises Gebet ab und harrt in tiefer Stille, bis der letzte Schlag der Glocke den Zauber löst und ihm in seinem Beruf weiter zu gehen gestattet. Und wenn der Generalcapitain, oder der Corregidor, oder der Erzbischof eine weltliche oder geistliche Verordnung erläßt, geschieht es in der spanischen Sprache, und jeder Eingeborene versteht das Gesagte und richtet sich danach, denn Spanien ist sein Vaterland und der König von Spanien sein Herr.

Der Vortheil, der hieraus für Spanien erwächst oder erwachsen kann, springt in die Augen. Wenn ein fremder Feind die Colonie angreift, wird er mit der ganzen Bevölkerung zu thun haben, denn Alle werden zur Vertheidigung ihres Vaterlandes die Waffen ergreifen. Die Erfahrung hat dies schon wiederholt dargethan. Als z. B. am Schluß des 16ten, in der ersten Hälfte des 17ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts theils chinesische Piraten und Kriegsschiffe, theils die auf Luconia ansässigen Chinesen, mit Macht die Spanier von der Insel zu vertreiben suchten, machten die Tagalen jedes Mal gemeinschaftliche Sache mit Letzteren, denen es dadurch gelang, ihre Feinde zu besiegen. Ich erwähnte oben des englischen Angriffs im Jahre 1762, der die Eroberung Manila's zur Folge hatte; in den zwei Jahren, während die Engländer im

Besitz der Stadt waren, hatte das tagalische Heer, unter dem Befehl des Mönchs Anda, sie aber eng eingeschlossen und ihnen jeden Verkehr mit dem Inneren der Insel versperrt, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätten die Engländer mit einer Capitulation enden müssen, wäre nicht die Nachricht von dem allgemeinen Frieden 1764 in Manila angelangt, und die brittische Kriegsmacht demzufolge freiwillig von dannen gezogen.

Man könnte es für wahrscheinlich halten, daß die Eingeborenen, auch wenn sie sich mit Leib und Seele als Spanier fühlten, sich dennoch als der unbewaffnete, wehrlose Theil der Bevölkerung betrachten und, dem Angriff einer feindlichen Uebermacht gegenüber, passiv verhalten könnten. Hier stößt man aber auf eine andere Eigenthümlichkeit in der Organisation dieser Colonie: nämlich auf die über das ganze Land errichtete Miliz, die sämmtliche waffentüchtige Mannschaft der Insel umfaßt. In jedem Dorf ist ein kleiner Theil der Landwehr zur Bewachung der Ruhe und Sicherheit der Umgegend und Landstraßen, kurz zur Polizei auserwählt; diese Leute erhalten eine unbedeutende Löhnung an Geld und Lebensmitteln und stehen unter dem unmittelbaren Befehl des Alcaden. Im Fall eines Angriffs sammeln sie sich aber compagnieweise, unter dem Commando eines von ihnen selbst erwählten Chefs, vor der Wohnung dieser Obrigkeitsperson. Mit Piken, zum Theil mit Schießgewehren bewaffnet, machen sie also eine Masse Guerillas aus, die in numerischer Stärke von Einigen auf 20—25,000, von Anderen freilich nur auf 10 15,000 Mann angeschlagen wird, die aber jedenfalls durch ihre Localkenntniß des Terrains dem fremden Feind außerordentlich gefährlich werden muß. Ich finde in Dumont d'Urvilles Reisebeschreibung (1ster Bd., S. 226) ausgesprochen, was ich selbst die hiesigen Fremden öfters wiederholen hörte, daß man Manila nehmen, Luconia aber nie und nimmer unterjochen könne.

Vergleiche ich nun dies mit dem, was ich in den englisch- und holländisch-ostindischen Colonien wahrgenommen, so scheinen die Spanier mir in diesem Punkt unstreitbar den Vorzug zu haben. Wie ausgedehnt und mächtig das brittisch-ostindische Reich auch sein mag, so ist es entschieden in fremdem Boden gegründet, wo englische Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche nie wurzeln werden; die Engländer fühlen es selbst gar zu wohl, davon zeugt

ihre ganze Regierungsorganisation und das ungeheuere Heer, womit sie dieselbe stärken müssen. Noch nie sah man einen Hindu in einer englischen Kirche, und selten trifft man, selbst in Calcutta, einen Eingeborenen, der die englische Sprache spricht, ja nur versteht. Nie wagte die englische Regierung eine einheimische Miliz in Bengalen zu stiften; die wenigen, in den Sipoy-Regimentern angestellten, einheimischen Officiere stehen unter den allerjüngsten englischen Fähnrichen. Wenn ein fremder Feind England in Ostindien angriffe, würde er vielleicht von der tapferen englischen Armee geschlagen werden, ja die Kriegszucht hielt möglicherweise auch einige der Sipoy-Regimenter unter der Fahne; das Volk würde dies aber wie ein Schauspiel ansehen, an dem es garnicht betheiligt wäre, wenn sich nicht gar ein Theil davon dem eindringenden Feinde anschlösse, um sich von einem Joch zu befreien, das seit so vielen Jahren schwer und demüthigend auf ihren Schultern lastet.

Obgleich die Holländer auf Java die Eingeborenen in der inneren Verwaltung des Landes zu verwenden gesucht haben, haben die Landeskinder sich dennoch bei weitem nicht mit ihren europäischen Herren identificirt. Um den Gottesdienst der Javanen kehren die Holländer sich wenig oder garnicht, und von dem Erlernen der holländischen Sprache ist nie die Rede. Sollte ein fremder Feind die Holländer von Java zu vertreiben suchen, würde er in den Eingeborenen eher einen Bundesverwandten, als einen Gegner, finden.

Der Unterschied ist also derjenige, daß die Engländer in Bengalen, die Holländer auf Java, Herren in einem eroberten Land sind, wo sie einstweilig hausen und wohnen, das aber ihre Heimath weder ist, noch werden kann; — die Spanier dagegen sind auf Luconia wie in Spanien, zu Hause, es ist ihr Vaterland geworden, die Tagalen sind ihre Landsleute, die Tagalinnen ihre Frauen — wenigstens in materieller Beziehung, — und die Kinder, welche sie mit diesen zeugen, sind, wie sie selbst, Spanier. In kurzen Worten: Bengalen ist eine englische, Java eine holländische Colonie, die Philippinen sind eine spanische Provinz. Was die Umwälzungen der Zeit mit sich führen mögen, vorauszusagen, ist keines Sterblichen Sache, so auch nicht, ob künftige Revolutionen nicht Luconia von der spanischen Herrschaft losreißen können, so wie vielleicht das brittische Ostindien über kurz oder lang unabhängig, und

Java ein selbstständiges Königreich oder etwa Republik werden wird. Nachdem aber solche Umwälzungen diese Länder von dem Mutterlande losgerissen haben, wird nach wenigen Jahren an den letztgenannten Orten jede Spur der einstigen Oberherrschaft verschwunden sein, weil sie im fremden Boden keine Wurzeln faßte; auf Luconia dahingegen wird die Herrschaft der Spanier nie in Vergessenheit gerathen, so lange Religion und Sprache das Kennzeichen der Nationalität und die Grundlage der Sitten und Gebräuche sind.

Es ist jedoch nicht ganz genau, wenn ich der ganzen Bevölkerung auf den Philippinen, und insbesondere auf Luconia, als der spanischen Regierung unterwürfig, noch weniger wenn ich ihrer als unbedingt spanisch-nationalisirt, erwähne. Während die spanische Herrschaft einen Landstrich behauptet, der den größten Theil der Küsten umfaßt und in 15 Provinzen eingetheilt ist, giebt es nämlich in den inneren Gebirgen ein, wiederum in mehrere Stämme zerfallendes Volk, das von den Spaniern mit dem gemeinschaftlichen Namen „Negritos", von den Tagalen „Aëtas" benannt wird. Sie unterscheiden sich durch Farbe und Gliederbau, wie durch Sitten und Gebräuche, wesentlich von der tagalischen und von jeder anderen malaiischen Race. Den Beschreibungen zufolge sind sie kohlschwarz, klein, langarmig, schmächtig; sie haben wollene Haare, hervorstehende Backenknochen, flache Nasen, dicke Lippen und garstige Züge. Kurz sie scheinen der schwarzen Race anzugehören, die auf mehreren Inselgruppen in der Südsee unter dem allgemeinen Namen der Papuas oder Australneger geht, die die Andamanen bevölkert, deren Spur sich als „Bedhas" auf Ceylon, als „Samangs" auf der Halbinsel Malacca, als „Moyes" in Cochinchina findet; dieselbe Race, die, den an uns erstatteten Berichten gemäß, im Inneren von Groß-Nicobar angetroffen werden sollte, wo wir jedoch ihre Spur vergebens verfolgten; — mit einem Wort dieselbe Race, die, wie allgemein angenommen wird, einst die aborigine Bevölkerung aller Inselgruppen von Vorderindien bis nach Neuguinea und dem australischen Continent ausmachte, späterhin aber in's Innere aller dieser Inseln verdrängt wurde. Dr. Meinicke hat mit paradoxem Scharfsinn die Existenz der Papuas im indischen Archipelag gänzlich wegzudemonstriren versucht. Indem er das Zeug-

niß des einen Schriftstellers nach dem anderen verwirft, ist es ihm auch, seines Erachtens, gelungen, die Zahl derselben unter einer Bevölkerung von 15 Millionen Seelen auf einige Tausend herunterzubringen; und die einzigen Orte, wo er ihr beweisliches Dasein einräumt, sind die Philippinen, die Andamanen und das Königreich Quedda. Alle anderen für Negritos ausgegebenen Stämme sind seiner Meinung nach Völker, die mit den braunfarbigen Küstenbewohnern durchaus identisch sind; sie haben sich in's Innere geflüchtet, auf Luconia um den Verfolgungen des Christenthums, auf den anderen Inseln um denen des Islamismus zu entgehen; und erst jahrhundertlanges herumstreifendes Leben soll sie in den jetzigen Zustand der Roheit und Unwissenheit versenkt haben. Der Beweis für die Existenz der Negritosstämme auf Sumbava und anderswo, den Marsden in einer ihnen eigenen Sprache hat finden wollen, erkennt Dr. Meinicke nicht an; die von mehreren Verfassern erwähnte Mischung von Malaien- und Papuas-Stämmen auf den moluckischen Inseln giebt er für eine Fiction aus; und überhaupt erklärt er fast Alles, was die verschiedenen Reisebeschreiber über diesen Gegenstand gesagt haben, für Phantasiebilder und leeres Nachsprechen.

Doch kehren wir zu den philippinischen „Negritos del Monte" zurück. In den ersten Jahren ihres Aufenthalts auf Luconia versuchten die Spanier diese wilden Menschen zu bezwingen und zum Christenthum zu bekehren; da aber alle Versuche scheiterten, da diese Wilden bei'm Erscheinen eines einzigen Spaniers in ihre waldigen Gebirge entflohen, da die Einzelnen, die man erwischte, durch ihren stupiden Widerstand jede Bestrebung zunichtemachten und bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, auf's neue entwichen, wurde man diese undankbare Arbeit überdrüssig und ließ jeden Versuch, sie unter spanische Botmäßigkeit zu bringen, fahren. Noch heutigen Tages leben sie in ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln und treten nur hin und wieder an's Tageslicht hervor, wenn sie gegen die Ausbeute ihrer Jagd einige ihrer wenigen Bedürfnisse, wie Reis und Tabak, in den ihrem Gebiet zunächst liegenden Dörfern zu ertauschen wünschen. Die Herkunft dieser wilden Menschen zu ergründen, war und ist noch immer der Gegenstand mancher gelehrten Untersuchungen. Ich war so glücklich, in Manila die Bekanntschaft eines Señor Ynigo

Azaola zu machen, der hierauf viele Mühe und Zeit verwandt hatte und mit geistlichen, sowohl als weltlichen, Beamten aus den an's Land der Negritos stoßenden Provinzen in stetem Briefwechsel stand, worauf er die erhaltenen Aufklärungen, mit Commentaren von ihm versehen, an seine gelehrten Freunde in Spanien schickte. Herr Azaola theilte mir gütigst mehrere dieser Beiträge mit, aus denen ich hier Folgendes entlehne*):

In dem Briefe des Geistlichen Fr. Rem.no Garcia aus Angaty an den Herrn Azaola heißt es:

„Sie hören unsere Fragen mit dem größten Argwohn an und geben uns die doppelsinnigsten Antworten oder ergreifen den Ausweg, uns dasjenige zu erwiedern, was wir, wie sie meinen, gerne hören wollen, und nicht was in der That stattfindet. So weit ich es verstehe, haben sie weder Gottesdienst noch Priester: ohne Zweifel eine Folge ihres herumstreifenden, ungebundenen Lebens. Sie glauben an einen Gott und an die Unsterblichkeit der Seele, doch scheint dies eher aus Tradition und Gewohnheit, als aus einer gewonnenen Ueberzeugung, zu geschehen. Sobald ich mit meinen Fragen etwas tiefer drang, entgegneten sie mir, wie alle Indianer: „Ich weiß es nicht," was uns ja übrigens auch unsere eigenen lieben Landsleute in Altcastilien erwiedern würden, wenn sie uns nicht etwa die ebenso bequeme Redensart vorhielten, „die Kirche hat ihre Lehrer, welche darauf zu antworten wissen werden." Mit dem Gedanken an ihre Vorzeit oder ihren Ursprung haben sie sich, wie es mir scheint, nie beschäftigt; sie wissen Nichts davon, und bringt man sie auf diese Materie, so ist es, als sähen sie Geister."

„Ihre Ehen beschränken sich darauf, daß man Mann und Frau, nachdem sie einig geworden sind, herbeiruft, worauf sie lang und weitschweifig von den gegenseitigen Verpflichtungen reden, die sie übernommen, und von der Achtung und Ehrerbietung, die sie gegen die Aelteren zu bewahren haben; — und damit wird die Ehe als

---

*) Die dänische Ausgabe enthält die Briefe in extenso, so wie auch ein kleines Wörterbuch der vier Negritos-Dialecte: Umiray, S. Miguel S. Mattheo und Dumagat.

geschlossen angesehen. Christen, die sie genauer kennen, haben mich versichert, daß diese Ceremonie nur wenig gebräuchlich sei, während in der Regel das Paar flüchtet und sich einige Monate oder länger in den entlegenen gebirgigen Gegenden versteckt, worauf es vor den Verwandten wieder erscheint und sich der ihm zugemessenen Züchtigung gehorsam unterwirft. Die Alten besitzen in den Familien eine unumschränkte Macht; sie schlichten jeden Streit, während die Waffen nur höchst selten zur Vermittelung desselben ergriffen werden. Es ist nicht erlaubt, mehr als ein Weib zu heirathen, und verließe der Mann sie ohne gültigen Grund, was sehr selten geschieht, so würde er sich ihrer Rache aussetzen. Wird ein Mädchen vor der Ehe schwanger, so wird sie auf's Strengste bestraft, selbst wenn sie denjenigen, der sie schwängerte, heirathet."

„Bei ihren Begräbnissen scheinen keine Ceremonien beobachtet zu werden. Sobald Jemand stirbt, wird er von seinen Verwandten beerdigt; sie umgeben den Platz, wo sie die Leiche begraben, mit Rohr, äschern die Hütte ein, in der er starb, oder verlassen sie, und wandern auf einige Zeit nach einer entfernten Gegend: ihrer Aussage nach, „um nicht den Ort der Trauer und des Schmerzes vor Augen zu haben", wohinter sie doch vielleicht noch einen anderen uns unbekannten Grund verborgen halten. Sie erlauben während langer Zeit keinem Christen, durch dies Gebiet zu gehen, geschweige denn Bäume, Rohr oder dergleichen hier umzuhauen; und sollte Jemand es wagen, dagegen zu handeln, würde er Gefahr laufen, von einem Pfeil durchbohrt zu werden. Ich habe sie über diese wilde und barbarische Sitte befragt, worauf sie mir zur Antwort gegeben, sie thuen es, damit der Hingeschiedene nicht leide; auf meinen Einwurf, die Leiche leide nicht mehr, haben sie stillgeschwiegen, oder erwiedert, es sei nun so ihre Sitte, und auf diese Weise haben sie ihre Vorfahren handeln sehen."

Ueber die Dumagaten äußert Herr Ynigo Azaola sich folgendermaßen:

„Die Dumagaten bewohnen die beiden äußersten Spitzen, die südöstliche und nordwestliche, der Insel Alabat. In der Regel wohnen sie an den Küsten und leben von Weichthieren und Fischen, wodurch sie sich Flechten und andere noch widerlichere Krankheiten zuziehen; sie sind schmutzig, argwöhnisch, menschenscheu. Die süd-

östlichen sind den Einwohnern von Gumaca, die nordwestlichen dem Dorf Maoban unterwürfig; sie sind Christen, wie die Tagalen, sind aber nicht steuerbar, da eine solche Forderung hinreichen würde, sie zu verjagen. Der Dumagat-Hauptmann wird regelmäßig vom Pfarrer ernannt, welcher ihm als Zeichen der Ernennung eine alte Bulle überreicht; unter ihm stehen Lieutenants, wie bei den Tagalen. Die Dumagaten strafen mit ziemlicher Strenge — wenn z. B. ein Tagale, ohne die Erlaubniß des Hauptmanns, auf ihren Distrikten fischen geht, wird er hart bestraft —; sie sagen es den Tagalen als einen Vorwurf nach, daß sie dem König sehr nahe, von guten Sitten aber sehr ferne stehen. Sie sind von den Aëtas hinsichtlich der Farbe, des Haars und der Nase verschieden. Ich bin geneigt, sie für eine Mischung des Aëtaweibes und Carneomanns anzusehen; Letztere prahlen damit, es seien ihre Vorfahren, die den Spaniern an Manila's Strande entgegengegangen seien: ihre Sprache ist die tagalische, nur mit dem Unterschiede, daß sie sie weicher aussprechen und mehrere Buchstaben weggeworfen haben."

In dem Brief des Pfarrers Estevan Mena aus Antimonan heißt es von den Aëtas:

„Die auf Alabat wohnenden Aëtas wechseln sehr häufig ihren Aufenthaltsort. Wenn ich hinüberging, fand ich jedesmal neue Horden, und fragte ich nach den früheren, so entgegnete man mir, sie wären nach der entgegengesetzten Seite, d. h. nach den die Provinz Tayabas von den Provinzen Nord- und Süd-Camarines trennenden Gebirgen gezogen. Man hat mich versichert, daß die diese Gebirge bewohnenden Aëtas sich auf etwa tausend belaufen, und daß sie in Horden getheilt sind, allein Sprache, Lebensweise und Gebräuche mit einander gemein haben. Ihr Wuchs und ihr Gesichtswinkel sind denen der Ifugaos aus Cangayan gleich. Sowohl Männer als Frauen lassen sich den Kopf in Form einer Tonsur scheren; sie geben sich Alle Namen nach Heiligen und gebrauchen Rosenkränze. Sie sind redlich im Verkehr; sie berechnen die Zeit, namentlich um ihr Alter danach zu bezeichnen, doch nicht nach Sonne und Mond, sondern nach dem Abfallen der Blätter; die Eintheilung in Wochen kennen sie nicht, weßhalb sie bei'm Abschließen eines Kaufcontracts so viele Knoten an einer Schnur schlagen, als vor der Erfüllung des Contracts noch Tage bevorstehen. Ihre Sprache ist ein Ge-

misch von der Bicol- und tagalischen Sprache; außerdem sind eine Menge Benennungen, und zwar sogar in der Aussprache, denen der Ifugaos ganz ähnlich. Ich bin nicht im Stande gewesen, den in ihrer Sprache dem höchsten Wesen verliehenen Eigennamen zu erfahren, obgleich sie doch ein solches anerkennen müssen, da sie mir in der Regel das von uns Christen gebrauchte „Dios" antworten, was sie vermuthlich von den Tagalen gelernt haben, wie ihr „Jesus", „Maria" oder „Joseph", wenn sie in eine schwere Krankheit fallen, wenn sie vom Ungewitter überrascht werden u. s. w. Ich erwähnte so eben, daß ihre Aussprache derjenigen der Ifugaos außerordentlich ähnlich ist, von denen sie sich jedoch in Sitten und Gebräuchen sehr unterscheiden. Diese sind bekanntlich muthig, verrätherisch und wild, da unter ihnen Niemand für ausgezeichnet gilt, wenn nicht sein Haus mit (in der Art unserer Bücher) reihenweise aufgestellten Todtenköpfen geschmückt ist; und sie legen sich daher in einen Hinterhalt, um verrätherischerweise Reisende zu ermorden, und, nachdem sie ihnen den Kopf abgeschnitten, ihr Gehirn auszusaugen und ihr Blut zu trinken. Die Aëtas, die in diesen Gebirgen wohnen, sind dahingegen umgänglicher und haben milde Sitten; sie sind furchtsam und nehmen keinen verbrecherischen Tagalen unter sich auf. Sie züchtigen ihre Kinder und diejenigen, die Raub oder Diebstahl begehen; diese Verbrechen sind jedoch nicht häufig unter ihnen. Ehebruch wird nur mit dem väterlichen Verweis der Alten des Stammes bestraft, und besteht der verletzte Theil auf Genugthuung, so wird es ihm freigestellt, eine neue Ehe einzugehen."

„Zur Hochzeit versammelt sich der ganze Aëta-Stamm und richtet durch Räumen und Säubern des Platzes eine Art von Festhalle ein; es werden Sitze zurechtgemacht, darunter ein von den anderen getrennter für die älteste der Frauen. Nachdem sie sich versammelt, schließen Alle einen Kreis, binden sich vermittelst der Bänder ihrer Gürtel zusammen, tanzen im Tact und sagen in sanftem Tone die Worte: „„Eno haye hay eè"" d. h. „„Dem höchsten Wesen, unserem Schöpfer, sei Lob und Preis!"" Darauf nimmt die älteste Frau von des Bräutigams Tabak und steckt diesen in den Mund der Braut, an welcher Handlung man das Brautpaar erkennt, das bisher unter der ganzen Menge nur jener Frau und den Eltern der Betheiligten bekannt war. Nach dieser Ceremonie setzen

sich Alle nieder; plötzlich steht der Bräutigam auf, sagt der Braut, daß er sie hoch liebt, und ergreift die Lanze, die er zum Zeichen, daß er sein Unterkommen zu suchen weiß, in die Erde stößt. Darauf wird das im Voraus zubereitete Essen und Trinken herumgereicht."

„Wenn ein Aëta gestorben ist, vereint sich der ganze Stamm, Alle setzen sich, mit den Füßen die Leiche berührend, so weit möglich unmittelbar an sie heran, weinen und erzählen alles Gute, was ihnen an dem Hingeschiedenen bekannt war: seine Schnelligkeit im Einholen des Berg-Ebers, seine Sicherheit im Treffen mit dem Pfeil u. s. w. Nachdem dies vollzogen ist, machen sie eine hölzerne Einzäunung, stellen den Todten mitten in dieselbe hinein und hängen seinen Pfeil, Speer und übrigen Waffen sammt einem Stück Honigkuchen und Tabak darin auf; alsdann laufen sie, Jeder in seiner Richtung davon, um ihre Furcht vor der Seele des Verstorbenen an den Tag zu legen, und erst nach Jahresfrist nähern sie sich dem Ort wieder."

Ihres abgesonderten Lebens ungeachtet sind die Negritos dennoch nicht unvermischt geblieben. Nachdem der erste jener obenerwähnten Versuche, die Spanier von Luconia zu vertreiben, mißlungen war, flüchtete ein Theil des geschlagenen chinesischen Piratenheers, von Spaniern und Tagalen verfolgt, in die Gebirge, wo sie sich vor ferneren Verfolgungen sicher wußten. Sie mischten sich hier mit den Eingeborenen, sowohl Negritos als den noch unabhängigen Malaienstämmen, und hierdurch entstand eine, erst hundert Jahre später entdeckte Race, die das deutliche Gepräge ihrer chinesischen Herkunft trägt. Auch japanesische Fischer, die an den Philippinen Schiffbruch gelitten, und malaiische Seeräuber leben mit ihnen vermengt im Inneren der Gebirge, wo Jagd und zum Theil Ackerbau ihnen hinreichenden Erwerb verleihen.

Jene feindlichen Zusammenstöße der Spanier und Chinesen, worüber jetzt Jahrhunderte den Schleier der Vergessenheit geworfen, haben es nicht verhindert, daß sich mit jedem Jahr mehr Chinesen in Manila niederlassen, wenn die Einwanderungen auch hier nicht in so großer Menge, wie in Sincapore stattfinden. Im Jahr 1603

wird die chinesische Bevölkerung auf 35,000 Seelen angegeben; da wurden unter einer einzigen Verfolgung 23,000 ermordet, die Uebrigen mußten nach ihrem Mutterlande entfliehen. Im Jahr 1639 hatte Manila wiederum 40,000 Chinesen, die durch die Unterdrückung eines neuen Aufruhrs auf 7000 heruntergebracht wurden; 1709 wurden sie insgesammt zum dritten Mal von der Insel verjagt, und im Anfang dieses Jahrhunderts scheint eine neue Verfolgung stattgefunden zu haben. Während sie nämlich im Jahr 1800 15—20,000 betrugen, war ihre Zahl 1818 nur 6000, 1827 aber wieder 8—9000 und 1844 etwa 12,000, auf Manila und die angränzenden Provinzen vertheilt. Sie haben sich hier, wie in Batavia und der Malaccastraße, des Kleinhandels bemächtigt und sind meistens wohlhabende und betriebsame, dennoch aber immer gefährliche und unruhige Leute. Jener im Jahre 1603 versuchte Aufstand, zu dessen Vorbereitung sie bereits ihr Stadtviertel mit einer steinernen Mauer umgaben, hatte nichts Geringeres, als ein allgemeines Blutbad aller Spanier, vor Augen; die Spanier bekämpften ihn und behaupteten ihre Oberherrschaft, die Besiegten traf aber selbstfolglich die furchtbarste Rache.

Die große Masse der spanischer Botmäßigkeit unterworfenen Eingeborenen besteht aus den, das flache Land von Luconia gegen West, Nord und Süd bewohnenden, Tagalen und ähnlichen Stämmen. Es ist dies eine schöne Race von schlankem, kräftigem Gliederbau und regelmäßig hübschen Gesichtszügen. Die Provinz Bolacan ist wegen der Schönheit ihrer Frauenzimmer berühmt, — sie sind die Circassierinnen der Philippinen; in der Provinz Cayagan haben namentlich die Männer den Ruf der Größe und Stärke. Die Hautfarbe und die Züge der Tagalen zeugen von malaiischer Herkunft, obgleich man hier nicht das garstig breite, flachgedrückte Gesicht trifft, das den Bewohnern der Malacca-Küste, und noch mehr unseren Freunden auf den nicobarischen Inseln, eigen war. Ihre Tracht ist ein leichtes Hemd, das über den weißen Hosen getragen wird, ein loses Tuch um den Hals, ein Filz- und Strohhut auf dem Kopf, öfters auch der sogenannte „Salaco“, ein induendig mit dünnen eisernen Reifen versehener, spitz zulaufender Sonnenhut von Bast oder Bambus. Besonders die Miliz trägt diese Kopfbedeckung. Die Frauenzimmer haben ein sehr stattliches Aussehen

mit den um die Lenden gewickelten, gestreiften, in starken Farben glänzenden Sarongs, der dicht anschließenden, kurzen Jacke, dem über das lange schwarze Haar zusammengebundenen bunten Tuch, und dem nur an der großen Zehe hängenden, sammtenen Pantoffelchen. In einem Band um den Hals tragen sie eine kleine Kapsel oder gestickte Platte mit irgend einer Reliquie darin, und in's Haar binden sie die Hilong-Hilong-Blume, welche sie mit einem ebenso starken, wie angenehmen Wohlgeruch umgiebt. Männer wie Frauen sind leidenschaftliche Tabaksraucher; fast nie haben sie die Cerute aus dem Munde, und nicht selten sieht man in den Häusern die für Luconia eigenthümliche, 8—10 Zoll lange und über 3 Zoll dicke Cerute, die als Familienbewirthung von Mund zu Mund geht, und sogleich dem Fremden, der unter ihr gastfreies Dach tritt, zum Willkommen gereicht wird.

Die Tagalen sind ein genügsames, mäßiges, friedliches Volk; Zufriedenheit und mittelmäßiger Wohlstand sind unter sie verbreitet und, anstatt des Trotzes und der unüberwindlichen Trägheit der Malaien, haben sie sich, durch jahrhundertlanges Zusammenleben mit den Spaniern, den diesen angeborenen Anstand und die, selbst unter der glühenden tropischen Sonne sich nicht verläugnende, südeuropäische Lebendigkeit anzueignen gewußt. Besonders des Abends sieht man das Volksleben sich in seinem ganzen romantischen Duft entwickeln. Die hübsch erleuchteten Läden in „la Escolta" bilden gleichsam eine große Börse, wo die Menschenmasse mehrere Stunden lang unaufhörlich hin- und herwogt. In den weniger besuchten Straßen ertönt die Barcarole wehmüthig über den stillen Wassern des Canals, die sanften Accorde der Cithar verhallen in der bescheidenen Hütte, und durch ihr kleines Fenster sieht man den Tagalen sich mit voller Lebenslust den Freuden des Tanzes ergeben, das junge Mädchen in kindlicher Furcht vor dem Bilde des Heiligen betend niederknieen, oder die Mutter, mit dem feinen „Sinamaya"-Gewebe beschäftigt, über den Schlaf ihres Kindes wachen.

Nur Eine Leidenschaft beseelt dieses Volk, das ist das Spiel. Es ist vor allem der Hahnenkampf, den es leidenschaftlich liebt. Ein Tagale hat seinen Hahn mehr lieb, als sein Weib und seine Kinder. Es war nichts Ungewöhnliches, Männer auf der Straße oder auf den öffentlichen Plätzen, Brücken oder Kais im Gespräch

zu sehen, die ihren Hahn unter'm Arm hielten, den sie streichelten, vorzeigten, anpriesen oder mit dem der Gegner verglichen. Sie wetten große Summen auf die Tapferkeit und Kampftüchtigkeit ihres Hahns. Wenn der Kampf vor sich geht, sieht man sie den Bewegungen desselben mit weit aufgerissenen Augen folgen; ihre Wangen glühen, ihre Adern an der Stirn sind hoch aufgelaufen, Alles deutet den höchsten Grad der Leidenschaft an. Es giebt gewisse Hahnenkampfplätze in Manila, die an bestimmten Tagen und zu bestimmten Zeiten geöffnet werden, und zu denen der Zutritt mit einer reglementirten, ziemlich hohen Abgabe für jeden Hahn, und einer sehr unbedeutenden für die Zuschauer, bezahlt wird. Die Regierung hat sich hierdurch eine garnicht geringe Einnahme verschafft, aber es muß stets Polizei zur Stelle sein, um über Ruhe und Ordnung zu wachen, die sonst unfehlbar durch gewaltsame Auftritte unter den Spielern gestört werden würde.

Es war an einem Sonntag während unsers Aufenthalts in Manila, als rund umher in der Stadt, von Morgens acht bis Nachmittags fünf Uhr, Hahnenkämpfe stattfanden. Ich hatte noch keinen solchen im Großen gesehen, und versäumte es daher nicht, mich auf einen der bekanntesten Kampfplätze zu begeben, um Zeuge dieses eigenthümlichen Schauspiels zu sein. Einige leichte Dächer von Palmblättern, getragen von Bambusstäben, waren, um gegen die Sonne zu schützen, über den Platz aufgeschlagen, der dadurch in verschiedene Höfe eingetheilt wurde, aber sonst, mit Ausnahme eines elenden Staketenzauns, nach allen Seiten hin offen lag. Schon in dem ersten Hofe ward ich von einem lauten Krähen der kampflustigen Hähne empfangen, die hier in großer Menge angebunden standen, um zu warten, bis die Reihe an sie komme, während sie schon ein Vorgefühl davon zu haben schienen, was ihnen und ihren Kameraden da d'rinnen bevorstehe. Die Arena selbst war ein mit einem Stackete umgebener viereckiger Platz; auf zwei Seiten desselben erhoben sich amphitheatralisch die mit Zuschauern — beinahe nur Männern — dichtgefüllten Bänke; auf den beiden anderen stand das Publicum zu ebener Erde, und da der Kampfplatz 4—5 Fuß über derselben erhöht war, gelang es ihnen kaum mit den Köpfen das Stacket zu erreichen, um durch dessen Sprossen durchzusehen. In diesem Parterre sah man auch mehrere, zahlreich besuchte Ha-

zardtische. In der Mitte der Arena stand ein großer dicker Tagale, in dessen halb ernstem, halb schelmischem Gesicht ein Gemisch von Wichtigkeit und Gutmüthigkeit lag. Mit einem langen, dünnen Stab in der Hand schritt er im Platz hin und her, ordnete die Wetten, bestimmte, wann der Kampf beginnen sollte, und gab dann das Urtheil unter den Parteien ab, — denn dieser Mann war nichts geringeres, als der Kampfrichter, der Richter, von dem an dieser Stelle nicht an irgend eine höhere Instanz appellirt werden konnte. Als den einzigen Europäern ward uns von ihm die Ehre erzeigt, in die Arena eingelassen zu werden, wo sonst Zuschauer keinen Eintritt haben.

Ein neues Kämpferpaar ist erschienen; ein halbes Duzend anderer Tagalen steht, jeder mit seinem Hahn unter dem Arm, im Hintergrunde. Der Richter geht nun in der umherstehenden Masse herum und fordert zur Theilnahme an dem öffentlichen Parée auf. Zugleich sieht man die Herren der Hähne erst dieselben liebkosen, dann sie aufhetzen, doch halten sie noch anfangs die Thiere mit beiden Händen fest, und lassen sie bloß mit den Köpfen zusammenstoßen. Dann setzen sie sie auf die Erde, halten sie nur noch kaum an den äußersten Schwanzfedern fest, und lassen sie wiederholt gegen einander anfahren, während sie sie doch noch immer zur rechten Zeit zurückhalten. Inzwischen ist die zu der öffentlichen Wette nöthige Summe zusammengebracht. Der Richter giebt das Zeichen anzufangen, und nun wird das Futteral von dem Sporn oder dem Messer mit concaver Klinge abgenommen, das an dem linken Bein des Hahnes befestigt ist. In dem Augenblick, wo der Sporn entblößt ist, steigt die Spannung bei den Zuschauern auf das höchste; ein wüster Lärm erhebt sich unter ihnen, es werden noch eine Menge Privat-Wetten eingegangen, bis zu dem nächsten, entscheidenden Augenblick, wo die Hähne losgelassen werden, — und die Versammlung wird todtenstill, um das Schauspiel mit den Augen gleichsam zu verschlingen.

Ich sah acht bis neun Kämpfe mit ziemlich verschiedenem Ausfall. Erst sprangen die Hähne sich vier- bis fünfmal einander über die Köpfe, dann hielten sie inne, und einen Augenblick hernach begann der eine allmählich zu retiriren, während der andere auf ihn einzurücken fortfuhr; der Kampfrichter trat dazwischen und erklärte

den ersteren für überwunden. Bei'm zweiten Kampf standen die Thiere lange mit vorwärts gestrecktem Körper und Hals und glotzten einander an; dann sprangen sie ein Paarmal an, setzten sich wieder in Positur, und plötzlich lief der eine Hahn, so schnell er konnte, während ein Tagale, der vermuthlich auf ihn parirt hatte, durch das Gitter mit einem langen Knittel nach ihm ausholte, um an seiner Feigheit Rache zu nehmen. Keiner der folgenden Kämpfe war ohne Blutvergießen, meistens fiel einer der Kämpfenden todt auf dem Platze nieder; das einemal wurden, nach einem heftigen Engagement, beide Theile tödtlich verwundet vom Wahlplatz weggetragen. Ich wettete ein Unbedeutendes, sowohl bei diesem als bei einem der nächsten Gefechte, und obgleich ich beidemale auf den Verkehrten gehalten, hatte ich doch die Befriedigung, daß mein Hahn seine Sache nicht aufgab, bis er für dieselbe ehrenvoll fiel.

Man versäume nicht die große Cerutenfabrik in Manila zu besuchen. Der Tabak ist auf Luconia ein Regale und wird größtentheils in Form der weltberühmten, und namentlich in Ostindien so gesuchten, Manila-Ceruten ausgeführt. In der großen Fabrik arbeiten 7—8000 Frauenzimmer, von der alten, weißhaarigen, häßlichen, verlebten Matrone bis zu den allerliebsten kleinen tagalischen Mädchen herab, die, obgleich nur 10—12 Jahr alt, sich ihres hübschen Aeußeren wohl dennoch bewußt sein mögen. Von dem Lärm hier macht man sich keinen Begriff. Der Director hat ihnen nämlich, wenn nur anhaltend gearbeitet wird, unumschränkte Freiheit gegeben, nach Herzenslust zu plaudern; dazu kömmt noch die Art der Fabrication, die darin besteht, daß die ausgesuchten, breiten Tabaksblätter mit einem flachen, glatten Stein auf einem hölzernen Tisch ausgeklopft werden, und daß eine solche Klopferin am Ende jedes Tisches präsidirt, während vier andere Damen an jedweder Seite sitzen, Alle damit beschäftigt, das Innere der Cerute zu bilden, sie aufzurollen, zuzukleistern, abzuschneiden, durch Saugen an beiden Enden sich davon zu überzeugen, daß Luft in ihr ist, und endlich um die Wette zu schwatzen und zu kichern. Man kann sich also denken, daß man zu einem höllenmäßigen Lärm hineintritt; noch mehr nimmt aber dieser zu, wenn ein Fremder die Fabrik besucht, denn nun reißt die Lustige an jedem Tisch ihre Witze, die dem Besuchenden gelten und zum Theil an ihn gerichtet wer-

den, und diese Bonmots werden von einem gellenden Gelächter der Uebrigen begleitet. Wenn Abends 7 Uhr die Arbeit vorbei ist, sieht man eine förmliche Völkerwanderung über den naheliegenden Markt und Brücke; Männer, Brüder, Bräutigame oder sonstige Verwandte holen jetzt, unter nicht geringerem Lärm, die Arbeiterinnen ab, und die Luft wiederhallt vom Gelächter und lauten Geschwätz, bis der Schwarm sich nach und nach vertheilt und in den umliegenden Straßen verschwindet. Auch in Cavite giebt es eine königliche Cerutenfabrik, in welcher 3—4000 Frauenzimmer arbeiten. — Da die Cigarrenfabrication auf Luconia, wie oben erwähnt, ein Regale ist, müssen die Grundbesitzer den Tabak zu festgesetzten Preisen an's Gouvernement verkaufen, das eine förmliche Controlle mit dem Anbau dieser Pflanze führt. Die sogenannten Consumo-Ceruten dürfen, da die Fabriken bei weitem nicht dem Bedarf der Ausländer zu entsprechen vermögen, nicht ausgeführt werden, sondern werden für die Einwohner der Insel zurückgehalten.

Luconia wird einstimmig von allen Reisenden als eine der schönsten Inseln gerühmt; namentlich hat die Provinz Bolacan den Ruf der Schönheit, sowohl in Bezug auf ihre Natur, wie auf ihre Frauen. Mir war es, der kargen Zeit halber, leider nicht vergönnt, alle diese Herrlichkeit anzusehen; das Wenige, was ich von der nächsten Umgegend Manila's kennen lernte, war, wie oben erwähnt, eine freundliche, üppige, wohlangebaute Ebene, die mir gut gefiel. Die einzige längere Excursion, die ich unternahm, galt dem Schiffswerft in Cavite; nachdem ich zu Wagen durch einen hübschen, stark bevölkerten Landstrich, meistens den Strand entlang, bis nach Fayo gefahren, setzte ein spanisches Orlogs-Fahrzeug mich von hier quer über die Bucht nach dem Werft hinüber, das an der äußersten Spitze der Landzunge liegt, die die Bucht und den Hafen der kleinen Stadt Cavite bildet. Ich wurde, da der Hafen-Commandant in Manila meine Ankunft gemeldet hatte, von dem Werftchef empfangen, der mir die ausgesuchteste Artigkeit und Gastfreiheit erwies; was er mir zu zeigen hatte, zeugte leider nur von einstiger Größe und jetziger Gleichgültigkeit und Erschlaffung. Gebäude, und was sie enthielten, waren im höchsten Grade armselig, veraltet und verfallen; eine von Teak gebaute, wirklich schöne Fregatte von 50 Kanonen war auf's Elendste installirt. Die jetzige philippinische

Marine besteht aus einigen dreißig ganz leichten und wohlarmirten Kanonenböten, welche, gegen die nicht selten zwischen den Inseln erscheinenden malaiischen Piraten, wechselweise kreuzen.

Man darf Manila nicht verlassen, ohne sich mit einigen der ausgezeichnet schönen Stickereien zu versehen, die von den Tagalinnen aus dem Piña- oder Ananas-Zeuge verfertigt werden, das jedoch, wenn auch von der ausgesuchtesten Feinheit, immer eine eigene, schmutzig-gelbe Farbe bewahrt. Ein anderer, sehr leichter, fast durchsichtiger und in den reichsten Farben schillernder Stoff ist die aus den Blattfasern der Banane (derselben Pflanze, deren Blattstengel und mittlere Blattrippe zum Verfertigen des bekannten Manilahanfs dienen) gewebte, schon erwähnte „Sinamaya".

Luconia ist wegen seiner seltenen Früchte berühmt. Die Bananen hatten hier ein mir bisher unbekanntes Aroma, und Mangos hatte ich nirgends in der Vollkommenheit gesehen; ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß ein einziger Mangobaum auf Luconia eine Lese zum Belauf von 3—4000 Piaster zu tragen vermag. Uebrigens fürchteten die hiesigen Europäer sich etwas sowohl vor der Mango-, als vor der Ananas-Frucht, und daß dies nicht ohne Grund war, erfuhren wir leider selbst auf eine traurige Weise, indem ein im Genuß jenes Obstes unvorsichtiger englischer Arzt, nachdem er am Mittag noch frisch und gesund mit mehreren meiner Officiere gegessen, gleich darauf von der Ruhr angegriffen und noch in derselben Nacht dahingerafft wurde. — Auf dem Obstmarkt dicht vor meinem Hause bot man auch die bekannten manilaschen Stroharbeiten, Hüte, Matten, Körbe und Cigarrenfutterale in allen Farben dar, die wegen ihrer Feinheit über ganz Ostindien bekannt sind, deren Preis aber auch mitunter eine unsinnige Höhe erreicht.

Der von der See aus wehende SW.-Monsun hatte sich, als wir vor Manila lagen, noch nicht recht eingestellt. Die Seebrise begann ganz schwach früh am Vormittage, wehte frisch hinein um 2 – 3 Uhr Nachmittags und erstarb völlig gegen 10—11 Uhr Abends, worauf die nun eintretende Windstille erst nach mehreren Stunden von einer leichten Landbrise abgelöst wurde, welche dann den größten Theil der Nacht anhielt. Dies wiederholte sich jeden Tag. Der Juni ist hier der heißeste Monat, denn im Juli kühlen die entsetzlichen Regenschauer die Luft wieder ab, und der heftige Monsun

setzt nun eine so gewaltsame See, daß die größeren, ziemlich weit in See liegenden Schiffe wochenlang von allem Verkehr mit dem Lande abgeschnitten sein können. Wenn man bedenkt, daß die Bucht 20 Meilen im Umkreise hält, ist dies jedoch nicht so wunderbar.

Die von unserer Ankunft officiell unterrichteten spanischen Autoritäten, namentlich der Generalcapitain Don Narcisse Claveria, ein artiger und wohlunterrichteter Mann, zeigten mir die erwünschteste Höflichkeit und boten uns alle Mittel zum Bereisen der Insel, wie überhaupt zur Förderung der Expedition, an. Der philippinische Generalcapitain ist sehr sehr schlecht abgelegt und kann sich also ebenso wenig in dieser, wie in anderen Beziehungen, mit seinen fürstlichen Collegen im brittischen und holländischen Ostindien messen. Der Bestimmung gemäß sollte er 6 Jahre fungiren und sich, nach Verlauf dieser Zeit, noch 6 Monate auf der Insel als Privatmann aufhalten, um mittlerweile seine Amtsrechnungen abzulegen; keines von beiden geschieht aber, und namentlich wechselt er ebenso häufig, wie das Ministerium im Mutterlande: ein Ungemach, das auf die Verwaltung der Colonie fühlbar zurückwirkt.

Auch Manila forderte sein Opfer unter der Besatzung der Galathea, indem der schon auf der Rhede von Batavia an der Ruhr erkrankte Unterkoch Hans Peter Nielsen, Sonntag den 7ten Juni starb. Er wurde am selben Abend in aller Stille auf dem protestantischen Friedhof beerdigt.

Abends den 9ten Juni ging ich, nachdem ich von meinem gastfreien, freundlichen Wirth, Herrn Sturgis, Abschied genommen, an Bord des Schiffs, lichtete, mit beginnender Landbrise, um 4 Uhr in der Nacht den Anker, und glitt im schönsten Mondenscheine unmerklich über die spiegelblanke Manilabucht hin, bis wir bei Tagesanbruch unter der Insel Corregidor in Windstille liegen blieben. Späterhin stellte sich der Seewind ein, mit dem wir aus der Einfahrt hinauslavirten, so daß wir am Abend außerhalb Corregidor und der Nonne, und so ziemlich in offener See, waren.

Aber noch am 13ten Juni waren wir dieser Einfahrt ansichtig; die anhaltende Windstille wurde nur hin und wieder von einem flauen Luftzuge aus SW., S. und SO. abgelöst, das Meer war

spiegelblank, und die Hitze Tages wie Nachts unerträglich. In der Nacht zum 14ten erhob sich endlich ein sanfter südwestlicher Wind, mit dem wir am folgenden Tage das Land aus dem Gesicht verloren; unser Cours war NW.z.N. auf den Archipelag zu, der die verschiedenen Einfahrten auf den Cantonfluß oder Tscho-kiang, nach Macao und Hongkong, bildet.

Die lange Windstille war mir um so lästiger, da ich nicht nur meine eigenen Rapporte mit dem am 24sten von Hongkong abgehenden Dampfpaket zu senden wünschte, sondern auch zu demselben Zweck den Postsack des manilaschen Handelsstandes mitgenommen hatte. In der Nacht zum 16ten überfiel uns plötzlich eine ziemlich heftige Bö aus SO. mit Regen; unsere Bramsegel zerrissen, und ein Unterleesegelbaum brach entzwei. Dies zu erwähnen würde ich nicht einmal der Mühe werth halten, wenn es nicht, außer einer Bramraa, das einzige entzweigebrochene Rundholz auf der ganzen Reise gewesen wäre, was wohl als ein Beweis, sowohl des anhaltenden Glücks, das uns auf unserer Erdumseglung folgte, als auch der unermüdlichen Wachsamkeit meiner Officiere, angeführt werden darf.

Den 19ten Abends 10 Uhr sondirten wir auf 54 Faden, dies war chinesischer Boden. Den 20sten Morgens sahen wir die äußeren Klippen des, einem schwedischen oder norwegischen „Skjærgaard“ nicht ungleichen Fahrwassers, das nach Macao, Hongkong und Canton hineinführt. Eine bedeutende Menge höherer und niedrigerer, doch immer über dem Wasserspiegel so ziemlich hervorragender Felseninseln bilden mit den dazwischenliegenden reinen Canälen unzählige Einfahrten in den „Skjærgaard“ hinein. Vor unsichtbaren Gefahren hat man sich, bis auf einzelne Ausnahmen, nicht zu hüten: Sandbänke giebt es ebenso wenig, wie unter dem Wasser liegende Untiefen; dagegen achte man genau auf die zwischen den Inseln, sowohl rücksichtlich der Fahrt als Richtung, höchst unregelmäßige Strömung, die, wo das Fahrwasser offener, mit einer Fahrt von 1—3 Meilen, während der Ebbe ostwärts, während der Fluth westwärts läuft, in den Engen aber natürlich der Richtung der Canäle folgt und hier zur Springzeit eine Fahrt von 4—5 Meilen in der Wache erreicht.

Was ferner bei'm Einlaufen zu beachten, ist, ob nicht eine An-

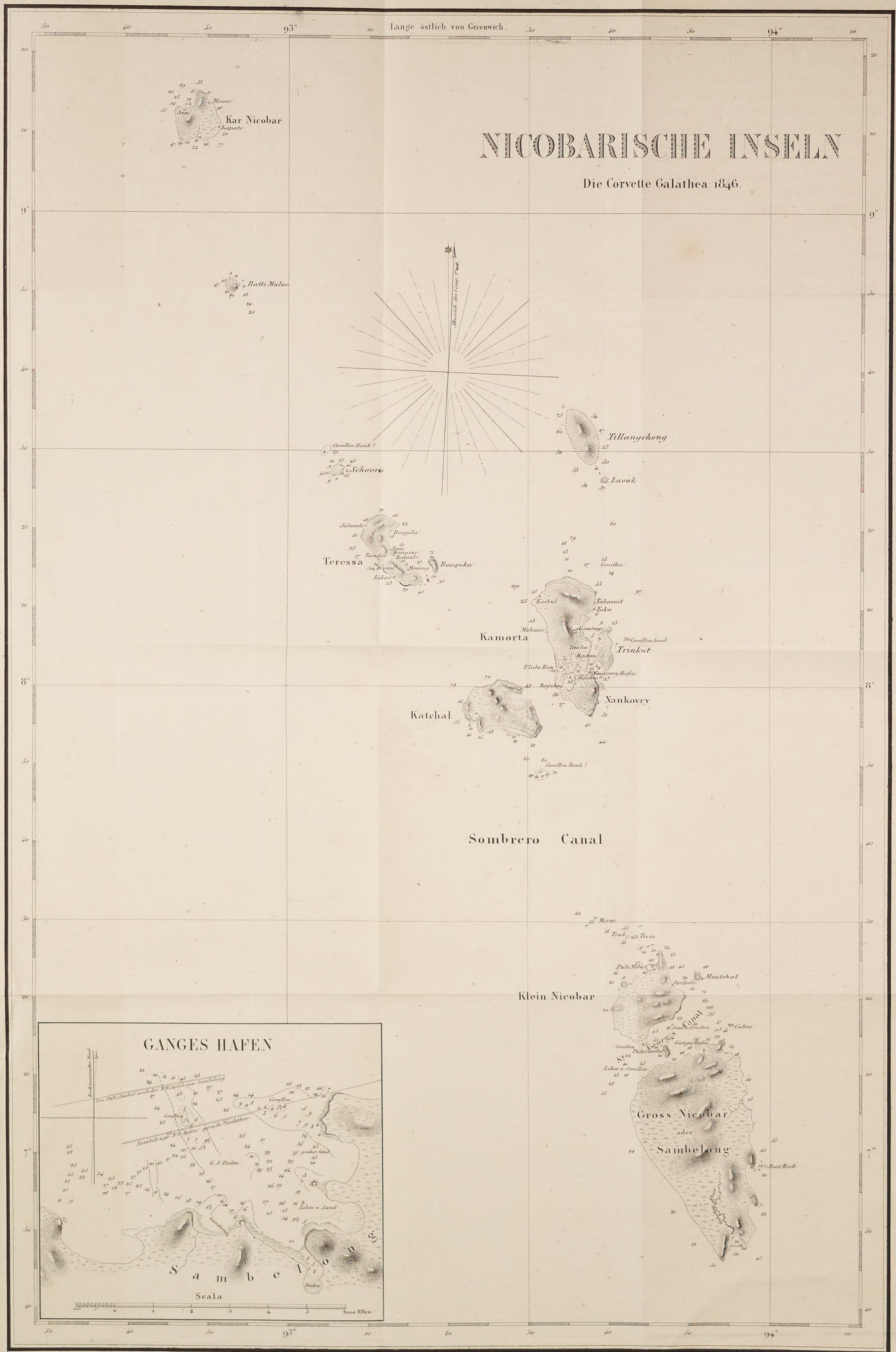
zahl Fischerjunken hinter den Inseln zum Vorschein kommen und sich dem ankommenden einsamen Handelsschiff zu nähern suchen. Piraten haben nämlich oft hier ihre Schlupfwinkel und treiben in diesem Gewässer, zur Schande und zum Spott der chinesischen Regierung, wie des alten portugiesischen und neuen englischen Etablissements, ihr Spiel auf die zügelloseste Art und Weise.

Das erste Land, dessen wir am 20sten Morgens ansichtig wurden, war „Gap=Rock" (von den Chinesen „Man=mi=tschow" benannt), die südwestlichste der sogenannten Lema=Inseln, welche die südöstliche Gränze des Archipelags ausmachen. Nordöstlich von Gap=Rock liegt eine etwas größere Insel, Namens „Hay=pong", an deren südwestlichem Ende ein Berg mit zwei spitzen Zinnen steht, den die Engländer „die Eselsohren" getauft haben. Hat man sich in diesem Monsun westlich im Fahrwasser gehalten, so sind jene beiden Punkte die besten Zeichen, nach denen man in den Archipelag einlaufen kann; kurz darauf wird man „die Ladronen" gewahr, und will man nun, wie ich es beschlossen hatte, nach Macao, geht man im Westen dieser Inseln, worauf man, Horsburghs Anweisung folgend, auf die Rhede einläuft. Um 11 Uhr waren wir die Ladronen passirt und sahen nun das ganze Fahrwasser gegen Norden offen vor uns liegen. Die Insel Potoi rechts, Apomée links lassend, steuerten wir auf die Rhede zu und gingen um 1 Uhr, etwa eine Meile von der Stadt entfernt, auf 3½ Faden Tiefe vor Anker; Macao's Cathedrale lag uns hier in N. 53° W., Potoi in S. 18° O., die Cabrita=Spitze auf der Insel Typa in S. 83° W. Während im NO.=Monsun der nördlichere Platz vorzuziehen, halte ich diesen, wo die Stadt hinter Typa eben zum Vorschein kömmt, für den besten Ankerplatz im SW.=Monsun; der Haltboden ist hier ausgezeichnet, die See ruhig, und die Böte haben günstigen Wind, um hin= und zurücksegeln zu können. — Die Farbe der See war, jenachdem es flacher wurde, erst schmutziggelb, dann nach und nach gelbroth geworden; als später die Fluth eintrat, ward sie ganz apfelgrün. Die Inseln, zwischen denen wir hineinsegelten, waren an Baumvegetation auffallend arm; die meisten derselben hatten ein dunkeles, moosgrünes Colorit, auch sah man nackte, rothe oder schwarzgraue Felsen und hinter ihnen, im Schutz gegen den scharfen NO.=Monsun, die reizendsten und fruchtbarsten kleinen Thäler.

Die Einfahrt auf den Cantonfluß war mir höchst interessant wegen der außerordentlichen Genauigkeit, womit die neuen englischen Karten aufgenommen sind. Aber auch für den Laien war sie anziehend, und Alle blieben auf dem Verdeck, um das ungewohnte Schauspiel zu genießen und von dieser neuen Welt, die wir jetzt besuchen sollten, einen Vorschmack zu bekommen. Ein Gewühl von großen und kleinen Fahrzeugen lag und trieb hier umher, oder ging vor vollen Segeln nach den verschiedenen Weltgegenden; alle waren bunt angestrichen, alle mit einer uns fremden Takelage versehen, alle wohl manoeuvrirt, alle mit diesen sonderbaren Menschen, die wir bisher nur auf fremden Boden verpflanzt gefunden hatten, stark bemannt. Es wimmelte förmlich von Fischerjunken, die den Anker nach Luwart ausgeworfen hatten und sich nun vor ihrem Bastsegel treiben ließen. Jenachdem wir an ihnen passirten, sahen wir die guten Chinesen uns mit ihren scharfen, pfiffigen Augen beobachten, während sie uns zuriefen, ob wir einen Lootsen wünschten, oder ob wir Fische, und was sie sonst feilzubieten hatten, kaufen wollten; aus dem Wege gingen sie aber nie, und oft hatten wir die größte Noth, um sie nur nicht überzusegeln.

Berichtigungen.

S. 16. Z. 1 von unten: egeln lies: segeln
„ 33. „ 13 von oben: verweigert lies: zu empfangen verweigert
„ 41. „ 4 v. u.: Ritt lies: Ritt
„ 49. „ 1 v. o.: da lies: als
„ 51. „ 13 v. u.: 21sten lies: 31sten
„ 59. „ 7 v. o.: Wochen lies: Wachen
„ 74. „ 12 v. u.: ark lies: stark
„ 92. „ 9 v. o: dies gewährt lies: gewährt
„ 112. „ 12 v. u.: räumen lies: fassen
„ 115. „ 18 v. u: Wasserge holt lies: Wasser geholt
„ 119. „ 14 v. u.: müßten lies: müssen
„ 120. „ 17 v. u.: viele lies: vielen
„ 127. „ 5 v. o.: ihnen lies: ihr
„ 172. „ 9 v. u.: geschmükt lies: geschmückt
„ 199. „ 16 v. o: guten lies: gutem
„ 210. „ 5 v. o.: Ausätze lies: Aufsätze
„ 221. „ 13 v. o.: bahnt lies: bricht
„ 232. „ 22—23 v. o. einen großen Scheiterhaufen lies: ein großes Feuer
„ 330. „ 14 v. u.: das lies: daß
„ 402. Anm. Z. 3 v. o. Officier lies: als Officier



Gez. von J. Chr. Peterson.

Carl Otto's lith. Inst.

Verlag von C. A. Reitzel in Copenhagen.